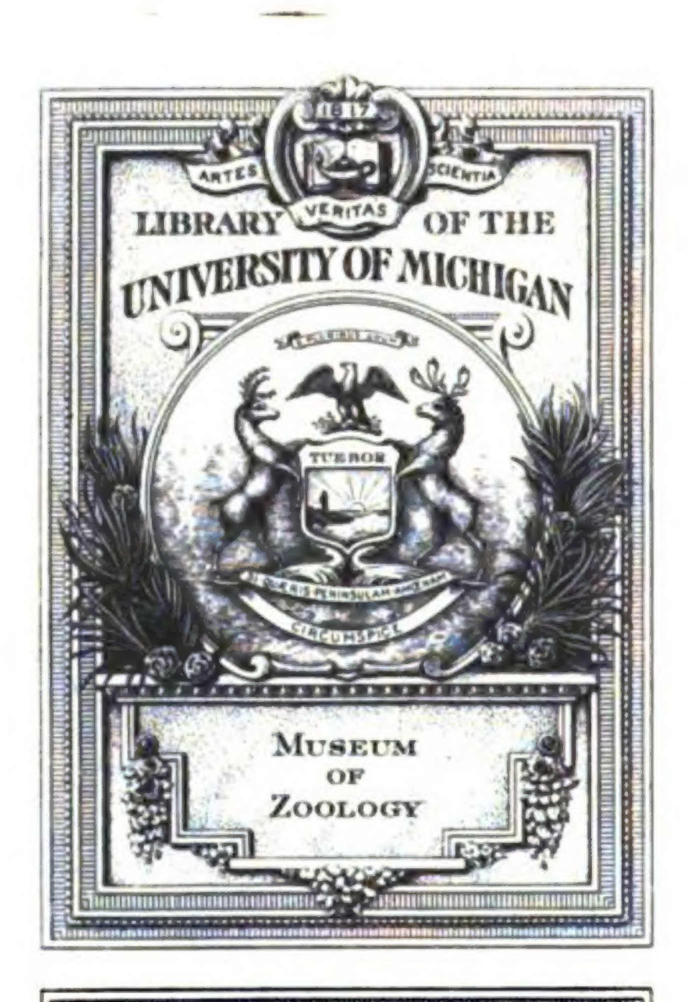

Unter den tropen: bd. British Guyana
Karl Ferdinand Appun




ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
MUSEUM
OF
ZOOLOGY





Unter den Tropen.

C. F. Appun del.

Gruppe von Itapalmen und Ravenala's in der Nähe von Pirára.

Unter den Tropen.

Wanderungen

durch Venezuela, am Orinoco, durch Britisch Guayana
und am Amazonenstrome

in den Jahren 1849 [illegible]

Von

Carl Ferdinand Appun.

Zweiter Band.

Britisch Guayana.

Mit [illegible]
[illegible] S Co. [illegible]
[illegible] Holzschnitten. [illegible]

Jena.
Hermann Costenoble.
1871.



C. F. Appun del.

[illegible] Itepalmen und Ravenala's in der Nähe von Pirára.

Unter den Tropen.

Wanderungen

durch Venezuela, am Orinoco, durch Britisch Guyana
und am Amazonenstrome

in den Jahren 1849—1868.

Von

Carl Ferdinand Appun.

Zweiter Band.

Britisch Guyana.

Mit sechs vom Verfasser nach der Natur aufgenommenen Illustrationen,
In Holzschnitt ausgeführt von R. Brend'amour & Co. in Düsseldorf
und zwei Tafeln indianischer Bilderschriften.

Jena,
Hermann Costenoble.
1871.

Vorwort

zum zweiten Bande.

Der reichliche Stoff, der sich bei der ferneren Bearbeitung meiner Reisen mir darbot, machte es mir unmöglich, denselben in nur einem Bande zu bewältigen, und es blieb mir, um meinem Werke die gewünschte Vollständigkeit zu geben, nichts Anderes übrig, als die Schilderung meiner Reisen in Britisch Guyana und dem nördlichen Gebiete des Amazonenstromes auf zwei Bände auszudehnen. Ich habe in diesen nur die mir am interessantest scheinenden Touren aufgenommen und erbitte für die Beurtheilung meiner unbedeutenden Arbeit aus gleichem Grunde die gütige Nachsicht des Publicums, aus welchem ich sie bereits beim ersten Bande des Werkes in Anspruch zu nehmen mir erlaubte.

Zugleich fühle ich mich veranlaßt, den Herren

William Walker Esquire, F. R. G. S., M. S. A., vormaligem Lieutenant-Governor von Britisch Guyana, jetzt in London,

William Hunter Campbell Esquire, L. L. D., in Georgetown und

Henry G. Dalton Esquire, M. D., in Georgetown, Verfasser des vortrefflichen Werkes „History of British Guiana“. 2 vols.

öffentlich meinen herzlichsten Dank für die freundliche Bereitwilligkeit abzustatten, mit der sie mich durch vielfache wichtige Notizen, für die beiden ersten Capitel und den Anhang des zweiten Bandes, unterstützten.

Ebenso bin ich meinem hochgeschätzten Freunde, Herrn Professor Dr. Hermann Karsten, dem bekannten Verfasser des großen botanischen Prachtwerkes „Flora Columbiae“, ganz besonderen Dank schuldig, für die gütige Mittheilung der von ihm, während seines Aufenthaltes in Venezuela, nach der Natur copirten indianischen Bilderschrift der piedra de los Indios bei Campanero, die, obgleich zum ersten Bande gehörig, ich im Interesse der Wissenschaft nachträglich in diesen Band aufgenommen habe.

Bunzlau in preußisch Schlesien,
den 24. Mai 1871.

Carl Ferdinand Appun.

Inhalt.

I.
Georgetown.

II.
Her Majesty Penal-Settlement Massaruni.

III.

Nach dem Koráima.

1.

Die Fahrt auf dem Massaruni.

2.

Weiterreise zu Land und zu Wasser.

IV.

Am Roráima.

V.

Vom Roráima nach Pirára.

VI.

Im Lande der Macuschis.

1.

El Dorado.

2.

Am Canuku-Gebirge.

Verzeichniss der Illustrationen.

Sehr bedaure ich, daß mir eine andere Abbildung von Indianern zur Zeit nicht zu Gebote stand, als die Photographie, nach welcher dieser Holzschnitt gemacht ist, und die in der Coloniestadt Georgetown von einigen in Handelsinteressen dorthin gekommenen Accawai-Indianern genommen wurde. Da die Indianer auf ihren monatelangen Reisen aus dem Inneren nach der Küste nie junge Mädchen, sondern nur einige, meist ältere Frauen mitnehmen, um unterweges das Kochen und alle übrigen den Weibern zukommenden Geschäfte zu besorgen, so ist es deshalb unmöglich, in Georgetown photographische Portraits junger, schöner Indianerinnen zu erlangen.

Nur deshalb habe ich diese Indianergruppe in mein Buch aufgenommen, weil mir eine bessere nicht zu Gebote stand, ich aber doch gern den Typus der Indianer, sowie deren leichte Manier der Bekleidung den geehrten Lesern meines Buches veranschaulichen wollte. Ich fühle mich zu dieser Erklärung gedrungen, damit nicht diese Illustration einen falschen Begriff über meine Ideen von weiblicher Schönheit veranlasse, da allerdings die auf derselben abgebildeten Indianerinnen den Macbeth'schen Hexengestalten ähnlicher sehen, als den anmuthigen Indianermädchen meiner Beschreibung.

Leider tragen die Indianer bei ihren Besuchen der Stadt Georgetown nie ihren vielfachen Federschmuck, ebensowenig als sie bemalt gehen, was sie überhaupt in jedem von Europäern bewohnten Ort vermeiden; der auf der Illustration in der Mitte stehende Häuptling Kanaima-pu, einer der mächtigsten am oberen Deme-

Die einzelnen Hieroglyphen sind etwa ½ Zoll tief in das feste Gestein eingegraben, ohne daß die geringste Symmetrie in dem Größverhältniß der einzelnen zu einander statt fände, da manche nicht ganz einen Fuß, andere dagegen zwei und noch mehr Fuß in der Höhe messen; ihr Ursprung datirt jedenfalls in die ältesten Zeiten zurück, und die Eingeborenen jener Gegenden wissen über sie keinen anderen Aufschluß zu geben, als daß sie von ihren Vorvätern gemacht seien.

I.

Georgetown.

Die Stadt Georgetown gewährt von der Seeseite aus einen eigenthümlich schönen Anblick wegen der üppigen Tropenvegetation, von welcher ihre größtentheils schön gebauten, mit zierlichen Veranda's versehenen, sauberen Häuser, wie von einem ungeheuren Park, umschlossen sind.

Tausende prächtiger, leichtgefiederter, von hohen grauen, säulenähnlichen Stämmen getragener Wedelkronen der majestätischen Cabbage-palm (Oreodoxa oleracea Kth.) überragen, im Verein von langwedeligen, mit gewaltigen Büscheln großer Nüsse beladenen Cocospalmen, die Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung, von welcher man, bei der Annäherung an die Küste, im ersten Augenblick nichts als einen großen Palmenwald gewahrt, bis, näher und näher der Mündung des Demerara gekommen, durch die Menge der im Flusse vor Anker liegenden Schiffe und die stattlichen, am Ufer sich erhebenden Wohngebäude und Stores, sich wie durch Zauberschlag dem überraschten Reisenden der interessante Anblick einer großen, überaus regen Hafenstadt enthüllt.

Georgetown, unter der früheren holländischen Regierung Stabroek genannt, die Hauptstadt von Britisch Guyana, liegt unter dem 6° 49′ 20″ n. Br. und 58° 11′ 30″ westl. Länge Grwch. am östlichen oder rechten Ufer des Flusses Demerara, und zählt nach dem letzten Census von 1861 29,174 Einwohner, von

denen die größte Zahl Neger und Farbige sind. Die geringe weiße Bevölkerung besteht meist aus Engländern; Europäer anderer Staaten und Nordamerikaner leben nur äußerst wenige in Georgetown, wie überhaupt in ganz Britisch Guyana.

Die Stadt selbst ist ungemein regelmäßig angelegt und sämmtliche Straßen kreuzen sich in rechten Winkeln. Unter den Straßen zeichnet sich Water-street als die belebteste und längste, dicht am Ufer des Demerara sich hinziehend, aus. Sie erstreckt sich von dem an der Mündung des Demerara ins atlantische Meer gelegenen Fort William Frederick bis nahe zur Zuckerplantage „la Penitence", in einer Länge von mehr als einer Meile und ist fast nur von Kaufleuten bewohnt, deren Waarenlager und Werfte weit in den Fluß hinein sich erstrecken. Zwei große im Jahre 1864 stattgehabte Feuer legten diese Straße, mit einem Theile der angrenzenden kleineren Straßen, in Asche, die seitdem in einer bedeutenden Breite, mit großen Gebäuden und schattigen Säulengängen für die Fußgänger, aufs Schönste neu erstanden ist. Der lebhafteste Verkehr, besonders vom Morgen bis zum Mittag, herrscht in dieser Straße, der in hohem Grade durch das rege Treiben auf den zahlreichen, nahebei liegenden, ein- und ausladenden Schiffen gesteigert wird. Sechs lange, mit Schleußen versehene Canäle kreuzen die Straße, um die Unreinigkeiten aus der Stadt zur Ebbezeit in den Fluß zu entleeren.

Zwei andere Hauptstraßen der Stadt, Main- und Camp-street, laufen parallel mit Water-street und zeichnen sich durch ihre Breite, sowie die schönen, sie begrenzenden Gebäude aus. In ihrer Mitte ziehen sich, in der ganzen Länge der Straße, süßes Wasser enthaltende Canäle hin, über die, zur Verbindung der beiden durch sie von einander getrennten Straßenseiten, zahlreiche Brücken führen und tragen durch ihren klaren Wasserspiegel, wie die üppige Fülle der carminrothen Prachtblüthen

des Oleander, mit dem ihre Ufer dicht eingefaßt sind, ungemein zur Verschönerung der aufs Reinlichste gehaltenen Straßen bei. Eine unzählige Menge kleinerer Straßen kreuzen diese und die anderen größeren Straßen der Stadt, die mit Einschluß der Vorstädte gegen 5000 Häuser zählt.

Die Wohngebäude der Einwohner sind größtentheils aus Holz gebaut, meist zwei Stockwerke hoch, mit Schindeln oder Schiefer gedeckt und ruhen auf 3—4 Fuß über der Erde hervorstehenden, aus Mauerziegeln aufgeführten Pfeilern. Vor den größeren Häusern befinden sich Galerien oder Säulengänge, die, sowie die Fenster, mit grün angestrichenen, venetianischen Jalousien verhängt sind, die beliebig auf- und zugezogen werden können. Jedes solches Gebäude hat seine für die Dienerschaft, die Küche und Ställe bestimmten Nebengebäude, die meistentheils von Bäumen und Gesträuchen umgeben sind, während vor dem Hause, der Straße zu, ein sorgsam gepflegter, mit blühenden Pflanzen gefüllter, von Drahtgittern oder zierlichen Holzzäunen eingefaßter Garten prangt. Dadurch daß in der Regel die Häuser mit weißer Oelfarbe gestrichen sind, gewähren die Straßen im Gegensatz zu dem üppigen Grün der tropischen Gewächse, welche die Wohnungen einschließen, einen überraschend schönen, im höchsten Grade sauberen Anblick.

An der $1^3/_4$ Miles breiten Mündung des Demérara liegt das Fort William Frederick, dessen Befestigung nicht allzustark ist und nur eine kleine Seebatterie von 18 Kanonen enthält, die dem Feuer einer feindlichen Flotte nicht lange widerstehen würde, wenn nicht die Stadt in natürlicher Weise gegen jede Landung eines Feindes, durch den morastigen Grund und die geringe Tiefe des Wassers an der ganzen Küste von Britisch Guyana entlang, am kräftigsten und sichersten geschützt wäre.

In der Nähe des Forts erhebt sich der herrliche, 100 Fuß hohe, von Ziegeln erbaute, mit eisernem Dach und Galerie ver-

sehene Leuchtthurm, welcher bei Nacht ein sehr starkes, weit=scheinendes Blinkfeuer zeigt. Die Kosten für Errichtung des=selben betrugen nicht weniger als 30,000 Dollars. Oest=lich von ihm, auf dem großen Exercirplatz, liegen die schönen, geräumigen Eve=Leary=Casernen und die beiden Militair=hospitäler. Die splendiden Casernen enthalten Wohnungen für zwanzig Offiziere und besondere Räume für ungefähr 400 Mann, ausgenommen die Ingenieure und Artillerie, die in, um das Fort umherliegenden, Gebäuden wohnen. Ein anderes Gebäude in der Nähe, unweit der Kingston=Brücke liegend, ist ebenfalls zur Caserne bestimmt und geräumig genug, um Wohnungen für 100 Mann zu bieten. Die Hospitäler mit ihren reinlichen Küchen und schönen Cisternen sind jedes zur Aufnahme von mehreren hundert Kranken berechnet und zeichnen sich durch ihre strenge Reinlichkeit und sorgsame Pflege noch besonders vor den anderen zwei in der Nähe liegenden Hospitälern, dem Colonial= und dem Seemannshospitale, aus.

Das größte und schönste Gebäude der Stadt ist unstreitig das in deren Mitte, im Stadttheile Stabroek gelegene, Stadt=haus (Public Buildings), ein im reinsten Stil erbautes, riesiges, mit reicher, jedoch einfacher Stuccatur geziertes Gebäude, wel=ches 1829 angefangen und 1834 vollendet wurde und der Colo=lonie 60,000 Pfd. Sterling kostete.

Es ist ganz aus Mauersteinen erbaut, mit Ausnahme des Flures, des Daches, der Thüren und Treppen, zu welchen das beste Holz der Colonie verwendet wurde; die Galerien sind von Eisenwerk; das mit einer großen Kuppel gezierte Dach ist mit Schiefer gedeckt, und vermittelst langer Röhren von Zink ist das vom Dach fallende Regenwasser nach zwei, an jedem Flügel des Gebäudes befindlichen, großen Cisternen geleitet. Das an der Front mit einem großen Porticus geschmückte Gebäude ist zwei Stockwerke hoch und enthält an jeder Seite des Porticus eine

weite Flucht von, für sämmtliche officielle Bureau's bestimmten, sehr geräumigen Zimmern, die sich bis in die, an beiden Seiten des Gebäudes weit hervorspringenden Flügel, erstrecken. Letztere ziehen sich von Nord nach Süd, während das Gebäude in seiner größten Länge von Ost nach West zu liegt; eine offene massive Galerie zieht sich, sowohl im ersten als zweiten Stock, an der Front des Gebäudes umher.

Seitwärts davon liegen die jetzt als Magistratsgebäude benutzte Hauptwache und die schöne schottische Kirche und etwas weiter nordöstlich die aus Mauersteinen erbaute Cathedrale der englischen Hochkirche, deren Erbauung 15,000 Pfd. Sterling kostete. Außer diesen und zwei anderen kirchlichen Gebäuden der katholischen Gemeinde befinden sich noch mehrere, den verschiedenen protestantischen Religionssecten, den Wesleyanern, Dissenters, Baptisten, der Londoner Missionsgesellschaft u. s. w. angehörende Kirchen und Kapellen in der Stadt.

Eine Eisenbahn (East Coast Railway) führt an der Ostküste entlang bis zu dem, 20 Miles entfernten, ziemlich in der Mitte der Route nach Berbice liegenden, Ort Mahaica und wird von der bedeutenden Menge der an ihrem Wege gelegenen Plantagen, besonders in Bezug auf Frachten, ungemein frequentirt; ihre Herstellung kostet an 1,200,000 Dollars.

Wegen des gänzlichen Mangels an süßem Wasser in der Stadt versorgen sich die Einwohner mit Regenwasser, welches von den Dächern der Häuser durch Röhren in eiserne Cisternen oder sehr große, verdeckte Bottiche, deren jedes Haus einen oder mehrere besitzt, geleitet wird, das, indem die etwaigen Unreinigkeiten sich bald fest zu Boden setzen, von klarer Färbung und ziemlich gutem Geschmack ist. Da in der trockenen Zeit jedoch öfter bei den ärmeren Klassen großer Wassermangel fühlbar wird, sind neuerdings an vielen Stellen der Stadt colossale eiserne Cisternen, zur Aufbewahrung des Regenwassers, errichtet

worden, aus denen zur Zeit der Noth dem armen Publikum für einen Spottpreis der tägliche Bedarf an Wasser geliefert wird. Außerdem existirt nicht allein für diesen Fall, sondern überhaupt zum Gebrauch der Einwohner und der verschiedenen an seinen Ufern liegenden Plantagen und Ortschaften, ein Süßwasser-Canal, der Lamaha-Canal, der das Wasser des mehrere Meilen von der Stadt entfernten Lamaha-Creek nach Georgetown leitet. Um noch in anderer Weise süßes Wasser zu erhalten, unternahm es im Jahre 1830 Major Staple, einen artesischen Brunnen zu bohren und stieß in der Tiefe von 140 Fuß auf das erste lebendige, stark mit Eisentheilen geschwängerte Wasser; es gelang ihm, ungeachtet vieler Hindernisse und vergeblicher Experimente, im September 1831 den ersten artesischen Brunnen in der Stadt herzustellen. Das in dieser Art gewonnene Wasser ist, sobald es aus dem Brunnen kommt, ziemlich klar und von heller Farbe, jedoch von brackichtem Geschmack und etwas fauligem Geruch. Sobald es einige Zeit steht, wird dessen Geruch unangenehmer, die Färbung gelbbraun, und feine Häutchen formen sich an seiner Oberfläche, die allmälig sich verbinden und durch ihre Schwere zu Boden fallen. Nach Filtriren desselben zeigt es sich jedoch von weit besserem Geschmack und ist sehr wohl zum Waschen und Kochen, mit Ausnahme der feineren Kunstwerke der Köcherei, zu benutzen. Ganz vorzüglich gesund ist es für Rindvieh, Pferde und andere Hausthiere, wenn es von diesen sofort nach dem Herausquellen getrunken wird. Es enthält eine bedeutende Menge Eisen mit kohlensaurem Gas, eine ähnliche Menge Salz und eine geringe Portion Magnesia.

Gegenwärtig befinden sich in Georgetown wohl an 20, theils von Privaten, theils von der Regierung angelegte, artesische Brunnen, deren Wasser eine Temperatur von 84° Fahrh., 5° höher als das Wasser des Demerara, am Morgen hat.

Mehrere Farmbesitzer an der Küste haben auf ihren Be-

sitzungen diese Versuche nachgeahmt, die für das Gedeihen ihres Viehstandes von bestem Erfolge waren, da in der, manche Jahre besonders lang anhaltenden, trockenen Jahreszeit oft eine große Menge Vieh allein nur wegen Wassermangel starb.

Die Stadt besitzt zwei große, überdachte Marktplätze, die, beide auf das Vorzüglichste und Eleganteste eingerichtet, mit einer Menge Läden und Räumen versehen und durch ungemein schöne eiserne Gitter eingeschlossen sind. Der ziemlich in der Mitte der Stadt, dicht am Flusse gelegene größte Marktplatz wurde 1844 eröffnet und kostete 56,934 Dollars; er ist der von Verkäufern und Käufern besuchteste. Der andere in der Main-street gelegene, 1852 eröffnete Platz, dessen Herstellung 12,176 Dollars kostete, hat beim Publikum wenig Anklang gefunden und wird jetzt gar nicht mehr in seiner ursprünglichen Eigenschaft benutzt.

Ein überaus belebtes Bild gewährt der erstere Marktplatz am Morgen, ganz besonders aber an jedem Sonnabend, als dem Hauptmarkttag der Stadt; es zeigt sich zu dieser Zeit ein solches Gewühl von Menschen auf diesem Platze, wie in der daran stoßenden Water-street, daß man an einem der belebtesten Plätze der größten europäischen Residenz sich zu befinden vermeinen würde, wenn nicht diese Illusion durch die verschiedenen Hautfarben des durch einander sich drängenden Volkes eine Störung erlitte.

Der Marktplatz mit seinen, Früchte und Gemüse verkaufenden Negerweibern, den gewinnsüchtigen, portugiesischen Bananen- und Fischverkäufern, den farbigen Schlächtern, den eleganten, mit Brandy trinkendem und Beef und Salzfisch essendem Publikum gefüllten, Restaurationen und vielen anderen, zum Theil ergötzlichen Gruppen, ähnelt in seinem lebhaften, bunten Treiben mehr oder minder dem, bereits im ersten Bande beschriebenen, Marktplatz in Puerto Cabello, nur daß hier in Georgetown bei Weitem mehr Ordnung und Reinlichkeit herrscht und die Nase nicht durch widrige Gerüche beleidigt wird, was seinen Grund

hauptsächlich darin hat, daß die Schlächter nur frisches, nicht aber getrocknetes Fleisch, das in Britisch Guyana nicht gegessen wird, verkaufen. Auch wird von der Polizei streng darauf geachtet, daß die zum Verkauf gebrachten Fische ganz frisch sind, so daß dadurch das Publikum weder in der Gesundheit, noch durch den üblen Geruch in Fäulniß übergehender Fische, gefährdet wird.

Zur Befriedigung des, an Luxus und feines Leben gewöhnten, Europäers bietet die Stadt in ihren zahlreichen, zum Theil äußerst eleganten Läden alles nur Erdenkliche dar, da alle Welttheile sich bestreben, Britisch Guyana mit den ihnen eigenthümlichen Artikeln zu versorgen.

Ein äußerst wichtiger Einfuhrartikel für jede Klasse der Bewohner Georgetowns ist Eis, das alle zwei bis drei Monate von Boston in eigens dazu construirten Schiffen, in viereckigen Blöcken von 1 Fuß Dicke, hierher gebracht wird, eine große Wohlthat für die ganze Bevölkerung, da das Trinkwasser in den Cisternen und Fässern einen ziemlich hohen Grad der Temperatur hat. Zugleich in diesen nordamerikanischen Eisschiffen kommen eine Menge frischer Lebensmittel, wie frisches Fleisch, Fische, Kopfkohl und eine Menge anderer europäischer Küchengewächse, Aepfel, Butter u. s. w. an, welche reißend schnellen Abgang finden. —

Die höchste Macht in der Colonie besitzt der Gouverneur, der zugleich mit dem aus 10 Mitgliedern bestehenden Colonial-Parlament (Court of Policy), wozu der Oberrichter, der Generalanwalt, der Staatssecretair, der Generaladministrator gehören, die bürgerliche Verwaltung mit einigen Veränderungen nach den Formen leitet, wie sie, bei der Uebernahme der Colonie von Seiten der britischen Krone, unter den Holländern bereits bestanden hatten. Die noch fehlenden 6 Mitglieder des Colonial-Parlaments werden durch ein Wahlcollegium (College of Electors), das aus sieben auf Lebenszeit ernannten Personen besteht, ge-

wählt. Das Colonial-Parlament ist an und für sich selbst keine finanzielle Autorität; sobald von ihm das Budget für das laufende Jahr entworfen, die jährlichen Steuern und Abgaben festgesetzt sind, tritt dasselbe mit dem Collegium der Finanzrepräsentanten, das aus 5 Mitgliedern besteht, zusammen und bildet das vereinigte Parlament (Combined Court), welches sodann über die finanziellen Anordnungen entscheidet.

Der erste Civilgerichtshof in Britisch Guyana besteht aus dem Oberrichter, zwei Unterrichtern, dem Secretair des ersteren, dem Registrator und einem vereideten Buchhalter.

Alle Civil- und Schuldklagen gehen in erster Instanz an einen der Richter bei der sogenannten Kanzlei, der seinen Vortrag darüber dem versammelten Gerichte macht, welches dann darüber entscheidet. Uebersteigt die Schuldklage den Werth von 500 Pfd. Sterling, so ist eine Appellation von der Entscheidung des Gerichtshofes an den Staatsrath zulässig. Von den Richtern werden die holländischen Gesetze, besonders die der Generalstaaten, bei ihren Entscheidungen zu Grunde gelegt.

Das oberste Criminalgericht wird von 3 Richtern des Civilgerichts und drei Beisitzern, welche gleiche Rechte mit den Richtern haben, gebildet; letztere werden durch Ballotage erwählt, können aber von dem Angeklagten verworfen werden. Sämmtliche Sechs fällen bei offenen Thüren das Urtheil über den Angeklagten, die entscheidende Stimme aber hat der Oberrichter.

Die untere Criminaljustiz in Georgetown ist in den Händen des Obersheriffs von Britisch Guyana, in Essequibo und Berbice in denen der Sheriffs dieser Districte.

Der Sheriff mit drei Magistratspersonen bildet das Untercriminalgericht, das über kleinere Diebstähle und Vergehen entscheidet.

Das Polizeiwesen in Britisch Guyana ist auf das Vorzüglichste arrangirt und übertrifft unstreitig das aller anderen

Staaten Südamerikas; an seiner Spitze ist der General-Inspector, unter welchem 3 Unter-Inspectoren stehen. Die eigentliche Polizeiforce zählt 2 Sergeant-Majors, 25 Sergeants, 14 Corporale, 190 Polizeidiener, 35 Flußpolizeidiener, 4 Pioniers, 40 Pferde und außerdem einige Doctoren, Buchführer und Unterbeamte. Ein großer Theil der Polizeidiener ist mit Flinten versehen und in militärischen Exercitien geübt; ebenso hat die Polizei die Beförderung der Brief- und Passagierposten von einem Orte zum anderen unter sich.

Die jährlichen Ausgaben für das gesammte Polizei-Institut in Britisch Guyana stellen sich auf ca. 100,000 Dollars.

Sechs Hauptgefängnisse existiren in Britisch Guyana, nämlich in Georgetown, Berbice, Mahaica, Waakenaam, Capoye und am Massaruni.

Das Gefängniß zu Georgetown ist das größte und bedeutendste der Colonie und zeichnet sich durch seine Reinlichkeit, Ordnung und strenge Disciplin aus. Es besteht aus mehreren solid gebauten Gebäuden, welche sämmtlich von einer hohen hölzernen, mit langen eisernen Spitzen versehenen Wand umschlossen sind. Das zur Aufnahme für Criminal-Verbrecher bestimmte Gebäude ist aus Mauerziegeln in drei Stockwerken aufgeführt und enthält 80 Zellen, von denen jede, wenn nöthig, mehrere Gefangene fassen kann. Ein langes, hölzernes Gebäude ist für die Haft von Schuldnern bestimmt, ein anderes für weibliche Gefangene, an welche beiden noch mehrere Nebengebäude, als ein Hospital, Beamtenhaus, Küche u. s. w., stoßen, die sämmtlich in die Umfriedigung des Gefängnisses eingeschlossen sind und sich durch die größte Reinlichkeit, Ventilation und Ordnung im höchsten Grade auszeichnen.

An Größe und Ausdehnung, wie auch an Anzahl der Gefangenen, wird das eben erwähnte Gefängniß nur von der am linken Ufer des Massaruni, und zwar an seiner Verbindung mit

dem Essequibo gelegenen, sehr bedeutenden Gefangenen-Anstalt (Penal-Settlement) übertroffen, über welche ich im nächsten Capitel mich specieller aussprechen werde. —

Zwei Banken existiren in Georgetown, die zugleich Zweig-Etablissements in Berbice haben, die Britisch-Guyana-Bank, seit 15. Mai 1837, mit einem Capital von 1,400,000 Dollars, und die Colonial-Bank, ebenfalls seit 15. Mai 1837, mit einem Capital von 2,000,000 Pfd. Sterling. Außerdem besitzt die Stadt eine Sparkasse, welche ungemein, besonders von ostindischen Coolie's, frequentirt wird.

Für Schulen ist in Georgetown, wie überhaupt in Britisch Guyana, von Seiten der Regierung viel gethan und von Jahr zu Jahr werden immer bedeutendere Summen dafür verausgabt. Außerdem existirt eine hohe Schule, Queens College, seit 1844 in Georgetown, in welcher Knaben eine ausgezeichnete Erziehung und wissenschaftliche Bildung, gleich denen anderer höherer Anstalten in Europa, erhalten.

Einen Tag um den andern erscheinen in Georgetown zwei Localblätter, „The Royal Gazette", seit 1816, und „The Creole", in welchen dem Publikum außer Localnachrichten stets die neuesten, interessantesten, politischen Ereignisse im Auslande geboten werden.

Von wissenschaftlichen Anstalten ist der „Verein für Agricultur und Handel" (The Royal Agricultural and Commercial Society), gegründet am 18. März 1844, die ausgezeichnetste und genießt in England und Frankreich, besonders durch seine hervorragende Betheiligung an den Weltausstellungen zu London und Paris, bedeutenden Ruf.

Diese überaus nützliche und wohlgeleitete Institution, welche sich der Patronage der Königin Victoria erfreut, begründet sich auf dieselben Principien, als ähnliche Vereine in England und ist im Besitz zweier schöner, großer Gebäude, von welchen das

eine einen ungemein großen Versammlungs- und Lesesalon mit einer ausgewählten, bedeutenden Bibliothek und den neuesten englischen monatlichen Magazinen und politischen Journalen, das andere ein naturwissenschaftliches Museum, besonders eine Sammlung interessanter Landesproducte, als Droguen, Farbestoffe, Stärkemehle, Hölzer, Faserstoffe u. s. w., enthält.

Die currenten Münzen in der Colonie bestehen fast nur in ganzen, halben und Viertel-Dollars; der Dollar beträgt drei Guilders Colonialmünze, die sich in 3, 2, 1, 1/2, 1/4, 1/8 Guilderstücke theilen, 100 Cents (ideeller Münze) oder 4 Schillinge 2 Pence. Nach unserem Gelde beträgt der Dollar 1 Thlr. 12 Sgr. Außerdem cursiren englische Schilling- und Sixpence-Stücke. Einheimische Gold- und Kupfermünzen existiren nicht, dagegen aber Banknoten der beiden in Georgetown bestehenden Banken.

Für Gewicht und Maße sind die englischen als Norm angenommen.

Britisch Guyana hat einen schlimmen Ruf, sowohl in Europa, als in Westindien, wegen der Ungesundheit seines Klimas und der großen Sterblichkeit, die unter Europäern und anderen Besuchern dieses Landes bisweilen herrscht; es hat sich jedoch nach mehreren, von verschiedenen Seiten darüber angestellten, sorgfältigen Beobachtungen ergeben, daß die Sterblichkeit in diesem Lande nicht größer ist, als die in mehreren europäischen Staaten. Es ist allerdings begründet, daß das Klima von Guyana den, von einer gemäßigten Zone neu ankommenden, Weißen nicht besonders zusagt, vorzüglich wenn diese sich mit Landwirthschaft an den Küstengegenden beschäftigen, jedoch findet dabei ein großer Unterschied statt, der sich auf die körperliche Constitution der Individuen gründet, indem ein Theil derselben bereits vor der Ankunft zu gewissen Krankheiten inclinirte oder auch durch Ausschweifungen den Körper ruinirte. Wenn es auch schwierig ist, genaue Data

über die Zeitdauer des menschlichen Lebens in der Colonie festzustellen, erweisen sich doch die darüber gemachten Erfahrungen der hier existirenden Lebens-Versicherungs-Banken, die allerdings ihre Interessenten nur in der mittleren und höheren Klasse der Bevölkerung haben, als überaus günstig für den Gesundheitszustand der Colonie. Der ungünstige Eindruck von der Ungesundheit des Klimas ist hauptsächlich durch das mitunter an der Küste herrschende gelbe Fieber veranlaßt worden, das hauptsächlich nur die fremde Bevölkerung, besonders Seeleute, befällt, die am meisten, wegen ihres oft ungeregelten Lebens, den Anfällen dieser schrecklichen Krankheit ausgesetzt sind. Das gelbe Fieber tritt übrigens nur in langen Zwischenräumen auf und oft vergehen mehrere Jahre, bevor es wieder erscheint, jedoch ist seiner Ruhezeit nie zu trauen und jeder neue Ankömmling im Lande hat die nöthige Vorsicht in Bezug auf Diät und körperliche Pflege zu beobachten, um nicht von ihm plötzlich überrumpelt zu werden. Diese Epidemie, sowie intermittirende Fieber, treten übrigens nur an der Küste, besonders an den Mündungen der Flüsse auf und erstrecken sich nicht in das Innere. Das gesunde Klima des Inneren sowohl, als auch bereits der, einige Tagereisen von der Küste entfernten, Ansiedelungen an den Ufern des Demerara, Essequibo, Berbice und anderer Flüsse, ist sprichwörtlich; die natürliche Drainage ist an diesen Orten so überaus vollkommen, daß alle Unreinigkeiten von der ungeheuren Regenmenge hinweggeführt und die Reinheit der Luft so bedeutend, daß die Planeten Venus und Jupiter bei Tage gesehen werden. Schomburgk führt an, daß er im December 1838, Nachmittags 3 Uhr, auf der Fahrt auf dem oberen Essequibo, zugleich die Sonne, den Mond und den Planet Venus erblickte.

Die Verschiedenheit der Temperatur zwischen der Küstenregion und dem Inneren des Landes ist ungemein groß. Die mittlere jährliche Temperatur der ersteren ist 80° Fahrh., die

höchste 90°, die niedrigste 70°, so daß die Differenz 20° beträgt, während sie in letzterem zwischen 12—35° in wenigen Stunden differirt, indem die höchste Temperatur auf 100—110° im Schatten und die niedrigste auf 60° sich stellt; ein so niedriger Thermometerstand tritt allerdings nur auf den hohen Gebirgen des Inneren ein.

Die hohe Temperatur der Küste wird durch die tägliche Seebrise sehr gemildert, die, von Osten kommend, der Atmosphäre eine erfrischende Kühle mittheilt. Sie beginnt von 8 bis 10 Uhr Morgens, erreicht ihr Maximum um 2 Uhr Nachmittags und erstirbt gegen Sonnenuntergang. Mitunter währt sie auch die ganze Nacht hindurch, in der Regel jedoch tritt in dieser Zeit die Landbrise ein, die in einem leichten Zephyr besteht und unregelmäßig, gleichsam nachlässig über das Land nach der See streicht und als ungesund für den menschlichen Körper betrachtet wird, indem sie feucht, kühl und mit den Miasmen animalischer und vegetabilischer Zersetzungen geschwängert ist.

Die Mehrzahl der neu angekommenen Weißen in der Colonie sind aufs Angenehmste überrascht durch das gesunde Klima des Landes und können kaum glauben, sich in dem für am meisten ungesund gehaltenen Theile Südamerikas zu befinden; sie finden sogar die Hitze hier bei Weitem weniger lästig als die im mittleren Europa, zur Zeit der sogenannten „Hundstage" herrschende, und sind erstaunt, das Quecksilber des im Schatten hängenden Thermometers auf 85—90° Fahrh. stehen zu sehen, ohne körperliche Unbequemlichkeit bei so großer Hitze zu fühlen. Der Vortheil bei diesem Umstande liegt in der Construction der hölzernen Gebäude, die, mit ihren unzähligen Fenstern, langen offenen Veranda's oder Galerien, die Bewohner vor Sonne und Regen schützen und ihnen dabei so gut als in der freien Luft zu leben gestatten.

Hauptsächlich aus Gesundheitsrücksichten sind steinerne Häuser

in Guyana allgemein im Verruf, da sie sich während der Regenzeit als ungemein dumpf und ungesund erweisen, selbst Schindeldächer werden deshalb denen von Ziegeln vorgezogen, indem erstere ein besseres, gesunderes Wasser in die Cisternen liefern.

Die lange Regenzeit an der Küste beginnt Mitte oder Ende April und endet gegen Ende August, außerdem aber tritt noch eine kurze Regenzeit vom December bis Mitte Februar ein, während die anderen Monate meist ohne den mindesten Regen passiren. Dies ist jedoch, wie bemerkt, nur an der Küste der Fall, da es im Inneren des Landes nur zwei Jahreszeiten giebt, die Regenzeit von Anfang Mai bis Ende August, und die trockene Zeit, ohne jeglichen Regen, außer in gebirgigen Gegenden, vom September bis Ende April.

Die ersten sechs Monate des Jahres sind die windigsten und kühlsten, in den anderen Monaten, besonders in den Regenmonaten, tritt mitunter eine gänzliche Pause der Seebrise ein, die jedoch glücklicherweise für die Menschen nie lange anhält; dann herrscht oft die drückendste Hitze und die Luft ist in hohem Grade getrübt.

Gewitter, und zwar besonders starke beim Wechsel der Jahreszeiten, sind nicht ungewöhnlich und der Blitz, oft von allen Himmelsgegenden herkommend, ist im höchsten Grade intensiv und die ganze Natur gleichsam in Flammen setzend, ohne jedoch solches Unglück, als in gemäßigteren Zonen, zu veranlassen. Erdbeben sind ungemein selten und werden, wenn dergleichen eintreten, in geringem Grade verspürt.

Das Klima von Britisch Guyana zeichnet sich außerdem durch große Feuchtigkeit aus, die im Jahre 700—800° beträgt. Da die Nächte meist um 8—10° kühler als die Tage sind, so fällt die in der Atmosphäre enthaltene Feuchtigkeit, wenn der Himmel klar und günstig dazu ist, in Form von Thau nieder, der in den Nächten der trockenen Jahreszeit in sehr bedeutender

Menge erscheint. Oft sogar, besonders an den Flüssen, zeigt sich bei Sonnenaufgang starker Nebel, der jedoch nicht von langer Dauer ist.

Von Krankheiten, ohne des bereits besprochenen epidemischen gelben Fiebers und der Pocken zu erwähnen, treten am meisten intermittirende und hitzige Fieber auf, jedoch selten in schlimmer Form und, bei sorgsamer Behandlung und gehöriger Diät, stets mit gutem Ausgang. Störungen der Galle und Leber sind die Hauptursachen dieser, wie der meisten anderen Tropenkrankheiten. Auszehrung und Schwindsucht kommen hier gar nicht oder nur selten vor und zwar nur bei Ausländern, die bereits mit dem Keim zu diesen Krankheiten ins Land gekommen sind und, trotz der gefährlichen Natur derselben, hier noch ein langes Leben führen, da das Klima ganz besonders der raschen Entwickelung jeder Art von Phthisis entgegen wirkt. Dagegen sind Pneumonie, Bronchitis und Asthma häufiger, wenngleich von mildem Charakter und selten fatalem Ausgange. Husten, Schnupfen und andere Erkältungen sind, besonders zur trockenen Jahreszeit, wegen des höheren Grades der Ausdünstung des menschlichen Körpers, an der Tagesordnung, nehmen jedoch, wenn nicht gänzlich vernachlässigt, nie einen bösartigen Charakter an. Gicht und Rheumatismus, jedoch ohne deren schlimmste Formen, kommen ebenfalls ziemlich häufig vor, beschränken sich jedoch meist auf rheumatische Affectionen der Muskeln, Knochen und Sehnen und sind durch unterdrückten Schweiß oder das Aussetzen des Körpers in feuchter, kühler Luft entstanden. So langwierig und schwierig die Cur dieser Krankheiten oft ist, ist doch zu verwundern, wie bald neu aus Europa angekommene, damit behaftete Personen, selbst die heftigsten rheumatischen Schmerzen verlieren, und die, oft Monate, ja Jahre lang daran bettlägerig Gewesenen, binnen wenigen Wochen durch die günstige Einwirkung des Klima's völlig davon befreit sind.

Hautgeschwüre in den verschiedensten Formen, Gallen-, Leber-, Nieren- und Herzkrankheiten kommen ebenfalls häufig vor, sind jedoch in den meisten Fällen wenig bösartig und schnell zu curiren; schwieriger gelingt dies bei den öfteren Fällen von Convulsionen, Hysterie und dem schlimmen Tetanus, der meist tödtlich endet.

Die gewöhnlichste Krankheit ist, besonders bei Kindern, der Wurm, der in der gewöhnlichen Praxis in 4 Arten sich zeigt: der gemeine Spulwurm (Ascaris lumbricoides L.), der Peitschenwurm (Trichocephalus dispar Götze), der kleine Spulwurm (Oxyuris vermicularis) und der Bandwurm (Taenia solium L.), zu deren Ausbildung im menschlichen Körper hauptsächlich die vielen mehlreichen Lebensmittel und die überreichlich Zuckerstoff enthaltenden Früchte beitragen. Es ist erstaunlich, welche große Menge Würmer die Körper der Kinder bergen und es ist öfter vorgekommen, daß einzelne Kinder 100 Spulwürmer von sich gegeben, ja eins derselben mit einem Male 50 derselben los wurde.

Hautkrankheiten sind ebenfalls gewöhnlich, jedoch von sehr leichtem Charakter. Prickelhitze (Lichen tropicus) ist bei Kindern und neu im Lande Angekommenen gewöhnlich und wird allgemein als sehr zuträglich für die Gesundheit des Körpers betrachtet.

Die schrecklichste Krankheit jedoch, die nicht allein in Guyana, sondern auch in vielen anderen Staaten des tropischen Südamerika auftritt, ist der Aussatz (Leprosy, Lepra), der leider unter den Eingeborenen sehr häufig ist, dagegen ungemein selten Weiße attakirt. Seine Opfer sind meist Schwarze und Farbige, für welche ein, von allem Verkehr abgesperrtes, isolirt liegendes, großes Lazareth errichtet ist; man erstaunt, bei diesen Kranken eine völlige Abgestumpftheit und Gleichgiltigkeit gegen ihre furchtbare Krankheit zu gewahren.

Diarrhöe, Ruhr und Kolik sind nicht ungewöhnlich, jedoch nicht von bösartigem Charakter und weichen sehr bald einer sorgfältigen Cur.

Die englische Krankheit (Morbus Brightii), so häufig in Europa, wie Diabetes mellitus, treten hier fast gar nicht auf; von Diabetes ist innerhalb einer Reihe von 10 Jahren nur ein Fall bekannt, der einen Europäer, der den Keim zur Krankheit bereits vom Vaterlande mitgebracht hatte, traf.

Hundswuth ist, trotz der großen Hitze, völlig unbekannt in Britisch Guyana, obgleich diese Krankheit in Venezuela unter Hunden öfters auftritt, dagegen leiden die Hunde in Britisch Guyana öfters an Convulsionen, Knochen- und Hautkrankheiten.

Die am Schlusse beigefügte Tabelle der Sterblichkeit in Georgetown beweist, daß diese unter 3% ist, völlig gleich mit der anderer, im Rufe als gesund stehender, Länder der Erde; es ist Denjenigen, welche fremde überseeische Besitzungen als ungesunde Gegenden und Leichenhäuser bezeichnen und verdammen, zu empfehlen, die Krankheits- und Sterbe-Listen und ärztlichen Berichte ihrer Länder genau zu studiren, um für die Folge ihre unrichtigen Schlüsse und falschen Behauptungen über das tödtliche Klima Westindiens, besonders Britisch Guyanas, zu unterlassen. —

Britisch Guyana wurde, in Folge einer Uebereinkunft im Jahre 1812, von den Niederlanden an Großbritannien abgetreten, unter welcher letzterer Herrschaft das Land bis jetzt steht und seit dieser Zeit in Bezug auf Ackerbau und Handel von Jahr zu Jahr mit Riesenschritten vorwärts geht. Der 1. August 1838 gab allen Sklaven in Britisch Guyana, die sich auf eine Seelenzahl von 82,824 beliefen, die Freiheit, wofür den Plantagenbesitzern vom englischen Parlament eine Entschädigungssumme von 4,297,117 Pfd. Sterling gezahlt wurde, während der eigentliche Kaufpreis derselben 9,489,559 Pfd. Sterling betrug.

Der plötzliche Uebergang von Sklaverei zur Freiheit wirkte

wie betäubend auf den an stete Knechtschaft gewohnten Neger und hatte zur Folge, daß die meisten der bisher in den Plantagen beschäftigten Schwarzen ihre ehemaligen Herren verließen, um sich angenehmere Beschäftigung zu suchen, hauptsächlich aber, um ein nach ihren Begriffen freies, d. h. müßiges Leben zu führen, wodurch sie oft in den größten Mangel geriethen und am Hungertuche zu nagen hatten.

In einem Lande, wo die Natur alles zur Erhaltung des Lebens Nöthige in reichlichem Maße hervorbringt, hält es nicht schwer für den Menschen, seinen Lebensunterhalt ohne große Anstrengung zu beschaffen; eine mit geringer Mühe hergestellte Anpflanzung von Bananen, Papayas, Brotfruchtbäumen, Cassade, dem den Schwarzen unentbehrlichen Quimbombo oder Ockro (Hibiscus esculentus Lin.), welche fast sämmtlich in sechs bis neun Monaten eine Ernte liefern; ein naher, durch Fischreichthum ausgezeichneter Fluß; der Wald mit seinem wilden Geflügel und niederen Säugethieren; — Alles dies bietet dem freien, indolenten Neger hinreichenden Lebensunterhalt. Darf er doch nun im Genusse der Freiheit schwelgen und den Tag in der Hängematte verträumen, während seine Lebensgefährtin für die Befriedigung seiner Bedürfnisse sorgen muß.

Inmitten aller Civilisation haben die Neger auf dem Lande und theilweise auch in den Städten, in Bezug auf Verbesserung ihrer Häuslichkeit, bis jetzt noch keinen Fortschritt gemacht; anstatt ihren Wohnungen eine comfortable Einrichtung zu geben, spenden sie ihre geringen Mittel an extravagante Kleidung und theure Spielereien. Ein oder zwei hölzerne Bänke in ihrer Wohnung, die ihnen als Sitze dienen und ein roher Tisch, beladen mit einem Durcheinander von Gläsern, Tellern, Tassen, irdenen Töpfen, blechernen Trinkgefäßen und kleinen Kesseln, ganz besonders aber den unvermeidlichen Calabassen, bilden das ganze Möblement ihrer Wohnungen. Die Calabasse ist ein Hauptgegenstand ihres

Haushaltes, denn sie dient als Waschbecken, zum Wasserholen, als Trinkgefäß, Eßschüssel und zu noch mehreren anderen Zwecken. Am Fußboden umher, der meist aus hartgestampfter Erde besteht, liegen mehrere hölzerne, viereckige Gelten (trays), ein anderes wichtiges Geräth in der Hauswirthschaft der Negerinnen, das für ähnliche Zwecke als die Calabasse benutzt wird. In demselben bringen sie Gemüse zum Markt und von da ihre gemachten Einkäufe an Lebensmitteln, Fisch, Fleisch, Bananen u. s. w. nach Hause zurück; im Hause selbst benutzen sie es als Behältniß für schmutzige oder reine Wäsche, sowie als eine Art Wiege für die jüngsten Sprößlinge. Ein Säugling in dieser Manier untergebracht und in dem tray auf den Erdboden liegend, wird für eben so gut bewahrt gehalten, als in der elegantesten, gesichertsten Wiege und die kleinen Unannehmlichkeiten, die er etwa dabei von Hunden, Ziegen oder Hühnern zu erdulden hat, werden leicht übersehen. Außerdem dient der tray bei heißem Wetter als Sonnen-, bei Regenwetter als Regenschirm; kurz die Negerin in Besitz von Calabasse und tray dünkt sich in den besten Verhältnissen und beneidet Niemanden. Ein dritter Hauptgegenstand des Haushaltes ist ein großer, mit einem runden tiefen Loch, gleich einem Mörser, versehener Holzklotz, der zum Stampfen der unreifen Bananen in eine teigartige Masse dient, die unter dem interessanten Namen „Fou-fou“ als die größte Delicatesse bei Negern und Farbigen gilt. Das Bett besteht in einer mit trocknen Palmwedeln oder Bananenblättern gefüllten Matratze oder aus einer Hängematte.

Dies ist meist der ganze Haushalt einer auf dem Lande lebenden Negerfamilie, in welchem überdies höchst selten Ordnung und Reinlichkeit herrschen.

Der in der Stadt lebende Neger, dem eine solche Unterstützung der Natur sich nicht darbietet, ist gezwungen zu arbeiten; er thut dies natürlich nur in dem Maße, als dazu genügt, den

nothdürftigsten Lebensunterhalt und etwaige andere Bedürfnisse als Rum, Tabak u. dgl. sich zu verschaffen. Ich spreche hier hauptsächlich von dem in Britisch Guyana von Negereltern erzeugten sogenannten „Creolneger", der in Charakter und Ausbildung ein Mittelding zwischen seinen schwarzen Eltern und seinen weißen Lehrherren bildet, zum Unterschiede von dem eingewanderten, in Afrika geborenen Neger, der meist dem Stamme der Croo's (Kruleute) angehört.

Die Hautfarbe der Creolneger zeichnet sich von der der geborenen Afrikaner durch ein minder tiefes Schwarz aus, ebenso haben ihre Gesichtszüge durch die Zeit und den Generationswechsel eine merkliche Veränderung erlitten, indem sie in neuerer Zeit sich mehr dem europäischen Typus nähern. Ihre Nase ist gerader und weniger platt, der Mund schmaler, die Lippen dünner und das Haar weniger kraus und wollig als bei der früheren Generation. Viele dieser ethnologischen Veränderungen mögen in dem Zusammenleben von weitläuftig mit der europäischen Race verwandten Geschlechtern ihren Grund haben, jedoch finden sich dieselben auch bei den von purem Negerblute Abstammenden. Die Körperformen beider Geschlechter sind in der Regel vollkommen, sie zeigen feingeformte Rücken, Schultern und Arme, nur in dem Schienbein zeigt sich eine Hinneigung zur Curvenform, ebenso wie Beine und Füße bei beiden Geschlechtern meist mangelhafte Formen aufweisen.

Die Creolneger haben nicht dieselbe entschiedene Charakterfestigkeit als die geborenen Afrikaner und besitzen, obgleich von besserer Erziehung und Benehmen, sowie schnellerer Fassungsgabe und ausgebildeterem Verstande, eben so wenig Aufrichtigkeit und Offenheit, als diese.

Von Anhänglichkeit und treuer Zuneigung, die sich bei letzteren findet, ist bei ihnen nicht die Rede und trotz ihrer nicht unbedeutenden Lebenspraxis mangelt es ihnen an der gehörigen

Strenge und Vorsicht in ihrer moralischen Führung. Sie sind dabei sehr lebhaft und vertraulich, fast dreist, jedoch sehr eigensinnig und veränderungssüchtig; durch den Reiz der Neuheit und des Augenblicks für eine Sache sich interessirend, macht sie die größte Kleinigkeit, besonders ihre Vergnügungssucht, im Nu davon abspenstig.

Prahlerisch im höchsten Grade, entbehren sie doch allen Stolz und gewöhnt zu andächtigen Handlungen und Freunde von Kirchenbesuch und religiösen Versammlungen, fehlt ihnen gänzlich das wahre religiöse Gefühl wie der echte Sinn für die höheren Verpflichtungen der menschlichen Gesellschaft. In vielen Fällen zeigt ihr Charakter Regelwidrigkeiten und erstaunliche Widersprüche. Bis zum Extrem Freunde von Musik und Tanz, worin sie wirklich excelliren und wofür sie angeborenes Talent besitzen, sind sie durchaus nicht von angenehmer Gemüthsart, indem sie sehr leicht gereizt werden und in diesem Zustande hartnäckig und frech sind und sich leicht zu Thätlichkeiten hinreißen lassen. Obgleich ihre Indolenz und Apathie einen ziemlichen Grad erreicht, können sie doch durch einen besonderen Zweck zu angestrengtester Thätigkeit veranlaßt werden; trotzdem sind sie wenig industriös und lassen sich nur durch Ueberredung, nie aber durch Streit oder Gewalt lenken.

Die in der Stadt lebenden Schwarzen zeigen eine bedeutende Hinneigung zu europäischen Sitten, jedoch nicht allein für die guten, sondern auch für die lasterhaften. Im Ganzen genommen leben sie mäßig, leider aber steht ihre Moralität auf einer sehr niedrigen Stufe.

Ungleich den Völkern anderer Länder haben sie kein besonderes Nationalcostüm, sondern ein Jeder, der irgend einigen Anspruch auf Bildung macht, kleidet sich so gut als möglich nach der Mode der höheren Klasse der Weißen. Daher das Erstaunen des Reisenden, wenn er den Neger, den

er in der Woche oft in dem miserabelsten, zerlumptesten Anzuge erblickt, am Sonntage in der feinsten, modernsten Tracht, in Tuchkleidern, französischem Cylinder, elegantesten Beinkleidern, Glanzstiefeln und mit der Reitpeitsche in der Hand, vor sich sieht, oder seiner, in der Woche mit zerrissenen Kleidern umhergehenden Waschfrau, am Sonntage im Musselinkleide, fashionablen Hut, mit Sonnenschirm und Handschuhen begegnet.

Am Sonntage ist der Neger meistens ein vollkommener „Swell".

In dem bereits beschriebenen, eleganten Costüm promenirt er in den Straßen und begiebt sich sodann in das Eishaus, um seinen Brandy mit Angostura-Bittern und Sodawasser zu sich zu nehmen; herablassend grüßt er seine Race-Verwandten und mit intimster Freundlichkeit und Cordialität nähert er sich dem Weißen, ihm die behandschuhte Hand mit einem „How do you do, Sir?" entgegenstreckend. Seine Sprache ist sehr geziert, er spricht echt London slang und seine Cigarre ist eine Habana purissima. Abends begiebt er sich nach der Kirche und geht mit dröhnendem Schritt in derselben dahin, um zu zeigen, daß er Stiefeln besitzt, die nebenbei in verschiedenen Tonarten knarren. Vom Prediger aufgefordert, spricht er mit lauter, salbungsvoller Stimme ein Gebet und besonders dumpf und schauerlich, halb schluchzend ertönen seine Worte: „O Lord have mercy with us sinners!" Nach Beendigung desselben sieht er sich rings um, um den Eindruck seiner Worte auf die Zuhörer zu bemerken und setzt sich dann mit zum Weinen verzerrtem Gesicht nieder. Sobald er aber aus der Kirche gekommen, geht er an einen Ort, wo Sonntags im Geheimen Rum verkauft wird und prügelt sich zum Beschluß des Festtags mit seinen Kameraden.

Der andere Morgen findet ihn zerlumpt und barfuß in den Straßen einhergehend, um in verändertem Zustande die Nachfeier des gestrigen Tages durchzumachen.

Der Hang des Negers für Putz hat gegen frühere Zeit be-

deutend nachgelassen und ganz besonders auf dem Lande erscheint er, theils aus Gleichgiltigkeit, theils durch schlechte Verhältnisse dazu gezwungen, selbst an den Sonntagen in nachlässiger, sogar oft höchst erbärmlicher Kleidung, selbst wenn er eine höhere Stellung in der menschlichen Gesellschaft einnimmt. Es mag dies hauptsächlich in dem seit der Emancipation bedeutend herabgesunkenen Arbeitslohne der Neger liegen, indem ein Tagearbeiter auf dem Lande wenig über zwei Dollars Wochenlohn erhält, wovon er allerdings Nichts bei Seite legen kann. Von Natur gegen jegliche Anstrengung des Körpers eingenommen, spornt ihn der geringe Lohn wenig zur Arbeit an, die er am Liebsten ganz unterläßt oder doch im höchsten Grade lässig betreibt.

In Folge der Emancipation der Neger und ihrer dadurch herbeigeführten Unlust zu angestrengter Arbeit entstanden in Britisch Guyana die sogenannten „Freehold-Besitzungen", indem mehrere der von den schwarzen Arbeitern verlassenen Plantagen, aus Nothwendigkeit von ihren Besitzern billig verkauft werden mußten, die nunmehr von einer Gesellschaft Schwarzer angekauft und unter sich in gleiche Theile vertheilt wurden. Diese wurden theils in, mit einzelnen Wohnungen versehene Pflanzungen, theils in förmliche Dörfer mit hochtönenden Namen, wie Victoria, Alberttown, Queenstown, Stanleytown u. s. w. verwandelt, die freilich durch ihre Unregelmäßigkeit und die meist erbärmliche Bauart ihrer Häuser nicht den mindesten angenehmen Anblick bieten. Es ist eine große Seltenheit, in diesen „Freehold-Etablissements" ein leidlich gebautes, reinlich gehaltenes Haus zu sehen, nur das Rumverkaufslocal excellirt darunter in den meisten Fällen. Von Drainage oder einem Canal zur Ableitung des Unraths ist in diesen Niederlassungen nicht die Rede und das Regenwasser sammelt sich in den Gräben und um die Häuser umher in großen Teichen, welche die Passirung der Straßen in der

Regenzeit fast zur Unmöglichkeit machen. Das einzige gut erhaltene und nett gebaute Gebäude ist die Kirche, die in den meisten dieser Niederlassungen existirt und einen angenehmen Contrast gegen die umherliegenden, halb verfallenen und schlecht gebauten Wohnungen bildet.

Die Bewohner der letzteren passen vollkommen zu solchen Verhältnissen.

Der Eigenthümer der kleinen Besitzung und natürlich auch Familienvater, spendet seine Zeit in der schaukelnden Hängematte oder auf einem defecten Stuhle sitzend und durch irgend eine Oeffnung in der Bretterwand, die mitunter sogar in einem Fenster besteht, ins Freie guckend, hin, um die bereits viele tausend Male gesehenen Bäume vor dem Hause aufs Neue zu begaffen und erhebt sich endlich nach langer Ueberlegung, um, aufs Extravaganteste aber wenig Schickliche gekleidet, in Begleitung seiner mageren Hunde einen Spaziergang im Dorfe zu machen, der mit dem Besuche des Rumlocales endet. Im Falle er ein wenig vermögend ist, dann ist er sicher in Besitz eines Pferdes, das sich jedoch seine Nahrung im Freien selbst suchen muß und bald dahinsiecht; auf ihm macht er seinen täglichen scharfen Ritt oder, wenn er ein Gig, sein höchstes Ziel, besitzt, eine Fahrt mit seiner Lady in der Umgegend.

Ohne Gig jedoch, beschäftigt sich sein Weib, oder vielmehr seine Gesellschafterin, zu Hause durch Streit mit den Nachbarn und dem Schimpfen und Prügeln der Kinder oder legt, in besonders guter Stimmung, ihren Kopf in den Schooß einer liebevollen Nachbarin oder eines Kindes, um sich von diesen die in den Kopfhaaren sich aufhaltenden Plagegeister absuchen zu lassen. —

Hinsichtlich seiner Gewohnheiten und Sitten zeigt der Creolneger einen großen Hang, dem Europäer nachzuäffen und eine fast unverschämte Anmaßung, in dem Benehmen sich weit über

seinen Stand zu erheben. Wie in Venezuela dem gewöhnlichen Volke in der Anrede die Prädicate „Don“ und „Caballero“ beigelegt werden müssen, macht der gewöhnliche Neger auf den Titel „Gentleman“, die Negerin auf den einer „Lady“ Anspruch. Bei Hochzeiten, Taufen und Begräbnissen bedienen sie sich stets eleganter Wagen und die dazu Eingeladenen erscheinen nur in Folge der auf gedruckten Karten oder elegant gepreßtem Notepaper an sie ergangenen Einladungen; kurz Alles wird bei ihnen aufgeboten, um im Aeußeren soviel als möglich den Europäern sich gleich zu stellen.

In Bezug auf Moralität stehen sie, wie ich bereits angeführt, auf einer sehr niederen Stufe und die von vielen Seiten gemachte Bemerkung, daß die schwarze Jugend beiderlei Geschlechts, anstatt darin sich zu verbessern, im Gegentheil mehr und mehr sich verschlechtert, ist leider traurig genug. Es ist oft empörend, die rohen, aufs Aeußerste gemeinen Redensarten zu hören, welche von Klein und Groß dieser Nation im Munde geführt werden, worin die schwarze Straßenjugend von Georgetown sich besonders auszeichnet und darin sogar die der großen europäischen Städte Paris, Berlin u. s. w. übertrifft.

Eheliche Verbindungen sind unter der niedrigen Klasse der Neger sehr selten, eben so selten als man einen Neger ohne Gefährtin, in wilder Ehe mit ihr lebend, antreffen wird.

Was auch immer Geistliche und Lehrer dagegen thun, um dieser Unmoralität zu steuern, ihre Bemühungen sind deshalb meist fruchtlos geblieben, weil den Negern von ihren Vorbildern, den Weißen, nicht allzuviel gute Beispiele in dieser Beziehung geboten werden. Die Zahl der außerehelich Geborenen übersteigt bis jetzt in Britisch Guyana noch immer die der ehelich Geborenen. —

Viele Creolneger dienen als Matrosen auf den Küstenfahrern; von ihrer Reise zurückgekehrt, ahmen sie auch darin

den Weißen nach, daß sie nach Matrosenart, sobald sie nur ihren Lohn empfangen, vom Schiffe verschwinden und nicht eher wieder zum Vorschein kommen, bis sie alles Geld durchgebracht haben, wozu natürlich ungemein kurze Zeit gehört.

Doch wie es in allen Dingen Ausnahmen giebt, trifft man auch unter den Negern, besonders den Handwerkern, sehr arbeitsame Leute, die in ihrem Fache sich ganz besonders auszeichnen und einen ungewöhnlichen Grad von Intelligenz besitzen; Selbstständiges zu schaffen, sind sie jedoch unvermögend und verstehen nur bereits Vorhandenes gut zu copiren.

Die Arbeitstage der Neger beschränken sich auf drei Tage der Woche, Dienstag bis Donnerstag, an welchen sie täglich nur 5—6 Stunden arbeiten. Zu religiöser Schwärmerei sind sie ungemein geneigt; die Meisten von ihnen bekennen sich zu den Secten der Dissenters und Methodisten und einige sind sogar recht eifrige Prediger.

Die von Afrika jetzt noch als Freie eingeführten Schwarzen gehören meist dem Stamme der Croo's (Kruleute) von der Küste von Liberia, an und sind von minder arglistigem Charakter, als die anderen Negerstämme. Sie arbeiten in den großen Etablissements der Holzhändler an den Ufern des Essequibo, Massaruni, Demerara und Berbice, wo sie die im Urwalde gefällten ungeheuren Stämme des Greenheart, Crabwood, Mora, Bully-tree u. s. w. nach dem Flußufer ziehen müssen; eine beschwerliche Arbeit, die ihnen aber guten Verdienst bringt. Sobald sie, im Verlauf einiger Jahre, ein Sümmchen sich erspart, kehren sie in ihre Heimath zurück, um sich dann ein kleines Besitzthum zu gründen und soviel Frauen anzuschaffen, als ihr Vermögen ihnen erlaubt; ein solcher Harem ist die Triebfeder ihres Fleißes; ihre Frauen haben dann alle Arbeiten zu verrichten, während sie selbst müßig gehen. Außerdem sind sie gute Matrosen und viele derselben in dieser Eigenschaft auf den Küsten-

fahrern thätig. — Durch eine Eigenthümlichkeit zeichnen sie sich vor anderen Negerstämmen aus, indem sie ihre kurzen Haare in kleine Büschel vereinen, die sie dicht mit Zwirn umwickeln, so daß Hunderte von kleinen Zöpfchen auf allen Seiten des Kopfes starren und demselben das Aussehen eines Melonencactus geben. An Festtagen wird der Zwirn abgenommen, das Ganze durchkämmt, worauf dann eine starr in die Höhe stehende Perrücke zum Vorschein kommt. —

Aus dem Vorhergehenden ist leicht zu ersehen, daß Handel und Wohlstand von Britisch Guyana nicht durch die Arbeitskräfte der Neger gehoben werden und daß das Land nach Aufhebung der Sklaverei längst dem Ruin anheim gefallen wäre, wenn nicht zu rechter Zeit noch die energischesten Maßregeln von Seiten der Regierung ergriffen worden wären, einem solchen durch Einführung ostindischer und chinesischer Coolie's zur Bearbeitung der Plantagen vorzubeugen.

Die ersten Einwanderer, die nach der Sklaven-Emancipation nach Britisch Guyana, als Arbeiter in den Plantagen, kamen, bestanden aus Negern und Farbigen von den westindischen Inseln, besonders Barbadoes, die ihren allzu reichlichen Ueberfluß an farbiger Bevölkerung gern los wurden; bald nach diesen begannen die Einwanderungen von Portugiesen aus Madeira, die, wenn auch sofort nach Beginn von der portugiesischen Regierung zu verhindern gesucht, doch im Laufe der Zeit nicht unterdrückt werden konnten und dem Lande eine bedeutende Menge intelligenter und nützlicher Bewohner verschafft haben. Sehr bald sahen die portugiesischen Einwanderer ein, daß in Britisch Guyana mit Detailverkauf von Waaren allerlei Art, besonders für die ärmere Klasse, Geld verdient werden könne und eröffneten, sobald sie als Arbeiter in den Plantagen einiges Geld zurückgelegt hatten, kleine Verkaufsläden, in denen die möglichst kleinste Portion von Lebensmitteln und anderen Bedürfnissen für den

möglichst geringsten Preis zu verkaufen war. Der Erfolg der Speculation war ein überaus günstiger und nicht blos in den Städten, sondern auch überall auf dem Lande wurden dergleichen Krämereien, die früher im Lande noch nie bestanden, von den Portugiesen angelegt, die sich dermaßen in jeder Beziehung ausdehnten, daß der von civilisirten Völkern bewohnte Theil von Britisch Guyana mit portugiesischen Krämerläden überfüllt war, in denen, außer allen Arten von Waaren, auch Getränke, wie Bier, Wein und hauptsächlich Rum verkauft werden, sogenannten „Portuguese-shops“, die trotz ihrer Menge glänzende Geschäfte machen. Der jüdische Charakter der Portugiesen eignet sich ganz besonders zu solchen Geschäften und manche derselben nehmen bereits den ersten Rang unter den Kaufleuten Georgetowns ein und sind nebenbei Eigner großer Schiffe.

Die Aufmerksamkeit der englischen Regierung wie der Plantagenbesitzer Britisch Guyanas, war ganz besonders auf Herbeischaffung von Coolie's als Plantagenarbeiter gerichtet und die auf den im Nordwest von Calcutta, unterm 23—25° n. Br. gelegenen Hochebenen wohnenden, sogenannten „hill-coolies“, die Dhangons oder Boonahs, als am Vorzüglichsten hierzu geeignet befunden. Bereits im Jahre 1838 wurden die ersten 400 ostindischen Coolie's zum Versuche nach Britisch Guyana gesandt, die im Augenblick ihrer Ankunft von einem reichen Plantagenbesitzer als Arbeiter engagirt wurden. Dieser Versuch fiel so günstig aus, daß von der Regierung eine weitere Einführung von Coolie's beschlossen und in Calcutta, wie Madras, Agenten für Engagirung und Verschiffung der Coolie's nach Britisch Guyana ernannt wurden. Für die Schiffseigenthümer in den genannten beiden Städten war es eine gute Speculation, zugleich in ihren mit einer Ladung Reis und anderen ostindischen Gütern befrachteten Schiffen, 300—400 Coolie's, für deren Ueberfahrt die englische Regierung 60 Dollars pro Mann zahlte, nach

Georgetown zu senden. Leider aber wurde in der ersten Zeit von Seiten der Agenten und Schiffseigenthümer bei der Auswahl der Coolie's nicht die mindeste Rücksicht genommen, sondern ohne Unterschied jedes Subject, das sich zur Auswanderung nach Britisch Guyana erbot, engagirt, um nur so schnell als möglich Geld zu gewinnen. Die meisten der nach Guyana gesandten Coolie's waren gar keine „Hill-Coolie's", sondern der Abschaum des Straßenpöbels von Calcutta und Madras, kurz die erbärmlichste, nichtswürdigste Race, die in aller Eile aufgetrieben wurde, um nur die Schiffe und Beutel ihrer Absender zu füllen. Ganze Familien von armen und abgezehrten kranken Indiern, alte Männer und Kinder, wurden in dieser Weise nach Georgetown verpflanzt, um die Hospitäler zu vermehren oder in der erbärmlichsten Weise als Grashauer, Viehtreiber oder Bettler ihre Existenz zu verbringen, da sie für den gewünschten Zweck völlig untauglich waren. Von 10,000 Coolie's, die in dieser ersten Zeit nach Britisch Guyana gesandt wurden, war kaum der zehnte Theil als Plantagenarbeiter brauchbar, unter denen jedoch nicht ein einziger der so begehrten „Hill-Coolie's" sich befand, sondern sämmtliche der Paria-Kaste der Städte Agra, Allahabad, Benares, Dhaka, Delhi, Lukhnau, Nagpur, Patna angehörten.

Natürlich wurde in späteren Jahren, von 1845 an, diesem Unwesen gesteuert, das für die Plantagenbesitzer, wie für das ganze Land, im höchsten Grade verderblich zu werden drohte und den von der englischen Regierung nach Ostindien gesandten Auswanderungsagenten die strengste Auswahl der zu verschiffenden Coolie's zur ersten Pflicht gemacht, so daß seit dieser Zeit keine fernere Klage über die Untüchtigkeit der engagirten Coolie's von Seiten der Plantagenbesitzer verlautete.

Auf diese Weise wurde der Bevölkerung von Britisch Guyana eine andere Menschenrace, die sich sichtlich von der bereits dort

vorhandenen unterschied, beigesellt. Von dunkler, brauner Färbung; regelmäßigen Gesichtszügen und langem schwarzen Haar, bilden die ostindischen Coolie's einen großen Contrast gegen die Ureinwohner des Landes, die Indianer. Der Coolie ist von dunklerer Färbung, schlankerem Bau und feineren, eleganteren Formen des Körpers, als der Indianer, mit langen, zierlichen Gliedmaßen ausgestattet und von großer Anmuth und Lebhaftigkeit, jedoch geringer Körperstärke. Sein Haar ist glänzend und lockig, nicht straff gleich dem des Indianers; der Kopf des der Secte der Mussalmans angehörenden Coolie ist, mit Ausnahme eines Haarbüschels auf dem Scheitel, geschoren. Die Sprache der Coolie's ist, je nach den Stämmen, denen sie angehören, verschieden, kann jedoch ursprünglich auf die zwei Hauptsprachen von Vorderindien, das Hindostani und Bengali, zurückgeleitet werden.

In ihrer Religion repräsentiren sie mehrere Secten Ostindiens und sind zum Theil auch Mussalmans; die meisten unter ihnen essen entweder gar kein Fleisch oder nur das gewisser Thiere.

Eine große Verschiedenheit findet zwischen den Coolie's von Calcutta und denen von Madras statt. Erstere sind von höherer Statur und eleganterer Körperform. Der schön geformte Kopf, die viereckigen Schultern und schön gerundeten Glieder, besonders beim weiblichen Geschlecht, überraschen oft ungemein. Die Gesichtsbildung Vieler ist überaus schön, fast klassisch in ihren Umrissen zu nennen und ganz vorzüglich zeichnen sich auch darin die Frauen aus, unter denen es wirkliche Schönheiten giebt. Ihre klare braune, sammetne Hautfarbe, die feurigen Augen, das lange, gelockte, glänzende Haar mit dem wunderschön geformten Mund, machen sie zu Studien für Künstler würdig. Ihre ganze Figur ist schön abgerundet, ausgezeichnet geformt und überaus anmuthig, und darin, wie in ihrer pittoresken Tracht, contrastiren sie aufs Vortheilhafteste mit der un-

ordentlichen Kleidung der Neger und dem bunten Flitterstaat oder schmutzigen Anzuge der Portugiesen.

Die Männer tragen Turbane von weißem Zeug oder runde Käppchen von grellfarbigen Stoffen, weite Jacken und halbweite Beinkleider von weißem oder buntfarbigem Musselin oder Kattun, oder sie haben ihre schlanken, eleganten Formen in lange Stücke weißen oder gestreiften Zeuges mit vielem Geschmack gehüllt; noch andere sind nur um die Lenden in zierlich gefalteten, weiß oder bunten Zeug gehüllt, während ihre wohl proportionirten Gliedmaßen aufs Vortheilhafteste sich frei präsentiren; für die Arbeit jedoch genügt Allen eine dürftige, oft schäbige Kleidung.

Die Frauen tragen keinen Kopfputz; ihr schwarzes, glänzendes, wohl geöltes und gekämmtes Haar ist abgetheilt oder geflochten, rund um den Kopf gelegt und meist mit goldenen oder silbernen Nadeln befestigt. Die Ohrläppchen und Nasenscheidewand sind durchbohrt und mit silbernen und goldenen Ringen behängt und Armbänder, wie Ringe an Fingern und Zehen, von gleichem Metall, vollenden den fashionabeln Schmuck einer gefeierten Coolie-Schönheit. Viele Frauen und Kinder tragen ihren Erwerb (Dollars und andere Silbermünzen), zu außerordentlich großen Bracelets (Bangles) geschmolzen und geformt, am Handgelenk und über den Knöcheln und haben in solcher Weise oft einen Schmuck im Werthe von einigen hundert Dollars an ihrem Körper. Ihr Oberkörper mit dem Busen ist mit einem eng anschließenden, musselinenen Gewand bekleidet, während ein weiter scharlachrother oder grellfarbiger Rock in zierlichen Falten von der Taille bis zu den Knöcheln herabhängt. Andere wieder ziehen lange bunte Shawls vor, die sie rund um den Busen und einen Theil des Körpers in malerischer Weise winden, dabei jedoch mehr von ihren Körperreizen der Oeffentlichkeit Preis geben, als es bei civilisirten Völkern Sitte ist. Aermeren Coolie-Frauen, besonders den von Madras stammenden, genügen als

Kleidung einige entfärbte, schmutzige Lappen, die sie in mystischer Weise um ihre Person geschlungen haben und kaum den geringsten Anforderungen der Decenz entsprechen. In ihren Handlungen und Betragen sind die Coolie's von Calcutta bei Weitem anständiger und angenehmer und halten mehr auf ihre Würde und Unabhängigkeit, als die sich oft sehr wegwerfenden Eingeborenen von Madras.

Ueberhaupt sind die Calcutta-Coolie's zur Feldarbeit viel tauglicher, als letztere, und werden diesen wegen ihrer Bereitwilligkeit und Ausdauer in der Arbeit, von den Plantagenbesitzern vorgezogen.

Sämmtliche Coolie's lieben das gesellige Zusammenleben ungemein und man findet oft mehrere Familien vereint in einer einzigen Wohnung. Selten daß eine Frau, deren Anzahl überhaupt gegen die der Männer nur gering ist, viel Kinder hat.

Jährlich kommen 4—6 Coolie-Schiffe, jedes mit 4—500 Coolie's, die bereits schon von den Plantagenbesitzern im Voraus in Beschlag genommen sind und sofort nach Ankunft an ihre Dienstherren vertheilt werden, nach Georgetown. Letztere haben bei Uebernahme derselben die von der Regierung gemachten Auslagen, die für jeden Erwachsenen 100 Dollars, für Kinder 50 Dollars betragen, zurückzuerstatten, wogegen der Coolie verpflichtet ist, seinem Herrn, gegen bestimmten Arbeitslohn, 5 Jahre zu dienen, nach deren Verlauf er nach seinem Wunsche entweder kostenfrei nach seiner Heimath zurückgesandt wird oder auf weitere fünf Jahre als Arbeiter sich verdingen kann.

Für das behagliche Leben und Wohlbefinden der Coolie's wird von Seiten der Regierung und der Plantagenbesitzer viel gethan; für Hospitäler, ärztliche Hilfe, gute Kost und Krankenpflege ist in jeder Plantage gesorgt, nur in einigen wenigen Fällen haben zwei Plantagen, mit Erlaubniß des Gouver-

neurs und Parlaments, nur ein gemeinschaftliches Hospital. Jedes derselben enthält 60—80 Betten und nur einige wenige haben bloß 30 Betten. Für alle diese Vorsorge zahlen die Coolie's nicht die geringste Abgabe. Die Anzahl der auf einer Plantage arbeitenden Coolie's richtet sich natürlich nach der Größe derselben, nur wenige Plantagen besitzen unter 100, mehr als zwei Drittheil derselben jedoch 200 und mehr Coolie's.

Nach einer Schätzung vom 30. Juni 1866 befanden sich an contractmäßig verpflichteten Coolie's, Ostindier und Chinesen, in sämmtlichen 128, mit Coolie's arbeitenden, Plantagen 28,619 männlichen und 9680 weiblichen Geschlechts, zusammen also 38,459, unter welchen die Sterblichkeit durchschnittlich 2,34 Procent für das halbe Jahr betrug. Die angegebene Zahl von 38,459 ostindischen und chinesischen Einwanderern ist jedoch bei Weitem nicht ihre Gesammtzahl, da eine bedeutende Menge derselben, von der contractlichen Dienstzeit befreit, sich im Lande als nützliche Arbeiter angesiedelt haben.

Die nach fünf Jahren Dienstzeit frei nach Ostindien zurückkehrenden Coolie's nehmen stets eine verhältnißmäßig große, aus ihren Ersparnissen bestehende Geldsumme aus dem Lande mit sich, wovon ich hier ein Beispiel anführen will:

Das Schiff „Clarence" verließ im September 1865 Georgetown mit 469 nach Ostindien zurückkehrenden Coolie's, unter denen 389 Erwachsene sich befanden.

Die Summe ihrer innerhalb fünf Jahren gemachten Ersparnisse, die sie im Schiffe mit sich nahmen, betrug 11,235 Pfd. 4 Sh. 2 P. Sterl., so daß durchschnittlich auf jede Person (ausgenommen die Kinder, die unmöglich viel verdienen konnten) 31 Pfd. 10 Sh. 8¾ P. Sterl. für die Calcutta- und 10 Pfd. 14 Sh. 6 P. Sterl. für die Madras-Auswanderer kamen. Dies war allein das baare Geld, mit Ausnahme des vielen

Gold- und Silberschmuckes der Frauen und anderer kostbarer Sachen, die sie mit sich führten.

Daß übrigens die Coolie's mit ihrem Aufenthalte in Britisch Guyana zufrieden sind, beweist, daß am 30. Juni 1845 nahe an 6000 Coolie's, deren fünfjährige Dienstzeit verflossen war, aus freien Stücken sich aufs Neue zur Plantagenarbeit auf weitere fünf Jahre verpflichteten. —

Die Einwanderung von Chinesen begann im Jahre 1853, wo, vom 1. Januar bis 30. Juni, 647 chinesische Coolie's, Männer und Kinder, jedoch keine Frauen, in zwei Schiffen in Georgetown anlangten und zur Probe in verschiedenen Plantagen engagirt wurden. Da diese günstig ausfiel, kam seit 1859 die Einwanderung von Chinesen unter dem Schutze und der Aufsicht der Regierung unter ähnlichen Verhältnissen, wie denen der ostindischen Coolie's, in Gang und dauerte, in bedeutendem Maßstabe, bis Ende 1866, mit dem Unterschiede, daß die Chinesen auf Lebenszeit nach Britisch Guyana übersiedelten. Seit 1867 ist die chinesische Auswanderung dadurch unterbrochen, daß in einem in Peking abgeschlossenen Vertrage mit dem englischen und französischen Gesandten, die chinesische Regierung festgestellt hat, daß die fernere Auswanderung aus China nur dann zulässig sein solle, wenn die chinesischen Coolie's nach Ablauf ihrer contractlichen Dienstzeit von der betreffenden Regierung kostenfrei wieder nach China zurückgesandt würden, eine Bedingung, die der Colonie Britisch Guyana allzu gewaltige Auslagen verursachen und zu geringe Vortheile dagegen bieten würde, um sie eingehen zu können.

Als Arbeiter in den Plantagen sind die Chinesen sehr brauchbar und obgleich ein großer Theil von ihnen früher nie an dergleichen Arbeit gewöhnt gewesen, finden sie sich doch leicht darein, sowie sie auch in allen anderen Arbeiten sich geschickt zeigen. Sie sind von lebhaftem, leichtherzigem, dabei aber hart-

näckigem, wildem und rachsüchtigem Charakter und stehen in Bezug auf Moralität auf sehr niederer Stufe. Der Genuß des Opiums ist ihnen, wie den ostindischen Coolie's, die es hauptsächlich rauchen und außerdem dabei noch dem Genusse der „Bhang"[1]) ergeben sind, ein Bedürfniß, weshalb beide Narcotica in Georgetown, unter der Aufsicht der Regierung, an sie verkauft werden.

Dabei sind die chinesischen Coolie's arge Spieler und rauben nicht selten in den Plantagen Vieh und Lebensmittel, um ihre gewaltige Eßlust befriedigen zu können. Während der ostindische Coolie mit Reis sich begnügt, verlangt der chinesische stets eine tüchtige Portion Fleisch zu seiner Mahlzeit.

Als Einwanderer für Lebenszeit haben die, ihre Dienstzeit absolvirten und viele andere, ohne Arbeits-Contracte eingewanderte Chinesen, eine freie Niederlassung am rechten Ufer des Demerara, unter dem Namen Hope-town[2]), gegründet, wozu ihnen von der englischen Regierung eine Strecke Land überlassen wurde. Dem Vorstand derselben, einem chinesischen Missioniär, O-Tye-Kim, einem Mann von vorzüglicher Begabung und Energie, ist zugleich die geistige und körperliche Wohlfahrt der in Britisch Guyana sich aufhaltenden Chinesen übertragen. Die nur in Chinesen bestehende Bewohnerschaft dieser Niederlassung hat bereits fünf Meilen des ihnen überlassenen Terrains an den Ufern des Demerara urbar gemacht und es mit Bananen, Bataten, Ingwer und anderen Vegetabilien, für welche in Georgetown guter Absatz ist, bepflanzt. Außerdem besitzen sie 150 Acres mit Reis bepflanztes Land, das eine jährliche Ernte von 600 Säcken (der Sack im Werthe von 9 Dollars) liefert, und befassen sich mit der in diesem Lande gewinnbringenden Schweinezucht. Ein großer Theil derselben brennen Holzkohlen, zu welchem Zwecke sie 40 Oefen erbaut haben, und liefern von diesem im Lande sehr begehrten Artikel bedeutende Quantitäten nach Georgetown, wo-

durch dessen Preis bereits um 30% gegen früher gefallen ist. Bis Ende des Jahres 1866, an welchem die Niederlassung bereits $2^1/_2$ Jahr existirte, betrug die Einwohnerzahl 170 Seelen, Männer, Frauen und Kinder, von denen 40 zum Christenthum sich bekennen; während dieser Zeit fand nur ein Todesfall, aber auch nur eine Geburt statt. Der kleine Ort besitzt eine temporäre Kapelle, wie ein Schulhaus, beide von schöner, zierlicher Bauart, in Bezug auf Nettigkeit den chinesischen Bauten gleichkommend. Mehrere größere Fahrzeuge, die ebenfalls den Bewohnern gehören, vermitteln den Handel mit den Küstenorten. —

Die verhältnißmäßig wenigen in Britisch Guyana lebenden Weißen, meistens Engländer, halten sich, außer in den beiden Städten der Colonie, Georgetown und Berbice (oder Neu-Amsterdam), nur noch in den an der Küste gelegenen Plantagen auf und bekleiden meist Regierungsämter, oder sind Kaufleute und Plantagenbesitzer. Der Hauptexporthandel der Colonie besteht in Zucker, Rum, Molasses[3]) und Holz, besonders für den Schiffsbau. Der Anbau der Baumwolle, der unter der holländischen Regierung in Britisch Guyana florirte, seit der Uebernahme von den Engländern aber gänzlich aufgegeben wurde, hat, seit dem nordamerikanischen Kriege, wiederum, jedoch in geringem Maße, begonnen, wird jedoch wegen der bedeutenden Ausgaben für Arbeitskräfte und der neuerdings herabgesunkenen Preise dieses Artikels, nie zu einer Bedeutung in der Colonie gelangen. Kaffee und Cacao werden in so geringem Maße angepflanzt, daß sie lange nicht für den Bedarf der Colonie ausreichen und von auswärts zu diesem Zwecke eingeführt werden müssen.

Bis 1866 existirten in Britisch Guyana 167 Zucker- und 6 Kaffeeplantagen, von denen 128 mit Hilfe von Coolie's bearbeitet werden.

Der Plan, nach welchem eine Zuckerplantage in Britisch Guyana angelegt ist, ist folgender:

Das dazu bestimmte Terrain besteht meist aus einem schmalen, rechtwinkeligen Streifen Landes, mit einer an der Küste, oder dem Ufer eines Flusses oder Canals, gelegenen Vorderseite oder Wasserfront, von 100—300 rheinl. Ruthen.

Jede Plantage ist von vier Dämmen eingeschlossen; der Frontdamm, um das See-, Fluß- oder Canalwasser von derselben abzuhalten, der Hinterdamm, parallel mit dem vorigen, und zwei Seitendämme, um jede Ueberschwemmung zur Regenzeit an diesen Stellen der Plantage zu vermeiden. Diese ziemlich breiten Dämme vertreten zugleich die Stelle einer Straße rund um die Plantage, obgleich die Producte der letzteren nur vermittelst Canälen nach den zur Plantage gehörigen Gebäuden, die meist an deren Vorderseite liegen, geschafft werden.

Das Arrangement für das Schifffahrtssystem ist ungemein einfach. Von der Front nach hinten, in der ganzen Länge und zwar in der Mitte der Plantage, läuft ein Damm mit je einem Canal an beiden Seiten, die sogenannten Centrumcanäle, die weit genug sind, um die Passirung zweier großen Fahrzeuge, punts[4]) genannt, zu gestatten. Dieser Mitteldamm bildet zugleich den Pfad für die diese Punts schleppenden Ochsen. In regelmäßigen und verhältnißmäßig kurzen Zwischenräumen zweigen sich in rechten Winkeln Seitencanäle von diesen Hauptcanälen ab und streichen bis auf eine Ruthe Entfernung zu den, längs der Seitendämme hinlaufenden, Drainage-Gräben. Diese Seitencanäle theilen die ganze Plantage in kleine Felder, und indem sie dieselben von drei Seiten umgeben, erlauben sie den Transport des Rohres nach dem Punt in der schnellsten Weise.

In einigen Plantagen befindet sich nur ein einzelner schiffbarer Canal in der Mitte. Alle Canäle haben ihren Zufluß an Wasser hauptsächlich nur in dem starken Regen, jedoch ist für die Fälle großer Dürre oder des, in der trockenen Zeit allzu niedrigen Wasserstandes, eine Verbindung derselben mit einem in der Nähe

liegenden Creek, See oder auch mit dem Meere, behufs des Wasserzuflusses, vermittelt.

Die Drainage einer Plantage ist ungemein einfach. Von vorn nach hinten, unmittelbar an den beiden Seitendämmen, laufen zwei Haupt-Drainage-Gräben, die in der Regel tiefer als die schiffbaren Canäle gegraben sind.

Die kleineren, in einer Distanz von 2—3 Ruthen von einander gelegenen Gräben, beginnen in der Nähe des durch die Mitte der Plantage führenden Dammes und endigen in den großen, an beiden Seiten derselben befindlichen Gräben, mit gehörigem Gefälle nach diesen zu, zu welchen sie in rechtem Winkel liegen. Am Frontdamm, zu Ende der großen Drainage-Gräben, die in der Regel durch einen an demselben hinführenden Graben mit einander verbunden sind, befinden sich die nöthigen Schleußen.

Die Plantagen sind meistens von bedeutender Länge. Das ursprünglich von der Regierung bewilligte Terrain zur Anlage einer Plantage ist auf eine Länge von 750 rhein. Ruthen festgesetzt, jedoch unterliegt es keiner Schwierigkeit, sobald der Besitzer nachweist, daß dasselbe in Cultivation sich befindet, andere 750 Ruthen Land dazu zu erhalten, und in solcher Weise immer 750 Ruthen mehr, sobald er wenigstens die Cultivirung von zwei Drittheilen des inne habenden Landes nachweist, wofür er eine Grundrente von 1 Dollar für den Acre zu zahlen hat.

Um eine Idee von einigen der für die Anlage einer Plantage nöthigen Kosten, wie der Arbeit, zu haben, bemerke ich, daß, um 700 Hogshead[5]) Zucker zu produciren, allein 200 Meilen Gräben und 30 Meilen Canäle, 12 Fuß breit und 5 Fuß tief, behufs der Drainage und Fortschaffung des Rohres vom Felde nach der Mühle, nöthig sind.

Die hauptsächlichsten Geräthschaften für die Cultur des Bodens beschränken sich auf die Schaufel, Haue und Cutlaß[6]); ob-

gleich hin und wieder Versuche mit dem Pflug gemacht wurden, stehen der allgemeinen Benutzung desselben die offenen Drainage-Gräben entgegen, wodurch nur das Pflügen in einer Richtung, parallel mit den kleineren Gräben, und zwar nicht einmal in deren unmittelbarer Nähe, wegen des Herabrollen des Bodens in dieselben, gestattet ist. Trotz des unvollkommenen Pflügens jedoch, war der Erfolg davon ein in jeder Beziehung günstigerer, als der durch Schaufel und Haue erzielte.

Seit einigen Jahren sind ebenfalls Versuche mit dem Dampfpfluge gemacht worden, welcher, mit Rädern versehen, die günstigsten Resultate im kreuzweisen Pflügen der Zuckerfelder lieferte, indem die Räder den Pflug leicht über die schmalen Gräben hinwegführen, freilich aber die Gräben theilweise mit Erde zuschütten und deren Reinigung nach jedem Pflügen bedingen.

Unter dem gegenwärtigen System der Bodencultur bringt ein Acre Land durchschnittlich 2 Hogshead Zucker, in manchen Fällen, bei besonders guter Cultur und Düngung, sogar 8000 Pfund oder etwas mehr als 4 Hogshead. Die Bodendüngung geschieht hauptsächlich mit schwefelsaurem Ammoniak, Guano und Superphosphat, außerdem werden in neuerer Zeit die Asche von verbranntem Zuckerrohr (Megaß), der Abraum vom Destilliren u. s. w. als Düngungsmittel benutzt.

Eine Zuckerrohr-Pflanzung ist in Felder von 5 zu 10 Acres eingetheilt, die durch die bereits erwähnten Canäle von einander geschieden sind und in welche, bei dem Pflanzen des Zuckerrohrs, in einer Entfernung von 4—4½ Fuß, mit der Hacke parallele, 1 Fuß breite und 9 Zoll tiefe Furchen gezogen werden. In diese werden zwei bis drei 10—12 Zoll lange Spitzen alter Pflanzen oder mit 3—4 Knoten versehene Schnittlinge von dem Endschaft des Rohres, in 1 Fuß Entfernung von einander gepflanzt und dabei so tief mit Erde bedeckt, daß sie nur 3 Zoll daraus hervorragen. In 10—14 Tagen beginnen bereits die an den Knoten sitzenden

Augen ihre langen schilfartigen Blätter zu treiben, worauf die Felder sorgfältig gejätet und die Stecklinge von Zeit zu Zeit an der Wurzel behäufelt werden müssen, bis nach 6 oder 8 Monaten die Pflanzen eine solche Größe erreichen, daß ihre schilfartigen, an der Spitze fächerförmig zusammengedrängt stehenden Blätter das ganze Feld so dicht überziehen, daß jedes Aufkommen von Unkraut unterdrückt wird. Nach Verlauf von 9 Monaten entwickelt die Pflanze ihre, auf einem langen, rohrartigen röthlichen Schaft stehende, dem zartesten, weißen Schleier ähnliche, gleich einer Flagge herabhängende Blüthe, während welcher Zeit das Rohr kraftlos steht und nur mit wässrigem Saft gefüllt ist. Bald nach Verlauf der Blüthenzeit erstarkt jedoch dasselbe wieder und hat, 12 oder 13 Monate nach der Auspflanzung, seine völlige Reife erlangt; es hat dann gewöhnlich eine Länge von 10—12 Fuß, oft sogar von 20—25 Fuß, bei einer Stärke von 2½—3 Zoll im Durchmesser und ist, gleich dem Bambus, in viele Glieder abgetheilt. In diesem Zustande wird es dicht an der Erde gehauen, in Stücke von 3—4 Fuß geschnitten und auf den Canälen in den, von Ochsen oder Eseln gezogenen Punts nach der Mühle gebracht.

Nach dem Hauen des Rohrs wird die große Menge trockener Blätter in Haufen gesammelt und dient verrottet als reicher Dung für die Felder, während die in der Erde zurückgebliebenen Rohrstumpfe in einigen Tagen aufs Neue treiben, um in 12 Monaten wiederum eine Ernte zu liefern, so daß in dieser Weise durch das kurz abgehauene, aufs Neue austreibende Rohr („Ratoon“ genannt), die ursprüngliche Pflanze 20 und mehr Jahre ziemliche Ernten giebt. Da jedoch der Ertrag dieser Ratoons an Zucker von Jahr zu Jahr sich mindert und allmälig von vier Hogshead zu nur einem pro Acre herabsinkt, so werden in der Regel, wenn irgend hinreichende Arbeitskräfte zu Gebote stehen, die Zuckerrohrfelder alle drei oder vier Jahre neu bepflanzt.

Der Saft des von der Mühle ausgepreßten Zuckerrohrs wird in Cisternen oder Kästen geleitet, in denen ihm so viel Kalk zugesetzt wird, als zu dessen bester Läuterung nöthig ist. Von da rinnt er in eine Reihe gußeiserner, in Mauerwerk eingelassener Gefäße, sogenannter „Coppers", die bei einfachem Feuer von bereits gepreßtem, getrocknetem Zuckerrohr (Megaß) erhitzt werden. In diesen wird der kochende Saft aufs Beste durch Abschäumen geklärt und so lange der Verdampfung ausgesetzt, bis er einen gewissen Grad von Dicke erreicht hat, worauf er in flache, hölzerne Gefäße, behufs der Krystallisirung gebracht wird.

Dies ist die einfachere, rohe Procedur der Zuckerbereitung, die in den meisten Plantagen verschiedenen neuen, praktischeren Erfindungen gewichen ist. So sind separate Läuterungsgefäße, die durch Dampf geheizt werden, andere, in welchen der geläuterte Liquor sich vorher setzen muß, bevor er in die Coppers gelassen wird, eingeführt worden; kurz die Apparate zur Zuckerfabrikation sind jetzt ungemein vereinfacht und vervollkommnet.

Seit dreißig Jahren sind nach und nach in fast allen Zuckerplantagen die sogenannten „Vacuum-pans" in Gebrauch gekommen, welche gegen die frühere Zuckerfabrikation die Vortheile besitzen, daß sie

1. eine bei Weitem schnellere Fabrikation des Zuckers bewerkstelligen;
2. einen Zucker feinerer Güte fabriciren, der nicht erst raffinirt zu werden braucht; und
3. allen Verlust durch Austropfen von Zuckersaft aus den Fässern während der Seereise, der sich auf 10% vom eigentlichen Gewichte beläuft, verhüten.

Der so gewonnene Zucker ist von gelbweißer Farbe, trocken und besteht aus kleinen Krystallen von bedeutendem Glanze, während der auf die gewöhnliche Art fabricirte braungelb, feucht,

von eigenthümlichem Geruch, dabei aber sehr süß ist und im Aussehen gröberem Flußsande gleicht. Hauptsächlich in dieser Weise, ähnlich dem sogenannten Thomas-Zucker, wird er nach England und neuerdings auch nach Nord-Amerika gesandt, da vollkommen weißer, glänzender Zucker, wegen des darauf lastenden hohen Eingangszolles, zur Versendung nicht geeignet ist. --

Die Quantität des in Britisch Guyana fabricirten Rum ist ungemein bedeutend. Der Ertrag des Rum wird nach der alten Manier der Zuckerfabrikation bei jedem Hogshead Zucker auf 1 Puncheon[7]) geschätzt, nach der neueren Manier der Zuckerbereitung, vermittelst der Vacuum-pans, stellt sich jedoch die Quantität des aus dem Hogshead Zucker gewonnenen Rum nur auf 1/2 Puncheon, indem der Hauptvortheil des Pflanzers darin besteht, die größtmöglichste Menge an Zucker und die möglichst geringste Quantität an Rum und Molasses aus dem Rohrsafte zu gewinnen.

Der in Britisch Guyana fabricirte Rum erreicht nicht die Güte und die hohen Preise des Rum von Jamaica, trotzdem auf seine Fertigung die größte Sorgfalt verwendet wird und die besten Maschinen und Methoden dabei benutzt werden.

Zwei Dinge sind es, die in Britisch Guyana in dieser Beziehung störend entgegen treten:

1. Die Unreinheit des aus dem Zuckerrohr gewonnenen Saftes, indem, bei der Lage der Plantagen an der Meeresküste, deren Erdboden soviel Salztheile enthält, daß sie dem Safte des Rohres einen salzigen Geschmack mittheilen.
2. Die Unmöglichkeit, das Wasser zur Condensation des Sprit in einer niedrigeren Temperatur als 84° Fahrh. zu benutzen. Das in Jamaica für diesen Zweck gebrauchte, von den Gebirgen geleitete Quellwasser hat eine bedeutend niedrigere Temperatur.

Bis vor kurzer Zeit wurde sämmtliche Molasse zur Fabrikation des Rum benutzt, jedoch in neuester Zeit wird von den mit Vacuum-pans arbeitenden Plantagen dieselbe zu Zucker verarbeitet.

Der rectificirte Rum ist farblos, von eigenthümlichem, von einem in der Rinde des Zuckerrohrs enthaltenen, essenzreichen Oel herrührendem Geruch, und seine gewöhnliche Stärke beträgt 35% O. P.; vermittelst einer aus gutem Muscovadezucker präparirten Masse wird er gefärbt, wobei große Sorgfalt und genaue Kenntniß in Herstellung der Mischung erforderlich sind. —

Der Plantagendistrict zieht sich längs der ganzen Küste, von der Mündung des Corentyn bis zur Arouabisce-Küste[8]) und außerdem an den Ufern der Flüsse Demerara und Berbice eine Tagereise aufwärts, hin; die beiden an der Mündung des Essequibo gelegenen Inseln Wakenaam und Leguan sind ebenfalls in denselben mit eingeschlossen. —

Das gesellige Leben leidet in Georgetown, wie in den meisten südamerikanischen Städten, an großer Einförmigkeit, woran das heiße Klima einen großen Theil der Schuld trägt. Für den Europäer beschränken sich die Vergnügungen nur auf gesellschaftliche Vereine, wie die täglichen Zusammenkünfte in den Localen der Agricultural-Society (Reading room) oder des Club (Assembly-room), und Spazierfahrten auf der Promenade der feinen Welt, dem „Ring", einer öffentlichen, am westlichen Ende der Stadt, eine Stunde am Demerara entlang sich ziehende Straße, die durch eine Allee majestätischer Kohlpalmen (Oreodoxa oleracea) gebildet wird und die Alameda oder den Corso von Georgetown repräsentirt. Jeder nur irgend auf Stand, Reichthum oder Bildung Anspruch machende, in Georgetown lebende Weiße hält sich, wenn es nur einigermaßen die Mittel erlauben, Equipage, die meist in einem leichten, zweirädrigen Fuhrwerk, Gig, besteht, in dem er sowohl seine Geschäfts- als auch Ver-

gnügungstouren abmacht, da das Gehen zu Fuß ungemein gescheut wird und durchaus nicht fashionable ist.

Bälle der feineren Welt finden jährlich nur wenige statt, sind aber dann stets auf das Luxuriöseste arrangirt. Der gegewaltige Saal des Assembly-house ist an solchen Abenden auf das Zauberischeste decorirt, herrliche tropische Pflanzengruppen umgeben, an beiden Enden desselben, prächtige Fontainen, welche die ganze Nacht hindurch das köstliche Florida-Wasser ausströmen und feenhafte, in die neuesten Londoner Moden gekleidete Frauengestalten durchschweben die Räume und lassen die Möglichkeit eines irdischen Paradieses nicht länger bezweifeln. —

Für die Sporting-Welt ist der Monat April der interessanteste, indem an einem Tage dieses Monats das jährliche Pferderennen stattfindet, bei welchem Pferde paradiren, die selbst bei Tattersalls Furore machen würden. An diesem Tage sind alle Geschäfte und Bureau's geschlossen und die ganze Bevölkerung Georgetowns, außer den in Hospitälern und Gefängnissen befindlichen Personen, befindet sich beim Race-course, das auf einem weiten, westlich der Stadt gelegenen Platze abgehalten wird und in seiner Scenerie einem Derby-day in Miniatur gleicht, nur daß hier der größte Theil des Publikums aus Schwarzen besteht. —

Für Musik ist in Georgetown sehr wohl durch ein, unter der Leitung eines tüchtigen, deutschen Capellmeisters stehendes, gut eingeschultes Musikchor gesorgt, das wöchentlich zwei Concerte in dem der Stadt gehörigen, öffentlichen Garten giebt, die bei freiem Eintritt jedem anständig Gekleideten zu besuchen erlaubt sind. Der Garten selbst ist aufs Geschmackvollste angelegt und enthält außer seltenen fremdländischen, besonders ostindischen Gewächsen, eine wahre Unmasse schön blühender Pflanzen der Tropen. Zwei Bassins mit der riesigen Victoria regia, einige Fontainen, umwuchert von schönen Blattpflanzen, kleine,

mit prächtigen Araucarien geschmückte Hügel, Volièren mit den buntgefärbtesten, einheimischen Vögeln, geschmackvolle Gartenbänke, Lauben und ein eleganter Pavillon zieren den wunderschönen, leider etwas zu kleinen Garten, welcher zwischen zwei schönen, mit Oleander eingefaßten Canälen gelegen, der Stadt einen großen Reiz verleiht. —

Für die Vergnügungen der Neger-Population Georgetowns ist durch ungemein zahlreiche Grogshops und wöchentlich stattfindende Bälle mehr als hinreichend gesorgt. Denn Bälle müssen die Tanzbelustigungen der verschiedenen Neger-Societies genannt werden, in denen Sir Quashy, die Gentlemen Cuffy, Sambo u. s. w. mit Lady Victoria, Aurora, Arabella u. s. w. Quadrille und Polka tanzen und die für die Betheiligten ihre Hauptwürze durch die stets den Schluß bildenden, unvermeidlichen Prügeleien erhalten. —

Mit Hôtels und Boarding-houses ist neuerdings Georgetown wohl versehen, obwohl das Leben in denselben, im Vergleich zu den europäischen Gasthäusern, ungemein kostspielig ist. —

Indianer lassen sich nur selten in der Stadt sehen, und sie gehören dann meistens den die Küstengegenden bewohnenden Stämmen der Warraus, Accawais (Waikas), Arawaaks und Caraiben an, nur als größte Seltenheit erblickt man mitunter einige Indianer des Inneren, wie Macuschis, Atoraïs und Wapischianna's. Sie erscheinen nur auf kurze Zeit hier, um ihre Handelsartikel, als Hängematten, gezähmte lebende Thiere, besonders Affen und Papageien, schön geflochtene Körbe, Töpferwaaren, Federschmuck, getrocknete Fische, Harze u. s. w., gegen ihnen nöthige Artikel, als Messer, Scheeren, Beile, Aexte, Flinten, Munition, Perlen, Salempores u. s. w. auszutauschen und dann sogleich wieder abzureisen, da das Klima und Leben an der Küste dem Indianer des Inneren durchaus nicht conveniren. Mitunter verdingen sich einzelne derselben als Arbeiter in die großen Holzetablissements am Demerara, Essequibo und Ber-

bice, um für ihre gemachten Ersparnisse das höchste Ziel ihrer Wünsche, eine Flinte, zu kaufen und mit diesem werthvollen Gegenstande, den sie über den Besitz einer Frau stellen, in ihre Wildnisse sich zurück zu begeben.

Die englische Regierung behandelt die Indianer aufs Rücksichtsvollste, gestattet ihnen gern ihre Freiheiten des Holzschlagens, Ansiedelns, Jagens 2c. und unterhält zu ihrem Schutze und der Sorge für ihr leibliches und geistiges Wohl drei besoldete Inspectoren (Superintendents) am Pomeroon, Demerara und Berbice. — —

Britisch Guyana ist in drei Countie's: Demerara, Essequibo und Berbice eingetheilt.

Die County von Demerara dehnt sich vom Abarie-Creek unterm 6° 35′ n. Br. bis zum Boerasiri-Creek (zwischen dem Demerara und Essequibo), in einer Länge von 90 Miles an der Seeküste, aus. Die flachen Ufer, bedeckt mit dichtem Gebüsch von Bäumen und Sträuchern, gewähren den Anblick einer, den atlantischen Ocean vom festen Lande trennenden, gigantischen Hecke. Dies Terrain enthält die meisten Zuckerplantagen, die parallel mit einander laufen und sich, gleich ungeheuren Strecken Gartenland, nach hinten zu in die undurchdringliche Wildniß verlieren. Von dieser County ist Georgetown die Hauptstadt.

Die County von Essequibo zieht sich von dem Boerasiri-Creek zu den äußersten westlichen Grenzen von Britisch Guyana und weist innerhalb ihres Terrains keine Stadt auf. Die Ufer der Essequiboküste sind ebenfalls flach und dicht bewaldet, gleich denen der Demeraraküste, nur mit dem Unterschiede, daß die an der Mündung des Essequibo gelegenen Ufer, statt der Schlammbänke der Küste, schöne sandige Gestade aufweisen.

Die County von Berbice nimmt den Landstrich vom Abarie-Creek zur Mündung des Corentyn, in einer Ausdehnung von 60 Miles, ein.

Bewaldete Schlammufer und Plantagen ziehen sich an dieser Küstenlinie entlang.

Die Hauptstadt dieser County ist Berbice oder Neu-Amsterdam, von den Holländern im Jahre 1796 gegründet und nach ganz ähnlichem Plane als Georgetown gebaut. Der Anblick der Stadt von der See aus ist bei Weitem pittoresker und imposanter als der von Georgetown; sie zieht sich längs des rechten Ufers des Berbice in einer Länge von anderthalb Miles hin und ist von einer Menge parallel mit dem Flusse laufender Canäle durchschnitten. Die Häuser liegen durch Gärten und Gräben von einander getrennt, in welche letztere zur Fluthzeit das Wasser des Flusses dringt, um mit der Ebbe die darin enthaltenen Unreinigkeiten hinwegzunehmen. Fruchtbäume, Palmen und eine Unzahl blühender Sträucher umgeben in prächtigen Gruppen die Gebäude der wohlhabenderen Bewohner, wodurch die Stadt einen unbeschreiblich schönen Anblick gewährt. Die Häuser der Kaufleute mit ihren ungemein großen Magazinen und langen Werfts begrenzen die Flußufer. Außerdem zieren mehrere Kirchen der Presbyter, englischen Hochkirche, Wesleyaner, Katholiken und anderer Secten die Stadt, die durch eine Dampffähre die Vermittelung des rechten mit dem linken Ufer des Berbice unterhält. Ihre Bevölkerung betrug im Jahre 1851 4633, im Jahre 1861 jedoch nur 4579 Seelen. — —

Weitere Städte hat Britisch Guyana nicht aufzuweisen, wohl aber eine Menge Marktflecken (villages), besonders in der County von Demerara.

II.

Her Majesty Penal-Settlement Massaruni.

Auf einer felsigen Höhe am linken Ufer des Flusses Massaruni, nahe bei dessen Mündung in den Essequibo, 6° 24″ n. Br. und 58° 45″ w. L., liegt die bedeutendste Straf-Anstalt (Penal-Settlement) der Colonie, ein reicher Schmuck der reizenden Flußlandschaft, zugleich aber auch ein Schreckensort für den Verbrecher.

Die Anhöhe, auf welcher das große Etablissement liegt, beherrscht eine weite Aussicht auf den Essequibo und seine zwei größten Nebenflüsse, den Massaruni und den Cuyuni, während dasselbe völlig isolirt von jeder Inland-Verbindung, von allen Seiten umgeben von gewaltigen, dichten Urwäldern ist, mit Ausnahme der Frontseite, an welcher das gelbe Wasser des Flusses den Fuß der Anhöhe bespült; ein überaus passender Ort für den verhärteten Verbrecher.

Das Penal-Settlement wurde 1843 gegründet und ist nur für männliche Gefangene, die zu längerer oder lebenslänglicher Gefängnißstrafe verurtheilt sind, bestimmt.

Die zur Aufnahme der Gefangenen bestimmten zwei Gebäude sind von bedeutender Länge, aber nur von der Höhe eines Stockwerkes, massiv von Stein erbaut. Das größere, mit einem Thurm versehene Gebäude, wird von einem breiten, in der Mitte befindlichen Gang, der Länge nach durchschnitten, zu dessen beiden

Seiten die Zellen der Verbrecher liegen; das daran stoßende andere Gefängniß hat zwei Reihen Zellen seiner Länge nach über einander, von denen die unterste im Souterrain gelegen ist; die Zellen der Sträflinge sind überaus geräumig und dem heißen Klima entsprechend angelegt und im höchsten Grade sauber und reinlich gehalten. Nach der Front zu befindet sich ein großer, von einer hohen, hölzernen Mauer eingefriedigter Platz, zu den täglich mehrmals vor und nach der Arbeit statt findenden Versammlungen, behufs der Controle der Gefangenen, wie den täglichen kleinen Spaziergängen der neu angekommenen, in Einzelhaft befindlichen Sträflinge, bestimmt.

Die Gebäude für die Beamten stehen vereinzelt in wunderschönen, parkartigen Anlagen und sind mitunter im höchsten Grade geschmackvoll und überaus geräumig gebaut; besonders zeichnet sich darunter das Haus des Directors (chief superintendent) der Gefangenen-Anstalt, ein sehr großes, zwei Stockwerk hohes, auf der Anhöhe gelegenes Haus, wie das für die, allmonatlich nach dem Settlement zur Revision kommenden Regierungsbeamten errichtete, große Empfangshaus mit schönem Salon, aus. Außerdem befinden sich an öffentlichen Gebäuden auch eine Kapelle und ein Hospital hier und ein sehr netter Kirchhof, rings von Cocospalmen beschattet, liegt auf dem Gipfel des Hügels und zeigt seine blendend weißen Mauern mit den darüber wallenden Palmenkronen schon aus weiter Ferne den Blicken des auf dem Flusse Dahinfahrenden.

Die netten, sauberen Wohnungen des Geistlichen, wie der Gefangenen-Aufseher und Guard's [9]), liegen in Gärten und kleinen Hainen der schönsten Fruchtbäume: Apfelsinen, Brodfruchtbäume, Guava's, Mango's, Coco's, Papaya's, Sapadilla's u. s. w., und das ganze Etablissement mit den breiten Alleen schattiger Mango's und blüthenreichen, weitduftenden Hecken von Rosen und Gardenien, seiner schönen, am Flußufer hinführenden, mit hohem üppigem

Bambus beschatteten Straße, den vielen Gärten, Palmengruppen, lieblichen Hainen und Greens, gleicht mehr einem großartigen, mit schönen Baulichkeiten geschmückten Park, als einer Strafanstalt für die schlimmste Klasse von Verbrechern.

Dicht am Flusse liegt das Wachthaus, mit zwei an der Hauptstraße aufgepflanzten Kanonen, und außerdem eine Dampfsägemühle, Schmiede und ein schönes Werft für die wöchentlich ankommenden, Granitsteine ladenden, von der Regierung gecharterten Küstenfahrer und den allmonatlich eintreffenden Steamer.

Das Beamtenpersonal des Penal-Settlement besteht aus dem Director (Superintendent), dem Unterdirector (Assistent superintendent), einem protestantischen Geistlichen, Arzt, Buchhalter, einem den Verkauf im Store leitenden Beamten, einem Oberaufseher und 6 Unteraufsehern und 10, unter einem Sergeant und Korporal stehenden Guard's.

Die Zahl der Gefangenen beläuft sich durchschnittlich auf 250, unter denen höchst selten Weiße, und in diesem Falle meistens Portugiesen, etwa der achte Theil davon ostindische und chinesische Coolie's, alle übrigen aber Neger sind.

Die Gefangenen werden sämmtlich zu Arbeiten verwendet; ein großer Theil derselben ist in dem am Flusse liegenden Granitsteinbruche beschäftigt, dessen Steine zum Straßenbau und anderen Regierungsbauten in Georgetown verwendet werden. Außerdem ist ein anderer Theil derselben, unter der Aufsicht eines Aufsehers, an einige im Flusse befindliche Holz-Etablissements gegen Lohn verdungen, wieder andere sind als Matrosen zum Bootdienst für das Settlement, für die Sägemühle, als Bootzimmerleute, Tischler und viele anderen Handwerke bestimmt, so daß ein Jeder der Gefangenen seine täglich neunstündige, oft auch länger dauernde Arbeit hat. Sämmtlich sind sie in gewisse Partien (gang's), wie sie gerade in ihrer Beschäftigung zu einander passen, abgetheilt, deren jede unter einem Aufseher steht,

der sie zu den bestimmten Zeiten auf dem Gefängnißplatz abzuliefern hat.

Eine Viertelstunde vor 6 Uhr Morgens werden die Zellen der Gefangenen aufgeschlossen, worauf sie sich auf dem Platze zu versammeln haben, um Punkt 6 Uhr, unter dem Geleit einiger Guard's, nach ihrem, in einem Nebengebäude befindlichen Eßraum zu gehen, wo sie ihr Frühstück, in einer Pint Molasses, nebst warmem Wasser zum Vermischen desselben und einem großen Schiffszwieback bestehend, erhalten. Jede Unterhaltung dabei ist verboten, und nach dem Frühstück begiebt sich die Menge wieder nach dem Platz, um sich in die einzelnen Abtheilungen zu formiren, das Morgengebet des Geistlichen anzuhören und dann nach ihrer Beschäftigung unter Begleitung der betreffenden Aufseher abzugehen.

Mit dem Läuten der Glocke um 10 Uhr wird die Arbeit eingestellt, die in den Steinbrüchen Beschäftigten nehmen ein Bad, und Alle begeben sich wiederum nach dem Gefängnißplatze, wo sie verlesen und darauf zum Frühstück geführt werden. Sie erhalten zu diesem gekochten Salzfisch und Bananen oder auch Reis, und werden sodann bis 12 Uhr in ihre Zellen geschlossen. Von 12 bis 5 Uhr ist wiederum Arbeitszeit, dann Bad, gemeinschaftliches Mahl von Reis oder Salzfisch und Bananen und sodann Einschließung in die Zellen. Was bei der Mahlzeit nicht aufgegessen wird, darf von den Gefangenen nicht mitgenommen werden.

Am Sonntage erhalten sämmtliche Gefangene früh Morgens ein Pfund Brod und, außer Salzfisch und Bananen, zur Abendmahlzeit eine Erbsensuppe, in der hier und da einige Ideen von gepökeltem Schweinefleisch auftauchen. Von 8 bis 10 Uhr, sowie Nachmittags von 3 bis 4 Uhr, werden sie zum Gottesdienst nach der Kapelle gebracht und dürfen sich des Tages über auf dem Platze umherbewegen, indem sie erst um 5 Uhr in die Zellen geschlossen werden.

Dies ist die Bestimmung, nach der die Gefangenen gehalten werden müssen, davon giebt es jedoch Ausnahmen und zwar gesetzlich erlaubte.

Sämmtliche Gefangene sind nämlich, hinsichtlich ihrer Aufführung, in drei Klassen getheilt, indem die erste Klasse diejenigen bezeichnet, die durch ihre Führung nie die geringste Veranlassung einer Klage gegen sie gegeben haben. Diesen wird eine größere Freiheit gestattet, sie dürfen bis Sonnenuntergang, nach ihrer Arbeitszeit und den ganzen Sonntag über, frei im Orte umhergehen und werden erst nach Sonnenuntergang in ihre Zellen geschlossen. Auch werden sie als Arbeiter, Bediente u. s. w. auswärts verdingt (sogenannte ticket-of-leave-men), stehen jedoch dabei unter polizeilicher Aufsicht. Ihr Lohn wird ihnen, wie den Gefangenen zweiter Klasse, nach Abzug der Kosten für Lebensunterhalt, gutgeschrieben und bei Entlassung aus der Anstalt ausbezahlt.

Die Kleidung der Gefangenen besteht in einer Blouse, Beinkleidern und einer runden Mütze aus ordinärem Segeltuch; der Stempel „Convict" ist jedem der Kleidungsstücke eingebrannt.

Die neu ankommenden Gefangenen im Settlement werden die ersten sechs Wochen in strenger Einzelhaft (solitary confinement) gehalten und nur Morgens und Mittags eine Stunde auf den freien Platz vor dem Gefängniß zur Erholung geführt, wo sie die Zeit über körperliche Exercitien, Schleppen gewaltiger Bombenkugeln von einem Platz zum anderen u. s. w. unter dem Commando eines Guard, vornehmen müssen. Nach Verlauf dieser Zeit werden sie nach ihren Arbeitsfähigkeiten den verschiedenen Abtheilungen der Gefangenen zugetheilt. —

Es liegt mir eine Liste der Gefangenen nebst ihren Verbrechen, vom Jahre 1852 vor, die ich in Kürze hier mittheile, da sie manchem meiner Leser nicht uninteressant sein dürfte; demnach befanden sich im Jahre 1852 im Gewahrsam des Penal-

Settlement in Massaruni 201 Gefangene wegen folgender Verbrechen: 5 Mörder, 25 wegen Nothzucht, 8 Mordbrenner, 8 wegen unvorsätzlichen Mordes, 56 wegen Einbruchs, 3 wegen Raubanfällen, 4 wegen Verfälschung, 58 wegen großen Diebstahls, 1 wegen Betrug, 20 wegen Verwundung von Menschen, 8 Straßenräuber, 4 wegen grausamer Tödtung von Thieren, 1 wegen Beschädigung von Maschinen. —

Fluchtversuche kommen im Penal-Settlement selten vor; sobald ein Sträfling vermißt wird, verkünden es drei, nach 6 Uhr Abends gelöste Kanonenschüsse, sämmtlichen Bewohnern der Gegend viele Meilen in der Runde, die nunmehr ihre ganze Aufmerksamkeit auf Entdeckung des Flüchtlings richten. Besonders geschieht dies von Seiten der, die angrenzenden Urwälder bewohnenden Indianer, die zu diesem Behufe förmliche Jagden auf denselben unternehmen, um den für die Einbringung eines solchen Flüchtlings angesetzten Lohn von 25 Dollars zu erlangen. —

Nachdem ich einige Monate in Georgetown verlebt, wurde ich im April 1860 im Auftrage der englischen Regierung nach dem Massaruni gesandt, um in den gewaltigen Urwäldern, welche das untere Flußgebiet des Essequibo bedecken, eine Sammlung der für Schiffsbau und andere technische Zwecke tauglichsten Hölzer zu veranstalten und zugleich die Materialien zu einer Flora von Britisch Guyana zu beschaffen. Zu meinem Wohnsitze wurde mir ein Haus im Penal-Settlement am Massaruni angewiesen, und die Regierung lieferte mir im ersten Jahre meiner Wirksamkeit ein großes Boot und die nöthige Anzahl Ruderer und Holzschläger in Gefangenen der Strafanstalt, mit denen ich meine oft wochenlangen Touren in die Urwälder des Essequibo, Massaruni und Cuyuni machte. Es war zuerst freilich etwas sehr Unheimliches, mit 8—10 schweren Verbrechern mich für viele Tage in die Urwälder zu begeben, in deren abgelegenen Wildnissen ich völlig der Willkür dieser verhärteten Bösewichte preisgegeben

war, ich lernte jedoch bald das richtige Verhalten gegen dieselben kennen und bin nie veranlaßt worden, über sie die geringste Klage wegen ungesetzlichen Benehmens zu führen. Mehr durch Güte, aber in Bezug auf ihre Arbeit nur durch Strenge, waren sie ziemlich wohl zu leiten, nie aber durfte ich das geringste Zeichen von Furcht vor ihnen merken lassen, sondern mußte bei ihnen, ganz wie bei den Indianern, mit Entschlossenheit und größter Unerschrockenheit auftreten, um sie nicht nur im Zaume zu halten, sondern sie mir völlig unterwürfig und dienstbar zu machen.

Ich erinnere mich nur eines Falles, wo ein junger, starker Neger mich durch seine Widersetzlichkeit, die in Thätlichkeit auszuarten drohte, dermaßen zum Zorne gereizt hatte, daß ich die Flinte ergriff und ihn niederzuschießen drohte, während mich seine Collegen umstanden und mir im Nu den Garaus hätten machen können. Anstatt aber dies zu thun, fielen sie über meinen rasenden Gegner her, warfen ihn zur Erde und prügelten ihn so lange, bis er weinend zu mir kam und mich um Verzeihung bat. Dies geschah in tageweiter Entfernung von jeder menschlichen Niederlassung, mitten im Urwalde, wo mich diese Verbrecher in Folge meiner Drohung ohne Weiteres tödten konnten, ohne daß je ein Mensch von dem Morde Etwas erfahren hätte, der sehr leicht durch irgend ein Unglück im Urwalde bemäntelt worden wäre. Der junge Neger war seit dieser Zeit der mir ergebenste und gefälligste von allen meinen Leuten. —

Das Penal-Settlement liegt ungefähr 40 Miles aufwärts der Mündung des Essequibo, und eine Tour von Georgetown dahin erfordert mit dem Steamer, je nachdem Fluth oder Ebbe statt finden, 7—8 Stunden, während sie mit einem Segelschiffe bei günstigem Winde in 1½ Tag zurückgelegt werden kann.

Die 20 Miles breite Mündung des Essequibo[10]) gewährt durch die vielen, in derselben liegenden, meist bewohnten Inseln einen

sehr schönen Anblick, und namentlich sind es die beiden größten derselben, Wakenaam und Leguan, die, mit Plantagen und schönen Gebäuden geschmückt, unmittelbar an der Einfahrt in den gewaltigen Strom liegen.

Gen Nordwest von diesen beiden Inseln ist die ebenfalls bedeutende, lange Tiger-Insel gelegen. Nach Passirung derselben eröffnet sich den erstaunten Blicken des Reisenden ein förmlicher Insel-Archipel, der nur theilweise bewohnt, durchgängig aber mit einer prächtigen Vegetation bedeckt ist.

Die 15 Miles lange, an der nördlichen Spitze bebaute Insel Hog-Island, ist die größte dieser Gruppe, von welcher gegen Westen die große und kleine Truly-Insel liegen, die theilweise bebaut und mit Gebüschen der Truly-Palme (Manicaria saccifera Gärtn.), die am Essequibo nur allein hier vorkommt, bedeckt sind. Von besonderem Interesse ist in diesem Archipel die östlich von Hog-Island und 3 Miles von der Mündung gelegene Insel Fort-Island, als Hauptplatz des gesammten Handels der Colonie unter der früheren holländischen Regierung. Noch befinden sich auf ihr die Ruinen des 1743 von den Holländern erbauten Forts Zeelandia, dessen gewaltige, im Viereck stehende Mauern noch jetzt im Verfall von seiner ungemein starken Bauart zeugen.

Erst nach Passirung des Insel-Archipels, von welchem die Lau-lau-Inseln den Schluß bilden, breitet sich der Strom in voller Majestät mit seinen dicht bewaldeten Ufern vor den Augen des Reisenden aus, und eine Menge kleiner Nebenflüsse: der Capoye, Itteribiesje, Supinaam, Arocari, Werri-werri und Groote-Creek, strömen ihm vom westlichen Ufer zu.

Bald verschwinden die hohen Essen der Siedehäuser der Plantagen und machen dem düsteren Urwalde Platz, über welchen die auf schlanken Stämmen sich wiegenden Wedelkronen unzähliger Palmen (Maximiliana regia Mart., Guilielma speciosa Mart.,

Oenocarpus Bataua und Bacaba Mart., Leopoldinia pulchra Mart.) emporragen.

In der Nähe der, am östlichen Stromufer befindlichen, Mündung des Flüßchens Itaka treten die ersten Sandsteinfelsen zu Tage, und weiter hinauf, am westlichen Ufer, springt eine 30 Fuß hohe Sandsteinklippe weit in den Fluß vor. Die Flußufer beginnen hier bereits hügeliger zu werden und zeigen nicht selten schroffe, felsige Abstürze gegen den Fluß zu, die durch die auf ihnen befindliche prächtige Vegetation ungemein malerisch aussehen. Hier und da tauchen aus dem breiten, gelben Wasserspiegel des Stromes kleine, bewaldete Inseln auf, bis die am östlichen Ufer, an der Mündung des Flüßchens Dalli gelegenen, hohen Sandfelsen, mit düsterem Urwald gekrönt, das Interesse des Reisenden in Anspruch nehmen.

Weiterhin erheben sich über dem Wasserspiegel mehrere gefährliche Klippen, die „drei Brüder und drei Schwestern", von seltsamen Formen, die bereits mehrfach größeren Fahrzeugen den Untergang bereitet haben, und darauf folgen die vor der Mündung des Massaruni liegenden Inseln Patta-pateima und Naikuripa (Cow- und Calf-Island), von denen die erstere größere angebaut ist.

Auf der von der Mündung des Massaruni und dem Essequibo gebildeten Landzunge, und zwar am linken Ufer des Essequibo, liegt die frühere Indianermission, jetzt Village Bartika-Grove, ein freundlicher Marktflecken mit zierlicher Kirche, über welchen ich später ausführlicher berichten werde. Die Mündung des Massaruni hat eine Breite von 1 Mile, und die Ufer dieses Flusses zeichnen sich durch ihren hügeligen Charakter vor denen des Essequibo aus. Ueberaus schön präsentirt sich bei der Einfahrt in den Massaruni das am linken Ufer, eine kleine Mile von der Mündung gelegene Penal-Settlement, ein mit allem Zauber tropischer Pflanzenschönheit ausgestatteter Hügel, auf dessen Gipfel

einzelne schöne Gebäude über das prachtvolle Laubmeer sich erheben und weiße Kirchhofsmauern, über welche die gelbgrünen Kronen der Cocospalmen rauschen, dem Bilde des Lebens einen melancholischen Charakter verleihen, der durch die aus dem üppigen Grün hervorragenden grauen Zinnen des Gefängnißthurmes noch um Vieles vermehrt wird.

In den meisten Creeks des unteren Essequibo und einigen des Massaruni, bis zu dem Beginn der Kataraktten dieser Flüsse, befinden sich Etablissements von Holzhändlern, die hier das für die Ausfuhr geeignete Holz schlagen lassen, um es auf dem Essequibo, in der Nähe der Creek-Mündungen, zu verschiffen. Die größten, tiefst gehenden Schiffe können den Essequibo aufwärts bis Bartika-Grove fahren, und kleinere Fahrzeuge, wie Schooner, Sloop's, gelangen bei hohem Wasserstande ohne Schwierigkeit bis in die Nähe der ersten Kataraktten des Essequibo und Massaruni, so daß die zur Ausfuhr bestimmten Hölzer unweit des Ortes, wo sie geschlagen, geladen werden können.

Die große Tauglichkeit einiger Holzarten Britisch Guyana's für den Schiffsbau ist von Autoritäten in dieser Branche längst anerkannt, welche die dazu am allergeeignetsten drei Sorten, Green-heart, Mora und Souari, dem Eichenholze und sogar dem Teak, vorziehen.

Alle drei diese Hölzer liefernden Bäume wachsen in den die Flüsse Guyana's begrenzenden Urwäldern, besonders denen der größeren Flußgebiete des Essequibo, Demerara und Berbice, wo sich auch die meisten Holzetablissements befinden.

Das am Meisten für Schiffsbau begehrte Holz unter den erwähnten drei Arten ist das des Greenheart-tree (Nectandra Rodiei Rob. Schomb.). Dieser Baum findet sich ungemein häufig in den Urwäldern, von der Küste an bis ungefähr 100 Miles nach dem Inneren zu und ist durch die Härte und Dauerhaftigkeit seines unübertrefflichen Holzes für den Schiffsbau vorzüglich ge-

eignet. Viereckige Blöcke desselben, im Durchmesser von 18—24 Zoll bei einer Länge von 60—70 Fuß, ohne den geringsten Knorren, sind die gewöhnlichen Dimensionen, in denen dieses Holz verschifft wird. Für jede Art von Wasserbauten, besonders für Brücken, Werfts u. s. w., ist Greenheart, das den nachtheiligen Einwirkungen des Wassers durchaus widersteht, ganz vorzüglich. In der Textur ähnelt es dem Eichenholz, ist jedoch feiner genarbt als dieses, von fast völlig glatter Schnittfläche und gelbgrünlicher Färbung.

Außer der gelben giebt es auch eine braune Art Greenheart, deren Holz durch noch größere Härte und Dauerhaftigkeit sich auszeichnet.

Der Same der Nectandra ist graugrün, oval und von Wallnußgröße, und von ihm, wie der Rinde des Baumes, wird ein, neuerdings in die Pharmacopöe aufgenommenes, schwefelsaures Salz, Bibirin, als Mittel gegen intermittirende Fieber, hergestellt. Der Entdecker der medicinischen Eigenschaften dieses Baumes war Dr. Hugh Rodie, der diese um das Jahr 1814 ausfand und sie 1834 bekannt machte. Der schön geradstämmige, durch glänzend-grüne, lederartige Blätter und weiße, herrlich duftende Blüthen ausgezeichnete Baum erreicht eine Höhe von 80—100 Fuß und wird von den Indianern „Sipiri“ oder „Bibiru“ genannt.

Der zweite, durch sein Holz ausgezeichnete und ersterem wenig nachstehende Baum ist die Mora (Mora excelsa Benth.).

Dieser majestätische Baum der Urwälder von Britisch Guyana überragt, bei einer Höhe von 120—150 Fuß, alle anderen neben ihm stehenden Bäume und imponirt außerdem dadurch, daß erst in einer Höhe von 60 Fuß seine ersten Aeste sich abzweigen.

Das Holz der Mora ist ausgezeichnet hart, dicht und kreuzweis genarbt, so daß es ungemein schwer splittert, wodurch es ganz besonders für Schiffsbau sich eignet. Es wird in 50 bis

60 Fuß langen, viereckigen, 18—20 Zoll haltenden Blöcken verschifft, und das Holz des Stammes zu Schiffskielen, Planken und Balken, das der Aeste, wegen seiner von Natur gekrümmten Form, als Knieholz für Schiffe, unübertrefflich gefunden. Leider nur findet sich in der Länge von 60 Fuß selten ein völlig gesunder Stamm.

In den meisten Fällen seiner Anwendung wird Mora dem Eichenholz vorgezogen, weil es nie Trockenfäule erleidet. In den an der Küste gelegenen Urwäldern ist die Mora ungemein häufig, kommt aber auch an den Flüssen des Inneren, bis zu 3° n. Br., vor; ich habe sie sowohl am Fuße des Canukugebirges, als auch am oberen Rupununi angetroffen, wo sie auf dem sterilsten Boden gedeiht und, von fern gesehen, wie sie mit ihrem umfangreichen, dichten Laubgewölbe über die niedrigen Nachbarbäume sich erhebt, völlig einem gewaltigen, grün bewachsenen Hügel gleicht.

Die Rinde der Mora eignet sich vorzüglich zum Gerben und der hühnereigroße, länglich-ovale, mehlreiche Same wird, bei Mangel an Lebensmitteln, von den Indianern gerieben und mit verrottetem Holze der Eperua falcata vermischt, gegessen. Die gepulverte Rinde wie der Same werden auch medicinisch, in Fällen von Ruhr, mit Vortheil angewendet.

Der dritte, ausgezeichnetes Schiffsbauholz liefernde Baum ist der Souari (Caryocar butyrosum Willd. und C. tomentosum Willd.). Sein Holz ist ebenfalls von ungemeiner Härte und Dauerhaftigkeit und wegen seiner dicht genarbten Textur schwer zu splittern. Wiewohl nicht so häufig als die beiden vorigen Bäume, kommt er ebenfalls in den der Küste nahe gelegenen Urwäldern vor, findet sich aber nur selten tiefer im Inneren des Landes. Er erreicht eine Höhe von 100—120 Fuß bei wirklich riesigem Stammumfange und ist mit der Mora einer der Giganten des Urwaldes. Blöcke von 30—40 Fuß Länge, bei 16—20 Zoll Durchmesser werden von ihm, jedoch wegen der

Seltenheit und des hohen Preises seines Holzes, in bei weitem geringerer Quantität als Greenheart und Mora, verschifft. Die Frucht des Souari ist eine nierenförmige, geschuppte, dick- und hartschalige Nuß, die einen ungemein gut nach Mandeln schmeckenden, großen Samen birgt, aus dem ein sehr feines Oel, das in Georgetown in hohem Werthe steht, sowie ein weißer, der fettesten Sahne ähnlicher Saft, gepreßt wird.

Von diesen drei Holzarten werden jährlich bedeutende Quantitäten nach England ausgeführt und der Begehr darnach steigert sich von Jahr zu Jahr.

Dergleichen Holz-Etablissements beschäftigen oft einige hundert Arbeiter, meist Neger, die sich jedoch nur auf drei Monate verdingen dürfen, nach deren Ablauf aber ihren Contract auf fernere drei Monate erneuern können. Ihre Arbeit besteht darin, Wege zur Fortschaffung der Holzblöcke bis an den Creek zu bahnen, die betreffenden Bäume zu fällen, die gefällten Stämme viereckig zu behauen und alsdann bis an den Creek zu schleifen.

Jede dieser Arbeiten beschäftigt eine Menge Leute und erfordert ihre besondere Klasse Arbeiter, die sich stets nur einer dieser Beschäftigungen unterziehen. Für die leichtere Arbeit des Pfadhauens werden auch Coolie's und Indianer angenommen, zu den anderen, schweren Arbeiten jedoch nur Neger, besonders Croo's und nordamerikanische Schwarze benutzt. Zur Fortschaffung der Holzblöcke auf dem Creek, nach dem im Flusse befindlichen Einschiffungsplatze, bedient man sich langer, viereckiger Fahrzeuge mit flachem Boden, „punt's“ genannt, an deren beiden Seiten eine gewisse Anzahl Blöcke vermittelst zäher Schlingpflanzen befestigt und in dieser Art auf dem Creek fortgeschafft werden.

Ein solches Holz-Etablissement, im dichten Urwalde an einem Creek gelegen, ähnelt einer kleinen Niederlassung und enthält außer den größeren Bretterhäusern des Besitzers und seiner Aufseher, dem Waarenhause mit Verkaufslocal, den Stallungen für

die zum Holztransport aus dem Walde nöthigen Maulthiere, eine große Menge von Palmenhütten der Arbeiter, während am Landungsplatze des Creek eine gehörige Anzahl von Fahrzeugen, Punts, Boote und Borkenkähne, liegen. Ein reges Leben herrscht sowohl Sonntags, als an Wochentagen nach der Arbeitszeit, in diesen Etablissements, und der Lärm, den ein solcher Confluxus von Negern unausbleiblich im Gefolge hat, tönt weit hinein in den stillen Urwald und vertreibt das jagdbare Wild mehrere Meilen weit in der Runde.

Oft schon wenige Jahre nach Gründung einer solchen Niederlassung, sobald das in der Nähe schlagbare Holz dermaßen sich vermindert hat, daß der noch übriggebliebene Rest die Ausgaben des Schlagens nicht mehr lohnt, wird sie verlassen und ein anderer Ort in demselben oder einem anderen Creek aufgesucht, wo zur Verschiffung geeignetes Holz in lohnender Menge sich vorfindet. Der naturforschende Reisende, im dichten Urwalde auf einem düsteren Creek dahinfahrend, erstaunt, bei einer Krümmung desselben plötzlich eine solche aufgegebene Niederlassung, in der auch nicht das geringste lebende Wesen sich zeigt und eine kirchhofartige Ruhe herrscht, vor sich zu sehen, überzeugt sich jedoch beim Eintritt in eine der verlassenen Hütten, daß nicht alles Leben an diesem Orte verschwunden, im Gegentheile ihm selbst hier genügende Beschäftigung in seinem Fache geboten ist. Nicht allein, daß eine ausgewählte Collection vom Dache herabhängender Vampyre der verschiedensten Größe, durch sein Eintreten in die Hütte aufgescheucht, ihn aufs Zuvorkommendste umflattern und breite, übelriechende Cockroaches (Blatta surinamensis Lin., Blabera colossea Burm.) aus ähnlicher Ursache ihm ins Gesicht fliegen und mit ihren scharfen Beinen seine Nasenspitze, in Ermangelung eines Baumzweiges oder anderen gemüthlichen Gegenstandes, umkrallen, fällt ihm plötzlich ein sich kalt anfühlender, klebriger Gecko (Platydactylus rapicauda), fußlanger Tausend-

fuß (Scolopendra variegata Newport) oder Scorpion, aus Ueberraschung über den Anblick eines menschlichen Wesens, vom Dache herab in den Nacken und verkriecht sich zwischen Körper und Hemde des Naturkundigen, ihm in dieser seltsamen, aber belehrenden Weise die Ueberzeugung seiner schmerzhaften Stiche oder Bisse beibringend. Doch sind damit die naturwissenschaftlichen Belehrungen keineswegs beendet, denn ein gewaltiges Stechen an den Beinen und Sohlen zeugt von der Anhänglichkeit kleinerer Insecten, die im gewöhnlichen Leben unter dem Namen „Flöhe" bekannt sind, bei genauerer Untersuchung jedoch eine besondere Art derselben bilden und im tropischen Süd-Amerika eines hohen, jedoch üblen Rufes genießen, der mit ihrer geringen Größe durchaus nicht im Einklang steht. Es sind dies die „Sandflöhe" (Rhynchoprion penetrans Oken), „Chigoe", in den verschiedenen Staaten Süd-Amerikas auch „Jigger", „Chigre", „Nigua", „Pique", „Tungua" und „Bicho" genannt.

Nur durch schnelle Flucht aus der bescheidenen Palmenhütte, in welcher keineswegs, wie unter dem deutschen Strohdache, die Liebe wohnt, gelingt es dem eifrigen Bewunderer der Natur, seinen Körper nicht ferner als Sammelplatz allerlei Ungezieferarten Guyana's betrachtet zu sehen und durch ein Bad in dem kühlen Wasser des Creek sich der bereits gemachten lebenden Collection zu entledigen.

In ähnlicher Art widerfuhr es mir auf meinen vieljährigen Wanderungen in den Urwäldern Guyana's öfters, am Unangenehmsten jedoch waren die in solchen leer stehenden Hütten zugebrachten Nächte, wo alle die erwähnten Bewohner derselben geschäftig waren, meine Anwesenheit theilweise zur Erhaltung ihres kostbaren Lebens zu benutzen.

Die Vampyre beschränkten sich dann nicht auf eine oberflächliche Kenntnißnahme meiner Person, sondern waren so rücksichtsvoll und vorsorglich, in ihrer eigenthümlichen Weise nach

meinem Puls zu fühlen und in primitiver Manier eine Untersuchung meines Blutes anzustellen; die Cockroaches setzten sich in nähere Bekanntschaft mit meinen Finger- und Zehenspitzen, an denen sie einen Theil der Haut, wohl auch des Fleisches, für überflüssig halten mochten und es deshalb auf zarte Weise, vermittelst ihrer Freßwerkzeuge entfernten, wobei ihnen ein recht hilfreicher Beistand von mehreren philantropischen Mäusen geleistet wurde, die außerdem an meiner Kleidung mehreres auszusetzen fanden. Einzelne Geckonen, Schlangen, Tausendfüße und Scorpione beschränkten ihre Aufmerksamkeit gegen mich zur Nachtzeit nur auf ihr bloßes Herabfallen vom Palmendache in meine Hängematte und das Hinkriechen ihres kalten, feuchten Körpers über mein Gesicht und Körper; mehrere große Buschspinnen kitzelten mich mit ihren behaarten Körpern um die Nasenlöcher, daß ich unwillkürlich in Niesen ausbrach und verursachten mir, durch die Berührung ihrer rothen, schwellenden, klebrigen Fußsohlen mit meinen Lippen, die wonnigsten Träume von Küssen ausgewähltester weiblicher Schönheiten. Die Chigoes blieben sich jedoch, als der Aequinoctional-Gegenden würdige Repäsentanten, Tag und Nacht gleich, indem auch zur Nachtzeit ihr ganzes Bestreben einzig und allein auf ihr Einbohren in die Haut meiner Füße und Waden gerichtet blieb, und falls sie, durch die Dunkelheit getäuscht, nach einem anderen Körpertheile sich verirrt hatten, durch einen Probestich von ihrem Irrthum überzeugt, sofort dem wahren Felde ihrer Thätigkeit zuhüpften. Eine Unzahl Mosquitos quälten sich ab, mir ihre empfindlichen Stiche durch den Vortrag sinniger, zarter Sopranarien, die sie in der Nähe meiner Ohren ausführten, weniger fühlbar zu machen, wozu einige fußlange, warzige Kröten, die sich die größte Mühe gaben, in meine Hängematte zu turnen, eine liebliche Begleitung in Brummtönen aus Moll lieferten, in welches Nachtconcert draußen im Freien, im stärksten Dur, das

dumpfe Brüllen, aus den Kehlen großer, in dem Creek befindlicher Caimans ertönte, während um den verlassenen einsamen Ort der raubgierige Jaguar, die Nähe eines Menschen witternd, im Dunkel der Nacht schlich und mit seinem katzenähnlichen Geschrei die klangvollen Stimmen der Mosquitos, Kröten und Caimans übertönte.

Es gehört allerdings lange Gewohnheit dazu, unter so ererschwerenden Umständen in Schlaf zu fallen, ich hatte es jedoch bald so weit gebracht, mich durch dergleichen harmlose Vorkommnisse nicht stören zu lassen, woraus mir nur der einzige Nachtheil entsprang, daß ich meist, nach einer in einer einsamen Hütte in dieser Weise verlebten Nacht, Morgens beim Erwachen meine Kleider und Hängematte voller Blut fand, das aus kleinen, an meinen Fingern und Zehen befindlichen Wunden, die von Vampyren verursacht waren, hervorströmte. Diese blutsaugenden Fledermäuse[11]) sind für die Gegenden, wo Viehzucht betrieben wird, eine der größten Plagen, indem sie in jeder Nacht Säugethieren und Vögeln, zu denen sie gelangen können, Blut abzapfen, dessen Quantität dadurch bedeutend wird, daß dasselbe noch längere Zeit, nachdem sie zu saugen aufgehört, aus der Wunde, die sie stets an einer der zarteren Adern machen, fließt. Ich selbst wurde einst in einer solchen Hütte an 7 Stellen, an Fingern und Zehen, während einer Nacht gebissen und verlor dabei eine solche Quantität Blut, daß dasselbe eine förmliche kleine Lache unter meiner Hängematte bildete, wodurch ich mich so geschwächt fühlte, daß ich mich ungesäumt von meinen Leuten nach dem Penal-Settlement, eine Entfernung von 20 Stunden, im Boote zurückbringen lassen mußte, wo ich, in Folge des überaus großen Blutverlustes, mehrere Tage krank darniederlag.

Die von Vampyren gebissenen Hausthiere magern durch den allnächtigen Blutverlust schnell ab und sterben sehr bald,

wenn nicht bei Zeiten diesem Unheil vorgebeugt werden kann, an Entkräftung; Hühnern widerfährt dies ganz besonders oft.

In vorhergehenden Zeilen erwähnte ich einer der größten Plagen des tropischen Süd-Amerika, des Chigoe (Rhynchoprion penetrans Oken) oder Nigua, welch letzteren Namen er in den früher spanischen Colonien führt.

Dies zur Ordnung Aptera gehörende Insect von braungelber Farbe, ist mehr als die Hälfte größer als der gemeine Floh und in allen Gegenden des tropischen Süd-Amerika, in Städten wie im Urwalde anzutreffen. Das Männchen ist unschädlich und belästigt, gleich dem Floh, nur durch die Menge, in der es sich an unreinlichen Orten, verlassenen Hütten u. s. w. vorfindet, und durch seine Zudringlichkeit, mit der es den menschlichen Körper heimsucht und durch seine empfindlichen Stiche quält.

Das Weibchen jedoch ist, vorzüglich nach der Begattung, für Menschen und warmblütige Thiere, besonders Säugethiere, gefährlich, indem es sich in die Haut der unteren Extremitäten derselben, an Fußsohlen, Zehen, Hacken und am Knöchel einbohrt, so daß es, zwischen Haut und Fleisch liegend, mit dem Hintertheil die gemachte Oeffnung schließt. Hier schwillt es in 4 bis 5 Tagen bis zur Größe einer Erbse an, indem die länglichrunden Eier in dem erweiterten Abdomen eine bedeutende Größe, fast die Hälfte der Körperlänge des unbefruchteten Thieres, erreichen und, gleich weißen Körnchen, an einem dünnen Bande fadenförmig zusammenhängen.

Die Anwesenheit des Thieres wird anfangs nur durch einen empfindlichen Stich bemerkt, geht aber bei zunehmender Anschwellung seines Eiersackes in heftiges Brennen und Jucken über. Es ist dann hohe Zeit, das angeschwollene Thier herauszugraben, was in diesem Stadium ohne viele Mühe geschieht, indem mit einer Nadel oder Messer die Haut über dem ge-

schwollenen Leibe zurückgeschoben und letzterer sehr behutsam herausgenommen wird, damit er nicht etwa aufplatzt und Eier oder ein Theil der Stechapparate in der Haut zurückbleiben, welche Entzündung und böse Eiterung der Wunde verursachen.

Durch längere Anwesenheit in Süd-Amerika mit der Plage des Chigoe vertrauter geworden, bemerkt man ihn sofort nach seinem Anbeißen in der Haut und kann ihn dann sogleich, ohne daß er erst Wunden verursacht, entfernen, obgleich er in dieser Zeit am Schwierigsten und Schmerzlichsten aus der Haut zu graben ist, da er mit aller Kraft seiner Bohrorgane der gewaltsamen Herausnahme widerstrebt und mitunter nur stückweise entfernt werden kann.

Läßt man jedoch den Chigoe völlig unberücksichtigt in der Haut stecken, so platzt der Eierbeutel aus Ueberreife und es entstehen wässerige, jauchige Geschwüre, die mitunter durch Auseiterung heilen, sehr oft aber tiefer ins Fleisch und in die Knochen einfressen und ganze Gliedmaßen zerstören.

Die Neger sind bei ihrem Schmutz und der gewohnten Indolenz ganz besonders vom Chigoe geplagt und bei ihnen kommt es vor, daß er sich sogar an den Achselhöhlen, Ellenbogen, Fingerspitzen, Kniescheiben und anderen Körpertheilen einnistet, ebenso findet man bei ihrer Race die meisten Verstümmelungen der Extremitäten in Folge vernachlässigter Herausnahme von Chigoes. Die mit förmlichen, gleich Bienenzellen dicht an und über einander sitzenden, Chigoe-Beulen bedeckten, angeschwollenen Füße solcher Neger bieten einen entsetzlich ekelhaften Anblick dar und man weiß dabei nicht, ob man den gräßlichen, bis zur Entwürdigung herabsinkenden Cynismus dieser Personen verabscheuen, oder ihre Standhaftigkeit und Ausdauer in Ertragung der peinvollen Leiden bewundern soll. —

In Venezuela fürchtet man allgemein, bald nach der Herausnahme von Chigoes die dadurch verursachten Wunden mit Wasser

zu benetzen, indem dies den Tetanus nach sich ziehen soll; ich habe jedoch davon weder bei mir noch den Indianern, die nach kurz vorausgegangenen Chigoe-Operationen im Flusse sich badeten, nachtheilige Folgen gespürt.

Außer Menschen werden ganz besonders Hausthiere, und unter diesen vorzüglich Hunde, Schweine, Ratten und Mäuse von Chigoes geplagt, deren Füße in der Regel voller Chigoe-säcke sitzen.

In Indianer-Niederlassungen findet sich diese Plage wegen der in den Wohnungen herrschenden Unreinlichkeit am Meisten, und ich fand es während meines Aufenthaltes in den Hütten der Indianer überaus nöthig, täglich zweimal meine Füße von Indianerbuben revidiren und die eingebohrten Chigoes, die ganz besondere Vorliebe für die delicaten Fleischpartien zwischen den Zehennägeln zeigten, ausgraben zu lassen. Trotzdem ich jeden Morgen die Strümpfe mit Terpentinöl anfeuchtete, um diese lästigen Thiere von meinen Füßen abzuhalten, blieb ich nicht befreit von ihren Angriffen, und die in dem Geschäfte des Heraus-grabens der Chigoes wohlbewanderten Buben fanden täglich Be-schäftigung an meinen Füßen, wofür sie als Lohn die heraus-gegrabenen Eiersäcke in den Mund steckten und aßen.

Das Einschmieren der gereinigten Wunden mit Mercurial-salbe, um etwa zurückgebliebene Eier zu tödten und überhaupt die Wunden gegen äußere Eindrücke weniger empfindlich zu machen, zeigte sich stets von günstigem Erfolge.

Die Indianer selbst sind weniger von Chigoes geplagt, da sie ihre Füße bis über die Knöchel täglich mit der, mit Craböl versetzten rothen Farbe des Roucou bemalen und dadurch den Sandflöhen das Einbohren in die Haut erschweren; desto mehr aber sind ihre vielen Hunde davon heimgesucht, die, den Tag über in den Hütten liegend, mit nichts anderem beschäftigt sind, als unter kläglichem Geheul und Winseln, mit den Zähnen die

in ihren Pfoten befindlichen Eiersäcke der Sandflöhe herauszubeißen und auf den Boden der Hütte fallen zu lassen, wo die Eier später auskriechen und dadurch eine ungeheure Vermehrung dieser mit Recht gefürchteten Plage veranlassen. —

Die Urwälder am Essequibo, Massaruni und Cuyuni bergen, außer den vorher erwähnten Bäumen, noch eine Menge für technische, medicinische und andere Zwecke tauglicher Baumarten. Einer der durch seine vielseitige Anwendung nützlichsten Bäume ist der Bullytree (Sapota Milleri Miq.), von den Indianern „Balata", „Buruway" oder „Burueh" genannt, der in den Urwäldern von Britisch Guyana, besonders aber am Berbice und oberen Pomeroon in gewaltiger Menge sich findet. Er ist einer der Baumgiganten der Urwälder, und sein Stamm erreicht, bei einer Höhe von 100—120 Fuß, die Stärke von 6 bis 8 Fuß im Diameter, wobei er erst in der Höhe von 60 — 80 Fuß seine ersten Aeste abzweigt. Sein Holz ist dunkelbraun mit kleinen weißen Flecken, ganz besonders fest, schwer und dauerhaft und zum Hausbau, für Pfosten, Sparren und Fußböden vorzüglich geeignet; es wird in der Colonie ungemein benutzt und auch hin und wieder ausgeführt.

Die ein-, selten mehrsamige Frucht dieses Baumes ist von der Größe einer Zwetsche, rund, olivenbraun, mit sehr wohlschmeckendem, saftigem Fleische, gleich der Frucht der Sapodilla (Sapota Achras Mill.). Die Rinde des Stammes und der Aeste, wie die Blätter, geben bei Verwundung eine weiße Milch von sich, die sich an der Luft schnell verhärtet und zu einem, die Vermittelung von Guttapercha und Kautschuk bildenden Gummi, Balata genannt, gestaltet. Die Milch ist außerdem ein gesundes Nahrungsmittel und wird hier und da als Substitut der Kuhmilch im Kaffee genossen.

Um dieselbe in größeren Quantitäten dem Stamme zu entlocken, wird die rauhe, äußere Rinde desselben vorher an dem

betreffenden Ort abgeschabt und dann eine Anzahl tiefer Querschnitte mit dem Cutlaß in den Stamm, so hoch als man denselben erreichen kann, gemacht. Sofort nach gemachten Einschnitten entrinnt die Milch dem Stamm und fließt, vermittelst einiger die Verbindung herstellenden Blätter, in eine am Fuß des Baumes stehende Calabasse; ein Anhauen des Baumes in dieser Weise liefert durchschnittlich 425—566 Gramm Milch, welche verhärtet 340—454 Gramm reine Balata giebt. Die Milch, die anfänglich schnell aus den Einschnitten fließt, beginnt jedoch nach 8—10 Minuten nur noch tropfenweise zu rinnen und stockt gänzlich nach Verlauf von 2 bis 3 Stunden.

Eine andere Methode, Balata zu sammeln, ist die, den Baum umzuhauen und den Stamm von Fuß zu Fuß zu ringeln. Die Rundschnitte müssen 1 Zoll breit gemacht und unterhalb eines jeden eine Calabasse gestellt werden, um die ausfließende Milch aufzufangen, die mehrere Stunden hindurch, falls der Baum nicht der Sonne ausgesetzt ist, läuft. Ein Baum mittlerer Größe giebt bei dieser Behandlung 1 bis 5 Gallons Milch oder 5½ bis 11 Pfund feste Balata, und es ist eigenthümlich, daß hohle Bäume eine größere Quantität Milch liefern als gesunde.

Letztere Manier zur Erlangung der Balata wird jedoch wenig angewendet, da sie eine verhältnißmäßig geringe Quantität Milch liefert, indem ein großer Theil derselben während des Niederhauens und Ringelns des Stammes, wie überhaupt der ganze Baum verloren geht, während bei der ersterwähnten Procedur des bloßen Anhauens des Stammes, der Baum nicht leidet und alle zwei Jahre wiederum die gewöhnliche Quantität Milch liefert.

In den letzteren Jahren wurden, um soviel als möglich Balata aus der Rinde des Bullytree zu ziehen und den bedeutenden Verlusten an Milch bei der früheren simplen Methode der Gewinnung derselben vorzubeugen, wie auch die Aeste und Zweige, die eine bedeutendere Quantität Milch als der Stamm geben,

zu diesem Zwecke zu benutzen, unter großen Kosten besondere Maschinen aus England gebracht und in dem Mahaiconi-Creek, wie am Berbice, aufgestellt, die durch Dampfmühlen getrieben, bedeutende Massen Balata lieferten. Leider jedoch fand sich, daß die durch die Maschinen producirte Balata im höchsten Grade mit Unreinigkeiten vermischt und kaum zu verwerthen war, was, bei dem Herabsinken der Preise der Guttapercha, dem Handel mit Balata einen gewaltigen Stoß gab.

Die einfachste Methode zur Gewinnung von reiner Balata ist, die Milch in Thongruben zu trocknen und darauf die Unreinigkeiten durch Auswaschen der Balata in heißem Wasser zu entfernen; ebenso ist Käselab ganz geeignet, die Milch zu coaguliren und von allen Unreinigkeiten zu separiren.

Der Bullytree liefert zur Regenzeit die meiste Milch und zwar ist der frühe Morgen die geeignetste Tageszeit zum Anhauen der Stämme, das stets ein oder zwei Tage nach Vollmond vorgenommen werden muß und ohne Unterbrechung bis zum nächsten Neumond fortgesetzt werden kann, nach welcher Zeit die Bäume nur eine geringe Quantität an Milch, die die Kosten der Einsammlung nicht lohnt, liefern. In niedrig liegendem Sumpflande kann das Anhauen der Stämme auch während der trockenen Zeit, jedoch nur bei Anbruch des Tages, vorgenommen werden, da, sobald die Sonne höher steigt, das Rinnen der Milch aufhört.

Die Milch coagulirt in der trockenen Zeit, sobald sie der Luft, bei Vermeidung der Sonne, ausgesetzt ist, ungemein schnell und nimmt in 2 bis 3 Tagen die Farbe und Consistenz von Sohlenleder an, in der Regenzeit jedoch vergehen oft einige Wochen, bevor die ganze in einem Trockengefäß enthaltene Masse durch und durch getrocknet ist. Während dieser Zeit zeigt sich die Masse ungemein empfindlich für jede Veränderung der Witterung und ist abwechselnd flüssig oder dick, je nachdem feuchte oder trockene Witterung herrscht. Dies geht 7 bis 8 Wochen so fort, nach

welcher Zeit die ganze Masse so dick wie Cream und ihre Oberfläche trocken genug ist, um gewendet und mit ihrer unteren Fläche der Luft ausgesetzt zu werden.

Wird Balata in Blech-, Zink- oder Eisengefäßen getrocknet, so nimmt sie eine vollkommen schwarze Färbung mit hell metallischem Glanze an; im Alcohol und jeder Art Spiritus coagulirt sie im Moment, verliert jedoch durch solchen Proceß an ihrer Güte.

Die beste Qualität der Balata ist lederartig in Farbe und Aussehen und schwerer als Wasser; ein ausgewähltes, reines, dichtes, solides und trockenes Stück hat eine specifische Schwere von 1,0422; es zündet und brennt sehr schnell unter einem Geruch von angebranntem Käse. In Chloroform, Carbolsäure, Naphtha und Schwefelkohlenstoff löst sich Balata auf und verbleibt in diesem Zustande so lange, als das betreffende Auflösungsmaterial warm ist; beim Erkalten desselben separirt sich das Gummi und granulirt zu einer uncompacten Masse. Bei einer Temperatur von 120° Fahrh. wird sie weich und zum Formen geeignet. Nach einigen Tagen Macerirung im Wasser stößt sie eine gefärbte Flüssigkeit aus und beginnt zu absorbiren und eine Woche Maceration zeigt bereits einen Verlust von 5%. Einer Temperatur von 300° Fahrh. ausgegesetzt, schmilzt die Balata, nimmt aber, gehörig abgekühlt, ihre vorige Härte wieder an und ähnelt in dieser Beziehung sowohl dem Kautschuk als der Guttapercha, besonders aber dem ersteren insofern, als sie durch Verbindung einer kleinen Portion Schwefel, bei großer Hitze, sich in eine elastische, gelind vulcanisirte Masse verwandelt.

Als Insulator hat sich Balata besser als Guttapercha erprobt und steht darin dem Kautschuk wenig nach; sie ist ebenfalls für alle ähnlichen Zwecke als Guttapercha anzuwenden und ganz besonders geeignet zur Fabrikation künstlicher Blumen, indem sie mit Leichtigkeit in dünne Lagen, gleich dem feinsten Papier, gebracht werden kann und jede Färbung im Nu annimmt.

Bei der Chirurgie hat sie bereits in England zu Schienen

für gebrochene Arme Anwendung gefunden, indem sie sich nach Einweichung in heißem Wasser ganz nach der gewünschten Form modelliren läßt und darauf ihre vorige Härte wieder annimmt, während Guttapercha für dergleichen Zwecke wegen der leichten Zerbrechlichkeit nicht tauglich ist.

Es wurden an Balata im Jahre 1863 = 3,654 Pfd., 1864 = 16,595 Pfund und 1865 = 20,000 Pfund von Britisch Guyana nach England gesandt.

Ein anderer, nicht minder interessanter Baum der Urwälder Guyana's ist der, das Gummi-elasticum liefernde Kautschukbaum (Siphonia elastica Pers. — Hevea guianensis Aubl.), von den Indianern „Hatti" genannt. Dieser zur Ordnung der Euphorbiaceen gehörige Baum ist ebenfalls einer der Baumriesen der Urwälder, kommt jedoch häufiger an der Küste, als im Inneren vor und hat eine Höhe von 100 Fuß, bei einem Stammdurchmesser von 6 Fuß. Sein Stamm ist glatt und oft, gleich dem der Bombax-Arten, in einer gewissen Höhe über der Erde tonnenartig angeschwollen; seine gefingerten Blätter bilden ein dichtes Laubdach, und die ziemlich großen Früchte ähneln denen des Ricinus. Trotzdem ich viele Stämme der Siphonia anhauen ließ, habe ich doch nie gefunden, daß sie einen milchigen, Kautschuk enthaltenden Saft in größeren Quantitäten lieferten, dagegen aber mich überzeugt, daß Gummi-elasticum, sowohl in Britisch Guyana als in Brasilien, wo es den Namen „Seringa" führt, von mehreren Arten der Urostigma (Ficus) gewonnen wird. Die Indianer des Inneren bereiten die zu ihren Spielen nöthigen Gummibälle einzig und allein aus dem milchigen Safte verschiedener Urostigma-Arten, die besonders am Berbice, am oberen Massaruni (in dem Couroupung-Creek und am Roraima), am Rupununi, am Canukugebirge und am Rio negro, in großer Menge wachsen, von wo aus größere Quantitäten Gummi-elasticum in Form von Bällen nach der Küste gebracht werden.

Andere Milch gebende Urwaldbäume Guyana's sind der Hya-hya (Tabernaemontana utilis Arm.) und Ducalli (Chrysophyllum spec.). Der erstere Baum hat einen schlanken Stamm von einer Höhe von 60—80 Fuß, und liefert bei Einschnitten in die Rinde des Stammes und der Aeste eine bedeutende Quantität milchigen Saftes, der ungemein wohlschmeckend, der Mandelmilch ähnelt und harzige, kautschukhaltige Bestandtheile hat, weshalb er auch zur Bereitung von Gummi-elasticum benutzt wird. Gleich der Milch des Bully-tree's verhärtet auch die des Hya-hya bald nach Zutritt von Luft, kann jedoch nicht, wegen ihrer käseartigen Substanz und geringeren Härte, zu den Zwecken wie Balata benutzt werden. Die Milch wird an Orten, wo der Baum vorkommt, gleich der Kuhmilch benutzt und seine ovale, sapodilla-ähnliche Frucht ist von großem Wohlgeschmack. Aehnliche, jedoch weniger schnell gerinnende Milch giebt der Ducalli, dessen Holz für Planken sehr geschätzt ist und der Bartaballi (Lucuma Bonplandii H. B. et Kth.), der die „Gutta Lucuma" liefert.

Diese gummi-ähnliche Substanz wird durch Einschnitte in den Stamm des Bartaballi gewonnen, in Folge deren ein weißer Milchsaft, gleich dem des Bully-tree, den Verwundungen entströmt. Derselbe ist von angenehmem Geschmack, als Nahrungsmittel überaus gesund und coagulirt leicht beim Zutritt von Luft. Das Gummi differirt jedoch von der Balata, indem es in erwärmtem Zustande klebrig und ungemein elastisch, und wenn erkältet, trocken und leicht zerbrechlich ist. In Wasser, heißem oder kaltem, löst es sich nicht auf, erweicht jedoch bei sehr niederer Temperatur und erreicht einen solchen Grad von Elasticität, daß es in die allerfeinsten Fäden sich ziehen läßt; leider ist es wegen seiner klebrigen Eigenschaften nicht zu gleichen Zwecken als Guttapercha und Balata zu benutzen. Der Baum liefert ungemein wohlschmeckende Früchte und ist in den Wäl-

dern am Berbice, besonders des Canje-Creek, sehr häufig, erreicht jedoch keineswegs bedeutende Dimensionen.

Oel-, Balsam- und Harz-gebende Bäume sind in den Urwäldern Guyana's reich vertreten, von denen ich nur einige der wichtigsten erwähnen will, deren Erzeugnisse bereits in Europa bekannter sind.

Unter den Oel gebenden Bäumen ist der Laurel-oil-tree (Oreodaphne opifera Nees) jedenfalls der interessanteste, der aber eigentlich dem Orinoco-Gebiete angehört, da er in Britisch Guyana nur in den zum Delta des Orinoco gehörenden Theilen, deren rechtmäßiger Besitz den Engländern bis jetzt noch von den Venezuelanern bestritten wird, vorkommt. Er ist jedoch selbst dort noch sehr selten und sein eigentliches Vaterland sind die gewaltigen, im Delta des Orinoco, zunächst dem Strome selbst, gelegenen Urwälder, von der Mündung des riesigen Stromes bis zu dem am rechten Ufer gelegenen Flüßchen Piacoa, wo er von den Venezuelanern ebenso fälschlich „Sassafras", als von den Engländern „Laurel" genannt wird.

Dieses sogenannte Laurel- oder Sassafras-Oel ähnelt an Farbe und Geruch dem Terpentinöl ungemein und ist ebenfalls ein gutes Auflösungsmittel für Gummi-elasticum. Zur Heilung von Verwundungen, gegen Leberleiden und rheumatische Affectionen wird es bereits mit gutem Erfolg in der englischen Medicin benutzt, und der Same des Baumes wird von den Indianern gegen hartnäckige Fieber erfolgreich angewendet. Um das Laurel-oil zu gewinnen, wird der Stamm des Baumes bis zu seinem Herzen, bei zunehmendem Monde angebohrt oder angehackt, worauf das Oel in völlig reinem Zustande zu fließen beginnt und in dazu geeigneten Gefäßen aufgefangen wird. Ein einziger Baum liefert mehrere Gallons Oel, die nicht der geringsten Reinigung mehr bedürfen; jedoch nicht alle Bäume dieser Art geben Oel, wodurch dasselbe ziemlich selten und nur

zu hohen Preisen zu erlangen ist. Letzterer Umstand rührt hauptsächlich davon her, daß nur wenige Eingeborene mit dem Sammeln des Oeles sich befassen, da das Delta des Orinoco zum größten Theil nur von Indianern, den Guaraúnos und Aruacas bewohnt ist, deren Indolenz eine solche Beschäftigung widerstrebt.

Der Caraba oder Crabwood-tree (Carapa guianensis Aubl.) ist ein anderer nützlicher Urwaldbaum, der fast überall in Britisch Guyana und auch am Orinoco vorkommt. Sein schlanker, gerader Stamm erreicht eine Höhe von 80 bis 100 Fuß und ist mit einer dichten Krone langer, in Fiederform stehender Blätter geziert. Das als Möbelholz sehr geschätzte Holz ist leicht und von gelblich brauner Farbe, nimmt eine herrliche Politur an und geht mit der Zeit in eine schwarzbraune Färbung, aufs täuschendste Mahagoni ähnlich, über. Die schlanksten Stämme werden zu Masten und Raaen und sogar, da es leicht und glatt splittert, zu Faßdauben und Schindeln benutzt. Aus den in einem kindskopfgroßen, harten Pericarpium liegenden, ungleich viereckigen, unten und oben abgerundeten, braunen Samen wird ein schönes, dunkelgelbes Oel gewonnen, das als vorzügliches Haaröl in der Colonie sehr gesucht ist und von der Damenwelt Guyana's den feinsten Pariser Toilettenölen vorgezogen wird. Die Indianer beschäftigen sich hauptsächlich mit der Gewinnung dieses Oeles, weil sie es zum Einreiben und Bemalen ihres Körpers nöthig gebrauchen und bringen nur kleinere Quantitäten davon nach der Küste, so daß es bis jetzt noch nicht Exportartikel geworden ist. Es ist ein anerkannt gutes Mittel zur Beförderung und Conservirung des Haarwuchses und zeigt sich ebenfalls bei gewissen Hautkrankheiten der Pferde, Hunde und des Rindviehes von günstigstem Erfolge, sowie es, vermittelst Einreibungen, durch seine Bitterkeit und den eigenthümlichen, jedoch nicht widerlichen

Geruch das Ungeziefer an Hausthieren vertreibt. Außerdem benutzen die Indianer den Samen als Köder zum Fange mehrerer Fischarten, besonders des Pacu (Myletes Pacu Schomb.). Die Rinde des Baumes ist zum Gerben vorzüglich und der Baum durch seine vielseitige Anwendung einer der nützlichsten Urwaldbäume Guyana's.

Ein anderer, wegen seines aromatischen Harzes geschätzter Waldbaum von kolossalen Dimensionen ist der Hyawa (Icica heptaphylla Aubl.), mit dessem Harz die Indianer die rothe Farbe der Chica oder Caraweru [12]), mit der sie ihre Gesichter bemalen, vermischen. Dieses Harz, auch „Conima" genannt, wird ebenfalls als Substitut für Weihrauch benutzt.

Aehnliche gewaltige Dimensionen als der vorhergehende, erreicht der Kurakaï oder Curaki (Amyris balsamifera Lin.), der in sumpfigen Urwaldgegenden angetroffen wird und ein aromatisches weißes Harz, gleich dem Hyawa liefert.

Der Locust-tree (Hymenaea Courbaril Lin.), von den Indianern „Simiri" genannt, ist ein wegen seines Harzes und Holzes geschätzter Baum der Wälder Guyana's, der durch seine bedeutende Höhe von 100 Fuß und den kolossalen Stamm ungemein imponirt. Sein hartes, compactes, braunes, mit feinen Adern durchzogenes Holz nimmt eine ausgezeichnete Politur an, weshalb es für Möbel sehr geeignet ist. Da der Stamm meist erst in 60—80 Fuß Höhe die ersten Aeste abzweigt, können davon lange Blöcke gehauen werden, von denen ziemliche Quantitäten als Schiffsbauholz nach England gehen. Stamm und Aeste dieses Baumes liefern durch Anhauen das bekannte Animé-Harz in großen Quantitäten, das außerdem auch freiwillig vom Baume ausgestoßen wird und, vom Stamme herab an den Erdboden rinnend, oft in bedeutenden Massen um den Fuß des Stammes angehäuft liegt. Selbst die Wurzeln schwitzen dieses Harz aus, so daß man beim Nachgraben, mehrere Fuß

unter der Erde, in ihrer Nähe bedeutende Klumpen desselben findet.

Die Rinde des Baumes benutzen die Indianer zur Fabrikation ihrer Rindenkähne (woodskins), und das die Samen umhüllende, süße Mark wird von Negern, Farbigen und Indianern sehr gern gegessen.

Dem vorhergehenden Baume an Größe nicht nachstehend ist der Purple-heart[13]), von den Indianern „Mariwayana", auch „Curabaril" und „Maran" genannt, der an der Küstengegend äußerst selten ist, aber in den gebirgigen Gegenden des Inneren häufiger vorkommt. Das Holz ist von bedeutender Härte und Elasticität und ein ausgezeichnetes Möbelholz, das wegen seiner prächtigen, dunklen Purpurfarbe und Dauerhaftigkeit dem Rosenholz nicht nachsteht. Der dem Stamme entfließende Balsam, der Copaiva, wird in Britisch Guyana nicht gesammelt, da der Standort des Baumes im Gebiete der Indianer ist, die für solche Beschäftigungen, wie das Sammeln von Harzen u. s. w., wenn ihnen diese Dinge nicht selbst ein Bedürfniß sind, nicht incliniren. Vorzüglich von der Rinde dieses Baumes, die im höchsten Grade dauerhaft und von starker, lederartiger Consistenz ist, machen die Indianer ihre Rindenkähne und zwar von so bedeutender Länge, daß sie 20 bis 25 Personen fassen.

Die harz-, oder besser gesagt wachs-ähnliche Substanz des Maniballi (Apocynacea spec.), der ebenfalls der Urwaldregion angehört, wird von den Indianern zur Bereitung eines schwarzen, in seinen Eigenschaften pechartigen Harzes, des Caraman oder Carimani benutzt, das ihnen zur Befestigung der Pfeilspitzen an den rohrartigen Schaft, der großen Fischangeln an ihre Leinen und zu anderen ähnlichen Zwecken dient.

Ein für technische Zwecke überaus nützlicher Baum Guyana's ist der Wallaba (Eperua falcata Aubl.), der in den Ur-

wäldern der Küste sehr häufig ist. Er erreicht eine Höhe von 60—80 Fuß bei bedeutendem Stammumfang und sein schönes, tiefrothes, hartes und schweres Holz wird ganz besonders zu Schindeln und Faßdauben benutzt, da es sehr leicht und glatt splittert und durch das in ihm reichlich enthaltene, harzähnliche Oel der schädlichen Einwirkung des Wassers widersteht. Das Wallaba-Oel wird mit gutem Erfolg zur Heilung bösartiger Geschwüre und Verwundungen angewendet.

Außerdem liefern die Samen mehrerer Palmen des Urwaldes, wie der Acuyuru (Astrocaryum aculeatum G. F. W. Meyer), Cucurit (Maximiliana regia) und Curouwa (Attalea speciosa Mart.), sehr feine, für verschiedene Zwecke nützliche Oele, die das der Cocospalme an Güte übertreffen, jedoch selten in größeren Quantitäten zu erlangen sind.

Ungemein schöne Farbensäfte geben verschiedene Bäume, unter ihnen das Blood-wood (Vismia latifolia Chois.), eine prächtig purpurrothe, und die Vismia guianensis Pers. eine Gummigutt-ähnliche Lackfarbe, die in reichlichem Maße bei beiden Bäumen den Einschnitten in Stamm und Aesten, ja selbst den abgebrochenen Blättern entströmt, jedoch bis jetzt, da die Herstellung des Saftes als Farbe einige Umstände verursacht, noch nicht technisch benutzt wurde.

Zuletzt will ich noch eines riesigen Urwaldbaumes Guyana's Erwähnung thun, dessen Same in Europa ganz besonders den Schnupftabak-Liebhabern bekannt ist, des „Cuamara" oder „Tonka"[14]) (Dipteryx odorata Willd.). Dieser Baum kommt in den Küsten-Urwäldern am Essequibo, Massaruni und Cuyuni nicht allzuhäufig vor, wo er eine Höhe von 100 Fuß, bei einem Stammdurchmesser von 4 bis 6 Fuß erreicht und sich durch sein gelbbraunes, im höchsten Grade hartes, durables und schönes Holz von angenehmem Geruch auszeichnet. Der als Tonkabohne bekannte Same ist in Britisch Guyana, wegen der Seltenheit des Baumes, nur in

geringer Quantität zu erlangen. Die Rinde, Aeste und Blätter des Baumes brennen selbst in frischem Zustande, wegen des reichlich in ihnen enthaltenen aromatischen Oeles. —

Nachstehend gebe ich die Schilderung einer der vielen Touren, die ich vom Penal-Settlement aus in die angrenzenden Urwälder machte, und wähle dafür eine Fahrt nach dem in der Nähe des ersten Kataraktes des Essequibo gelegenen Arowye-Creek.

Der Morgen ist prachtvoll; würzige, fast betäubende Wohlgerüche tausender von Orangen-, Gardenia- und Sambac-Blüthen dringen aus dem Garten in mein Zimmer und streiten mit dem blauen Dufte meiner Habana um den Vorrang; zwei schöne Taua-taua-Papageien (Psittacus festivus Lin.) lassen sich, nachdem sie mir „Good morning, old fellow!“ gewünscht, am Schnabel aus dem Fenster herab in den Garten, um ihre Morgencur in den goldgelben Früchten einer schlanken Papaya zu gebrauchen, und meine beiden spanischen Hunde Frog und Crapaud scharren, Einlaß begehrend, unausgesetzt an der Thür meines Zimmers.

Joe, mein schwarzer Bedienter, öffnet die Thür mit der Bemerkung, daß die zu einem Ausflug engagirten Ruderer an der Stalling mich erwarten und, wenn mich nicht diese Meldung schon aus der Hängematte, in der ich lesend ruhte, getrieben, so hätten es Frog und Crapaud gethan, die, sobald sie nur Einlaß gefunden, mit den zudringlichsten Liebkosungen mich bestürmten, denen zu entgehen, mir nichts übrig blieb, als plötzlich aufzuspringen.

Der Thee mit Eiern war bald zu mir genommen, meine Reisegeräthschaften in Ordnung gebracht und ich wanderte, durch die erfrischende Morgenluft in heitere Stimmung versetzt, von Joe und meinen, unter den ausgelassensten Sprüngen mich immer und immer wieder umkreisenden Hunden begleitet, nach dem Flußufer.

Mein großes Boot lag hier bereits segelfertig und die sechs Ruderer, schwarze Sträflinge gleich Joe, erwarteten nur meine Ankunft, um sich auf ihre Bänke zu begeben, während ich mich ans Steuer setzte, um, so lange ich daran Gefallen fand, den Steuermann zu spielen und dann von Joe, einem ehemaligen Schooner-Kapitän, abgelöst zu werden. Noch regte sich nicht die geringste Brise, so daß die Ruderer, da die Fluth eingetreten war, ihre volle Beschäftigung hatten.

Der breite Wasserspiegel des gewaltigen Flusses war vollkommen glatt und reflectirte aufs getreueste die waldbewachsenen, dunkelgrünen Ufer und den prächtig blauen, reinen Himmel und nur allein da, wo eine bedeutendere Strömung die azurblaue Wassermasse mit zitternden Silberstreifen unterbrach, war die Ruhe des reizenden Spiegelbildes gestört.

Bald kreuzten wir den Fluß hinüber, nach der von der Mündung des Massaruni in den Essequibo gebildeten, westlich gelegenen Landzunge und näherten uns ihrer hügeligen Point, auf welcher einige Hütten in reizendem Gebüsch von hohem Bambus und prächtigen Cucuritpalmen lagen. Gewaltige Felsblöcke und Platten bilden das Ufer und ziehen sich zum Theil eine Strecke in den Fluß hinein, das Fahrwasser an dieser Stelle unsicher machend. Eine weite Strecke hinaus, bereits in der Vereinigung beider Flüsse, tauchen die flachen Inseln Pattapateima und Nai-kuripa (Cow- und Calf-Island) inmitten der breiten Wasserfläche in duftiger Färbung auf, und die weit von einander liegenden, dicht bewaldeten Ufer des gewaltigen Essequibo rücken in der Ferne immer mehr und mehr zusammen, bis sie endlich am fernen Horizonte in duftiger Bläue in einander verschmelzen.

Die äußerst anmuthige Landspitze umfahrend, gelangten wir in einen, von einer niedrigen, bewaldeten Insel gebildeten, schmalen Canal, der nur für kleinere Boote schiffbar ist, während

größere Fahrzeuge außerhalb der Insel ihren Cours nach dem Essequibo nehmen müssen.

Hohes Gebüsch von Silk-cotton (Bombax globosum Aubl.), Wild-Chocolate (Pachira aquatica Aubl.), Mangrove (Avicennia nitida und tomentosa Jacq.) und Curiba (Conocarpus erecta H. B. et Kth. — Laguncularia racemosa Gaertn.), dessen Stämme von gewaltigen Gruppen schöner Orchideen, ganz besonders des zierlichen Epidendrum bicornutum Hook. mit schön gefranzter, weißer Blüthe, und der binsenblättrigen Brassavola angustata Lind. eingehüllt sind, bilden die Vegetation der kleinen Insel, die bei Springfluthen stets überschwemmt ist.

Das Ufer des Festlandes verändert, kaum um die Landspitze gekommen, seinen felsigen, hügeligen Charakter und wird plötzlich flach und sandig. Unweit desselben stehen die Wohnungen mehrerer Familien halb indianischer Abkunft, simple Bretterhäuser, umgeben von langwedeligen Cocospalmen und dicht belaubten Mango's.

Bald ist der Canal hinter uns und wir befinden uns in dem gewaltigen Essequibo, der hier in der Breite von einigen Miles dahinströmt und die Lettenufer der Landzunge durch die Gewalt seiner, bei squalligem Wetter überaus heftigen Brandung immer mehr und mehr in Beschlag nimmt. Unmassen angeschwemmter oder durch das Einstürzen des vom Fluß unterwaschenen Ufers entwurzelter, umgestürzter Baumstämme bilden eine gewaltige Barrikade gegen jede Landung, die erst in unmittelbarer Nähe des lieblichen Ortes Bartica-Grove verschwindet und einem seichten, sandigen Grunde Platz macht, der zur Ebbezeit völlig vom Wasser entblößt, eine bequeme Landung gestattet.

Bartica-Grove, ein ungemein freundlich aussehender Marktflecken (village) von einigen dreißig Häusern und einer niedlichen Kirche, war früher die bedeutendste Indianermission in

Britisch Guyana, ist jedoch, da die Indianer wenig Sympathie für das Christenthum zeigten, bald nach dem Scheiden der überaus thätigen und eifrigen Missionäre Youd und Bernau, von den Indianern verlassen worden, die ein umherstreifendes Leben in der Wildniß dem stillen Alltagsleben einer Mission vorzogen. Das größte Hinderniß ihrer Bekehrung zum Christenthum war die Entsagung der Polygamie, wozu sich nur wenige, und selbst diese nur mit größtem Widerstreben, entschließen konnten. Die jetzigen Bewohner von Bartica-Grove sind meist Abkömmlinge getaufter Indianer und haben in ihrem Leben und Treiben viel Aehnliches mit letzteren; einige ganz besonders intelligente, thätige Personen unter ihnen leben jedoch im besten Wohlstande und geben, durch ihre bedeutenden Holz-Etablissements im Urwalde, den Einwohnern hinreichende Beschäftigung und genügenden Verdienst.

Eine Allee schattiger Mangobäume ziert die längs des Ufers hin laufende Hauptstraße, zu deren beiden Seiten die luftigen hölzernen Wohnungen der Bewohner stehen, die von, mit Cocospalmen, Mango's, Orangen, Guava's und anderen Fruchtbäumen bepflanzten Gärten umgeben sind.

Nach kurzem Aufenthalt in Bartica-Grove fuhren wir wieder ab, den Essequibo stromaufwärts. Eine feine Brise hatte sich erhoben und schwellte das große dreieckige Segel des Bootes, das nunmehr, von der Fluth und dem Winde unterstützt, auf dem leicht gekräuselten Wasserspiegel des breiten Stromes munter dahintanzte.

Die Vegetation der Ufer wurde, je höher wir aufwärts kamen, desto schöner und üppiger.

Noch zeigten sich hier und da auf den Anhöhen des Ufers freundliche Ansiedelungen von Farbigen, umgeben von dichtem Gebüsch langblättriger Bananen und Pisang und herrlichen Gruppen hoher, mit Früchten beladener Cocos- und stolzer

Cucuritpalmen, mit 30 Fuß langen, prächtigen Wedeln. Saftgrünes Zuckerrohr mit Fächerblättern, graugrüne stachlige Ananas mit orangegelben Fruchtkolben und agavenblättrige, riesige Fourcroyen mit 40 Fuß hohen Blüthenstengeln, an denen viele Tausende weißgrüner Glockenblüthen hängen, bilden die Umzäunungen der reizenden Palmendickichte.

Je mehr wir den ersten Katarakten des Essequibo uns nähern, desto mehr verschwinden die kleinen Ansiedelungen und machen dem düstern Urwalde Platz, der in all seiner Majestät und Ruhe bis dicht an den Fluß tritt, um seine Größe und Schönheit in dem dunklen, klaren Wasser zu bespiegeln.

Einer 100 Fuß hohen, grünen Mauer gleich zieht sich der wie unter der Heckenscheere gehaltene Waldsaum, behängt von schönblättrigen Schlingpflanzen in den prachtvollsten, verschiedenfarbigsten Blüthen, am Flusse entlang; fußlange, violettblaue Blüthentrauben der Petrea volubilis, Tausende großer, in feurigstem Scharlach leuchtende Blüthenbüschel der Norantea guianensis, prächtig goldgelbe, violette und weiße Blumen der Allamanda, Bignonia, Passiflora und andere in den zauberhaftesten Farben-Nüancirungen prangende Blüthen hängen dicht gedrängt an der grünen Decke und bilden den zauberischesten Blüthenteppich.

Hoch über die grüne Mauer ragt der Riese der Urwälder von Guyana, die ungeheuere Mora excelsa, mit ihrer umfangreichen, schönblättrigen Laubkrone, umgeben von gewaltigen, mit goldgelben Blüthenbüscheln beladenen Vochysien, kolossalen Wollbäumen, Mimosen, Inga's, Jacaranda's und einer Menge anderen, prächtig belaubten und seltsam geformten, dickstämmigen Waldbäumen, die durch dichtes Gewirr unzähliger Ranken von Schlingpflanzen, in der verschiedensten Stärke, mit einander verbunden werden.

Schlanke Stachelpalmen strecken ihre herrlich gefiederten Wedelkronen aus dem Dickicht der Schlingpflanzen oder bilden

weite Strecken am Ufer entlang ein undurchdringliches Gebüsch durch ihre dicht aneinanderstehenden, von langen Stacheln starrenden Stämme. Heerden von Affen springen in drolliger Weise behend in dem Laubgewölbe umher und Schaaren grüner Papageien lassen sich unter ohrbetäubendem Geschrei auf die Kronen der Palmen nieder, um sie ihrer Früchte zu berauben. Unter heiserem Gekrächz ziehen große Araras, mit in der Sonne prächtig roth und blau erglänzendem Gefieder, paarweise über den Fluß und blendend weiße Reiher stehen gravitätisch auf den kahlen Aesten über den Strom hängender, abgestorbener Baumriesen und schauen in den durchsichtigen dunklen Wasserspiegel nach ihrer Beute.

Die Oberfläche der gewaltigen, bisher ziemlich ruhigen Wassermasse wird bewegter und zeigt an, daß wir uns der ersten Kataraktenreihe des Essequibo nähern.

Unzählige Klippen, kolossale Gneiß- und Granitblöcke durchschneiden den Strom und durch die theils engen, theils breiten Zwischenräume derselben nimmt die reißende, schäumende Wassermasse unter brausendem Getöse ihren Weg.

Eine felsige Insel, Cumaka-Serrima, meist von dichtem Urwald bedeckt, ragt in der Mitte des Stromes über den Wasserspiegel empor, und eine Anzahl schwarzer, gewaltiger Klippen in der Nähe ihrer westlichen Seite erschweren, durch den dadurch veranlaßten brandenden Strudel, das Landen an der das Ufer bildenden, riesigen Felsplatte, auf deren Höhe zwei indianische Hütten aus dem Dickicht von Orangebäumen, Cocospalmen, Bananen und Papaya's schauen. Ihre Bewohner sind indianischer Abkunft, treiben einigen Feldbau und leben von der Fischerei, die an den nahen Katarakten sehr ergiebig ist.

Einer der wohlschmeckendsten Fische des Essequibo, der in sämmtlichen bedeutenderen Flüssen von Britisch Guyana, meist ober- und unterhalb der ersten Kataraktenreihen derselben, jedoch

nie in der Nähe der Küste, vorkommt, ist der zu den Siluroiden gehörende Lau-lau, nächst dem Arapaima gigas der größte Süßwasserfisch Guyana's, der eine Länge von 10 bis 12 Fuß, bei einer Schwere von 200 Pfund, erreicht.

Dieser Fisch hat keine Schuppen, sondern eine glatte Haut, die auf dem Rücken von schwarzgrüner, nahe dem Bauche von silberweißer Farbe ist; Maul und Flossen sind gelb, das bei letzteren nach hinten in Roth übergeht. Sein Kopf ist flach und breit und gleich den meisten Wels-Arten mit einer starken, knochigen Platte bedeckt, die sich bis zur ersten Rückenflosse erstreckt.

Der Laich dieses Fisches entwickelt sich bereits in dessem Bauche zur jungen Brut, die, sobald sie den Mutterleib verläßt, in großen Zügen den Kopf der Mutter umkreist und bei Gefahr in das für diesen Zweck geöffnete Maul derselben flüchtet.

Der Lau-lau lebt hauptsächlich von anderen kleinen Fischen, obgleich er auch vegetabilische Nahrung, wie Samen und Blätter zu sich nimmt; trotz seiner Größe und des unförmlichen Aussehens schwimmt er mit gewaltiger Schnelligkeit und ist von bedeutender Stärke. Er wird vermittelst großer Angeln, die über Nacht ausgeworfen werden, gefangen und sein Fleisch ist in frischem Zustande äußerst delicat, wird aber, wenn geröstet oder an der Luft gedörrt, zähe und trocken. Seine Schwimmblase wird in ähnlicher Weise als die Hausenblase, als Leim benutzt.

Außer ihm sind in dieser Gegend des Essequibo die häufigsten und wohlschmeckendsten Fische: der Cartaback (Myletes latus Müll. Trosch.), Lucanani (Cichla ocellaris Bl. Schn.), Haimora (Macrodon trahira Müll.) und Pacu (Myletes Pacu Schomb.), welcher letztere jedoch nur in den Katarakten selbst vorkommt. Ich werde Veranlassung finden, dieser Fische später noch zu erwähnen und über sie ausführlicher zu berichten. —

Der Insel Cumaka-Serrima gegenüber, am rechten Ufer des Essequibo, liegt die Mündung des Arowye-Creek, unterhalb

welcher sich, in einer Mile Entfernung, über die Uferwaldung einige Hügel erheben, auf deren einem die großen viereckigen Hütten einer Caraiben-Niederlassung stehen.

Die Mündung des Creek bildet eine bedeutende Bucht mit niedrigen, theilweise von Urwald gelichteten Ufern.

Das Segel wurde jetzt niedergelassen, und das Boot, nur von den Rudern getrieben, kämpfte schwerfällig gegen die starke Strömung an, so daß wir geraume Zeit gebrauchten, um zur eigentlichen Ausmündung des kleinen Creek zu gelangen und es bereits dunkelte, als wir am rechten Ufer desselben, in der Nähe der Bucht, anlegten.

Gewaltige Urwaldriesen standen dicht am Ufer, ihre kolossalen Wurzeln in das braungelbe schmutzige Wasser des Creek tief hinein streckend; die Ebbe hatte das niedrige morastige Ufer bloß gelegt, und es kostete uns übernatürliche Anstrengung, um bei dem Versuche, eine vor uns gelegene Anhöhe zu erreichen, nicht total im Schlamm zu versinken.

Doch glücklich, obwohl gründlich an der Bekleidung vom Morast incrustirt, gelangten wir zu dem Hügel und quartierten uns für die Nacht in einer hier befindlichen, halb verfallenen Hütte ohne Wände ein, die von früher hier lebenden Holzschlägern errichtet war.

Der um die Hütte in früheren Zeiten hier gestandene Urwald war seit Jahren gefällt und nur dichtes Gestrüpp von Solaneen, Cecropien, Farn und ähnlichen, üppig wuchernden Unkräutern, aus dem hier und da stachelige, graue Stämme von Acuyuru- (Astrocaryum aculeatum G. F. W. Meyer) und Awarapalmen (Astrocaryum vulgare Mart.) mit ihren graciösen Wedelkronen sich erhoben, überzog den Hügel.

Die Awarapalme ist am unteren Essequibo sehr häufig und ähnelt ungemein den hochstämmigen Bactris-Arten, wie Bactris

setosa, Macanilla u. s. w., nur daß bei ihr nicht mehrere Stämme ein und demselben Wurzelstock entspringen und sie an allen ihren Theilen, sogar am Rande der Fiederblätter, von Stacheln starrt. Ihr schlanker, grauer Stamm ist an den kurzen Absätzen förmlich von langen Stacheln eingehüllt, und die Spitzen ihrer nicht allzu langen Wedel hängen in schönen Bogen anmuthig herab.

Die orangerothen, ovalen, taubeneigroßen Früchte sitzen zu Hunderten an dem steifen Spadix, und das die steinharten Samen umgebende, ziemlich trockene Fleisch wird von den Eingeborenen gern gegessen, weshalb bedeutende Massen von Awarafrüchten, zur Zeit ihrer Reife, in Georgetown zum Verkaufe ausgeboten werden. Außerdem wird das Fruchtfleisch, gestoßen und in heißem Wasser gemischt, darauf filtrirt und mit Zucker versetzt, als angenehmes, kühlendes Getränk benutzt.

Die hühnereigroße Frucht der Acuyuru wird in gleicher Weise angewendet, und außerdem ein feines, hellgelbes, für Speisen und höhere technische Zwecke ganz vorzügliches Oel daraus gewonnen. —

Die Nacht war an Schlaf nicht zu denken, denn eine Legion Mosquito's fand sich beim Dunkelwerden in der offenen Hütte ein und leistete uns unverdrossen bis Tagesanbruch Gesellschaft. Außerdem schwebten eine passable Menge Fledermäuse in graciösen Schwingungen dicht über unsere Hängematten unaufhörlich hin und erlauerten die günstige Gelegenheit, um dem etwa in Schlaf Gefallenen eine hinreichende Quantität Blut abzapfen zu können. Ich that ihnen jedoch nicht den Gefallen einzuschlafen, eben so wenig als die Neger, die der Plage der Mosquito's überdrüssig, ans Feuer sich setzten und eine reiche Auswahl klassischer Nigger-songs zum Besten gaben. Ihr Gesang übertönte das dumpfe Brausen der nahen Katarakte, obgleich das letztere jedenfalls melodischer war; für mich war die mit Cavendish gefüllte clay-pipe, die die Nacht hindurch nicht aus meinem Munde

kam, eine angenehmere Unterhaltung als das verzweifelte Kreischen der schwarzen Verbrecher, das vollkommen mit der wilden, düsteren Umgebung harmonirte.

In dieser Weise wurde die Nacht verbracht und die ersten Sonnenstrahlen, die durch das dunkelgrüne Dickicht des Urwaldes drangen, fanden uns bereits im Durchwaten des tiefen Schlammes, um nach dem Boote zu gelangen, begriffen.

In meinen Hunden glaubte ich, als sie aus dem schlammigen Brei des Ufers in das Boot sprangen, eine bis jetzt noch nie dagewesene Gattung der Pachydermata zu erblicken, so überaus seltsam und neu war ihre Erscheinung. Von einem behaarten Körper war bei ihnen nichts zu sehen, sondern eine hippopotamusähnliche, runzelige Haut, die durch eine dicke, schwärzliche Schlammkruste würdig repräsentirt wurde, überzog zum Entsetzen der darunter befindlichen Flöhe, ihr Aeußeres so vollständig, daß ich sofort den Negern befahl, sie weit hinein ins Wasser zu werfen, um sie zur Familie Canis umzutaufen.

Die von dicken Lagen von Schlamm überzogenen Beine der Schwarzen sahen nicht minder abschreckend aus und erinnerten an die schreckliche, bei den Negern vorkommende, Elephantiasis, und meine Beinkleider waren ebenfalls auf das miserabelste verunstaltet. Glücklicherweise befanden wir uns jetzt auf dem Wasser und konnten den Schaden, wenn auch nicht wieder völlig gut machen, so doch etwas verbessern.

Unter lustigem Gesang ruderten die Neger kräftig gegen die starke Strömung des Creek an, der, einige funfzig Fuß breit und von dichtem Urwald eingeschlossen, von nur wenigen Streiflichtern der Morgensonne getroffen wurde.

Schöne Gebüsche des mit tausend violetter Blüthenköpfchen prangenden Desmanthus virgatus, des mit scharlach und orange Blüthenbürstchen gezierten Combretum Aubletii Dec.,

der Cacoucia coccinea Aubl., von prächtig rothblühenden Passifloren (Decaloba rubra Roem., Passiflora coccinea Aubl.), herrlichen Aristolochien mit leuchtend blauen oder violetten, seltsam geformten Blumen, und Bignonien, wie Ipomöen, im buntesten Blüthenschmuck durchrankt, drängten sich bis in die laue Fluth des Creek, an ihren Zweigen die prachtvollsten Orchideen der Tropen tragend: die unvergleichlich schöne Coryanthes macrantha Hook., mit ihren, gleich Ampeln vom zartesten gelben Wachs, niederhängenden, carminroth gefleckten Blüthen; die liebliche Stanhopea insignis Hook., mit den zartrosa, mit purpurbraunen Flecken tingirten Blüthen von feinstem Aroma, die langrispige Gongora atropurpurea Hook., mit zahlreichen gelb und purpur gefleckten, winzigen Gnomen ähnlichen, aromatisch duftenden Blüthen, und die seltene Burlingtonia candida Lind., die Zierde der Orchideen Guyana's, mit ihren feenhaft weißen, aufs graciöseste geformten Prachtblumen.

Darüber spannen sich, gleich gewaltigen, aus zartesten Blonden gewebten Sonnenschirmen, zum Schutz der wachsartigen Orchideenblüthen gegen die brennende Mittagsonne, die fein gefiederten, leichten Wedelkronen schlanker Baumfarn (Cyathea aspera Sw., Alsophila ferox Presl., Hemitelia macrocarpa, H. Hostmanni Hook., H. Parkerii Hook.), über welche sich, als luftiges Schirmdach, die dichteren, gewaltigeren Fiederwedel der schönen Euterpe edulis ausbreiten.

Und über diese ganze, unter den Tropen zwerghaft zu nennende Vegetation von 40 bis 50 Fuß Höhe, erheben sich auf gewaltigen Stämmen, in den bizarrsten Formen, die dickblätterigen, dichten Laubgewölbe der Baumgiganten des Urwaldes, aus denen, in einer Höhe von 100 bis 120 Fuß, unzählige Bushropes (Schlingpflanzen, Lianen) ihre dicken und dünnen Ranken in den sonderbarsten Krümmungen und Verschlingungen herablassen. An den umfangreichen Baumstämmen sitzt ein Heer

von Schmarotzerpflanzen, von denen die Tillandsia zebrina mit prächtig purpurviolett und grün gebänderten Blättern und langen, feurig scharlachrothen Blumenscheiden ganz besonders ins Auge fällt.

Von Thieren ist im Urwalde des Creek wenig zu erblicken oder zu hören, nur selten macht sich eine wandernde Affenheerde in dem dichten, hohen Laubdache bemerklich, oder einige graue oder weiße Reiher, bunte Eisvögel und einzelne Schlangenhalsvögel (Plotus Anhinga Lin.), die steten Bewohner solcher abgeschieden gelegenen Creeks, die, aufgeschreckt von dem lauten Geräusch der Ruder, ihren Standort, einen über das Wasser hängenden Ast oder Stamm, unter kreischenden Tönen verlassen und weiter aufwärts fliegen.

Mitunter läßt sich am frühen Morgen und späten Abend das tiefe Brummen des Powis (Crax Alector Lin.) oder das kreischende Pfeifen des Maroudi (Salpiza Marail Wagl.) hören, oder es tönt der dumpfe Ruf einer Taube (Columba speciosa Gmel.) und das laute Trommeln eines Spechtes (Celeus cinnamomeus G. R. Gray, C. rufus G. R. Gray, Dryocopus lineatus G. R. Gray) am Tage weit schallend durch den Urwald, sonst hört man, außer dem Summen metallglänzender Colibri's, dem wenig melodischen Gezwitscher buntfarbiger Pipra's und Tanagra's, die um die unzähligen Blüthen der Ufergesträuche schweben, beim Auffahren im Creek keinen anderen Thierlaut.

Die noch vor Kurzem hier hausenden Holzschläger haben durch ihren mehrjährigen tumultuarischen Aufenthalt in dieser Einsamkeit, besonders durch ihre Jagdlust, die höhere Thierwelt von hier verjagt.

Hin und wieder zeigen sich am Ufer einzelne, halb verfallene Hütten, frühere Wohnungen von Holzschlägern oder Fertigern von Wallaba-Schindeln (Eperua falcata Aubl., siehe S. 78);

kleine, mit Bananen und Pisang, Papaya's u. s. w. bepflanzte Lichtungen umgeben die verlassenen Wohnungen, und die Früchte dienen nunmehr den jetzigen Bewohnern der letzteren, den Fledermäusen, zur Nahrung.

Die Ufer des Creek werden weiter aufwärts felsig, das dichte Untergebüsch verschwindet allmälig von der Nähe des Ufers, und dornige Bromelien, riesige Gräser und niedrige Stachelpalmen nehmen seine Stelle ein. Das verwitterte Felsenufer überziehen zierliche Hymnophyllen und Trichomanes mit einem dichten grünen Teppich, der durch das in seiner gewaltigen Strömung an den Felsen emporspritzende Wasser, stets feucht und kühl gehalten wird.

Eine primitive Brücke ist an den felsigen, hohen Ufern über den Creek gespannt — ein umgestürzter Baumstamm — mit Guirlanden der schönsten Schlingpflanzen behängt und von zahllosen Büschen der prächtigsten Orchideen und Farn, dem Versteck alles möglichen Ungeziefers: Scorpionen, großen Buschspinnen, Tausendfüßen, unzähligen Ameisen, auch wohl einzelnen Korallenschlangen, dicht besetzt.

Eine Windung des Creek bringt uns den Anblick einer kleinen, jedoch von ihren Bewohnern verlassenen Niederlassung; ein aufgegebenes Holz-Etablissement.

Alte verrottete Fahrzeuge liegen am Ufer, und nicht weit davon steht das Wohnhaus des Besitzers, umgeben von Aufseherwohnungen und Ställen, in einer weiten, mit Bananen und anderen Fruchtbäumen besetzten Lichtung. Alle Gebäude und Anpflanzungen sind noch vorhanden, nur die Hauptsache dabei, der Mensch, fehlt! Nicht das geringste lebende, menschliche Wesen, außer uns, ist hier zu erblicken und wir fahren ruhig vorbei, ohne die Stille des verödeten Ortes zu stören.

Kleine Katarakte, durch in dem Creek befindliche Felsblöcke verursacht, stellen der Weiterfahrt bedeutendere Hindernisse ent-

gegen, als man bei deren Unscheinbarkeit vermuthen sollte, denn die Strömung des Wassers in dem engen Creek ist bedeutend und wird in hohem Grade reißend, wenn sie, von Felsen eingezwängt, durch schmale Oeffnungen hindurch zu schießen hat. Die Localität verbietet ein Ueberholen des Bootes vermittelst des Taues, und die Ruderer haben alle Kräfte nöthig, um das große Fahrzeug mit Stangen über das Felsenwehr zu schieben; erst nach mehrfachen, vergeblichen Versuchen glückt ihnen das Wagniß, und das Boot gleitet wieder auf glatter Wasserfläche dahin.

Doch bald treten andere Schwierigkeiten auf!

Eine Strecke des Ufers ist eingestürzt, und die darauf gestandenen Bäume liegen quer über den Creek, dem Boot die Weiterfahrt vollkommen versperrend.

Aexte und Cutlasses werden jetzt gegen die Ruder vertauscht, und die Neger klimmen auf die umgestürzten Bäume und kämpfen wacker gegen die von der Revolution der Natur errichtete Barrikade. Die Hauptfeinde sind hier einige dicke Wallaba- und ein Rudel langstacheliger Palmenstämme, welche erst nach mehrstündigem Kampfe, total durchhauen, ins Wasser sinken, worauf die Neger, wieder mit ihren Rudern und unter Gesang, triumphirend über das Schlachtfeld fahren.

Eine Unannehmlichkeit hat dieser Kampf uns im Boote bereitet, die zuerst an den Hunden merkbar wird, die im höchsten Grade unruhig werden, unter winselndem Geheul am Körper umherbeißen, wie toll im Boote umherrasen und endlich ins Wasser springen. Die Neger gerathen ebenfalls in Ekstase, zucken mit ihren Extremitäten nach allen Richtungen hin, schlagen heftig überall an ihrem Körper umher, fahren sich krampfhaft in die kurzen Wollhaare, werfen dann ihre Ruder ins Boot und springen unter seltsamen Körperzuckungen und Gesichtsverzerrungen den Hunden nach.

Sind denn Alle toll geworden und wollen sich dem Wasser-

tode überliefern und mich allein im Boote der Strömung preisgeben?

Doch jetzt zwickt mich ebenfalls Etwas an den Beinen, beißt mich am Körper, sticht mich in den Nacken, kneift mich am Kopf und Kinn, unter den Haaren, kurz peinigt mich dermaßen, daß ich vor Schmerz aufspringen und mich in krampfhaftester Eile meiner Kleidung entledigen muß.

Ist denn dies ein verwünschter Creek und die Hölle hier los?

Dies alles nicht, wohl aber eine Legion kleiner rothbrauner Ameisen, die beim Fällen der Bäume von diesen herab in das Boot geflüchtet und von dessen Schnabel allmälig bis zu meinem Platz am Stern vorgedrungen sind, aber in so unabsehbaren Massen, daß Hunde, Neger und zuletzt auch ich, am ganzen Körper von den auf das schmerzhafteste beißenden Thieren förmlich überzogen sind.

Keine andere Rettung als ein Sprung ins Wasser, der von mir sofort in eclatantester Weise ausgeführt wird! Nach vielem Reiben befreie ich mich im Wasser ziemlich von den gereizten Thieren, doch verhalten sich immer noch einzelne in den Haaren und bereiten, durch ihre mit Terrainkenntniß applicirten Bisse, dem Körper öfter noch eine plötzliche Ueberraschung, die sich sowohl durch krampfhaftes Zucken, als kurze Schreie des Betheiligten, aufs deutlichste ausdrückt.

Das Boot wird ans Ufer gezogen, entladen und mit trocknen Blättern und Palmwedeln angefüllt, die, in Brand gesteckt, in kürzester Zeit die schlimmen Eindringlinge vernichten, worauf wir uns wieder dem Boote anvertrauen, das jetzt nur noch wenige Feinde, die an der Ladung und Kleidung sich befinden, birgt.

Diese Hindernisse haben das Mittagessen sehr weit hinausgeschoben, und es ist Zeit, daß wir an einer schon früher gelichteten Stelle landen, um den Magen in Thätigkeit zu setzen.

Salzfleisch mit Weißbrod, nebst Barcley's brown stout sind mein Labsal, während sich die Neger mit Salzfisch und Plantains begnügen müssen, wozu ich ihnen in Rücksicht ihrer geleisteten Dienste einige Flaschen Alsopp's pale ale liefere.

Bald ist das Mahl, das keine Kocherei erfordert, beendet, und hinlänglich erfrischt, geht es schnell vorwärts, denn die Ruderer legen, in Folge des Alsopp'schen Nektars, tüchtig aus.

Und so fahren wir noch einige Stunden im Creek aufwärts, bis wir bei Einbruch der Dunkelheit den Platz erreichen, den ich für eine Woche zu meinem Wohnsitz, von dem aus ich meine Forschungen im Walde anzustellen gedenke, erwählt habe.

Auf dem Platz befinden sich einige dreißig Palmenhütten der früher hier beschäftigt gewesenen Arbeiter des Holz-Etablissements, die, außer Ungeziefer, nichts Lebendes mehr beherbergen.

Ich wähle eine Hütte ohne Wände, ein bloßes auf Stämmen ruhendes Palmendach, als weniger von Ungeziefer heimgesucht, zu meiner Wohnung aus, lasse aber aus Vorsicht die trockenen Palmenblätter einiger Hütten auf dem, von Chigoe's in Beschlag genommenen, Fußboden anhäufen und verbrennen, um diese gemüthlichen Thierchen für immer zu vertreiben, und dann erst beziehe ich mit meinem Hausgeräth: der Hängematte, dem Pflanzenpapier, Sammelkästen, Spiritusbottles, den Lebensmitteln mit Alsopp's und Barkley's Bieren im Gefolge, die neue Wohnung.

Sie läßt jetzt nichts zu wünschen übrig, das alte Palmendach sichert noch hinlänglich gegen den Regen und die fehlenden Wände gestatten der frischen Luft ungehindert den Eintritt und machen den Gebrauch eines Taschen zerreißenden, pfundschweren Hausschlüssels überflüssig.

Trotz tausender Mosquito's und eines Schwarmes Fledermäuse, die bei Anbruch der Nacht, gleich in Regenmäntel gehüllte Elfen, geisterhaft mich umschwebten, versank ich bald

in tiefen Schlaf, aus dem ich erst nach Sonnenaufgang erwachte.

Obgleich ich meinen Körper gegen die Angriffe der Fledermäuse durch sorgfältiges Einhüllen gesichert hatte, war es doch einigen der Blutsauger gelungen, mich zu attakiren und von einigen Unzen Blut zu befreien, das ich durch ein kräftiges Frühstück und eine hinreichende Dosis von Barkley's Stout wieder zu ergänzen trachtete.

Der Morgen war prachtvoll und unverzüglich begab ich mich mit den, mit Aexten und Cutlasses versehenen Negern in den Wald, um die mir wünschenswerthen Bäume fällen zu lassen. Ich wählte den bequemen Weg, den die Holzfäller früher zum Herausschaffen des geschlagenen Holzes vom Walde aus nach dem Creek angelegt hatten und der, von bedeutender Breite, an den Stellen, wo das Terrain Schwierigkeiten geboten hatte, mit in kurzen Entfernungen von einander liegenden Stämmen überdämmt war. Eine gewaltige Menge Gesträuche überwucherten ihn bereits; junge Stachelpalmen, Scitamineen, Farn, kleine dicht zusammen stehende Zwergwäldchen aus großen Haufen von aus Samen aufgeschossenen Urwaldbäumen, stachelige Solaneen und Smilaceen waren die hauptsächlichsten Repräsentanten des verworrenen Gestrüppes, das sich mit seinen Dornen und Stacheln als entschiedener Feind der menschlichen Bekleidung zeigte und, wenn irgend möglich, auch Haut und Fleisch mit seinen Verwundungen nicht verschonte.

Nach zwei Stunden anstrengender Fußwanderung auf dem mit einer Menge von Hindernissen, durch Gebüsch verborgenen, tiefen Löchern und zahllosen, umgehauenen Baumstämmen, Dorngebüschen und sumpfigem Erdreich ausgestatteten Wege, drang ich mit meinen Begleitern in den hohen Urwald ein, der bei weitem geringere Schwierigkeiten im Gehen bot, als der ehemals gebahnte Weg. Hier waren unter den Baumarten die

mit sonderbarer Stamm- und Wurzelbildung, wändegleichen Stämmen und 20 bis 25 Fuß über die Erde ragenden, brettartigen Wurzeln, die vorherrschendsten, unter denen allen dem Yarura (Yarura, Massara oder Paddle-wood; Aspidosperma excelsum Benth.) in der eigenthümlichen Bildung seines Stammes, der Vorrang gebührte. Der Stamm dieses Baumes, der erst in 60 Fuß Höhe die ersten Aeste abzweigt, hat einen Durchmesser von 5—6 Fuß und ähnelt in seiner merkwürdig gewellten Bildung einem Bündel unzähliger dünner Bäume oder einem schlanken gothischen, reich cannelirten Säulenschafte.

Andere ganz besonders seltsame Wurzelformen zeigten zwei, zu ein und derselben Gattung gehörende Bäume, der Wadaduri oder Monkey-pot (Lecythis grandiflora Aubl.) und der Kakaralli (Lecythis Ollaria Lin.). Der erstere zeichnet sich durch seine ganz besonders großen, topfähnlichen Früchte, die nahezu ein halbes Quart Flüssigkeit fassen, vor den anderen Arten dieser Gattung aus, der letztere jedoch ist für die Indianer von Wichtigkeit, indem ihnen sein Bast als Deckblatt zu ihren Cigarren dient. Dieser Bast besteht nämlich in einer Unmasse der feinsten Lagen, die durch Klopfen, vermittelst eines Stockes, von einander getrennt werden können, so daß ein einziger, einige Linien dicker Streifen desselben, in mindestens 70 der zartesten, dünnem Seidenpapier gleiche Lagen getheilt werden kann.

Morsche, riesige Baumstämme lagen im Walde in großer Menge am Boden oder bildeten, durch Windbruch oder Umsturz eines einzigen Baumgiganten, über einander gethürmte Haufen, die zu übersteigen, es Schwierigkeiten genug kostete, unter denen die widerwärtigste das totale Verrotten des Stammes war, so daß man, sich auf den von außen völlig gesund aussehenden Stamm schwingend, sofort bis zum halben Körper in die verfaulte oder gleich Asche vertrocknete Masse desselben, den Aufenthalt von allerlei ekelhaftem Gewürm, einbrach.

Außerdem interessirten sich die zahllosen, von den Bäumen herabhängenden Schlingpflanzen aufs Eifrigste für die Kopfbedeckung, die mir von ihnen oft in ungestümster Weise abgerissen oder nach Berliner Fashion über das Gesicht herabgetrieben wurde.

Solche und noch viele andere, zu den Wundern des Urwaldes zählende Störungen, werden von dem, mit ihnen vertrauten Reisenden nicht weiter beachtet, der, wenn nicht gerade ein Jaguar ihm entgegentritt oder eine Schlange ihn verwundet, so leicht nicht die Fassung oder Geduld verliert.

Am Rande eines mit den runden, ausgezackten Blättern von Nymphäen bedeckten Teiches stand ein gewaltiger Souari (Caryocar tomentosum Willd.) in aller Pracht seiner großen duftenden Blüthen, die von Tausenden summender Bienen umschwärmt wurden.

Wegen seiner Schönheit und üppigen Lebenskraft war er zum Opfer meiner Thätigkeit auserſehen; ich hatte längst nach dem Durchschnitt eines solchen Stammes für meine Sammlung getrachtet, und hier wurde mir dieser in der gewünschten Weise geboten. Der schuppig aussehende Stamm konnte jedoch erst in einer Höhe von 20 Fuß über dem Boden gefällt werden, da bis zu dieser Höhe seine gewaltigen Wurzelfortsätze reichten, die ihm einen colossalen Umfang gaben, so daß ein Fällen an dieser Stelle mehrere Tage Zeit in Anspruch genommen hätte, während er höher hinauf nur einen Durchmesser von 6 Fuß hatte. Zu diesem Zwecke mußten die Neger ein 18 Fuß hohes Gerüst um den Stamm errichten, auf welchem stehend sie den Baum anhauen konnten. Während sie damit beschäftigt waren, unternahm ich eine weitere Streiferei in den Wald, wohlweislich mit dem Compaß versehen, den ich seit meiner Irrtour in den Urwäldern des Orinoco-Delta stets auf meinen Ausflügen in die Wälder bei mir führte. Ich war noch nicht weit gekommen, als die

lieblichsten Töne, denen eines Flageolets ungemein ähnlich, aus dem dichten Gebüsch erklangen und mich vor Verwunderung still stehen und ihnen lauschen ließen. Sie waren ungemein melodisch, gleich einer, von zarter, glockenreiner Stimme vorgetragenen, lustigen Arie, doch vergebens schweiften meine Blicke an der Stelle des Dickichts, von wo aus sie erklangen, umher, der liebliche Sänger war nicht zu erblicken!

Erst einige Tage später zeigten mir die Neger den auf dem Gebüsch umherhüpfenden, kleinen rostfarbenen, am Hals mit schwarzen und weißen Streifen gezierten Vogel, den Flageolet-bird oder singing frenchman, wie sie ihn nannten. Es war der Cyphorhinus cantans Cab., von den Peruanern, seiner herrlichen Stimme wegen, Flautero und Organista genannt; er ist jedenfalls der melodischeste Sänger der Tropen, dem der so gepriesene Bell-bird oder Campanero (Chasmarhynchus carunculatus Temm.) mit seinen harten, gellenden Tönen bei weitem nicht gleich kommt.

Weiter vorwärts schreitend, gelangte ich bald in sumpfiges Terrain, das von einer unglaublichen Fülle der verschiedensten Pflanzenformen, in all ihrer größten Ueppigkeit und Schönheit, bedeckt war.

Dichtes Gebüsch der fast stengellosen, ganzblättrigen Nibbipalme (Hyospathe elegans Mart.), untermischt mit zahlreichen Maranta's und Calatheen, Heliconien, Farn und Aroideen, überzog den Boden so vollkommen, daß auch nicht das Geringste von ihm zu sehen war, vielmehr das Ganze als eine künstlich zusammengestellte, dichte Gruppirung riesiger Blätter erschien. Aus diesem chaotischen Wirrwarr der verschiedensten Blattformen ragten die colossalen Stämme der Riesen des Urwaldes in den bizarresten Formen, oft so seltsam, wie nur die ausschweifendste Phantasie sie schaffen kann, empor. Zwischen den gigantischen Säulengängen dieses unvergleichlichen Tempels der

Natur standen prächtige Gruppen der herrlichen Cucuritpalme (Maximiliana regia), mit 30 Fuß langen, dicht befiederten, an der Spitze herab nickenden Wedeln, der stolzen Itapalme (Mauritia flexuosa), mit gewaltigen runden Fächerwedeln, langblättrige Theophrasta's und Ravenala's (Ravenala guianensis L. C. Rich.), mit riesigen Bananenblättern, die einen schönen Contrast gegen die fieder- und fächerförmigen Palmenwedel und die zierlichen, graciös herabhängenden Wedel hoher Baumfarn bildeten. An den gewaltigen Säulenstämmen selbst hingen in größter Ueppigkeit dicke Büsche von Aroideen mit Fächerblättern, Fiederblättern und schildförmigen, in strenger Symmetrie durchbrochenen Blättern und weißen oder rosa angehauchten Blüthenhüllen; Orchideen mit wunderbar geformten, prächtig gefärbten Blumen von herrlichem Wohlgeruche; Farn, kletternde und buschige, mit fein ausgezackten Wedeln; zarte Jungermannien und buntfarbige Moose, Alles in einander verstrickt durch die, in tausendfachen Verschlingungen von Stamm zu Stamm sich ziehenden oder von den Aesten, gleich Tauen herabhängenden Ranken rothblühender Passifloren, schönblättriger Bauhinien, weiß und rosa blüthiger Bignonien, stacheliger Smilaceen mit rothen Beerentrauben, leuchtend orangerother Angurien und einer Unmasse anderer Schlingpflanzen der Aequatorial-Zone.

In einer Höhe von 150 Fuß wölbte sich das ungeheure Laubdach, zu welchem die gigantischen Waldsäulen die Stütze bildeten, über mir und gestattete nur hier und da einzelnen Sonnenstrahlen den Eintritt in das zauberische clair obscur, das unter der gewaltigen Laubdecke der Mora, Carapa, des Greenheart, Souari, Hyawa und anderer Urwaldbäume herrschte.

Tiefe Stille waltet in dem Halbdunkel des Urwaldes, nur selten unterbrochen von länger anhaltendem Rauschen in dem hohen Laubgewölbe und dem Rasseln an einander schlagender, herabhängender Bushrope's, durch eine dahin eilende Heerde

Baboon's (Mycetes seniculus Kuhl) oder anderer Affenarten verursacht; aus der Ferne ertönt der tremulirende Pfiff der am Boden nach Nahrung suchenden Maam (Crypturus variegatus Wagl.) alle anderen Bewohner des Urwaldes schweigen um diese Tageszeit und lassen ihre verschiedenen Stimmen nur am frühen Morgen und späten Abend hören.

Mit größter Vorsicht jedes Geräusch vermeidend, um nicht etwa ein jagdbares Thier zu verscheuchen, ging ich im Waldesdunkel dahin, als ein eigenthümliches Geräusch, das dem Lärm galoppirender Pferde ähnlich klang und näher und näher zu kommen schien, meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm und mich zum sofortigen Stillstande bewog.

Sehr bald zeigten sich die Urheber des Geräusches, eine Heerde von etwa hundert Kairuni's (Dicotyles labiatus Cuv.), die in wilder Hast angestürmt kamen, um die abgefallenen, in großen Haufen am Boden umherliegenden Früchte der Cucuritpalme in Beschlag zu nehmen. Sobald sie mich erblickten, hielten sie einen Augenblick in ihrer stürmischen Eile unter lautem Grunzen ein, dann aber stürzten sie unter heftigem Zähneklappern schnell vorwärts und rasten an mir vorüber. Ich ließ sie ungestört passiren und erst nachdem der Zug sein Ende erreicht hatte, schoß ich unter die Nachzügler, von denen einer todt niederstürzte. In die Mitte einer Heerde dieser Schweine zu schießen, ist mit Lebensgefahr verbunden, da sie sich alsdann gegen den Angreifer stürzen und ihn mit ihren scharfen Hauern zerfleischen, sofern es ihm nicht gelingt, auf einen Baum zu flüchten, in welchem Falle er noch lange Zeit von den wüthenden Thieren belagert wird. Das Letztere passirte einem meiner Jagdbegleiter während meines Aufenthaltes in Venezuela, der mit knapper Noth, nachdem er inmitten des Trupps der Schweine geschossen, auf einen Baum retirirte, wobei er jedoch seine Flinte zurücklassen mußte, an welcher die Thiere ihre rasende Wuth aus-

übten, indem sie den Kolben in tausend Stücke zerbissen, die beiden Läufe total mit ihren Hauern verbogen und vom Morgen bis zur späten Nacht ihm unter dem Baume, auf den er geflüchtet, auflauerten, bis sie selbst endlich von Hunger bewogen, sich entfernten und dadurch dem Gefangenen die Freiheit gaben. —

Des ferneren Umherstolperns im dichten Walde über Baumwurzeln und niedergefallene morsche Stämme, die von dem üppigen Untergebüsch verdeckt waren, müde, trat ich den Rückweg zu den Holz fällenden Negern an, das getödtete Schwein zurücklassend, um es später von Joe holen zu lassen, zu welchem Zweck ich die an meinem Wege stehenden Aeste der Gebüsche einknickte, damit mein Diener den Ort auffinden konnte.

Die Holzfäller hatten während der Stunden meiner Abwesenheit nicht viel gearbeitet und einzig nur das Gerüst um den Stamm hergestellt, so daß ich vorzog, in der Nähe zu bleiben, um sie mehr in Controle zu haben.

Ich ließ meine mitgebrachte Hängematte an zwei in der Nähe stehende Stämme anschlingen und legte mich, meine Claypipe rauchend, in dieselbe, in der ich jedoch nicht einmal mich selbst genugsam controliren konnte, sondern sehr bald einschlief.

Ein entsetzliches Krachen erweckte mich und bewirkte zugleich einen unübertrefflichen Salto mortale meiner Person aus der Hängematte.

Der gewaltige Souari stürzte soeben nieder, glücklicherweise nach der entgegengesetzten Richtung, in der ich mich befand; die Neger würden unter anderen Umständen mich jedenfalls geweckt haben. Sie waren zuletzt fleißig gewesen und hatten innerhalb einiger Stunden den kolossalen Stamm gefällt.

Der niederfallende Baum zog mehrere der Nachbarbäume in sein Unglück hinein, deren Stämme, von der gewaltigen Wucht ihres Verderbers erdrückt, in viele Theile zersplitterten, von denen einzelne Stücke gleich crepirenden Bomben durch die

Luft sausten und theilweise Verheerungen unter Baumfarn und Palmen anrichteten.

Lange Zeit noch knarrten und zerrten die durch den gewaltigen Fall des Baumriesen in größte Unordnung gekommenen Bushropes in den Aesten und Wipfeln der Bäume umher, bevor sie sich in ihre veränderte Lage gefügt hatten; dann endlich wurde es still, und ich konnte mit den Negern ungehindert den gefällten Baum näher in Augenschein nehmen.

Für heute war es zu spät, mit dem Durchsägen des gewaltigen Stammes zu beginnen und wir begaben uns, nachdem Joe das erlegte Kairuni geholt, auf den Heimweg. —

In ähnlicher Weise verbrachte ich im Urwalde des Creek mehrere Wochen, bis ich genug Proben von den an diesem Platze vorkommenden, für meine Sammlung interessanten Holzarten erlangt hatte, die ich nach dem Settlement am Massaruni in Verwahrung brachte, um sodann aufs Neue ähnliche Ausflüge nach anderen für mich interessanten Creeks zu machen. —

So verlebte ich, im Penal-Settlement wohnend, zwei Jahre, die ich meist in den Creeks und Urwäldern des Flußgebietes des Essequibo zubrachte, und schöpfte daselbst reichliche Erfahrungen in Bezug auf die Fauna und Flora Guyana's; sie waren eine gute Vorbereitung für meine bald darauf unternommenen Reisen im Inneren von Guyana und kamen mir besonders auch dadurch, daß ich hier den Charakter wie das Leben der Indianer zuerst kennen lernte, in meinem Verhalten und Benehmen gegenüber den wilden Indianern des Inneren später sehr wohl zu statten.

III.

Nach dem Roráima.

1.
Die Fahrt auf dem Massaruni.

Am 16. November 1863 trat ich eine Reise nach dem Roráima an, indem ich mich auf einem, nach dem, an der Mündung des Massaruni in den Essequibo gelegenen, Penal-Settlement bestimmten Schooner, in Georgetown einschiffte und in zwei Tagen, den Essequibo aufwärts, an den Bestimmungsort des Fahrzeugs gelangte. Nur wenige Stunden im Penal-Settlement mich aufhaltend, fuhr ich von da nach der oberhalb der Mündung des Cuyuni in den Massaruni, am linken Ufer des letzteren Flusses gelegenen Niederlassung eines Farbigen, um daselbst Boote und Mannschaft für meine Flußfahrt aufwärts des Massaruni zu requiriren.

Die Mündungen des Massaruni und Cuyuni treffen etwa 3 Miles südlicher von ihrer gemeinschaftlichen, eine volle Mile breiten Mündung in den Essequibo zusammen und bilden die flach auslaufende, bewaldete Landspitze Cartabo-point. Liebliche kleine Inseln liegen an der Vereinigung beider Flüsse, unter denen die, die Ruinen eines alten portugiesischen Forts, das bereits zur Zeit, als die Holländer Britisch Guyana besetzten, im Sta-

dium des Verfalls war, enthaltende kleine Insel Kyk-over-all durch ihre schöne Lage und üppige Vegetation sich besonders hervorhebt. Beschattet von mächtigen Hyawa-tree's (Icica heptaphylla Aubl.), deren wohlriechendes Harz die Atmosphäre mit aromatischem Dufte schwängert, umgeben von gewaltigen Stauden der herrlichen uranienblättrigen Ravenala und prachtvollen Aroideen mit Riesenblättern, die an den die Insel bildenden Granitfelsen und dem alten Gemäuer des Forts emporsprossen, hat man von den Ruinen des letzteren eine herrliche Aussicht über die von dichtem Urwald eingeschlossenen drei Flüsse, den Essequibo, Cuyuni und Massaruni.

Die Bewohner des Essequibo und Massaruni, von der Mündung bis zu den ersten Stromschnellen, sind, mit Ausnahme einiger Weißen, welche Holz-Etablissements an den Ufern dieser Flüsse besitzen, meist Farbige, Abkömmlinge von Europäern, Negern und Indianern, die zur Hochkirche gehören und auf einer höheren Civilisations-Stufe stehen, als die vielen ebenfalls hier lebenden, den Stämmen der Caraïben, Accawai's und Arawaak's angehörenden Indianer, welche Feldbau und Fischfang betreiben und sich auch, besonders die Caraïben, durch Verfertigung von Thongefäßen auszeichnen. Leider haben sie, wie die meisten zum Christenthum übergegangenen Küsten-Indianer, mit der Halb-Civilisation, in der sie leben, auch die Untugenden der Weißen, Neger und Farbigen angenommen, und ihre Moral ist im Vergleich mit der der wilden, uncivilisirten Indianer des Inneren von Guyana, eine sehr laxe!

Ueberhaupt waren diese Gegenden noch vor 25—30 Jahren mehr von Indianern bewohnt, als sie es jetzt sind; Krankheiten, besonders die Pocken, sowie zu reichlicher Genuß geistiger Getränke, haben unter ihnen greuliche Verwüstungen angerichtet, und viele ihrer größeren Niederlassungen, wie zu Cartabo-point und am Cuyuni, sind jetzt gänzlich ausgestorben; die etwa Ueber-

lebenden haben sich weiter aufwärts nach dem Inneren des Landes gezogen.

Die Niederlassung von Farbigen oberhalb Cartabo-point, in der ich einige Tage zubrachte, war von einem Halb-Indianer vom Caraïbenstamme, Peter Cornelis, gegründet, der vom Gouverneur als Häuptling der, den Massaruni bewohnenden Accawai-Indianer bestätigt wurde. Zugleich mit ihm lebten eine Anzahl Farbige, meist seine Verwandten, in der überaus freundlichen Ansiedelung, die sich hauptsächlich durch Arbeit in den Holz-Fällereien am Essequibo und Massaruni ernährten.

Der Ort lag dicht an dem, hier etwa 50 Fuß hohen, linken Ufer des Massaruni und zeigte bereits schon aus der Entfernung ein schönes Bild tropischer Scenerie.

Die zierlichen Lehmhütten mit Palmendächern und Bambus-Veranda's lagen in einem dunkelgrünen Hain von Orangebäumen, über den sich umfangreiche, 60—80 Fuß hohe, dichte Bambus-Gebüsche in schön geschwungenen Formen, wie die federbuschartigen, leichten Kronen herrlicher Parapipalmen erhoben, während dicke Massen streifwedeliger Cucuritpalmen auf unförmlichen Stämmen und breitgefiederte, steife Cocos die braunrothe Anhöhe des Ufers verdeckten.

Captain Cornelis, wie er sich am liebsten tituliren ließ, ein brauner, graubebarteter Alter, der bereits mehrere größere Touren nach dem fernen Inneren Guyana's unter Schomburgk mitgemacht und mich bereits früher, auf meiner ersten Reise aufwärts des Massaruni, begleitet hatte, sorgte für die nöthige Mannschaft und zwei große Corials, die mich bis zu dem Curupung-Creek, wo die fernere Flußfahrt im Massaruni durch einen großen Wasserfall gehemmt wird, bringen sollten.

Meine Mannschaft bestand aus zehn Farbigen und einem Neger und Indianer, die gleichmäßig in die Corials vertheilt wurden, außerdem begleitete mich, außer meinem Diener Corne-

lissen, ein Bekannter, Mr. S., ein Holländer, der gewaltige Ideen von Entdeckungen von Goldminen im Inneren, in seinem Kopfe führte und den ich, da er in Georgetown nichts anzufangen wußte, aus Gefälligkeit mit mir nahm.

Mit diesen 14 Leuten fuhr ich Mittags den 21. November von der Niederlassung des Captain Cornelis ab, den Massaruni aufwärts, unter den herzlichsten Glückwünschen der Zurückbleibenden und dem ohrbetäubenden Schmettern der Trompete meines Dieners, der mit diesem Instrumente die Indianer des Inneren, besonders das weibliche Geschlecht, zu bezaubern gedachte.

Nur wenige Miles aufwärts ist der Fluß in seiner vollen Breite von einem Ufer zum anderen zu sehen, dann aber theilt er sich in eine Masse von Armen, die durch eben so viele Inseln gebildet werden. Alle diese Inseln, die aus gewaltigen Felsblöcken, zum Theil von den sonderbarsten Formen, bestehen, auf denen überaus fruchtbare Humuserde lagert, sind mit der üppigsten Vegetation bewachsen, unter der an edlen Waldbäumen besonders die riesige Mora (Mora excelsa Benth.), das durch sein überaus hartes Holz und seine fieberwidrigen Samen und Rinde berühmte Greenheart (Nectandra Rodiei Rob. Schomb.), das magahoniähnliche Crabwood (Carapa guianensis Aubl.), der prachtvolle Tonkabaum (Dipteryx oppositifolia Willd.) am meisten ins Auge fallen. Dichte Gehänge von Schlingpflanzen überziehen die am Ufer sich erhebenden Bäume von oben bis unten und hüllen Alles in eine einzige, riesige, grüne Mauer, aus der die langen fliederähnlichen Blüthenrispen der Petrea (Petrea volubilis Jacq.), die scharlachrothen und gelben Bürstenblüthen des Combretum (Combretum laxum Jacq.), die gelben, großen Trichterblumen der Allamanda (Allamanda cathartica Lin.), die weißen, langen, in Büscheln hängenden Trichterblüthen der Posoqueria (Posoqueria longiflora Aubl.), untermischt mit unzähligen Blumengewinden der Bignonien, Passifloren, Echites in den brennend-

sten Farben, hervorleuchten und von den Baumgipfeln die prachtvoll scharlachrothen, langen Blüthenrispen der Norantea guirlandenähnlich in reizendster Gruppirung herabhängen.

Dabei rauscht der Fluß stärker dahin, denn bereits zeigen sich einzelne Stromschnellen und seine Wasser streifen in neckischem Spiele die gewaltigen kindskopfgroßen, braunen Früchte der Pachira (Pachira aquatica Aubl.), die mit ihren großen sonderbaren Blüthen aus dem dichten Unterholz des Ufers hell und glänzend hervorschaut.

Die Ufer des Flusses wie die Inseln werden bald höher und höher, und unzählige Klippen, Granit- und Gneißblöcke durchschneiden den Strom, der durch die bald engeren, bald weiteren Zwischenräume und Spalten des Gesteins unter wildem Getöse stürmisch seinen Weg sich bahnt. Glücklich passirten wir die erste bedeutende Stromschnelle Wencopat, die, trotz ihrer scheinbaren Unbedeutendheit, doch schon den Verlust mehrerer Fahrzeuge und Menschenleben verursacht hat.

Bereits hörte man jetzt das dumpfe Getöse des ersten großen Wasserfalles des Massaruni, des Marshall, und gewaltige gelbweiße Schaumflocken trieben auf dem wild aufgeregten Wasser dahin.

Die bisher zahlreichen Inseln verschwanden allmälig, die Aussicht auf beide Ufer des Stromes wurde frei und ließ den gewaltigen Fall des Marshall, der, in einer einzigen Wassermasse, etwa 20 Fuß hoch über seinen Granitdamm herabstürzt, erblicken.

Dicht am Fall, am rechten Flußufer, schauten aus dem dunklen Urwalde mehrere aus Holz erbaute, freundlich aussehende Wohnungen, die zum Etablissement eines hier in Greenheart Geschäfte machenden Holzhändlers, Mr. Faucet, gehörten, während in unmittelbarer Nähe derselben der entfesselte Strom in aller seiner Wildheit unter entsetzlichem Getöse herabschießt und in ein gewaltiges, siedendes Meer von weißem Schaum sich be-

gräbt. Es galt nunmehr, um das linke Ufer zu erreichen, die ganze weite Strecke, auf der die brandende Wogenmasse brauste und schäumte, zu bekämpfen und die Corials wurden, gleich auf hoher See, gewaltig hin und her geschleudert, bevor wir an den Granitfelsen dicht am Fuße des Falles landeten.

Schnell sprang die ganze Bemannung der Corials, mit Ausnahme der Steuerleute, ans Land, zwei lange, starke Manila-Taue, die zu diesem Zwecke am Bug der Fahrzeuge befestigt waren, wurden von der Mannschaft ergriffen und mit ihrer Hülfe und der der Steuerleute, die mit langen Stangen die Corials von einem Anprallen an die Felsen abhalten mußten, die Fahrzeuge dicht am felsigen Ufer hin über den Fall gezogen, während ich mit meinen Reisebegleitern über die Felsen kletterte, um die Fahrzeuge am Scheitel des Falles zu erwarten. Der Felsen, auf dem wir standen, war mit wenigem Gebüsch besetzt, eine schöne kleine Inga (Inga disticha Benth.), mit herrlicher Carminblüthe, Clusia- und Hirtella-Arten, zum Theil über und über mit Orchideen beladen, waren die Repräsentanten der höheren Pflanzenwelt, sonst war er völlig kahl und lief in gewaltigen Platten weit in den Fluß hinein. An seiner westlichen Seite stürzte ein anderer Arm des Flusses, jedoch in bei weitem geringeren Gefäll abwärts, der wegen seiner wenig gefährlichen Passage bei der Hinabfahrt des Flusses benutzt wird, die in dem Hauptfalle des Marshall unmöglich ist.

Alles lief glücklich ab, die Corials erreichten den Scheitel des Falles, zitternd bewegten sie sich noch einen Augenblick hin und her, bis die Steuerleute sie aus dem eigentlichen Sturz gelenkt und an die Klippe, auf der wir mit der Mannschaft standen, gebracht hatten. In größter Hast sprangen wir sämmtlich hinein, die Ruder wurden mit aller Kraft und Schnelligkeit eingesetzt, um die rasende Strömung zu durchkreuzen und nicht von ihr in den Fall hinabgerissen zu werden; auch dies gelang und

wenige Secunden später befanden wir uns aus dem Bereiche jeder Gefahr und in ruhigerem Wasser.

Noch einzelne kleinere Stromschnellen wurden passirt, dann landeten die Corials auf einer kleinen flachen, von gewaltigen Felsplatten gebildeten Insel, die eine schöne Aussicht auf die vor uns liegenden größeren Fälle, den Warimambo und Koestabroek, gestatteten.

In der Mitte der mit schöner hoher Baumvegetation bedeckten Insel stand eine ziemlich große, sorgfältig mit Palmblättern gedeckte Hütte, die erst kurze Zeit vorher für den Gouverneur von Britisch Guyana, Mr. Francis Hincks und seine Begleitung, bei ihrem Besuche des Warimambo-Falles errichtet worden war, die wir mit vielem Vergnügen zum Nachtquartier erkoren und unsere Hängematten darin aufschlangen.

Während die Mehrzahl der Farbigen noch vor Einbruch der Dunkelheit mit Fischfang sich beschäftigte, suchten der Neger Sam, wie der Indianer John eifrig, unter den, noch von der Anwesenheit des Gouverneurs reichlich umher liegenden, leeren Brandy-, Wein- und Champagnerflaschen womöglich eine zu entdecken, die, wenn auch nicht ganz voll, doch noch etwas von ihrem, für sie kostbaren Inhalt enthielte; eine ebenso vergebliche Mühe, als ob sie auf der Insel nach Gold hätten suchen wollen.

Mein Diener theilte die Rationen der Mannschaft aus und bald loderten mehrere große Feuer lustig auf der schönen Insel, und das Zischen und Brodeln der gefüllten Kochtöpfe ließ den von mir zum Koch ernannten Sam die getäuschte Hoffnung wegen des Fundes gefüllter Brandyflaschen vergessen.

Ich verbrachte eine höchst angenehme Nacht auf der kleinen Insel, die ich zum Andenken an den Besuch des Gouverneurs „Hincks island“ nannte; das dumpfe Gebrause der nahen Wasserfälle, die angenehme Kühle und die Abwesenheit jeder Sorte von Mosquitos ließen mich schnell in tiefen Schlaf versinken.

Zeitig am anderen Morgen machten wir uns nach eingenommenem Frühstück auf die Weiterreise und gelangten glücklich über die Warimambo- und Koestabroek-Fälle, die ziemlich bedeutend und für Boote gefährlich zu passiren sind und schon mehrere Menschenleben kosteten. Der Fall Koestabroek besonders hat im Jahre 1865 eine traurige Berühmtheit erlangt, indem am 19. September von einer, diese Fälle besuchenden Partie Gentlemen aus Georgetown, fünf derselben nebst zwei Bootsleuten, durch Umschlagen des Bootes beim Hinabfahren des Falles ums Leben kamen; einer derselben war der Schwiegersohn des Gouverneur Hincks, Captain Beresford, ein für Entomologie ungemein sich interessirender junger Mann.

Einige Miles aufwärts des Warimambo-Falles landeten wir an der, am rechten Ufer des Flusses gelegenen Mündung des Ituribisi-Creek, da ich beabsichtigte, eine in der Nähe gelegene Accawai-Niederlassung zu besuchen. Meine Corials und den größten Theil der Mannschaft am Ufer des Massaruni zurücklassend, fuhr ich mit zwei meiner farbigen Bootsleute in einem hier vorgefundenen Woodskin den Creek aufwärts. Das Flüßchen wurde durch die dichte Ufervegetation, die gleich einer Laube über dasselbe sich wölbte, noch schmaler gemacht und zahllose umgestürzte Bäume, wie im Wasser liegende, halb vermorschte Stämme, bereiteten der Fahrt eine große Menge Hindernisse. Ueberdies war das Wasser bei der jetzt herrschenden Trockenheit dermaßen seicht, daß das leichte Boot oft weite Strecken lang mit den Händen über das sandige Bett fortgeschoben werden mußte; kurz, es war sehr wohl zu bemerken, daß hier bereits die Grenze der Civilisation überschritten sei und ich mich im Indianergebiete befände, in welchem an eine gut unterhaltene Fahrstraße in den Flüssen nicht mehr gedacht werden kann.

Desto schöner und interessanter war die Vegetation an bei-

den Ufern des Creek; dichte Gebüsche strauchartiger Mimosen, des Combretum, der Ruyschia, Vismia, Clusia u. s. w. bildeten die Ufersäume, über die sich die Stämme schöner Waldbäume erhoben und ihre Aeste hoch über dem Flußspiegel in einander verflochten, daß kaum ein Sonnenstrahl das dichte, über das Wasser sich wölbende Laubdach durchdringen konnte. Herrliche Baumfarn der Alsophila und Hemitelia zitterten mit ihren fein gefiederten Wedelkronen in dem zauberischen clair obscur des Waldes und bananenblättrige Heliconien mit rothen Blumenscheiden, wie baumartige Aroideen mit wahren Riesenblättern, vollendeten das tropische Gemälde, zu welchem mehrere vereinzelt stehende Palmenkronen der Euterpe aufs Anmuthigste beitrugen.

Umgestürzte gewaltige Riesenstämme bildeten von einem Ufer zum anderen natürliche Brücken und schwebten oft nur einige Fuß über dem Wasserspiegel, so daß wir in dem Woodskin uns platt niederlegen mußten, um unter ihnen hindurch zu passiren. Die Stämme selbst waren kaum als solche zu erkennen, so dicht überwuchert waren sie von einer durch einander gewachsenen Pflanzendecke von Tillandsien, Orchideen, zierlichen Farn, Aroideen, Jungermannien, und sogar hohe Cecropien sproßten aus ihnen empor und mischten ihre silberglänzenden Kronen mit dem dichten Laubdach der über den Fluß ragenden Waldbäume.

Einen seltsamen Anblick gewährten, an diesen riesigen, halbvermorschten Stämmen, dichte Büschel binsenförmiger, 5—6 Fuß lang herabhängender Blätter, an deren Basis ziemlich große gelbe, purpurbraun gefleckte Blumen saßen, die einen überaus feinen Wohlgeruch verbreiteten; es war eine Orchidee, die solch seltsamen Habitus zeigte, die Scuticaria Steelii Lindl., die hier im Vereine mit großen Büschen der prachtvollen Coryanthes maculata Hook., der Stanhopea grandiflora Lindl. und der Peristeria pendula Hook. prangte.

Wohl zwei Stunden mochten wir auf die beschwerlichste



Accawai-Indianer.

Nach einer Photographie.



Weise in dem kleinen Creek aufwärts gefahren sein, als jede Weiterfahrt durch einen förmlichen Verhau dicht über einander liegender, das Flüßchen versperrender Bäume gänzlich gehindert wurde; zugleich erblickten wir hier einige am Ufer festgebundene Woodskins und einen Fußpfad als Anzeichen, daß der Weg nach der Niederlassung durch den Wald weiter führe.

Ueber hügeliges Terrain, durch dichten Urwald, gelangten wir nach einer Stunde starken Marsches in eine weite Lichtung, in der zwischen prächtig blühenden Roucoubäumen (Bixa orellana Lin.), schön belaubten Papaya's (Carica papaya Lin.) und stolzen Parapipalmen (Guilielma speciosa Mart.) die Palmendächer der Accawaihütten hervorschauten.

Der Pfad in der Lichtung war beschwerlicher als der bisherige im Walde, denn er wurde durch dichtes Gebüsch stacheliger Solaneen, Schneidegräser, junger Stachelpalmen und dorniger Bromelien, die sich ganz besonders gegen meine Kleidung verschworen zu haben schienen, zu einem Minimum reducirt, und bereits seit Jahren umgehauene, noch nicht vermorschte Baumstämme, die ihn jeden Augenblick kreuzten, hinderten das schnelle Fortkommen in dem Pflanzenchaos und machten ein fortwährendes Ueberklettern nöthig.

Endlich kamen wir bei den Hütten an, aus denen eine Anzahl bissiger Hunde uns wüthend entgegensprangen, die bald durch mehrere gut ausgeführte Stockschläge beseitigt wurden.

Die Hütten waren in viereckiger Form gebaut und bestanden meist nur aus starken Pfosten, die ein großes, tief herabhängendes Palmendach trugen; nur einige derselben hatten, aus dünnen, in die Erde gesteckten Baumstämmen aufgeführte, Wände. Es waren im Ganzen sechs, die etwa 30 Bewohner zählten.

Die Accawais dieser Niederlassung waren von kleiner Statur, jedoch schönem Körperbau, und besonders zeigten die jungen Mädchen liebliche Formen, die aber bei den verheiratheten Frauen

bereits sehr im Verwelken waren. Sie gingen alle, bis auf den Schamschurz, völlig nackt und waren, wie alle Indianer in ihrer Häuslichkeit, ohne jeden Körperschmuck und Bemalung.

Sämmtlich standen sie bei unserer Ankunft in Gruppen vor den Hütten, ohne uns jedoch große Aufmerksamkeit zu widmen.

Ich wandte mich an den von ihnen, der mir der Häuptling zu sein däuchte, ihn in englischer Sprache anredend und war erfreut, als er mir in eben dieser Sprache, wenn auch wenig fließend, antwortete. Meinem Wunsche um Lebensmittel, vorzüglich Cassadebrot und Vegetabilien, kam er dadurch nach, daß er sogleich einigen der versammelten Weiber den Auftrag gab, diese Gegenstände herbeizuschaffen.

So wurde ich in kurzer Zeit mit einer ziemlichen Menge Cassadebrot, Yams, Bataten und Bananen versorgt, für die ich Salempores und Munition, sowie einige Schnüre bunter Glasperlen zahlte. Außerdem fügte der Häuptling den Lebensmitteln einige Fruchttrauben der Parapipalme bei, die bei den Indianern als große Leckerbissen gelten und auch einem europäischen Gaumen recht wohl munden.

Diese Palme wird in den Niederlassungen der Accawai-Indianer am oberen Demerara, wie am Essequibo und seinen Nebenflüssen in den Dörfern der Farbigen, um die Hütten viel angepflanzt und unterscheidet sich in ihrem Habitus bedeutend von anderen ihrer Familie. Mit ihrem schlanken, stacheligen, braungrünen Stamme überragt sie weit die niedrigen Hütten der Indianer und breitet ihre lebhaft grünen, mit breiten, am Ende wie abgebissen erscheinenden Fiederblättern besetzten, langen Wedel in spiralförmiger Stellung um den Stamm aus; ihre Blattstiele sind mit dicht stehenden Stacheln bewehrt, und unter ihnen hängen die vollen Fruchttrauben mit ihren rothen und grünen, ovalen Früchten herab. In den meisten Fällen abortirt ihr Same und das Ganze bildet dann eine mehlige Masse; die Früchte, von der

Größe einer Pflaume, sind in diesem Falle gelbgrün, während die mit Samen versehenen eine orangerothe Farbe haben und größer sind. Von letzteren trägt eine Fruchttraube selten über 20—30 Früchte, während sie einige Hundert der samenlosen Früchte hat, die gekocht sehr wohlschmeckend und mehlreich, gleich Kastanien, sind.

Die jungen Palmen dieser Art gewähren einen schönen Anblick wegen der, um den hellgrünen Stamm in strenger Symmetrie spiralförmig sitzenden, prächtig grünen Wedel, die Jahre lang, ohne abzufallen, ihre Frische behalten, so daß bei dem schnellen Wachsthum der Palme ein 16 Fuß hoher Stamm noch von unten herauf von seinen Wedeln umgeben ist.

Ein herrliches, tropisches Vegetationsbild bietet die Parapi dar, wenn sie aus der üppigen Fülle der kolossalen, seidenartig glänzenden Blätter der Bananen, den dichten, ausgezackten Blattkronen der Papaya's, den langen, hellgrünen, schilfartigen Blättern des Zuckerrohrs, den großen, schildförmigen Blättern bunter Caladien und graugrünen, mit orangegelben Fruchtkolben gezierten Ananas, welche die Hütten der Indianer umstehen, in stolzer Majestät sich erhebt.

Ich habe sie in den von mir bereisten Gegenden Guyana's nie wildwachsend, vielmehr stets nur von den Eingeborenen angepflanzt, angetroffen; bei den wilden Indianerstämmen des Inneren ist sie mir jedoch nie vorgekommen. —

Außerdem handelte ich vom Häuptling einige, etwa 8 Fuß lange und 3/4 Fuß im Durchmesser haltende Stücke Letterwood ein, die ich ihn an einen Freund in Georgetown zu bringen beorderte. Das in der Colonie unter dem Namen „Letterwood" oder „Snakewood" bekannte, von den Indianern „Payra" benannte Holz ist das Herz des Stammes des Brosimum Aubletii Poepp. Endl. und wohl das schönste und kostbarste Möbelholz von Britisch Guyana. Seine Farbe ist purpurbraun mit tief-

schwarzen, unregelmäßigen, zolllangen Flecken und Zeichnungen und nimmt mit der Zeit eine dunkle Mahagonifärbung an. Nur das Herz des Stammes hat diese Färbung, weshalb man nie über einen Fuß dicke Stücke dieses Holzes erhalten kann. Der Baum kommt nur in den von der Küste entfernteren Urwäldern, die über den ersten Stromschnellen der Flüsse liegen, bis tief nach dem Inneren hinein, vor und ist in diesen Gegenden recht häufig, obgleich sein Holz an der Küste selten und nur zu theueren Preisen in den Handel kommt, da die Indianer des Inneren bei ihren seltenen Fahrten nach der Küste ihre kleinen Boote nicht mit großen Quantitäten desselben beladen können. Es ist von ausnehmender Härte, dabei aber auch von großer Elasticität, weshalb es von den Indianern zur Fertigung ihrer Bogen benutzt wird; als Möbelholz ist es unvergleichlich schön und nimmt eine ausgezeichnete Politur an. —

Um noch vor Abend bei meinen Corials zurück zu sein, verließ ich in Begleitung einiger Accawai's, welche die eingehandelten Sachen tragen mußten, nachdem ich vom Häuptling mit einer Calabasse Paiwari [15]) regalirt worden war, die Niederlassung und kehrte an den Creek zu meinem Woodskin zurück. Die Indianer stiegen in einige ihrer Borkenkähne und wir fuhren so schnell, als es bei all den im Creek befindlichen Hindernissen möglich war, nach der Mündung des Ituribisi, wo ich meine Mannschaft, mit der Zubereitung einer Anzahl gefangener Fische und einiger geschossenen Powis und Maroudi's beschäftigt, antraf.

Ich gab den Indianern die Bezahlung für die eingekauften Gegenstände und sie blieben, da sie die gefüllten Fleischtöpfe und den zur Ration für meine Mannschaft bestimmten Schiffszwieback sahen, noch bis zur Dunkelheit bei uns, um bei der Abendmahlzeit uns Hilfe zu leisten.

Lange noch wurde ich durch das Jubiliren und Singen meiner lustigen Mannschaft wach gehalten und mußte oft selbst

über die mitunter recht humoristischen Anekdoten Sam's, eines nordamerikanischen Negers, die jedoch von den witzigen Scherzen meines holländischen Dieners, welche er stets mit einigen Trompetenstößen als Refrain begleitete, weit überboten wurden, recht herzlich lachen.

Am frühen Morgen fuhren wir von der Mündung des Ituribisi-Creek ab und mehrere Stunden in ruhigem Wasser aufwärts. Eine Menge Inseln tauchten wieder in dem breiten Strome auf und verhinderten jede Aussicht nach den Flußufern. Ueberhaupt wurde von hier das Flußbett bei weitem breiter als unterhalb der Fälle, und wenn ja bisweilen beide Flußufer zu sehen waren, schienen sie in weite blaue Ferne entrückt.

Gegen Mittag passirten wir einen anderen Fall, den Aricara, und bald darauf den Waipopikay und landeten auf einer kleinen Insel in der Nähe des letzteren. Gewaltige Felsblöcke erhoben sich auf derselben und dichtes Gebüsch (Eugenia subobliqua Benth. Psidium aquaticum Benth., aromaticum Aubl.; Inga disticha Benth.; Drepanocarpus inundatus Mart.; Hyptis spicata Poit.; Parivoa grandiflora Aubl.; Tachigalia paniculata Aubl.; Vouapa bifolia Aubl.), dessen Stämme und Aeste über und über mit Orchideen, Tillandsien und Aroideen beladen waren, verwehrte jedes weitere Eindringen; nur eine an ihrer südlichen Spitze weit in den Fluß sich hinausziehende Sandbank erlaubte eine Landung. Der vollsten Sonnenhitze ausgesetzt, wurde in aller Eile das Mittagsmahl bereitet und verzehrt und dann sofort wieder zu den Rudern gegriffen. Bald passirten wir einen anderen Katarakt, den Cabiribo, und am späten Nachmittag den großen Fall Wanapu, der bald das eine meiner Corials, und mit ihm sehr wahrscheinlich der Mannschaft das Leben, gekostet hätte. Bereits auf dem Scheitel des Falles, konnten die Ruderer nicht gegen die rasende Strömung Herr werden, die das Corial mit sich den Fall hinabriß. Glücklicherweise verloren der Bowman,

wie der Steersman, die Courage nicht und gaben noch zu rechter Zeit, bevor das Boot gegen einen Felsen rannte, demselben eine entschiedene Wendung, daß es sich im Moment drehte und dicht hinter den Felsen, außerhalb der Strömung, sicher zu liegen kam. Das nochmalige Aufholen desselben über den Fall verursachte langen Zeitaufwand und es war bereits dunkel, als wir auf der großen Insel Simiri, oberhalb des Wanapufalles, landeten. Ein Trupp nach Georgetown reisender Accawai-Indianer lagerte auf der Insel und war mit der Zurüstung zu einem nächtlichen Fischfang beschäftigt. Für diesen Zweck bedienen sie sich aus dem Holze des Kakaralli (Lecythis ollaria Lin.) gemachter Fackeln, indem sie 3—4 Fuß lange Stücke aus dem Stamme dieses Baumes hauen und sie an einem Ende, zur Hälfte ihrer Länge, weich klopfen, die dann angezündet lange Zeit brennen.

Natürlich gehören eine Menge Fackeln dazu, um mehrere Stunden dem nächtlichen Fischfange nachgehen zu können. In ihren Woodskins, mit Bogen und Pfeilen versehen, fahren sie alsdann zu den Katarakten, wo sich der überaus schmackhafte Pacu (Myletes pacu Schomb.) in Unzahl aufhält, den sie beim Scheine der Fackeln belauschen und durch Pfeilschüsse tödten.

Der Pacu ist überall in den Katarakten da zu treffen, wo seine Lieblingsspeise, die Lacis fluviatilis Willd. und andere zur Ordnung der Podostemmeae auf den mit Wasser bedeckten Felsen wachsen. Die Lacis-Arten, von den Indianern „Weyra“ oder „Huya“ genannt, werden von den Accawai's über Kohlen geröstet und dann, gleich dem Tabak, gekaut; jeder Indianer führt zu diesem Behuf auf seinen Reisen einen Vorrath der schwarz gerösteten, feuchten Lacisblätter, sorgfältig in trockene Bananenblätter gewickelt, mit sich. Die Neugierde verleitete mich einmal davon zu kosten, ich verzichtete jedoch auf jede Wiederholung, da ihr Geschmack ungemein salzig ist. —

Kurz vor Sonnen-Aufgang am anderen Morgen kamen die

nächtlichen Fischer mit der reichlichen Ausbeute von 22 großen Pacu's zurück, von denen ich einige für meine Leute erhandelte. Der Pacu wird bis 2½ Fuß lang, 1 Fuß breit und 10 bis 12 Pfund schwer und ist, frisch genossen, ungemein wohlschmeckend. Gleich dem ähnlichen Morocoto des Orinoco wird mit ihm in Georgetown ein bedeutender Handel getrieben und das Stück, getrocknet und gesalzen, mit 24—32 Cents bezahlt; mehrere Farbige, wie Indianer des Essequibo und Massaruni, betreiben diesen Handel, indem sie einige Monate der trockenen Zeit an den Wasserfällen dieser Flüsse, Pacu's schießend und einsalzend, leben und sie dann zum Verkauf nach der Küste bringen. Getrocknet verlieren sie viel von ihrem Wohlgeschmack und nehmen einen thranigen Beigeschmack an, weshalb sie meist nur von der niederen Volksklasse gegessen werden.

Bald nach der Abfahrt von der Insel Simiri passirten wir den Katarakt Meri, der seinen Namen von dem Baume Humirium floribundum Mart. hat, der in seiner Nähe häufig wächst und von den Accawai's „Meri", auch „Turanira", genannt wird.

Ueberhaupt gebrauchen die Indianer sehr oft die Namen von Bäumen zur Bezeichnung von Plätzen, wie z. B. Simiri (Hymenaea Courbaril), Camacussa (Acrodiclidium Camara), Itaballi (Vochysia guianensis) u. s. w., je nachdem sie gerade einen oder den anderen dieser Bäume an dem betreffenden Platze häufig antreffen.

Noch mehrere andere Fälle passirte ich heute, deren jeder seinen Namen hat, den jedoch meine Bootsleute nicht wußten; der letzte an diesem Tage passirte war der Sapiro, worauf wir noch zeitig am Tage an der Südspitze einer langen Insel landeten und das Nachtlager aufschlugen.

Vor mir donnerte der zweitgrößte Katarakt des Massaruni, der sehr gefährlich zu passirende Paravacassi, unter sinnbetäubendem Getöse herab und füllte das Flußbett auf eine Strecke von

½ Mile mit dichtem weißem Schaum. Nur der westliche Theil des Falles ist für Boote passirbar, da der östliche in einer Höhe von 60 Fuß eine senkrechte Felswand herabstürzt und an seinem Fuße Alles in dichte Nebelschleier hüllt. Der westliche Fall besteht aus drei Abstürzen, die zusammen ein Gefäll von 50 Fuß haben, und es dem Beschauer kaum möglich erscheinen lassen, daß derselbe mit einem Boote passirt werden kann. Bereits früher hatte ich ihn auf- und abwärts passirt und fand dessen Hinabfahrt, oder vielmehr das Hinabschießen im Boote, ganz besonders gefährlich.

Sobald nur am Lande alles zum Bivouac Nöthige in Ordnung gebracht war, ließ ich das eine Corial ausladen und fuhr mit 8 Mann dicht an den Fuß des östlichen Theiles des Falles, um dessen Pracht und Großartigkeit in der Nähe zu bewundern. Gleich einer Nußschale wurde das Boot in dem ungeheuren weißen Schaummeere hin und her geworfen, und die Ruderer hatten alle Kraft aufzubieten, um gegen die rasende Strömung anzukämpfen. Gewaltige Flocken weißen Schaumes stürzten über das Boot hin und kaum schien es möglich zu sein, die am Fuße des Falles aus dem Wasser ragenden Felsenplatten erreichen zu können. Schon war ich im Begriff, von meinem Unternehmen abzustehen und das Signal zur Rückfahrt zu geben, doch schämte ich mich, vor den Ruderern einen Anschein von Bangigkeit zu zeigen, die sich auf das Uebermenschlichste anstrengten, ihr Ziel zu erreichen. Gleich der wüthendsten Brandung und deren Wogengebrüll, tobte der weiße Schaum an den Felsenplatten umher, an deren einer wir nach vielen Mühen glücklich landeten und das Boot an der vor den Wellen geschütztesten Stelle bargen; dann sprang ich auf den Felsen und staunte die herrliche Scene an, während die Bootsleute das Boot festhielten, damit es nicht von den Schaumwellen, die ihren weißen Gischt hoch über den Felsen warfen, hinweggerissen würde.

Einen prachtvollen Anblick gewährte dieser Theil des Falles,

mit seiner mehrere hundert Fuß breiten Wassermasse, die, fast senkrecht, 60 Fuß hoch die Felsbarrière herabstürzte, um unten einen durchsichtigen Nebelschleier zu bilden, in welchem eine Menge der herrlichsten Regenbogen zitterten. Der erhabene Eindruck, den diese tobende Wassermenge machte, wurde noch erhöht durch das sinnbetäubende Getöse des kolossalen Sturzes und das gewaltige Brausen und Sieden des ungeheuren Schaummeeres; der Fels, auf dem ich stand, schien unter meinen Füßen zu zittern.

In schönen Guirlanden hingen von der wasserfreien, hohen Felswand die prächtigsten Schlingpflanzen und Farn herab, und manche ihrer Ranken, die von der Liebe zu dem kühlen klaren Wasser hingezogen, allzu tief herabhingen, waren ein unausgesetztes Spiel der herabstürzenden Fluthen, das nur mit dem Ende ihrer Lebensdauer aufhören sollte. Einzelne leichtgefiederte Palmenkronen zitterten, von der Abendbrise bewegt, über dem Scheitel des Falles gegen den tief ultramarinblauen Himmel, und ein riesiger umgestürzter Baumstamm schaute gefahrdrohend von den hohen Felszacken, gerade über mir, herab in die grausige Tiefe und wartete auf seine Ablösung von dem heißen Posten, die erst zur nächsten Regenzeit, wenn der geschwollene Fluß ihn erreichte, erfolgen und hinab in das weite Schaummeer stürzen sollte.

Nicht zu lange vermochte ich in dieser entsetzlich schönen Umgebung zu verweilen; ein beängstigendes Gefühl kam über mich, die wilde entfesselte Natur betäubte meine Sinne; wie wäre es, wenn plötzlich das Boot mit der Mannschaft hinweggerissen würde und ich allein bliebe auf dem wankenden Stein, in diesem furchtbaren Chaos von Felsen und Wasser, allein in dieser von Menschen verlassenen Wildniß!

Ohne Zweifel würde mich der Wahnsinn ergreifen bei dem furchtbaren Gebrüll des Sturzes und der Verzweiflung an jeder

Rettung! und um nur diesen schrecklichen Gedanken los zu werden, sprang ich hastig ins Boot und gab das Zeichen zur Rückfahrt. Gleich einem muthigen Füllen bäumte sich das Corial auf den gewaltigen Schaumwogen, mit einem kräftigen Ruck des Steuers trieb es der Steersman in die größte Strömung, hochauf fuhr es auf die Kanten der Wogen und schoß dann mit Blitzesschnelle durch das brandende Schaummeer.

Eine Minute später ein anderer Ruck mit dem Steuer und wir befanden uns in ruhigerem Wasser, weit weg von dem schaurig schönen Falle, und landeten bald bei unserem Bivouac. —

Bereits beim Grauen des Morgens fuhren wir von der Insel ab und dem westlichen Theile des Falles zu. Glücklich gelangten wir durch das heftig brandende Schaummeer an seinem Fuße und legten hinter einer Felsenplatte, die hinreichenden Schutz gegen die gewaltige Strömung gab, an, um Alles zum Ueberholen der Corials über den Fall in Ordnung zu bringen. Die Ladung wurde gehörig vor den etwa überstürzenden Wellen gesichert, die Mannschaft bis auf mich, meinen Diener und die Steuerleute verließ die Boote, ergriff die langen Taue und begann ihre schwere Arbeit, die Corials den gewaltigen Wasserhügel hinauf zu ziehen. Es war ein anstrengendes Werk für die farbigen Leute, die, bis an die Brust im Wasser, auf schlüpfrigen Felsen stehend, ihre ganze Kraft anwenden mußten, um der ungeheuren Strömung zu widerstehen, dabei aber noch ein schwer belastetes Corial gegen dieselbe Strömung aufwärts zu ziehen hatten; nur die Alternative zwischen Leben und Tod ließ sie ihre äußerste Kraft aufbieten. Der unterste Fall war endlich glücklich passirt und eine kurze Zeit der Ruhe wurde am Fuße des zweiten Falles, auf einigen aus der Brandung ragenden Felsblöcken, zugebracht. Doch sie wurde bald unterbrochen, als der Indianer John mit seinen Falkenaugen in dem grünen, durchsichtigen Wasserteppich der Lacis einige Pacu's erblickte und

die Farbigen darauf aufmerksam machte; im Nu eilten Alle mit Bogen und Pfeilen nach der betreffenden Stelle, und in kurzer Zeit waren sechs der großen Fische erlegt.

Ohne allen Unfall wurde auch der zweite Fall passirt und auf einer Insel zwischen diesem und dem gefährlichen dritten Fall gelandet. Eine Anzahl Accawais aus dem Inneren, die nach Georgetown fuhren, campirten auf der Insel und hatten ihre Woodskins mit Hängematten, Affen, Papageien, Craböl und anderen Kleinigkeiten beladen, Gegenstände, für die sie an der Küste willige Käufer fanden. Sie fuhren bald nach unserer Ankunft ab und ich konnte nicht genug die Sicherheit und das Geschick bewundern, mit der sie die niedrigen, fast überladenen Borkenkähne den Fall hinab steuerten, ohne daß einem einzigen das geringste Unglück widerfuhr.

Mit unendlichen Schwierigkeiten und übermäßiger Kraftanstrengung der Mannschaft erreichten die Corials den Scheitel des letzten Falles, die Taue wurden in diese geworfen, die Mannschaft sprang hinein und ruderte mit aller Aufbietung ihrer Kräfte, um aus der gefährlichen Strömung, die den Fall hinabraste, zu kommen; ein Kampf auf Leben und Tod, der aber glorreich durchgeführt wurde!

Und als wir einige Minuten später in ruhigem Wasser dahin fuhren, begann Sam aus voller Kehle sein Lieblingslied:

„I came from Alabama here“

und die ganze Mannschaft stimmte ein und schlug mit den Rudern den Tact dazu, während Cornelissen mit der Trompete schmetterte und ich aus voller Brust in den Refrain des Liedes

„O Susanna don't you cry for me“

einfiel. Wir hatten wirklich allen Grund fröhlich zu sein, denn eine der gefährlichsten Passagen der langen Flußfahrt lag glücklich hinter uns. Nicht weit von den Fällen, stromaufwärts am rechten Ufer des Massaruni, mündete ein ziemlich großer Fluß,

der Caburi, den ich bis zur nächsten, eine Tagereise weiten Accawai-Niederlassung aufwärts zu fahren gedachte. In seine ziemlich breite Mündung einlenkend und etwa eine Stunde darin aufwärts rudernd, ertönte vor mir wiederum das gewaltige Tosen eines Falles, der sich auch bald meinen Blicken in nicht geahnter Größe zeigte. Da ich noch manche Indianer-Niederlassung am Massaruni aufwärts sehen konnte, so schreckte mich der Zeitverlust bei Passirung dieses Falles, dem höchst wahrscheinlich noch einige andere folgen mochten, vor der projectirten Weiterfahrt im Caburi ab, und überdies hatte meine Mannschaft bei der heutigen Auffahrt des Paravacassi genug ausgestanden, daß ich ihre Kräfte nicht allzu übermäßig anstrengen mochte; deshalb fuhr ich nach dem Massaruni zurück, um das Hauptziel meiner Reise zu verfolgen. Trotzdem gab es heut vor Abend noch einen anderen gewaltigen Fall, den Itacka, zu passiren, der meiner Mannschaft noch Mühe genug machte; die Corials wurden jedoch glücklich übergeholt, und wir landeten kurz oberhalb des Falles an D'Urbans-Island.

Dies ist eine sandige, mit einzelnen gewaltigen Felsblöcken und stellenweise dichtem Gebüsch, bedeckte Insel, auf der 1831, zur Zeit als Mr. D'Urban Gouverneur von Britisch Guyana war, eine Zusammenkunft von Indianern und Abgesandten des Gouverneurs statt fand. Die im oberen Massaruni wohnenden Accawais wurden von feindlichen Indianerstämmen des Essequibo und Potaro, Caraiben und Macuschis, öfters überfallen und eine Menge derselben getödtet, weshalb sie nach Georgetown zum Gouverneur um Hilfe sandten, der mehrere Officiere mit ihnen schickte, um einen friedlichen Vergleich zwischen ihnen und den feindlichen Indianerstämmen zu Stande zu bringen. Dieser Vergleich wurde auch wirklich geschlossen und zwar auf eben dieser Insel, die von den britischen Officieren den Namen des Gouverneurs erhielt.

Mich interessirte die Insel ganz besonders deshalb, weil ich auf ihr in großer Menge ein sehr seltenes Farn, die fächerblättrige Schizaea elegans Sw., antraf, von der ich, nach der Weise eines beutegierigen Sammlers, sämmtliche Exemplare in Beschlag nahm.

Eine Menge großer, an der südlichen Seite der Insel gruppirter Felsenplatten bildeten ein natürliches, ziemlich bedeutendes Bassin, das vom Flusse aus genügend mit frischem Wasser versorgt wurde, in welchem es von einer Unzahl von Fischen, besonders des recht wohlschmeckenden Huri (Erythrinus unitaeniatus Spix) wimmelte, von dem meine Leute eine bedeutende Anzahl mit der Angel fingen.

In der Nacht wurde ich durch ein gewaltiges Schnauben von der Wasserseite her erweckt, das mich veranlaßte, aus der Hängematte zu springen und nach dem Ufer zu laufen. Es rührte von einem gewaltigen Fische her, der sich an dem großen Angelhaken, den die Farbigen am Abend zum Fange eines Laulau in den Fluß geworfen, gefangen hatte und der so eben, sehr gegen seinen Willen, ans Land gezogen wurde. Der Fisch gehörte zur Familie der Siluroiden und war der Practocephalus hemiliopterus Agass., von den Colonisten „Gilbagre" und den Indianern „Paruaruima" genannt; er hatte eine Länge von 4 Fuß bei einem Umfang von 2½ Fuß. Obgleich sein Fleisch wohlschmeckend ist, wird es doch nicht allgemein gegessen; meine Leute mochten es ebensowenig und schoben das heftig zappelnde und schnaubende Ungethüm, nachdem sie es von der Angel befreit hatten, ins Wasser zurück. Der Genuß des Fleisches soll fiebererregend sein und wird deshalb selbst von den meisten Indianerstämmen des Inneren nicht genossen. Trotzdem wird auf dem Markte in Georgetown dieser Fisch fast täglich verkauft und ebenso auch von den Brasilianern am Rio branco, die ihn „Piraràra" nennen, gern gegessen. Er enthält große Klumpen

eines orangegelben Fettes, und seine Blase ist in Britisch Guyana und Surinam gleich der Hausenblase im Gebrauch und ein ziemlich gesuchter Handelsartikel. Seine schöne Färbung zeichnet ihn vor anderen großen Fischen vortheilhaft aus, sie ist auf dem Rücken schön dunkelgrün, mit orangegelben Flossenstrahlen und leuchtend orangegelbem Bauche; er wird 30—40 Pfund schwer.

Am nächsten Morgen zeitig abfahrend, passirten wir einige Stunden darauf den Katarakt Curabiri. Der Massaruni hatte bereits vom Itackafalle an seine südwestliche Richtung verlassen und wandte sich direct nach Nordwest. Vom Katarakt Curabiri gelangten wir in einer Stunde zu der am linken Ufer des Massaruni gelegenen Mündung des Puruni oder Carmen, eines der größten Nebenflüsse des Massaruni, der im Arimagua-Gebirge unter 60° 35′ w. L. Grwch. entspringt und seinen Lauf von Nordwest nach Südost nimmt. Eine etwa 700 Fuß hohe Hügelreihe schaute in duftig blauer Färbung an seinem rechten Ufer über den dunklen Urwald empor, während am rechten Ufer des Massaruni ebenfalls eine ferne Hügelkette sich zeigte, das erste Zeichen von höheren Erhebungen in dem Gebiete des Massaruni. Das Gebiet des Puruni ist noch völlig unbekannt, und ich hätte ihn gern befahren, wenn meine Zeit mir nicht knapp zugemessen gewesen wäre; unter solchen Umständen mußte ich mich leider mit der Ansicht seiner Mündung begnügen. Etwa zwei Stunden davon, höher aufwärts, von der Mündung des am linken Ufer befindlichen Flüßchens Massiwini an, nimmt der Massaruni seinen Lauf direct nach Süden. Wiederum passirten wir mehrere Katarakte und gegen Abend den bedeutenden Fall Macari und landeten oberhalb desselben am rechten Ufer behufs des Nachtquartieres. Einige seltsam geformte Felsen, von denen der eine einem gewaltigen Menschenkopf ähnelte, ragten inmitten des Flusses hoch aus dem Wasser, und ähnliche solche Felsblöcke lagen auf den umherliegenden Inseln und dem festen Lande und

gaben der Landschaft ein seltsames Aussehen. Riesige Locust-tree's (Hymenaea Courbaril Lin.) erhoben sich am Ufer und streckten ihre kolossalen Aeste weit über den Flußspiegel; unter ihrem dichten Schatten hingen wir unsere Hängematten auf. Das Rauschen der Katarakte und zahlloser kleiner Cascaden, die über die am Ufer liegenden Felsblöcke stürzten, ertönte weit durch die stille Nacht, und die Feuer unseres Nachtlagers beleuchteten in magischer Weise die aus dem Flusse emportauchenden, bizarren Steingestalten.

Sam trug, mit seinen Collegen um die Feuer sitzend, den „Yankee-doodle" und „Rule Britania" vor und Cornelissen accompagnirte den Gesang mit einzelnen nicht streng harmonischen Trompetenstößen, in Folge deren einige bereits zur Ruhe gegangene Reiher, unter krächzendem Geschrei und lautem Flügelschlage, aus dem dichten Laubdach der Locust-tree's aufflogen, um ein anderes Nachtlager aufzusuchen, und eine ebenfalls dadurch incommodirte Affenheerde in den hohen Baumgipfeln tiefer in den Wald retirirte. Endlich verstummte Alles und nur das nie endende dumpfe Rauschen der Gewässer war noch zu hören.

Des anderen Tages passirten wir mehrere unbedeutendere Katarakte und die Mündungen einiger kleiner, an beiden Ufern des Massaruni gelegener Nebenflüsse und landeten am späten Nachmittage am rechten Ufer, an der Mündung des Wayamu-Creek, um am nächsten Tage die in der Nähe liegende Accawai-Niederlassung Dombischa zu besuchen. Höhere Hügel zogen sich hier längs des rechten Flußufers hin und waren mit dichtem Urwald bedeckt. Die Gegend am Ufer umher war ungemein sumpfig, und große Lachen stehenden Wassers, mit zahllosen Nymphäen bedeckt, erstreckten sich tief in den Urwald hinein. Gewaltige halbmorsche Baumstämme ragten aus dem braunen Wasserspiegel hervor und waren über und über mit Orchideen, Tillandsien, Farn und Aroideen beladen, besonders war es die

Gongora atropurpurea Hook., die in wahrhaft riesigen Büschen die alten Stämme überzog und Hunderte ihrer langen Blüthenrispen an denselben herabhängen ließ, außerdem waren die Stanhopea insignis Hook., Bifrenaria aurantiaca Lindl. und Scuticaria Steelii Lindl. zahlreich hier vertreten.

Zeitig des anderen Morgens begab ich mich mit einigen meiner Leute und meinem Diener Cornelissen, der nicht vergaß, seine Trompete mitzunehmen, durch den dichten Urwald nach der Accawai-Niederlassung Dombischa. Ein sehr schmaler Pfad, über viele zum Theil hohe Hügel, führte dahin, und wenigstens 3 Stunden anhaltenden Gehens waren nöthig, bevor wir in die auf einem hohen Hügel gelegene Lichtung gelangten, in welcher die Niederlassung lag. Die an Flüssen lebenden Indianer haben in der Regel ihre Niederlassungen hauptsächlich deshalb weit vom Ufer entfernt, damit sie nicht so sehr von ihren vorüberreisenden Landsleuten mit Besuchen belästigt werden, die anderen Falles tagelang die Gastfreundschaft der Bewohner aufs Aeußerste in Anspruch nehmen und nicht eher abreisen, als bis alle vorhanden gewesenen Lebensmittel aufgezehrt sind.

Sobald wir in die Lichtung traten, blies Cornelissen auf der Trompete einige Variationen über das Thema eines surinamischen Regimentsmarsches, die von einem furchtbaren Hundegebell und Weibergeschrei aus der nahen Niederlassnng accompagnirt wurden, und wir fanden letztere, als wir dieselbe erreicht hatten, von den Bewohnern verlassen und hatten alle Mühe, uns gegen eine große Anzahl Hunde, die wüthend auf uns eindrangen, zu vertheidigen.

Wie gewöhnlich mußte auch hier der Stock den Vermittler spielen, mit dessen Hilfe wir uns von unseren Angreifern befreiten. Einer meiner Farbigen, welcher der Accawai-Sprache mächtig war, begab sich in den Wald, um die geflüchteten Bewohner aufzusuchen und sie über die geräuschvolle Ankunft zu beruhigen, und

C. F. Appun del.

Accawai-Niederlassung Dombischa am Massaruni.



mein Diener sah bereits hier und später noch öfter ein, daß von einer Bezauberung der Indianerinnen durch Trompetenstöße wohl schwerlich die Rede sein würde.

Es dauerte über eine Stunde, bevor der Farbige mit einigen Indianerinnen zurückkam, denen bald darauf andere folgten, da sie sahen, daß wir ihnen kein Leid zufügen wollten. Sämmtliche Männer der Niederlassung waren den Tag vorher ausgegangen, um oberhalb der nächsten Fälle Fische zu schießen, wurden aber jetzt bald zurück erwartet.

Der ganze Ort Dombischa bestand nur aus sechs großen Hütten, meist bloßen, auf starken Pfosten ruhenden Palmendächern, und sah mit seinen Umgebungen von Gruppen schöner Parapipalmen, Papaya's, Bananen, Zuckerrohr und blühenden Roucoubäumen echt indisch und tropisch aus.

Die Frauen setzten uns einen Topf mit Capsicumbrühe und Cassadebrot vor und reichten Paiwari in Calabassen umher, welchen letzteren ich mit großem Vergnügen meinen Leuten überließ, da der Genuß des ekelhaft zubereiteten Getränkes mich anwiderte, und ich nur mit großem Widerwillen, um der indianischen Höflichkeitssitte zu genügen, einige Züge davon that.

Es dauerte nicht lange, als die auf den Fischfang ausgewesene männliche Bevölkerung der Niederlassung ankam und sich, ohne große Notiz von uns zu nehmen, in ihre Hütten begab.

Sie brachten wohl an 30 Pacu's mit, die sie den Weibern zur Zubereitung fürs Rösten hinwarfen, hingen ihre Hängematten in den Hütten auf und warfen sich ohne Weiteres in dieselben. Außer dem Schamschurz waren sie, wie die Weiber und jungen Mädchen, unbekleidet, von robustem, gedrungenem Körperbau und dunkelrother Hautfarbe. Die jungen Mädchen zeigten auch hier schöne üppige Körperformen und interessante Gesichtszüge, die durch die dunklen, feurigen Augen und das lange, rabenschwarze Haar noch mehr imponirten.

Mein farbiger Dolmetscher hatte nach mehrfachen, mißlungenen Versuchen endlich eine Unterredung mit dem Häuptling angeknüpft, der, als er erfuhr, daß wir nur wegen Lebensmitteln ihn besucht hätten und uns bald wieder hinweg begeben würden, gesprächiger wurde; er hatte wahrscheinlich einen mehrtägigen Besuch von uns befürchtet, was ihm, wie es schien, sehr ungelegen gewesen wäre.

Ich kaufte von ihm eine Menge Lebensmittel, als Bananen, Yams, Cassadewurzeln, Bataten, Mais u. s. w., mußte jedoch wegen des mir so nöthigen Cassadebrotes bis zum morgenden Tage warten, da die Weiber dies in größeren Quantitäten erst diesen Abend und den nächsten Morgen fertigen konnten.

Die hauptsächlichste Art der Yams, die hier von den Indianern angebaut wird, ist die sogenannte Buck-yams [16]), von der Form und Größe einer mittleren Wasserrübe, purpurrother Farbe und mehligem, aber trockenem Geschmack. Die Savanen-Indianer des Inneren bauen dagegen die anderen großknolligen Yams-Arten, wie Dioscorea alata, aculeata und sativa Lin., die bei Weitem mehr Nahrungsstoff enthalten und schleimiger sind.

Außerdem erhandelte ich einigen Tabak, der in faustdicke Bündel von der Länge der Blätter, mit Bast fest zusammen geschnürt, jedoch von geringer Qualität war, da die Indianer wenig Fleiß auf die Präparation desselben verwenden. Sie sammeln alle größeren Blätter der Pflanze, ohne deren Blüthe auszubrechen, hängen sie einige Tage an Bastschnüre im Inneren der Hütte, mitunter über dem Feuer auf, und packen sie, sobald sie gelblich zu werden beginnen, in Bündel. Größere Sorgfalt hierauf verwenden die Savanen-Indianer, wie die Macuschi's und besonders die Wapischinna's, deren Tabak sehr gut und sogar in Georgetown recht gesucht ist.

In der Niederlassung sah ich einige schöne, lebende Arara's der Savanen (Macrocercus Aracanga Lin.), die nur in den

Savanen des Inneren vorkommen und dort eingehandelt waren, wie den großen Maroudi (Salpiza Marail Wagl.), deren Ankauf ich jedoch wegen meiner langen Reise nach dem Inneren unterlassen mußte. Dagegen erhandelte ich ein lebendes Laba (Coelogenys Paca Cuv.), das ich, da es ungemein fett war, zu culinarischem Zweck bestimmte. Das Laba ist unstreitig das wohlschmeckendste Wild in ganz Britisch Guyana, sein Fleisch ist ungemein zart und dabei hinreichend fett. Es kommt an allen Flüssen Guyana's, besonders aber an kleinen Waldflüssen überaus häufig vor, an deren Ufern es sich unter großen Wurzeln eingräbt oder auch in hohlen Baumstämmen campirt. Die Indianer haben zu dessen Fange eigene Hunde abgerichtet, die in seine Höhlen dringen und es hervorjagen müssen, worauf es mit Pfeilen oder dem Waldmesser getödtet wird. Das Laba geht hauptsächlich des Nachts seiner Nahrung nach, zu welcher Zeit es am Besten zu erlegen ist. Sein braunes Fell, das durch seine weißen Streifen imponirt, würde sich ungemein gut zu Pelzwerk eignen, wird aber bei der Indolenz der Indianer, wie der Farbigen, nicht beachtet. Auf der Flucht retirirt das Thier, als ein sehr guter Schwimmer und Taucher, wenn irgend möglich, ins Wasser, wird aber beim Auftauchen von seinen Verfolgern leicht geschossen.

Ich verweilte, zur Freude der Indianer, nicht lange in deren Niederlassung und begab mich unter großen Regenschauern nach meinem Lager am Massaruni zurück. Die Nacht war sehr regnerisch, und eine Menge Mosquitos, deren es in dem sumpfigen Terrain Legionen gab, ließen mich unter meinem Zeltdach nicht zum Schlafe kommen.

Der nächste Tag, den ich an demselben Orte verlebte, strich sehr langweilig, unter öfterem Regen, dahin; am Nachmittag brachten die Accawai's aus der Niederlassung, die mit den eingekauften Lebensmitteln, besonders dem frischen Cassadebrot an-

kamen, etwas Leben unter uns. Meine Leute amüsirten sich mit ihnen, Sam trug ihnen einige songs vor, Cornelissen gab eine Serie von Trompetenstößen zum Besten, die jedoch nicht die von ihm gewünschte Wirkung unter den Indianerinnen hervorbrachte, und als meine lustige Mannschaft sich den jungen Mädchen näherte, um eine Quadrille mit ihnen zu versuchen, stob die braune, nackte Gesellschaft scheu aus einander und lief in den dunklen Wald, nach ihrer Niederlassung zurück.

Ich war froh einen gehörigen Vorrath des auf Reisen im Inneren so nöthigen Cassadebrotes zu haben und fuhr zeitig am anderen Morgen von dem schlimmen Mosquitoplatze ab.

Zwei bedeutende Fälle, der Maribisi und Catauri wurden an diesem Morgen glücklich passirt und am linken Flußufer, um zu Mittag zu essen, nahe bei einer Accawai-Niederlassung, gelandet. Die Bewohner derselben hatten in der Nacht einen gewaltigen Lau-lau gefangen, den sie, in Stücke zerschnitten, eben zu rösten beschäftigt waren, als ich ankam, und ihnen fast den ganzen Vorrath davon für meine Mannschaft abhandelte.

Außerdem kaufte ich hier einen anderen, recht wohlschmeckenden, dabei schönen Fisch, den Sunfish oder Lucanani (Cichla ocellaris Bl. Schn.), der eine Länge von 2½ Fuß erreicht und mit einer schöngefärbten, sonnenförmigen Zeichnung an den Seiten, in der Nähe des Schwanzes geziert ist.

Ich traf in dieser Niederlassung drei gezähmte Papageienarten, die von hier an höher hinauf bis nahe zum Roráima, in den Wäldern ziemlich häufig vorkommen; es waren Deroptyus accipitrinus Wagl. (Hia-hia), Pionus pileatus Gmel. und Psittacus purpuratus Gmel. Der erstere ist weniger häufig und außer am oberen Massaruni noch am Rupununi anzutreffen, wo er stets paarweise lebt. Er wird ungemein zahm und sieht allerliebst aus, wenn im Zorne die langen Halsfedern sich sträuben und, gleich einem Kragen, im Halbkreise um den Kopf empor-

stehen; seine Stimme ist feiner und weniger durchdringend als die anderer Papageien, überhaupt ist er delicaterer Natur. Der Pionus pileatus Gmel. kommt in großen Schaaren am Massaruni wie am oberen Demarara vor, in der Nähe der Savanen-Region habe ich ihn nie angetroffen; er wird leicht gefangen und überaus schnell zahm. Den Psittacus purpuratus Gmel. habe ich einzig und allein nur in dieser Gegend, sonst nirgends anders in Britisch Guyana gesehen.

Weiter fahrend, passirten wir eine kleine Insel, auf welcher, gleich einem kolossalen Tau zusammengerollt, dicht am Ufer auf einer Felsenplatte eine gewaltige Culacanaru (Eunectes murinus Wagl.) lag. Die riesige Schlange war die größte, die ich überhaupt in Süd-Amerika gesehen habe und etwa 22 Fuß lang; sie mochte erst kürzlich ein großes Thier verschlungen haben, indem ihr Leib in der Mitte tonnenartig angeschwollen war. Da sie schlief, konnte sich mein Boot ihr mehr als auf Schußweite nähern, und nachdem ich sie längere Zeit angestaunt hatte, sandte ich ihr eine Ladung groben Schrot in den Kopf.

Krampfhaft öffnete sie den Rachen, so weit es ihr möglich war, und glitt dann allmälig, mit dem Kopfe voran, in das Wasser, um eine Speise der Fische zu werden; der Schuß hatte sie fast augenblicklich getödtet.

Auffallend war es mir, im Massaruni sehr selten Alligatoren anzutreffen, die doch im Hauptstrom, dem Essequibo, so überaus häufig sind; überhaupt war die Thierwelt an den Ufern des Flusses, besonders die Vögel, ungemein wenig vertreten. Außer einigen Reihern, dem Plotus Anhinga und einigen Alcedo-Arten, sowie hin und wieder verschiedenen Paaren des blauen Araras (Macrocercus Macao Lin.) und kleineren Papageien, kamen mir von größeren Vögeln wenige zu Gesicht. Eben so arm, besonders höher hinauf, war der Fluß an Fischen, desto belebter aber zeigte sich der angrenzende Urwald an Affen, unter denen Mycetes

seniculus Kuhl und Cebus capucinus Erxl. in großen Heerden, ganz besonders häufig waren; seltener sah ich kleine Gesellschaften der Pithecia leucocephala Geoffr.

Zeitig landeten wir an diesem Tage am linken Ufer, da es stark zu regnen begann und meine Mannschaft zum Schutz gegen die regnerische Nacht sich Palmendächer herstellen mußte. Ohne Zweifel kam der in der trockenen Zeit so seltene Regen von der Nähe der hohen Gebirge her, an denen sich den Tag über stets bedeutende Wolkenmassen anhäuften, die gegen Abend ihren überreichen Vorrath an Feuchtigkeit auf die Erde herab ergossen.

Nach einer sehr regnichten Nacht machten wir uns am anderen Morgen zeitig auf und landeten zum Frühstück am rechten Ufer bei einer kleinen, aus nur zwei Hütten bestehenden Niederlassung.

Heute wurde dem als Ruderer und Jäger engagirten Accawai John eine große, freudige Ueberraschung zu Theil, denn als wir bei der Weiterfahrt eine Biegung des Flusses passirten, trafen wir auf ein uns entgegenkommendes, mit Indianern beiderlei Geschlechts gefülltes Woodskin, das ohne Weiteres an meinem Corial anlegte. Und heraus stieg und setzte sich in mein Corial, ungenirt neben John, eine junge hübsche Indianerin, seine Frau, wie ich nachher erfuhr, die von seinem Kommen bereits gehört und ihm entgegen gefahren war. Von Freudenbezeugungen oder Liebkosungen war bei beiden Theilen nicht die Rede, und John zeigte nicht die geringste fröhliche Miene, wogegen im Gesichte der Frau die größte Freude sich aussprach. Und doch waren sie einander ungemein zugethan, wovon ich später öfter mich überzeugte, indem sie ihn auf seinen Jagdausflügen stets begleiten mußte und nie von seiner Seite weichen durfte, wozu er, auch in Betracht der farbigen Mannschaft, die durchaus nicht Verächter des weiblichen Geschlechts war, gegründete Ursache hatte.

Er hatte überhaupt wenig Umgang mit seinen farbigen Collegen und separirte sich stets beim Nachtlager von ihnen, sowie er sich bei ihnen, die ihn in den ersten Tagen der Reise gern hänseln wollten, dadurch in gewaltigen Respect versetzte, daß er bei einer solchen Gelegenheit in aller Wuth mit dem Cutlaß auf sie eindrang, so daß ich ihn mit Gewalt von seinem mörderischen Angriffe zurückhalten mußte. Als Jäger war er ausgezeichnet und versorgte täglich meine Küche mit dem besten Wild.

Der Tag war ebenfalls sehr regnerisch, und die Nacht, die wir am linken Ufer zubrachten, nicht viel besser. Wir befanden uns nunmehr unterm 59° 40′ w. L. Grwch. und der Lauf des Flusses hatte seinen südlichsten Punkt erreicht; ein Pfad ging von hier weiter nach Süden zu den Quellen des Massaruni, der höher aufwärts, in der Nähe des Roráima, eine so ungeheure Krümmung zurück nach Südost macht, daß seine Quellen, auf dem Ayang-canna, ebenfalls unterm 59° 40′ w. L. Grwch. liegen.

Von den hohen Bergen, die hier am rechten Ufer des Massaruni sich erheben, dem 5000 Fuß hohen Raleigh's Pik und der Arthur's Tafel, war am anderen Morgen wegen des regnerischen Wetters nicht das Geringste zu sehen, was ich um so mehr bedauerte, als deren Formen so überaus seltsam und wahrhaft überraschend sein sollten.

Gegen Mittag passirten wir die gefährlichen Assoura-Fälle, die überaus reißend sind, da das Flußbett von beiden Seiten durch hohe Hügel und weit in den Fluß hinein sich ziehende, gewaltige Felsmassen bis auf die geringe Breite von 600 Fuß eingeengt wird, durch welchen Engpaß das Wasser in rasender Wuth sich stürzt. Riesige Dämme gewaltiger, von der Natur über einander geschichteter Felsmassen ziehen sich wenigstens ½ Mile weit an beiden Seiten des Flusses hin, und der blendend weiße Schaum der wild aufgeregten Wassermasse contrastirt auf das Schönste gegen die tiefe Schwärze der riesigen Felsblöcke. Ohne

jeglichen Unfall wurden die beiden Corials durch die Fälle gezogen, und freudig blickte ich zurück nach ihnen, den letzten Fällen, die ich im Massaruni zu passiren hatte; die Assoura-Fälle waren die drei und dreißigsten, die ich in diesem Flusse passirte. Von hier bis zum Curupung-Creek, wo ich den Massaruni für einige Zeit verlassen mußte, strömte der Fluß ruhig dahin.

Als gegen Abend der Himmel ein wenig sich aufklärte, sah ich gen Westen zu, in weiter Ferne, die duftig blauen Contouren des Meremé-Gebirges über dem düsteren Urwald auftauchen, leider nur für kurze Zeit, denn bald war der Himmel wieder mit grauen Wolken umzogen, die ihr Uebermaß an Feuchtigkeit auf uns herabsandten und uns in der dichten Uferwaldung so schnell als möglich Schutz und Nachtquartier aufsuchen ließen.

Kurz nach unserer Abfahrt am nächsten Morgen, gestattete der für eine kurze Zeit heitere Himmel einen Blick auf die im Süden liegenden gewaltigen Berge, unter denen sich einer mit abgeplattetem Felsengipfel und steilen Abstürzen im höchsten Grade pittoresk ausnahm. Es war ohne Zweifel der auf Schomburgk's Karte als „Arthur's Tafel“ bezeichnete 5000 Fuß hohe Berg, hinter dem, nach Südwest zu, ein riesiger, steiler Pik, der 5000 Fuß hohe Raleigh's Pik, zuckerhutförmig sich aufthürmte. Meine Mannschaft, die an der Küste stets nur flaches Land zu sehen gewohnt war, jauchzte beim Anblick der gewaltigen, sonderbar geformten Berge und wünschte nichts sehnlicher, als recht bald Gelegenheit zu haben, dieselben erklettern zu können. Ich selbst, der in Venezuela viele Jahre im Gebirge gelebt hatte, empfand eine lebhafte Freude, mich wieder im gebirgigen Lande zu befinden und beschloß, sobald nicht wieder nach der flachen ungesunden Küste zurückzukehren. Der schwarze Koch Sam wurde ganz entzückt und schrie einmal über das andere beim Anblick des abgeplatteten Felskolosses: „the Table-Mountain of Cape Town!“ (er hatte nämlich die Reise nach der Capstadt mehrfach gemacht und

fand ungemeine Aehnlichkeit in dem vor ihm liegenden Berge mit dem Tafel-Berge); sofort stimmte er einen lustigen Niggersong an, in den seine Kameraden mit voller Stimme, mit den Rudern den Tact schlagend, einfielen.

Doch der schöne Anblick wurde mir bald durch einen grauen, dichten Wolkenvorhang entzogen, heftiger Regen strömte herab und bewog mich, unter das Palmendach des Bootes mich zurück zu ziehen. Erst gegen Abend wurde das Wetter wieder freundlich und der Himmel heiter, so daß ich die dicht vor mir liegende, grandiose Gebirgskette des Meremé, hinter welcher, gegen Westen, die des Iloui in malerischen Formen sich erhob, in aller Muße bewundern konnte.

Die 4500 Fuß hohe Kette des Meremé erhebt sich am rechten Ufer des Massaruni und streicht von Ost nach West in einer Ausdehnung von etwa 8 geographischen Meilen; sie ist durch die bizarren Formen ihrer nackten Sandsteingipfel, die in steilen Abstürzen in die Ebene hinab gehen, ganz besonders ins Auge fallend. Mit ihr beginnt die lange, wenig unterbrochene Reihe einzelner Berge und größerer Gebirgsketten, von bedeutender Höhe und schroffem, steilem Charakter, die gegen West in dem gewaltigen Noraima-Gebirge enden und sämmtlich der Sandsteinformation angehören; sie zeichnen sich durch ihre merkwürdige Gipfelbildung in steilen, zuckerhutförmigen Piks oder riesigen, abgeplatteten Sandsteinwällen von 1000—1500 Höhe und jähen Abstürzen aus. Die Arthur's Tafel, der Raleigh's Pik und die 1000 Fuß hohen Marabiacru-Klippen am linken Ufer, wie die Berge von Teboco und der Pik von Kimuriman, am rechten Ufer des Massaruni gelegen, gehören bereits schon dieser Formation zu.

Froh und zufrieden durch den heut gehabten schönen Anblick interessanter Gebirgsketten, der die Monotonie der bisherigen Flußfahrt zwischen unabsehbarem, flach liegendem Urwald aufs

angenehmste unterbrach, legte ich mich am Abend in die in dichter Uferwaldung aufgeschlungene Hängematte und hörte, aufgeregt durch das heut Geschehene, noch lange Zeit den lustigen Scherzen Sam's und Cornelissen's, die sie ihren Kameraden zum Besten gaben, zu, während der Indianer John mit seinem Weibe schon längst nach seinem Nachtlager, tiefer im Urwalde, sich zurückgezogen hatte.

Das Wetter des nächsten Tages, des 4. December, war ungewöhnlich heiter, und der klare Himmel zeigte nicht eine einzige Wolke. Zeitig brachen wir zur Weiterreise auf und erreichten gegen Mittag die bedeutendere Accawai-Niederlassung Camacussa, die dicht am rechten hohen, steilen Lettenufer des Massaruni lag. Sie bestand aus fünf großen Hütten, zu denen vom Ufer aus ein schmaler Pfad aufwärts führte und war zahlreich bewohnt. Ich sah mich genöthigt, einige Tage hier zu weilen, da die Menge des von mir, von den Bewohnern gewünschten Cassadebrotes, längere Zeit zur Fabrikation in Anspruch nahm.

Der Ort hat seinen Namen von dem durch die medicinischen Eigenschaften seines Samens berühmten Baume Acrodiclidium Camara Rob. Schomb., der von den Accawais „Camacussa", von den Arekuna's und Macuschi's „Camára" und von den Engländern „Accawai-Nutmeg" genannt wird.

Trotz meines eifrigen Nachsuchens und Erkundigens fand ich jedoch nicht ein einziges Exemplar dieses Baumes in der Umgegend und sollte ihn erst am Roräima, wo er häufig wächst, kennen lernen. Sein Same ähnelt dem des Greenheart (Nectandra Rodiei), mit dem er auch in ein und dieselbe Ordnung gehört, und hat einen völlig der Muskatnuß gleichkommenden Geruch; geschabt und in heißem Wasser genommen, ist er ein sehr wirksames Mittel gegen Ruhr und Diarrhöe und wird von den Indianern, die ihn vielfach nach Georgetown zum Verkaufe bringen, gegen diese Krankheiten meist mit gutem Erfolg an-

gewendet; ein Arzt, der ihn auf meine Empfehlung hin im Hospital des Penal-Settlement am Massaruni anwendete, konnte nicht genug die wirksamen medicinischen Eigenschaften desselben loben, der durch mich, um größere Versuche anzustellen, mit einer Menge anderer indianischer Heilmittel aus dem Pflanzenreiche, auch nach London gesandt wurde[17]).

Ebenso traf ich hier eine von mir bisher noch nie gesehene Palme, die Mauritia aculeata H. B. et Kth., die in der Nähe des Ufers im Urwalde sich erhob. Sie zeichnet sich von der Mauritia flexuosa dadurch aus, daß ihr 50 Fuß hoher Stamm bei weitem schlanker und mit starken Dornen versehen ist und aus ein und derselben Wurzel mehrere Stämme, oft 8—10, entspringen. Ihre Blätter sind sehr groß, besonders die der jungen Exemplare, und stehen schirmförmig ausgebreitet rings um den Blattstiel, der, so wie die Fiederblättchen, mit hakenförmigen Stacheln versehen ist. Die Palme hat etwas ungemein graciöses in ihrem ganzen Habitus und differirt dadurch ungemein von dem steifen Charakter der Mauritia flexuosa.

Einen herrlichen Anblick gewähren die Gruppen dieser Palme an den Ufern des oberen Massaruni und seiner Nebenflüsse, und ihre saftgrünen, mit mehreren gelben und bläulichen, concentrischen Streifen in der Mitte gezierten Fächerwedel, stehen in schönstem Contrast zu dem tiefblauen Himmel. Sie kommt bis zur Höhe von 3000 Fuß über dem Meeresspiegel vor und findet sich, außer in dieser Gegend, nur noch an den Rändern der Oasen in den Savanen des Rio Tacutu, wie am Rio Branco und Rio Negro, wo aus der Epidermis ihrer Blätter, unter dem Namen „Tucum“, dauerhafte Schnüre gefertigt werden.

Die Zeit meines Aufenthaltes in Camacussa benutzte ich eifrig zum Botanisiren und fand in den Wäldern umher viele für mich neue, interessante Pflanzen, indem die ganze Gegend mit dem Gebirgscharakter auch ihre Flora theilweise geändert hatte.

Eine Menge neuer Farn, Orchideen, Gesneriaceen und Scitamineen traten in dem zum Theil sumpfigen Walde auf, der außerdem mit Wild reichlich versehen war.

John, der den ganzen Tag mit seiner Frau auf der Jagd abwesend war oder auch in irgend einer benachbarten Niederlassung sich umhertreiben mochte, brachte gegen Abend stets eine lohnende Ausbeute an Laba's (Coelogenys Paca Ill.), Acuri's (Dasyprocta Aguti Ill.), Powis (Crax alector Lin.), Maroudi's (Salpiza Marail Wagl., Penelope cristata Lin.), mitunter auch ein Nabelschwein (Dicotyles labiatus Cuv.). Die hier wohnenden Accawai's brachten mir zweimal einen kleinen Hirsch (Cervus humilis Benn.), den sie „Walibisiri“ nennen und mit eigens dazu abgerichteten Hunden jagen, die das Thier aus dem Walde in den Fluß treiben müssen, wo er von dem, ihm im Woodskin auflauernden Jäger geschossen wird. Außerdem aber kommt hier noch der größere Cervus simplicicornis Ill. vor, der besonders höher aufwärts im Massaruni sehr häufig ist.

In Begleitung meines Dieners und einiger Farbigen machte ich einen Ausflug nach der gegen Süd, am Gebirge gleichen Namens gelegenen Indianer-Niederlassung Iloui. Der Weg dahin führte durch dichten Wald und überaus sumpfiges Terrain und war im höchsten Grade beschwerlich und uninteressant. Die Niederlassung bestand aus nur drei Hütten, die jedoch mit Bewohnern überfüllt waren. Daß die indianische Race nach und nach aussterben soll, möchte ich nach meinen darüber gemachten Beobachtungen, wenigstens was das tropische Süd-Amerika betrifft, bezweifeln, denn ich fand überall in den indianischen Niederlassungen einen gewaltigen Vorrath von Kindern. Selten wohl ist ein Weib mit solcher Fruchtbarkeit gesegnet als eine Indianerin, obgleich Zwillingsgeburten fast nie bei ihnen vorkommen; es ist mir nur ein einziger solcher Fall während der neun unter den wilden Völkern verlebten Jahre bekannt, dafür jedoch ver-

geht kein Jahr, in welchem nicht jedes Indianerweib unvermeidlich ein Kind zur Welt bringt, so daß wenigstens 8—10 Kinder auf jedes Weib zu rechnen sind, da sie sich bereits im Alter von 12 bis 14 Jahren verheirathen, dagegen aber schon mit 25 Jahren unfruchtbar werden. —

Ich sah hier einen gezähmten lebenden Cock de rock (Rupicola crocea Bonn.), von den Indianern „Kabanaru" genannt, den mir die Accawai's zum Verkauf anboten, jedoch nichts Geringeres als eine Flinte dafür verlangten, welchen Handel ich natürlich nicht einging.

Das Felsenhuhn kommt in den wildesten, gebirgigen Gegenden des oberen Massaruni häufig vor und nistet an Felsen, an die es seine Nester gleich der Schwalbe klebt. Es lebt gesellschaftlich und ist am frühen Morgen wie am Abend, zu welcher Zeit es oft unter seltsamem, widrigem Geschrei nahe zu meinem Lager in Menge geflogen kam, am Lebhaftesten. Die jungen Vögel, wie die Weibchen, sind einfarbig braun, und die Männchen erhalten erst im Alter von drei Jahren ihre prachtvoll orangegelbe Färbung. Sie sind sehr delicater Natur, und alt eingefangene Männchen überleben die Gefangenschaft nicht lange Zeit. Oft werden sie von den Indianern lebend zum Verkauf nach Georgetown gebracht, sterben aber dort aus Mangel an ihrer gewohnten Nahrung, die in Beerenfrüchten besteht, wie hauptsächlich wohl deshalb, daß sie nicht frei sich umherbewegen können, sehr bald; sicher auch mag ihnen die heißere Temperatur der Küste nicht zusagen.

Außer am oberen Massaruni, bis in die Nähe des Noráima, habe ich die Rupicola noch am oberen Demerara, am Ororu-Mararri (dem großen Fall) bei den Maboura-rocks, und im Canuku-gebirge, zwischen dem Rupununi und Takutu angetroffen; nach Schomburgk kommt sie auch auf den kolossalen Sandsteinfelsen am Ufer des Wenamu, einem Nebenflusse des oberen Cuyuni, vor.

Ein anderer seltener Vogel, der mir lebend von den Indianern zum Verkauf angeboten wurde, war der Bell-bird (Chasmarhynchus caruneulatus Temm.) oder, wie die Indianer ihn nennen „Parandorai" oder „Dara", der in dem nahen Ilouigebirge gefangen war. Ich habe bereits im ersten Bande dieses Werkes (S. 151) Näheres über den Glockenvogel gesagt und bemerke nur, daß er am oberen Massaruni nur in dieser Gegend, nicht aber am Noráima, vorkommt; außerdem findet er sich zahlreich im Canuku-Gebirge. Am Demerara und Berbice, jedoch nicht an der unmittelbaren Küste, erscheint er als Strichvogel nur im Mai und Juli. Der mir hier zum Verkauf angebotene saß sehr traurig in seinem von den Stengeln der Calathea geflochtenen, indianischen Korbe und schien erst kürzlich gefangen zu sein; da ich sehr wohl wußte, daß der Glockenvogel die Gefangenschaft nur kurze Zeit aushält und überdies die Indianer auch für ihn einen hohen Preis forderten, verzichtete ich auf seinen Ankauf. Die etwa 3500 Fuß hohe Kette des Iloui-Gebirges zieht sich in einer Ausdehnung von 4 geographischen Meilen von Nord nach Süd und ist meist bewaldet, nur einzelne Felsgipfel erheben sich steil aus dem dunklen Laubmeere.

Die Indianer schienen über meine Weigerung des Ankaufes der Vögel verstimmt und ich fand es deshalb am Besten, mich nach kurzem Aufenthalt in der Niederlassung, nach Camacussa zurück zu begeben. Hier traf ich einige vom Fischfange zurückgekehrte Indianer, die eine Menge kleiner Fische, wohl einige hundert, in langen, dicht geflochtenen Körben, „Maswah" genannt, gefangen hatten und mir einen Theil davon zum Verkauf anboten. Ich wählte eine hinlängliche Anzahl der verschiedensten Arten aus, die ich in Spiritus warf; um ein Gericht davon zu bereiten, waren sie zu klein und ihre Zubereitung hätte allzu viel Mühe verursacht. Die Indianer hingegen sind große Liebhaber kleiner Fische, die sie ohne jede Zubereitung in Capsicum-

Sauce kochen und mit Stumpf und Stiel verzehren. Unter den hier in Rede stehenden Fischen war besonders die Gattung Hypostomus Lacép. in mehreren Arten reichlich vertreten, die als große Delicatesse bei den Indianern gilt.

Meine Voraussetzung, in Camacussa etwas Näheres über die nächste Route nach dem Roráima zu erfahren, erfüllte sich nicht, da die Bewohner des Ortes noch nie die Tour dahin unternommen hatten. Nach ihrer Aussage führt ein Pfad über das Meremégebirge nach dem Roráima, der jedoch ungemein beschwerlich sein soll und halsbrechendes Klettern auf, aus Baumstämmen roh gefertigten, halbvermorschten Leitern über die steilen Sandsteinwälle dieses Gebirges erfordert. Gepäck auf dieser Route mitzunehmen, ist ganz unmöglich, und so unterließ ich es schon deshalb diese Tour einzuschlagen und hoffte weiter aufwärts im Massaruni genauere Nachrichten über den Roráima zu erhalten. Ich war der erste Europäer, der diese Tour, den Massaruni aufwärts, unternahm, da Schomburgk den Roráima, den Cotinga aufwärts, über das Humirida-Gebirge passirend, erreicht hatte, und außer Hillhouse, der auf dem Massaruni nur bis zum Paravacassi-Fall vorgedrungen war, noch kein Weißer in diesem Fluß höher hinauf gekommen war.

Am letzten Abend nahm ich eine Skizze des von Camacussa aus gegen Osten liegenden Meremé-Gebirges, das von dieser Seite durch seine steilen, kahlen Piks und riesigen Felsabstürze, seine vielen von den Gipfeln herablaufenden Wasserfurchen und Schluchten, einen überaus pittoresken Anblick gewährt. Die Lage des Gebirges ist auf der Schomburgk'schen Karte von 1846 falsch angegeben, es liegt unterm 68° 8′ w. L. Grwch. am rechten Ufer des Flüßchens Meremé, gerade da, wo auf der betreffenden Karte die Marabiacru-Klippen, die bei Weitem mehr südöstlich liegen, bezeichnet sind; überhaupt ist der Name des Gebirges auf der Karte unrichtig und heißt nicht Merumeh, sondern Meremé, ein

indianisches Wort, das soviel als Felsgebirge bedeutet. Das Gebirge, welches Schomburgk auf der Karte als Meremé bezeichnet, ist in Wahrheit die gewaltige Kette des Arauteimo und Watabaru.

Am 8. December Morgens fuhr ich mit einem tüchtigen Vorrath von Lebensmitteln, besonders Cassadebrot, Yams, Bataten und Bananen, den ich in Camacussa erhandelte, von diesem Orte ab und den Massaruni weiter aufwärts. Es regnete den Vormittag über gewaltig, so daß von dem schönen Gebirgs-Panorama nicht das Geringste zu sehen war. Der Fluß, der bis zum Meremé-Creek eine Richtung nach Westen hat, nimmt von hier seinen Lauf nach Norden. An seinem linken Ufer wurde gegen Mittag, nachdem sich das Wetter aufgeklärt, die 3500 Fuß hohe, lange Gebirgskette des Sororieng, die von Ost nach Westsich zieht, sichtbar; ihr westlicher Absturz ist ungemein schroff, und ziemlich in der Mitte der Gebirgskette erhebt sich ein wohl an 4500 Fuß hoher, spitz zulaufender, vollkommen kahler Felsenpik, der einen überraschenden Anblick gewährt, sonst ist das ganze Gebirge bewaldet, und nur hie und da schauten einige ausgezackte, steile Felsengipfel über die dunkle Waldung und schufen aus der Entfernung, in der ich sie sah, die bizarrsten Contouren.

Mit dieser Gebirgskette parallel läuft noch eine andere, an Form ihr ähnliche, mehr südöstlich gelegene, die von Kimuriman.

Um 3 Uhr landeten wir am rechten Ufer bei der Accawai-Niederlassung Ouroucupui, die aus 5 Hütten bestand, von denen die eine leerstehende mir und meinen Begleitern eingeräumt wurde. Ein Theil der hier wohnenden Accawai's rüstete sich zu einer Reise nach Georgetown, um von ihnen gefertigte, baumwollene Hängematten zum Verkauf dahin zu bringen. Sie hatten an 50 Stück derselben vorräthig, auf deren Fertigung jedoch wenig Fleiß verwendet worden war und die an Dauerhaftigkeit und Schönheit nicht im Entferntesten den, von den Macuschi's und Wapischianna's gefertigten, gleichkamen, die allerdings theurer

im Preise sind und in Georgetown, je nach der Größe, mit 5 bis 8 Dollars bezahlt werden. Ich kaufte hier eine der weitmaschigen Hängematten für meinen Diener für 1 Dollar, die jedoch nicht ein Jahr aushielt, während gute Hängematten 5 bis 6 Jahre ausdauern.

Eine sonderbare Figur in diesem Orte spielte ein junger Accawai, der etwas englisch sprach und sich nicht wenig darauf einbildete. Er stellte sich mir mit wichtiger Miene als den Schulmeister des Ortes vor, den ersten, den ich in einer indianischen Niederlassung erblickte, und hatte sich diesen Titel selbst beigelegt, da sich sonst niemand Anderes fand, ihn in dieser Würde zu bestätigen. Ob und was er überhaupt in diesem Fache leistete, habe ich während meines zweitägigen Aufenthaltes in der Ortschaft nicht beurtheilen können, da ich ihn nie in seinem Berufe thätig fand und überhaupt seine Kenntniß des Englischen so gering war, daß er beim besten Willen der indianischen Jugend des Ortes kaum etwas davon hätte mittheilen können. Er hatte wahrscheinlich bei einem Besuche Georgetowns den Titel „Schoolmaster“ gehört und ihn, als Sprachkundiger, zu verdienen geglaubt; seine Landsleute betrachteten ihn deshalb als einen weit über ihnen Stehenden und zollten ihm ihre Achtung.

Einer meiner Farbigen erhandelte hier einen auf die Hirschjagd dressirten Hund für 8 Dollars, der sich später ungemein in dieser Eigenschaft bewährte und seinem neuen Eigenthümer reichlichen Gewinn brachte.

Mit den nach Georgetown reisenden Accawai's sandte ich die von mir bis jetzt erhandelten, lebenden Thiere dahin ab, um nicht auf meiner langen, beschwerlichen Reise durch sie belästigt zu werden; es waren bis jetzt wenige, da ich erst am Roráima seltnere Sachen anzutreffen vermuthete.

Außer zwei Säugethieren, einem Dicotyles labiatus und Nasua socialis, bestand die ganze Menagerie noch aus mehreren

Sarcorrhamphus Papa, Macrocercus Macao, Psophia crepitans, Deroptyus acciptrinus, Psittacus purpuratus, Pionus pileatus, Eurypyga Helias, nebst einer Menge kleiner Vogelbälge von Tanagra-, Rupicola-, Ramphastus- und Certhia-Arten, die ich von den Indianern, die vortreffliche Abbalger sind, erhandelt hatte.

Bei meiner Weiterreise mußte ich zwei Farbige meiner Mannschaft hier zurücklassen, von denen der Eine am hitzigen Fieber litt und der Andere zu seiner Pflege, die ich unmöglich den Indianern anvertrauen konnte, bestimmt war, ein mir sehr unangenehmer Vorfall, der mich in große Verlegenheit brachte, da ich für die zwei fehlenden Bootsleute keinen Ersatz unter den Indianern erhalten konnte.

Am 10. December fuhr ich zeitig am Morgen von Douroucupui unter dem herzlich gewünschten „good bye“ des Schoolmasters ab.

Um in das Boot, das wegen seichten Wassers nicht nahe am Ufer anlegen konnte, zu kommen, mußte ich eine kleine Strecke den Fluß durchwaten, was natürlich barfuß geschah. Im Begriff in das Corial zu steigen, empfand ich plötzlich einen so heftigen Schlag an dem noch im Wasser befindlichen linken Fuß, daß ich nahe daran war hinzustürzen und mich, um dies zu vermeiden, am Boote anklammern mußte. Er rührte von einem gewaltigen, 6 Fuß langen Gymnotus electricus Lin. her, der seiner Strafe nicht entging, indem ihn ein neben mir stehender Indianer mit einem tüchtigen Hiebe seines Cutlaß in zwei Hälften theilte, wofür er natürlich auch mit einer elektrischen Berührung gestraft wurde. Diese Fische, wie die Stechrochen (Trygon garapa Schomb.; strogylopterus Schomb.; hystrix Schomb.; Taeniura Motoro Müll. Henle) und Pirai's (Pygocentrus piraya; nigricans; niger; etc. Müll. Trosch.), sind eine große Plage der Gewässer Guyana's und verbieten das besonders in den Tropen so überaus nöthige

Baden des menschlichen Körpers, das in den meisten Fällen nur ungenügend durch Uebergießungen mit Wasser an den Flußufern ersetzt wird.

Von Ouroucupui an nimmt der Massaruni seinen Lauf nach Nordwest. Er zeigte gegen Mittag an seinem rechten Ufer wiederum zwei hohe Gebirgsketten, von denen die eine an ihrem höchsten Punkte eine sehr tiefe, halbmondförmige Aushöhlung, einer riesigen Kraterhöhle gleich, aufwies und die andere sich durch steile, sehr hohe, ausgezackte Felsabstürze auszeichnete; leider konnte ich die Namen dieser Höhenzüge nicht erfahren, die den hier lebenden Indianern meist selbst nicht bekannt sind.

An der Ausmündung eines kleinen Creek am rechten Massaruni-Ufer mein Nachtlager aufschlagend, traf ich hier zwei reisende Accawai's in einem Woodskin, die mich auf mein Ersuchen bis zum Curupung-Creek als Ruderer zu begleiten versprachen. Heute sah ich auch die ersten und einzigen Alligators, die mir überhaupt im Massaruni vorgekommen, es war ein Paar des Champsa sclerops Natt., das, einer hinter dem anderen, den Fluß durchkreuzte.

Der Regen war in dieser Nacht so überaus heftig, daß meine Mannschaft unter mein Zeltdach sich bergen mußte, wobei natürlich an Schlaf bei Niemandem zu denken war; vergebens schmetterte Cornelissen nach den vier Himmelsgegenden seine Trompetenstöße in das Nachtdunkel, um den Regen zu beschwören, vergebens bliesen zu demselben Zweck die Indianer ihren Athem nach allen Richtungen hin, unverständliche Worte dazu murmelnd; nichts wollte fruchten, und bis zum frühen Morgen dauerten die starken Regenschauer, bis die Sonne aufging, die jegliche graue Luftschicht vertrieb und dafür das heitere, tiefblaue Himmelszelt erscheinen ließ.

Zeitig am Morgen wurde von John ein großes, zwei Fuß langes Faulthier geschossen, welches ein Junges an der Brust

hatte. Der Bradypus torquatus Ill. ist mir in Britisch Guyana bei weitem häufiger als Br. tridactylus Lin. vorgekommen, welcher letztere dagegen in Venezuela häufiger ist, während der erstere dort ganz fehlt. Der Br. torquatus ist schneller in seinen Bewegungen als die andere Art und dabei bei weitem lebhafter und kühner, denn er beißt aufs Heftigste um sich, sobald er gefangen wird, und wird nur äußerst selten wirklich zahm. Selbst nach langer Gefangenschaft zeigt er sich noch tückisch und beißt oft noch nach seinem Herrn, wenn dieser im Begriff ist, ihn zu füttern, wogegen der Br. tridactylus bereits in den ersten Tagen völlig zahm ist, nicht ans Beißen denkt und seinen Kopf demüthig senkt, sobald die Hand seines Herrn ihn berühren will. —

Den hier gefangenen, jungen, jedoch bereits halbwüchsigen Br. torquatus erhielt ich längere Zeit lebend und sandte ihn von dem Curupung-Creek aus lebend nach Georgetown ab; leider aber starb er während der Reise dorthin.

Wir passirten am Vormittage die Mündung des Boerasiri-Creek am rechten Massaruni-Ufer und hielten ein wenig aufwärts derselben am linken Ufer unser Mittagsmahl. Der Fluß wurde, bereits seit Passirung der Assoura-Fälle, bedeutend schmäler, und nur höchst selten tauchte aus seinem Wasserspiegel eine kleine Insel auf. Unabsehbare Waldung erstreckte sich an seinen beiden Ufern tief landeinwärts und barg nur äußerst wenige Indianer-Niederlassungen. Das Wilde der Urwald-Scenerie wurde durch die zerklüfteten, seltsam ausgezackten Gebirgsketten, die über das dunkle Laubmeer hoch empor in die Lüfte ragten, und deren kahle Felsennadeln und Piks cyclopischen Bauten glichen, noch vermehrt.

Gegen Abend landeten wir an einer Sandbank, auf der wir unser Nachtlager aufschlugen, da der heftig herabfallende Regen ein Eindringen in das dichte Ufergebüsch nicht gestattete. An ein Skizziren der seltsamen Contouren der umherliegenden Gebirgs-

massen war leider aus diesem Grunde nicht zu denken, was ich ungemein bedauerte.

Am Morgen des 12. December passirten wir zeitig eine am linken Ufer des Massaruni befindliche, kleine Indianer-Niederlassung, ohne jedoch dieselbe zu besuchen, und fuhren um 11 Uhr in die Mündung des am rechten Ufer gelegenen Nebenflusses des Massaruni, den Curupung, ein. Ich mußte hier den Massaruni verlassen, in dem ich bis jetzt 22 Tage aufwärts gefahren war, da höher aufwärts zwei große, von Ost nach West laufende Gebirgsketten, die des Sourung und Membaru, sich dicht bis zu seinem rechten Ufer erstrecken, deren niedrige Ausläufer sich in gigantischen Felsmassen quer durch das Flußbett ziehen und dadurch jegliche Passage im Flusse, selbst die der kleinsten Borkenkähne, verhindern. In gewaltigen Fällen von mehreren 100 Fuß Höhe stürzt hier der Massaruni über die Riesendämme hinab und gewährt eines der erhabensten Schauspiele der entfesselten Natur in ihrem wildesten Kampfe.

Ich war dadurch genöthigt, den Curupung bis zur Mündung des Flüßchens Sourung aufwärts zu fahren und, meine Corials dort zurücklassend, über die 4000 Fuß hohen Ketten der dicht mit Wald bedeckten Sourung- und Membaru-Gebirge zu klettern, um auf deren nordwestlichen Abhängen den kleinen, in den Massaruni mündenden Fluß Membaru zu erreichen, durch den ich, in dieser Weise die gewaltigen Fälle des Massaruni umgehend, wieder in letzteren gelangen und meine weitere Flußfahrt fortsetzen konnte. —

Der Curupung zeigte eine bei weitem stärkere Strömung als der Massaruni, und meine Ruderer mußten alle ihre Kräfte aufbieten, um die Corials aufwärts zu bringen. Um die Leute nicht allzu übermäßig anzustrengen, landete ich bereits um 3 Uhr Nachmittags am linken Ufer an einem schönen freien Platze, der, wie es schien, von den reisenden Indianern zu Nachtquartieren

häufig benutzt wurde, da mehrere leere Banaboo's[18]) hier standen, von denen ich sofort mit meiner Mannschaft für diesen und den nächsten Tag, den ich als Sonntag gern einmal zu feiern wünschte, Besitz nahm.

Der Untergrund des Waldes war mit Unmassen großer Büsche einer für mich neuen Rapatea, der Rapatea Friderici Augusti Schomb., bedeckt, die sich vor der R. paludosa Aubl. durch bei weitem längere Blätter und größere Spatha und Blumen auszeichnet. Sie kam von hier bis nach dem Roráima ungemein häufig in den feuchten Wäldern vor, wurde aber in den gebirgigen Gegenden durch die prachtvolle Saxo-Fridericia Regalis R. Schomb. weit in den Hintergrund gedrängt.

Gegen Abend landeten zwei Woodskins mit acht Accawai's, die ebenfalls hier zu übernachten beabsichtigten, und da mein Indianer John einige derselben kannte und sie als gute Jäger rühmte, lieh ich ihnen am anderen Morgen einige meiner Flinten, rüstete sie mit Munition aus und sandte sie mit John auf die Jagd, um für mich und die Mannschaft am heutigen Sonntage ein gutes Mahl zu haben. Die hier gelandeten Accawai's führten eine Anzahl großer runder Knäuel selbstgesponnener Baumwolle mit sich, die sie nach Georgetown zu bringen beabsichtigten, die jedoch meine Leute ihnen sämmtlich für Angeln, Munition, Glasperlen und Calico abhandelten, so daß sie von hier wieder in ihre Niederlassung zurückkehren konnten.

Außer einer botanischen Excursion in den Wald, die jedoch wenig neues einbrachte, wurde am heutigen Tage nichts anderes unternommen, bis gegen Abend die Jäger mit reicher Beute zurückkehrten und alle Hände mit Zubereitung des Wildes zum Kochen und Rösten in Bewegung setzten.

Die Jagdbeute bestand aus zwei Peccari's (Dicotyles torquatus Cuv.), sechs Acuri's (Dasyprocta Aguti Ill.), zwei Maam's (Trachypelmus subcristatus Cab.) und einigen Warracaba's

(Psophia crepitans Lin.), deren Fleisch von meinen Leuten und den fremden Accawai's so wohlschmeckend gefunden wurde, daß am anderen Morgen nichts mehr davon übrig war.

Zwei der fremden Accawai's, unter ihnen der Häuptling einer Niederlassung am Cuya, der etwas englisch sprach und den Namen „Wilson" angenommen hatte, erboten sich, mich nach ihrer Niederlassung zu bringen und von da für eine hinreichende Anzahl Indianer zu sorgen, um mich und mein Gepäck nach dem Roráima zu bringen. Mit Freuden nahm ich dies Anerbieten an, um so mehr als die, mich bis hierher zur Aushilfe meiner zwei zurückgelassenen Farbigen begleiteten zwei Accawai's mich verließen, um nach Ouroucupui zurückzukehren.

So fuhr ich denn am 14. December mit meiner durch Captain Wilson und dem anderen Accawai, den ich, wegen seiner Aehnlichkeit mit dem von mir gemachten Phantasiebilde des alten biblischen Erzvaters „Moses" taufte, verstärkten Mannschaft den Curupung weiter aufwärts, begierig, wie und auf welchem Wege ich den Roráima erreichen würde.

Unter heftigem Regen gelangte ich zur Frühstückzeit an den am linken Ufer gelegenen Landungsplatz einer Accawai-Niederlassung, was ich aus den verschiedenen, an die Ufergebüsche gebundenen Woodskins vermuthete, und begab mich sogleich mit Captain Wilson, Moses und einigen meiner Mannschaft nach der im dichten Walde gelegenen Ortschaft. Der Weg dahin war ungemein morastig und führte durch verschiedene schlammige Creeks, was für meine untere Bekleidung, die sich mit einer dicken Lage mattglänzenden Schlammes überzog, wenig vortheilhaft war und den günstigen Eindruck, den ich auf die Bewohner Guamatá's (so hieß die Niederlassung) zu machen beabsichtigte, merklich schwächen mußte. Zwei Stunden dauerte das Kneten unserer Füße in dem sumpfigen Boden, dann erreichten wir eine Anhöhe, auf welcher der aus nur zwei Hütten bestehende Ort Guamatá lag.

Die Hütten waren von bedeutender Größe und fesselten durch ihre bisher von mir noch nie gesehene Bauart, meine Aufmerksamkeit.

Es waren sogenannte „Tucuschipang's", wie sie besonders bei den Savanen-Indianern des Inneren, den Arekuna's, Macuschi's, Wapischianna's im Brauch sind: runde Hütten mit niedriger Lehmwand und hohem, rundem, spitz zulaufendem Palmendach, ohne jegliche andere Oeffnung als die für die Thüre. Ihr Inneres ist dadurch sehr finster, aber eine schöne kühle Temperatur herrscht darin, die jedoch meist durch die in ihnen brennenden vielen Feuer, ohne welche eine indianische Wohnung nicht gedacht werden kann, zu einem hohen Hitzegrad gebracht wird.

Außerdem nahmen zwei große gezähmte Ramphastus Toco, die um die Hütten frei umherflogen, mein Interesse in Anspruch. Sie waren von den Savanen-Indianern erhandelt, da sie in den Wäldern nicht vorkommen und nur in den Oasen der großen Grasebenen des Inneren leben; ich sah später diese Vögel sehr häufig in den Niederlassungen der Macuschi's und Wapischianna's und erstaunte oft über deren ungemeine Zahmheit. Am Tage flogen sie stets nach den in den Savanen gelegenen Wäldchen und kehrten nur am Abend nach den Niederlassungen zurück, um ihr Futter von den Indianern zu erhalten und die Nacht über auf den Dächern der Hütten zuzubringen, wo sie vor einem Ueberfall von Raubthieren so ziemlich sicher waren.

Der Hauptzweck, weshalb ich nach der Niederlassung gegangen war, wurde leider nicht erreicht; ich wünschte nämlich hinreichend Leute zu engagiren, die mein vieles Gepäck über die Sourung- und Membaru-Gebirge bringen sollten, um mich dann wieder ohne Verzug auf dem Massaruni einschiffen zu können. Die meisten Bewohner von Guamatá waren jedoch nach Georgetown gereist, und ich konnte nur drei junge Indianer auftreiben, die mir ihre Begleitung bis zum Cuya-Creek zusagten. Dies

setzte mich, da es die letzte Indianer-Niederlassung war, die ich bis zu dem Sourung-Gebirge antraf, in die größte Verlegenheit, und ich mußte die wichtige Frage, was ich ohne Gepäckträger beginnen würde, vor der Hand unerledigt lassen.

Eben so wenig erhielt ich hier eine hinreichende Menge von Lebensmitteln, besonders des so überaus nöthigen Cassadebrotes, und mußte mich mit wenigem Brote, einem Korbe Yams und Bataten begnügen, was mir wegen der vielen Magen, die ich zu befriedigen hatte, überaus peinlich war.

Die Wälder an den Ufern des Curupung, sowie überhaupt des Massarunigebietes, von hier bis zum Roraima, sind reich an Kautschuk liefernden Bäumen, zu denen außer der Siphonia elastica Pers. noch mehrere zur Gattung Urostigma gehörende Ficus-Arten zu rechnen sind, deren Stämme und Aeste bei Verwundungen eine reichlich Kautschuk enthaltende Milch geben. Die Indianer fertigen zu ihren Spielen große Bälle aus diesem Gummi-elasticum, die sie öfter nach Georgetown zum Verkauf bringen; sie nennen die Siphonia elastica „Hatti", die Kautschuk gebenden Ficoiden wie das Gummi selbst „Cuinac". Ich habe übrigens gefunden, daß die wahre Siphonia elastica sehr wenig Milch im Vergleich zu den Urostigma-Arten giebt, die auch nur einzig und allein von den Indianern zum Einsammeln des Kautschuk benutzt werden. Die Indianerinnen sammeln die, aus den in den Stamm gemachten Einschnitten reichlich tropfende Milch in, aus Bananenblättern gedrehte, Düten und streichen sie dann mit den Fingern in dünnen Lagen auf ihre nackten Schenkel, wodurch sie sofort eine hornähnliche, klebrige Consistenz annimmt. Diese Lagen rollen sie mit dem flachen Handteller zusammen und drehen sie kugelförmig, worauf sie wieder neue Lagen streichen und damit die bereits gefertigte Kugel so lange umhüllen, bis sie den gewünschten Umfang erreicht hat. Die Färbung derselben wird allein schon durch Einwirkung der Luft schwärzlich und erhärtet

sehr schnell; ich habe nie gesehen, daß sie zu diesem Zweck über Rauch gehängt wird, da die Wärme sie klebrig machen würde.

Außerdem war die Waldung dieser Gegend reich an kletternden Farn, mit denen fast jeder größere Stamm bedeckt war und die mitunter in prächtigen, großen Wedeln excellirten; nur bedauerte ich, daß unter ihnen so überaus selten fructificirende Wedel angetroffen wurden.

Ebenso reichlich waren die Orchideen vertreten, unter denen ich besonders die schöne Sobralia sessilis Lindl. in großer Menge fand.

Am anderen Morgen verließ ich den Landungsplatz von Guamatá und fuhr den Curupung aufwärts. Am rechten Ufer erhob sich die interessante, etwa 4000 Fuß hohe Gebirgskette des Arauteimo, auf welcher sich ein riesiger, kahler Felsenpik, der auf seinem westlichen schroffen Absturz kolossale Felszacken zeigte, und ein hoher Berg mit abgeplattetem Felsgipfel, dessen kahle Wände wohl an 1000 Fuß steil nach allen Seiten abstürzten, ganz besonders auszeichneten. Selten wohl kann man imposantere, pittoreskere Felsenformen erblicken als in den Sandsteingebirgen, die sich vom Meremé bis zum Roráima hinziehen, und deren untere Hälfte in der Regel dicht bewaldet ist. Gegen Abend übernachteten wir in einer von ihren Bewohnern verlassenen Indianer-Niederlassung am rechten Ufer des Creek. Sie bestand aus nur drei Hütten, die von uns für die Nacht in Beschlag genommen wurden, für welche Willkür wir jedoch genügenden Tribut an Blut und Schmerzen zahlen mußten.

Wie in der Regel jede leerstehende Indianerhütte, waren diese drei Hütten voll von Flöhen und Chigoes (Rhynchoprion penetrans Oken), die kurz nach unserem Eintritt in dieselben unsere Beine in wahrhafter Unzahl bedeckten, so daß wir nichts eiligeres zu thun hatten, als schnell ins Freie zu retiriren und so gut als möglich uns von den Plagegeistern zu befreien.

Vergebens ließ ich trockene Palmwedel und andere dürre Blätter auf dem Boden der Hütten abbrennen, die lästigen Thierchen hatten sich bereits an unsere Kleider gehängt und verbreiteten sich von da aus über den ganzen Körper. Ich vermuthe, daß die meisten Chigoe's, die in solchen verlassenen Hütten sich finden, die sonst seltenen Männchen sind, da nur sehr wenige in die Haut sich bohren, und der größte Theil derselben, sobald er sein Gelüst an Menschenblut, gleich den gewöhnlichen Flöhen gestillt, wiederum den menschlichen Körper verläßt. Die Dunkelheit brach leider bald herein und verhinderte eine sorgfältige Revision der Füße, so daß ich einige Tage die unangenehme Beschäftigung hatte, die in meine Zehen und Fußsohlen sich eingebohrten Chigoe-Weibchen heraus zu graben.

Unter diesen erschwerenden Umständen zog ich es vor, im Freien zu schlafen, was auch von den meisten meiner Leute nachgeahmt wurde.

Die hier lebenden Indianer mußten wahrscheinlich nur auf kurze Zeit die Niederlassung verlassen haben, da sich die meisten ihrer geringen Habseligkeiten noch in den Hütten befanden, und ihre in der Nähe befindlichen Provisionsfelder in voller Frucht standen. In der größten Verlegenheit wegen Lebensmitteln ließ ich, unter Zuziehung der fremden Accawai's, eine tüchtige Menge süßer Cassadewurzeln, Yams und Bataten in den Feldern ausgraben, wofür ich ein entsprechendes Aequivalent an Messern, Glasperlen, Spiegeln und Salempores in den Hütten der Bewohner zurückließ, das sie, wie ich später erfuhr, auch richtig bei ihrer Zurückkunft vorfanden.

Unter starkem Regen wurde am Morgen die Reise fortgesetzt, und als gegen Mittag das Wetter sich klärte, zeigte sich am rechten Ufer des Creek ein anderer 3500 Fuß hoher Sandsteinfelsen, der Watabaru. Er war zwei Drittel seiner Höhe mit Wald bewachsen, über dem sich eine 1000 Fuß hohe, steile Sand-

steinmauer erhob, von welcher einige Cascaden donnernd herabstürzten. Der rothe, fast senkrechte Felsenwall gewährte einen großartigen Anblick, besonders an seinem westlichen Absturz, auf welchem einige kolossale Felsblöcke so gefahrdrohend lagerten, als müßten sie jeden Augenblick in den Fluß hinab rollen.

Weiter gegen Süden hin erhob sich das Warurang-Gebirge, in ähnlichen gewaltigen Sandsteingebilden und schroffen Abstürzen gleich dem Wataburu, von Ost nach West sich ziehend.

Am Abend landeten wir, unter stetem Regen, am linken Ufer des Creek und verbrachten eine überaus schlechte Nacht im feuchten Walde. Der Regen hörte die ganze Nacht nicht auf und dauerte bis spät am anderen Morgen, so daß ich meine Reise bei sehr unangenehmem Wetter fortsetzen mußte.

Die starke uns entgegen treibende Strömung führte an diesem Morgen große Massen gelbweißer Schaumflocken mit sich, die immer dichter wurden, bis zuletzt der ganze Wasserspiegel ein gewaltiges, weißes Schaummeer bildete. Dies und ein anhaltendes, starkes Getöse, dem wir immer näher kamen, belehrte mich, daß vor uns ein bedeutender Wasserfall sein müsse. Zugleich erhob sich gen Süden eine gewaltige Gebirgsmasse dicht am linken Ufer des Creek, welcher meine Corials zusteuerten.

Es war das Sourung-Gebirge, das meiner weiteren Wasserfahrt für jetzt ein Ziel setzte. Am Fuße desselben, dicht an dem kleinen Sourung-Creek, der jetzt nicht breiter als ein Bach war und in einem ziemlich hohen Falle in den Curupung stürzte, landeten wir und schlugen unser Lager am Abhange des Gebirges auf.

Von hier weiter aufwärts ist der Curupung für Boote nicht fahrbar, da ein gewaltiger Katarakt, der an 100 Fuß hoch herabstürzende Macrebah, dessen donnerähnliches Getöse ich in der Nähe des Landungsplatzes hörte und der den Wasserspiegel

weit umher in ein Meer von weißem Schaum verwandelt, jegliche Passage verwehrt.

Da ich von hier meine Fußtour über die Sourung- und Membaru-Gebirge antreten und die mich und mein Gepäck bis hierher gebrachten Corials, mit dem größten Theil der Mannschaft, nach der Mündung des Massaruni zurücksenden mußte, so ließ ich die Fahrzeuge ausladen und beschäftigte mich dann mit Regulirung der bisher gemachten Sammlungen, um sie mit den in ihre Heimath zurückkehrenden Farbigen nach Georgetown zu senden. Von der Mannschaft fanden sich nur zwei Farbige, die mich auf meiner Weiterreise nach dem Roráima und von da nach Pirara begleiten wollten, die anderen hielt die Furcht vor der bevorstehenden Reise in unbekannte, wilde Gegenden zu wilden Indianerstämmen davon ab. Ebenso und aus gleicher Ursache zog es der mich bisher als Quasi-Gesellschafter begleitete Holländer, Mr. S. vor, heut plötzlich ein heftiges Fieber zu bekommen, das in seinen Symptomen große Aehnlichkeit mit dem sogenannten Kanonenfieber hatte, so daß er erklärte, lieber nach Georgetown zurückkehren zu wollen, um sich dort zu curiren.

Der Mensch hatte mir bisher nicht das Mindeste genützt, war mir vielmehr im höchsten Grade zur Last und hatte sich durch seine grenzenlose Feigheit und Faulheit dermaßen zum Gespött der Mannschaft gemacht, daß diese ihn ohne meine Gegenwart, wegen seines brutalen Betragens gegen sie, oft schon thätlich mißhandelt hätte, so daß ich mich eigentlich wunderte, wie er sich durch seine beabsichtigte Rückreise gänzlich in ihre Hände gab; er wählte jedoch von zwei Uebeln das kleinste und zog es vor, lieber einigemal durchgeprügelt, als vielleicht von wilden Indianern, wie er vermuthete, gegessen zu werden.

Sein Entschluß zur Rückkehr erfreute mich ungemein und ich gab ihm gern die Hälfte meines Theevorrathes, um den er bat, sowie reichliche Provision für seine Rückreise, um ihn nur los

zu werden. Jeder 15—20 Fuß hohe Abhang des Ufers war für ihn ein „mountain", wie er ihn nannte, zu dem er gleich einem Faulthiere hinaufkletterte; wie wollte ein solcher Mensch das vor mir sich aufthürmende Gebirge übersteigen und den Roráima erklimmen, den das Hinansteigen einer kleinen Anhöhe bereits außer Athem setzte! Doch genug von ihm, er taucht leider im Verfolg meiner Reisen noch einmal auf. —

Meine Reisebegleitung von hier bestand somit nur aus meinem holländischen Diener Cornelissen, den zwei Farbigen William und Latumbo, den Accawai's Wilson, Moses, John nebst Frau und drei anderen Accawai's aus Guamatá, zusammen zehn Personen, von denen die sieben Indianer zum Tragen des Gepäcks bestimmt waren. Unter solchen Umständen war es unmöglich, weiteres Gepäck als die nöthigen Lebensmittel, Munition und einige wenige, für die auf der Reise zum Einhandeln von Lebensmitteln nöthigen Tauschartikel mitzunehmen, all mein anderes Gepäck, in vielen Koffern und Kisten bestehend, und eine große Menge Tauschartikel für Indianer, wie die für meine Sammlungen nöthigen Geräthschaften ꝛc., mußte ich hier im Walde zurücklassen, bis ich Gelegenheit finden würde, weiter aufwärts im Massaruni eine gehörige Anzahl Indianer zu engagiren, die es von hier abholen mußten. So schwer mir auch die Trennung von den für den glücklichen Verfolg meiner Reise so überaus nöthigen Habseligkeiten fiel, blieb mir doch unter den bewandten Umständen nichts anderes übrig. Es wurden eine Anzahl gefällter Baumstämme auf den Erdboden gelegt, darauf, um sie vor der Bodenfeuchtigkeit zu schützen, alle meine Sachen gestellt und darüber, um alles vor Regen zu sichern, ein tarpowling [19]) gedeckt, über welches wiederum, um es vor dem Verrotten zu bewahren, ein Dach von Palmenblättern angebracht wurde.

Dann schrieb ich die nöthigen Briefe nach Georgetown, gab

den Bootsleuten ihre zu erhaltende Zahlung in Anweisungen auf ebendahin und ließ mich darauf nach dem gewaltigen Falle des Curupung, dem Macrebah, rudern.

Eine Krümmung des Flusses passirend, lag er bald in seiner wilden Großartigkeit und Schönheit vor mir: riesige, chaotisch über einander aufgethürmte Sandsteinblöcke, über die der Fluß in all seiner Wuth unter entsetzlichem Donnergepolter in eine Tiefe von 100 Fuß hinabstürzte, daß der Gischt, gleich der vom Hurrican aufgewühlten See, in blendendweißen Flocken hoch empor spritzte, um sich sodann mit dem weißen Schaummeere zu vereinen oder an den mit Parasiten überzogenen Stämmen der Uferbäume, gleich langen Greisenbärten hängen zu bleiben.

Eine herrliche Vegetation bedeckte die am Ufer liegenden Felsblöcke, die zartgefiederten Wedelkronen der Baumfarn zitterten von dem durch den Fall verursachten Lufthauche bewegt, während an anderen Stellen der wildrauschende Fluß sein klares Wasser über bemooste Felsblöcke hinjagte und die schlanken, zwischen ihnen sich erhebenden Awarapalmen (Astrocaryum vulgare Mart.) und schönen Gesträuche des prächtig carmin blühenden Thyrsacanthus (Thyrsacanthus Schomburgkianus N. a. E.) und gelbblumiger Beslerien (Besleria lutea Lin.) in ewigem Schwanken und Nicken erhielt. Kletterfarn und Orchideen, besonders die weißblüthige Sobralia sessilis Lindl., von dem durch den Fall verursachten Regenbade triefend, überzogen die Stämme der dicht am Ufer stehenden Bäume, und um der wilden Scenerie eine würdige Staffage zu schaffen, flatterten orangerothe Rupicola auf den Aesten der Bäume umher und schienen meine Ankunft mit ihrem sonderbaren Geschrei, das jedoch in dem sinnbetäubenden Tosen des gewaltigen Sturzes fast gänzlich verhallte, zu begrüßen.

Reichlich belohnt durch das prachtvolle Naturschauspiel, fuhr ich nach dem Landungsplatze zurück, wo ich eine der unange-

nehmsten Nächte verbrachte. Die mannigfache Beschäftigung am heutigen Tage hatte mich abgehalten, einen geeigneten Platz zu meinem Nachtlager auszuwählen, und so ließ ich denn bei Einbruch der Dunkelheit mein Zeltdach, so gut als es möglich war, an die niedrigen Aeste einiger hohen Bäume befestigen, wodurch ich genöthigt wurde, ebenfalls meine Hängematte sehr niedrig zu hängen, so daß ich beim Darinliegen kaum einige Zoll über dem Boden schwebte. Der Platz, den ich gewählt hatte, war ein jetzt trockener Graben, der den Abhang herabkam, in der Regenzeit aber ein Wasserlauf sein mußte. Die Nacht war sehr dunkel, und der am Tage bereits häufige Regen verwandelte sich jetzt in einen perpetuirlichen und zwar sehr starken. Demungeachtet schlief ich bald vor Müdigkeit ein. Mein Erwachen war im höchsten Grade unangenehm, denn ich lag mit dem am tiefsten herabhängenden Theile meines Körpers im puren Wasser, und ein wolkenbruchähnlicher Regen, begleitet von furchtbarem Donner und Blitz, fiel vom Himmel und rann durch das bereits morsche Zeltdach auf mich herab. In dem Graben, über dem ich hing, raste ein Strom kühlen Wassers den Berg herab und zwar in solcher Höhe, daß er meine niedrig hängende Hängematte halb überschwemmte und die Rückseite meines Körpers total durchnäßte. Bei dem Versuche, mich aus der Hängematte zu arbeiten, riß der eine, durch den öfteren Regen während der Reise bereits morsch gewordene Strick, mit dem sie am Baume hing und ich fiel mit dem ganzen Körper in die vom Regen angeschwollene Ravine. So schnell als möglich raffte ich mich zwar auf und kletterte aus dem verwünschten Graben, triefte aber bereits am ganzen Körper voll Wasser, und da meine sämmtlichen Begleiter sich vor dem entsetzlichen Regen unter die in den Corials befindlichen Palmdächer geflüchtet hatten, blieb mir nichts übrig, als dasselbe zu thun und durch den dichten Wald in der größten Dunkelheit dahin zu stolpern, wobei ich, so ungern ich es that,

doch einige Verwünschungen nicht unterdrücken konnte. Von Feuer oder Licht anzünden war bei dem gräßlichen Wetter nicht die Rede, und ich mußte in der Nässe, vor Frost zitternd, die lange Zeit bis zum Morgen, halb verzweifelnd hinbringen, bis mit Sonnenaufgang der Regen aufhörte, der Himmel sich klärte und ich sowohl an der Sonne als am Feuer meinen halb erstarrten Körper erwärmen und meine nassen Kleider trocknen konnte.

Dergleichen ähnliche Nächte sollten übrigens von jetzt an, besonders während der Fußreisen, öfters vorkommen, und ich führe diese nur speciell an, weil sie die erste in dieser Weise verbrachte war, die allerdings keinen anderen Reiz als den der Neuheit für mich hatte.

Die mit den Corials nach der Mündung des Massaruni zurückkehrende Mannschaft, nebst Mr. S., fuhr zeitig am anderen Morgen unter gegenseitigen Glückwünschen ab, und Cornelissen sandte dem fieberkranken Mr. S., den er ebenfalls nicht leiden konnte, einige zarte Bemerkungen über seine Krankheit, wie über die Art sich davon zu curiren, nach, die von einigen meisterhaften Trompetenstößen, die im höchsten Grade ironisch klangen, begleitet waren.

2.

Weiterreise zu Land und zu Wasser.

Meine Kleider waren bald getrocknet, die Indianer hatten das zu tragende Gepäck in ihre Tragkörbe (catauri's), die durch ein an diesen befestigtes, um die Stirn gelegtes Bastband auf den Rücken herabhingen, gepackt, meine farbigen, wie der weiße Diener, waren ebenfalls reisefertig, und so trat ich, nachdem ich noch einen Abschiedsblick auf mein zurückgelassenes Gepäck, in der Hoffnung es wieder zu erhalten, geworfen, meine Fußtour über das Gebirge an. An einen Pfad war nicht zu denken, da

nur sehr selten dieses Gebirge von Indianern gekreuzt wird, und wir verfolgten ganz einfach den Lauf einer Ravine, die von dem heftigen in der Nacht gefallenen Regen im höchsten Grade morastig war, wobei Captain Wilson als Führer diente. Dichter Urwald bedeckte die steilen Abhänge, die uns in einem unausgesetzten Klettern erhielten, das noch erschwerter wurde, als nach einer Stunde rein felsiges Terrain auftrat. Wild durch einander liegende Felstrümmer, vom Regen aufs Aeußerste schlüpfrig gemacht, bedeckten den Abhang und mußten sauer genug erklommen werden. Die Indianer mit ihrer Last von 60—80 Pfund auf dem Rücken kletterten behend über alle diese Hindernisse, und ich mußte mit meinen Dienern so schnell als möglich nach, um nur nicht den Weg zu verlieren, da ihre nackten, braunen Gestalten in dem düsteren, dichten Urwalde schwer von den ähnlich gefärbten Baumstämmen zu unterscheiden waren. Um jeden Irrthum in dem einzuschlagenden Wege für die Zuletztgehenden zu vermeiden, mußte Cornelissen stets mit dem Vortrab der Indianer gehen und von Zeit zu Zeit Trompetensignale geben, überdies bot ein Jeder alle Kräfte auf, um es den Indianern im Laufen gleich zu thun, so daß ein unbefangener Zuschauer sicher geglaubt hätte, die ganze Expedition würde vermittelst der Hetzpeitsche vorwärts getrieben. Es ist dies jedoch allgemeine Manier bei den Indianern, besonders wenn sie Lasten tragen, und ich gewöhnte mich sehr bald daran.

Ein Gedanke peinigte mich bei alle dem und zwar der an den geringen Vorrath von Lebensmitteln, den ich bei mir führte. Ich hatte einen großen Theil meiner Provision den zurückreisenden Bootsleuten überlassen müssen, da sie unbedachtsamer Weise keine Flinten von zu Hause mit gebracht hatten, um auf der Rückreise zu jagen, und war überdies in der letzten Niederlassung von Guamatá mit ungemein wenig Lebensmitteln versorgt worden, daß ich sehr bangte, mit meinen Begleitern bis zur nächsten

Niederlassung für einige Zeit Hunger leiden zu müssen. Zwar hatte ich den Indianer John als Jäger mit mir, der deshalb vom Gepäcktragen befreit war, jedoch schien es mit der Jagd in diesem Gebirge schlecht bestellt zu sein, denn bis jetzt hatte ich noch nicht eine Thierstimme in dem Gebirgswalde gehört, und bekanntlich nützen der sicherste Schütze und die beste Flinte nichts, wenn das Wild zum Schießen mangelt.

Wir hatten heute viele, zum Theil recht breite, angeschwollene Gebirgspässe zu passiren, deren Durchwaten mir insofern unangenehm war, als es in Beinkleidern, Strümpfen und Schuhen geschehen mußte, an deren Aus- und Wiederanziehen bei dieser Gelegenheit nicht zu denken war, da ich sonst die vorauslaufenden, ans Warten nicht gewöhnten Indianer aus den Augen verloren hätte.

Es war gegen 3 Uhr Nachmittags, als wir, nach dem Erklettern einer steilen Anhöhe, auf einem ebenen Platze zwei halb verfallene Banaboo's antrafen, die, mit einer Lage frischer Palmblätter bedeckt, uns zum Schutz gegen etwaigen Regen in der Nacht dienen mußten. Auf dem feuchten Grunde des dichten Waldes umher standen viele Gruppen der schönen Mauritia aculeata Mart., die hier in einer Höhe von 3000 Fuß eben so üppig gedieh als in der heißen Ebene.

Der indianische Jäger John, der bald nach uns im Nachtquartier eintraf, hatte den ganzen Tag über nichts weiter als ein paar Tauben zum Schuß bekommen, was ihn im höchsten Grade verdrießlich stimmte und bewog, noch einmal, bis Einbruch der Nacht, auf die Jagd zu gehen, um wo möglich etwas Substantielleres zu schießen. Meine Begleiter mußte ich demnach heute auf kleinere Rationen setzen, damit der geringe Vorrath von Provision nicht bereits in den ersten Tagen sein Ende erreichte.

Am ganzen Körper durchnäßt von der heutigen Tour durch

dichtes, vom Regen der vergangenen Nacht übermäßig feuchtes Gebüsch, legte ich mich um 6 Uhr, bei Einbruch der Dunkelheit, zur Zeit als John mit seinem Weibe von seiner wiederum erfolglosen Jagdtour zurückkehrte, in die Hängematte, in der ich bei der kühlen Temperatur vor Frost wenig schlafen konnte.

Am nächsten Morgen wurde nach einem sehr frugalen Frühstück zeitig aufgebrochen und durch das dichte Gebüsch, ohne jeden Pfad, nach Westen zu vorgedrungen. Der Erdboden war im höchsten Grade morastig, was das schnelle Vorwärtskommen ungemein erschwerte, doch bald kam es noch schlimmer. Die bald hinauf, bald hinab zu klimmenden Abhänge wurden ungemein steil, und unser Weg führte anstatt vorher durch Sumpf, jetzt über Legionen Baumwurzeln hinweg, die von jeder Erde entblößt, etwa 1/2 Fuß über den Erdboden ragten und gleich einem zusammenhängenden Ganzen weite Strecken einnahmen, was für die Dauer den Fußsohlen ungemeinen Schmerz verursachte. Nahe an zwei Stunden hatten wir über dieses Wurzelnetz zu steigen, eine Tortur, welche die Geduld aufs Aeußerste in Anspruch nahm. Die barfuß gehenden Indianer erduldeten es in stoischer Ruhe, ebenso ich und Cornelissen, dessen Trompetenstöße in dieser Zeit nicht gehört wurden; die beiden Farbigen ließen jedoch ihrem Unmuth in lauten Verwünschungen freien Lauf.

Endlich um 1 Uhr hatten wir einen der Gipfel erstiegen und kamen auf freieres, trockeneres Terrain ohne Wurzelbeigabe. Hier nahmen wir unser Mittagessen an einem kleinen Bache, der in unzähligen Cascaden den steilen Abhang hinabstürzte, ein. Der Boden umher war dicht mit Gesneriaceen (Besleria lutea Lin.; Alloplectus speciosus), besonders einer weißblüthigen Gloxinia mit dunkelgrünen, schön weiß gestreiften, unten purpurroth gefärbten Blättern, bedeckt, zwischen denen herrlich carminroth blühende Thyrsacanthus-Gebüsche (Thyrsacanthus Schomburgkii Benth.) standen und gelb und weiß blühende Voyrien (Voyria

aurantiaca Splitgerb.; V. uniflora Lam.) sich versteckten. Ein rankendes Farn (Polypodium salicifolium Willd.) überzog die Ufersträucher und die morschen, am Gebirgsbache liegenden Stämme, und das prächtige Hymenostachys elegans Presl. wucherte in dichten Massen auf der Oberfläche der vom Sprühregen der Cascaden feuchten Felsblöcke.

Das Frühstück dauerte, bei der verminderten Ration, nicht lange Zeit und bald liefen wir wieder, so schnell als auf einer Hetzjagd, hinter einander her, den steilen Abhang hinab und aufs Neue über einen durchaus nicht weichen Teppich von Baumwurzeln hin. Der Schnelllauf dauerte heute bis zum Abend, wo wir ein Banaboo erreichten, in dem ich mein Nachtlager nahm, während meine Begleiter sich mit ihren Hängematten im Freien accomodirten. Die Nacht wurde, besonders von letzteren, in der ungemüthlichsten Weise zugebracht, indem es von Einbruch der Dunkelheit bis zum Grauen des anderen Morgens unaufhörlich regnete, so daß bei ihnen an ein Schlafen in den Hängematten nicht zu denken war und Jeder in bester Weise unter dem dichten Laubdache des Waldes Schutz suchen mußte.

Im größten Regen ging es nach dem kärglichen Frühstück am anderen Morgen weiter. Der Weg war noch schauderhafter als gestern, der Boden dermaßen feucht und schlüpfrig, daß sehr oft Einer und der Andere ausglitt und sich vor dem Hinfallen nur durch schnelles Umklammern des ihm zunächst stehenden Baumstammes schützte. Doch es wurde noch schlimmer, als bald darauf zwei sehr steile, nur mit wenig Gesträuch bewachsene Abstürze, der eine von 800 Fuß, der andere von 600 Fuß Höhe, die rasch hinter einander folgten, erstiegen werden mußten. Und dies war bei dem fast senkrecht aufsteigenden Terrain und der nassen, glatten Beschaffenheit des lehmigen Bodens ein wahres Kunststück, das mit einem großen Aufwand von Athem und unter manchem Kniefall von mir und meinen Dienern

endlich doch glücklich ausgeführt wurde. Die Indianer mit ihren schweren Lasten erklommen ohne die geringste Mühe und mit großer Leichtigkeit die schroffen Abhänge. Wir kamen auf der höchsten Erhebung, die etwa 4000 Fuß betragen mochte, Mittags 2 Uhr an und hatten jetzt eine ziemliche Strecke weit ebeneres Terrain. Das ununterbrochene, steile Aufwärtsklimmen hatte mir, trotz der durch den Regen herrschenden feuchten Luft, gewaltigen Durst verursacht, und ich lechzte sehnlichst darnach, meine ganz ausgetrocknete Kehle anzufeuchten; jedoch weit und breit war nicht eine Spur von Wasser zu erblicken, und die Indianer bemerkten auf meine Anfrage, daß der nächste Bach wenigstens noch eine Stunde von hier entfernt sei. Mißmuthig ging ich weiter, einzig und allein darüber nachdenkend, wie ich sobald als möglich Wasser erhalten könne, da der Durst mich allzu gewaltig quälte. Da ergriff einer der Indianer, der bereits längere Zeit schon suchend um sich geblickt hatte, den einige Zoll dicken, holzigen Stengel einer von den Bäumen herabhängenden Schlingpflanze und hieb ihn mit seinem Messer durch, worauf nach wenigen Augenblicken aus der Hiebwunde ein klares, kühles Wasser rann, mit dem ich in kurzer Zeit eine etwa 1 Quart haltende Calabasse füllte, das im Geschmack dem besten Quellwasser gleich kam und mich mehr erquickte und belebte, als es eine Flasche des feinsten Johannisberger-Cabinet gethan haben würde. Meine Begleiter tranken sämmtlich von dieser vegetabilischen Quelle, die dadurch immer wieder von Frischem lief, daß die Schlingpflanze von Neuem durchhauen wurde. Leider konnte ich zur Bestimmung derselben weder deren Blätter noch Blüthen erhalten, die erst hoch oben in den Baumgipfeln austrieben und deren rankende Stengel bei ihrer festen Umschlingung der Baumstämme sich nicht herabzerren ließen.

Neu gestärkt gingen wir weiter, waren aber nicht allzu weit gekommen, als wir einige Banaboo's antrafen, in denen bereits mehrere Accawai's campirten, so daß ich beschloß, da der Regen

durchaus nicht aufhören wollte und es überdies sehr nebelte, wodurch die Richtung des Weges leicht verfehlt werden konnte, hier ebenfalls zu übernachten. Da es noch zeitig am Tage war, ließ ich meine Leute schnell einige Banaboo's errichten und sandte John mit einigen der fremden Indianer auf die Jagd.

Die hier angetroffenen Accawai's gehörten zu einer Familie, es waren vier Männer und eine Frau mit zwei kleinen Kindern, die in einer Niederlassung weiter unten am Massaruni, unterhalb des Curupung-Creek, wohnten und jetzt von einer ins Innere unternommenen Handelsreise zurückkehrten. Die Accawai's bilden den Handelsstand unter den Indianern, indem sie, oft in großen Karavanen, in der trockenen Zeit weite Reisen ins Innere unternehmen, und von den dort lebenden Indianern Hängematten, Hunde, Papageien, Affen und andere lebende Thiere, wie auch Craböl u. s. w., eintauschen, welche sie nach Georgetown bringen, wofür sie Messer, Aexte, Munition, Salempores, Glasperlen u. s. w. erhalten, die sie dann wiederum den Indianern des Inneren gegen die oben angeführten Gegenstände verhandeln, so daß sie in der trockenen Jahreszeit fortwährend mit Handelsreisen ins Innere und nach der Küste beschäftigt sind.

Die hier rastenden Accawai's waren höher aufwärts im Massaruni gewesen und hatten einige Hängematten, viel Papageien und Affen eingetauscht. Außerdem führten sie scharfe Stücke rothen Jaspis vom Roráima mit sich, die als Feuersteine weiter unten am Massaruni, wie an der Küste, sehr gesucht sind. Die lebenden Thiere, besonders die Papageien, machten bei dem heftig fallenden Regen und der empfindlichen Kühle einen Heidenlärm, in welchen aus gleicher Ursache auch die zwei Kinder einstimmten, eine sehr ungemüthliche Unterhaltung, die sich nur dadurch ein wenig übersehen ließ, daß mir die Leute von ihrem Cassade-Vorrath mehrere Brote verkauften, die für mich und meine Leute das Mittag- und Abendessen zugleich bilden mußten.

Die Jäger kamen nur mit einem sehr mageren Maroudi als Ausbeute zurück und klagten gewaltig über die erbärmliche Jagd in diesen Gebirgen.

Die Nacht ließen mich der heftige Regen und Wind, wie die überaus kühle Temperatur, die mir fortwährendes Frösteln verursachte, wenig schlafen, außerdem ertönte aus dem nahen Indianer-Banaboo ein gräßliches Kindergeschrei, was das Unbehagliche meiner Lage noch erhöhte.

Trotz der unter den Hängematten die ganze Nacht hindurch brennenden Feuer, herrschte am anderen Morgen ein reges Zähneklappern unter den Indianern, das erst nach dem Genusse des Frühstücks aus Cassadebrei beseitigt wurde.

Bald nach dem Frühstück die Weiterreise antretend, hatten wir wieder einige gewaltig steile Abhänge zu erklimmen, bis wir endlich den höchsten Gipfel des Membaru-Gebirges, in dem wir uns seit gestern befanden, erreichten.

Der Gipfel war dicht bewaldet, und von einer Fernsicht nicht die Rede; es dauerte gar nicht lange, so begann das Abwärtssteigen, das anfangs nicht beschwerlich fiel, da die Abhänge wenig steil waren. Plötzlich aber gähnte vor uns ein etwa 800 Fuß tiefer, ungemein schroffer Absturz, der nicht wohl zu umgehen war und große Vorsicht im Hinabklettern erforderte, um nicht mit einem Mal in der Tiefe mit zerschundenem oder gebrochenem Körper anzukommen.

Glücklicher Weise befanden wir uns auf Lehmboden, da felsiger Boden ein Hinabklettern bei der Steile des Absturzes nicht erlaubt hätte, das jedoch, allerdings unter nicht geringer Mühe und Gefahr, glücklich geschah. Unten angekommen, hatten wir auf ebenerem Terrain mehrere Creeks zu durchwaten, bis wir an den größeren Membaru-Creek gelangten, an dessem Ufer wir eine Zeit lang rasteten. Wir trafen hier einen Accawai mit zwei Frauen, die wahrscheinlich zur Familie der im letzten Nachtlager

angetroffenen Indianer gehörten, da sie sich eifrig nach denselben erkundigten. Von hier wurde das Terrain hügelig, fiel aber immer mehr und mehr gegen Nordwest zu ab. Der dichte Wald war verschwunden und hatte einer üppigen Savanenvegetation Platz gemacht, aus der sich eine Masse dornige Sträucher erhoben, die uns Fußwanderer, besonders die nackten Indianer, im höchsten Grade incommodirten. Ich, wie diejenigen meiner Begleitung, welche Kleider trugen, ließen wider Willen hier eine reiche Auswahl von Fetzen derselben an den Sträuchern zurück. Dabei überbot das Terrain alles bisher Dagewesene an Morast, in den wir oft bis an die Knie sanken. Trotz all dieses Ungemachs hatte ich gerade hier eine große Freude an einer herrlichen Pflanze, die ich zum ersten Mal erblickte und die sich durch ihre große Schönheit wahrhaft auszeichnete. Es war die prachtvolle, zu den Rapateen gehörige Saxo-Fridericia Regalis Rob. Schomb., die weite Strecken überzog und durch ihre gewaltig langen Blätter, wie durch die goldgelb leuchtenden, gleich einer Krone zusammengestellten, überaus prächtigen Blumen zum Entzücken schön aussah. Gern hätte ich Samen oder lebende Pflanzen davon mitgenommen, um sie nach Georgetown und von da nach England zu senden, jedoch war ersterer nicht reif und letztere wären, bei der weiten Reise, die mir noch bevorstand, jedenfalls verunglückt; die Pflanze ist jedoch mehr als jede andere, wegen ihrer Blüthenpracht und ihres Habitus, werth, in europäischen Treibhäusern cultivirt zu werden.

Ich habe sie später nur noch ein Mal in Britisch Guyana, und zwar im Roráima-Gebirge am Berge Marima, angetroffen; sie kommt nur in der Höhe von 4—5000 Fuß vor.

Endlich um 2 Uhr Nachmittags erreichten wir den Fuß des Membaru-Gebirges und standen an einem Creek, der seinen Namen von dem nahen Watabaru-Gebirge, auf welchem er entspringt, hat. Hier waren einige ziemlich verfallene Banaboo's,

in die wir uns lagerten, um das sehr frugale Mittagessen einzunehmen.

Auf den über dem Wasser hängenden Zweigen eines Baumes lag eine etwa 4 Fuß lange, glänzendroth mit braunen Flecken gefärbte Schlange, die zu schlafen schien, und die der Farbige William herunterschoß, so daß sie in den Creek fiel, aus dem sie todt herausgeholt wurde. Es war die schöne Wasserschlange Homalopsis angulata Schleg., die in der Form des breiten Kopfes und des von dem dicken Leib kurz abgesetzten Schwanzes viel Aehnlichkeit mit einer Giftschlange hat, jedoch, wie ich mich überzeugte, keineswegs durchbohrte Giftzähne besitzt; nur allein die Indianer, die den meisten Schlangen giftige Eigenschaften beilegen, halten sie für giftig. Sie ist übrigens selten und kommt meistens nur an Savanenflüssen vor; ich habe sie später nur noch ein Mal in Britisch Guyana, und zwar am Takutú, angetroffen.

Unsere Weiterreise mußte von hier wieder zu Wasser geschehen, und die Indianer suchten am bewaldeten Ufer des Creek entlang nach Woodskins, die nach Wilson's Aussage hier verborgen liegen mußten. Es dauerte auch nicht lange Zeit, als sie in fünf leichten Borkenkähnen, die sie unter dem Ufergesträuch entdeckt, daher gefahren kamen und bei unserem Lager landeten.

Das Gepäck wurde eingeladen und dann setzten wir uns selbst, je zwei und zwei, mit Ausnahme des einen, welchem als Zugabe noch John's Weib beigegeben wurde, in dieselben und fuhren den Wataburu-Creek abwärts. Bald erreichten wir dessen Mündung in den Membaru-Creek, den wir nunmehr längere Zeit verfolgten. Die Fahrt in ihm ging ungemein schnell von statten, da er sehr bedeutendes Gefäll hat; er ist jedoch von geringer Breite und windet sich dicht am Fuße des an 4500 Fuß hohen Gebirges hin, das unten mit Savanenvegetation, höher oben jedoch mit dichter Waldung bedeckt ist.

Ebenso sind die Ufer mit einem dichten Waldsaum eingefaßt, aus dem sich zahlreiche Gruppen der schönfächrigen Mauritia aculeata Mart. erhoben; die scharlachroth blühende Elisabetha coccinea Rob. Schomb., die hohen Eperua falcata Aubl., Parivoa grandiflora Aubl., Tachigalia paniculata Aubl., Vouapa bifolia Aubl. und Apeiba aspera Aubl. bildeten hauptsächlich die schöne Uferwaldung.

Die Nähe eines großen vor uns liegenden Wasserfalles des Creek machte unserer Weiterfahrt für heute ein Ende. Der Fall war wenigstens 20 Fuß hoch und durch seine vielen aus ihm auftauchenden Felsblöcke zu gefährlich, um in Woodskins passirt werden zu können. Glücklicher Weise bot das zum Theil mit Gras bewachsene Ufer nicht die mindeste Schwierigkeit, die Woodskins sammt dem Gepäck über Land bis an den Fuß des Kataraktes zu ziehen, was denn auch mit vielem Zeitverlust ausgeführt wurde.

Nur Wilson und Moses zogen es vor, in ihrem Woodskin den Fall zu passiren und führten ihr Unternehmen auch aufs Glänzendste durch. So oft auch das leichte Fahrzeug in der tobenden Brandung Secunden lang verschwand, so daß ich es bereits verloren glaubte, tauchte es doch eben so bald wieder auf dem Kamm einer Woge auf, die es kurze Zeit mit sich fortführte, wiederum in den Wellenschooß schleuderte, wiederum in die Höhe warf, bis es unverletzt in ruhigerem Wasser dahinschoß und, eine gewaltige Curve beschreibend, bei unserem Nachtlager am linken Ufer des Creek landete.

Es regnete die ganze Nacht hindurch, so daß ich mein Zeltdach über mich aufspannen ließ, während meine Begleiter sich in Eile einige kleine Banaboo's aus den Fächerwedeln der Mauritia aculeata schufen. Das gewaltige Tosen des nahen Kataraktes ließ mich wenig schlafen, und ich war froh, als der Morgen graute und ich, da der heftige Regen aufgehört hatte, am Flusse hin einen kleinen Spaziergang machen konnte.

Das Terrain am linken Ufer des Creek war niedrig und mit dichtem Walde bewachsen, während nahe am rechten Ufer das Gebirge in seiner gewaltigen Größe und Erhabenheit aufstieg. Zahlreiche, zum Theil ziemlich bedeutende Cascaden stürzten donnernd von den Gipfeln herab, und dichte blaue Nebel lagerten über den zahlreichen Schluchten, in denen die vom Gebirge kommenden Gewässer dahinrauschten. Noch lagen Regenwolken auf den Gipfeln und ließen deren Contouren nur in einer mit ihnen verschwommenen, blaugrauen Masse erscheinen, bis endlich der glühende Ball der Sonne auftauchte und die ganze Scenerie, wie deren Färbung, dem Charakter der Tropen angemessen ordnete.

Der gewaltige Katarakt vor mir bekam durch mehrere glühende Sonnenblicke, die auf seine Schaumwirbel fielen, neues Leben, die großen, glänzenden Wedel der Fächerpalmen glitzerten mit den daran hängenden Millionen von Regentropfen, gleich eben so vielen smaragdenen Prismen, und die vom Wasser polirten, schwarzen Felsen des Falles strahlten an ihrer Oberfläche das herrliche Ultramarinblau des Himmels wieder, der sich über die schöne Landschaft in ungetrübter Reinheit und erstaunenswerther Durchsichtigkeit wölbte. Dunkel violettblau lag nunmehr das Gebirge vor mir, mit seinen duftig blauen, zarten Nebelwölkchen über den Schluchten und seinen von der Tropensonne purpurroth gefärbten Contouren von dichten Laubmassen und leicht gefiederten Palmenkronen.

Bald setzte sich unsere kleine Flotille in Bewegung und schwamm den Creek abwärts. Nahe an dessen Mündung stürzte eine bedeutende Cascade unter furchtbarem Getöse von einer hohen Felsenmauer des rechten Ufers herab, die aber leider durch die hohen Uferbäume meinen Blicken gänzlich entzogen wurde, was ich im höchsten Grade bedauerte, da deren Anblick, dem ungeheuren Donner des Sturzes und der tobenden Brandung nach zu urtheilen, welche die ruhige Wasserfläche des Creek in ein

brodelndes, weißes Schaummeer verwandelte, ungemein imposant sein mußte.

In $1^1/_2$ Stunde später fuhren wir aus der Mündung des Membaru-Creek wieder in den Massaruni ein und hatten nunmehr dessen große Fälle umgangen. Am linken Ufer, dem Membaru-Gebirge gegenüber, lag das 3000 Fuß hohe Suruwaï-Gebirge, ebenfalls bewaldet und von ähnlichen Contouren als das erstere. Das rechte Ufer des Flusses war niedrig und ungemein sumpfig, während das linke steil aus dem Wasser sich erhob; höher hinauf im Flusse wurde jedoch auch das rechte Ufer höher und wir landeten an demselben, um unsere letzte Provision, die in dem Rest des von Georgetown mitgenommenen, jetzt halb verschimmelten Schiffszwiebackes bestand, zu verzehren.

Weiter fahrend, passirten wir am linken Ufer die Mündung eines ziemlich großen Nebenflusses des Massaruni, des Carimang, in die ich gern eingefahren wäre, um irgend eine Indianer-Niederlassung wegen des Ankaufs von Lebenmitteln aufzusuchen. Wilson jedoch sagte mir, daß die ersten Niederlassungen fünf Tagereisen aufwärts des Flusses lägen und hielt mich dadurch von dieser Tour ab; wahrscheinlich wollte er mich sobald als möglich in seiner Niederlassung haben, weshalb er diese Bemerkung, die sich später als Unwahrheit herausstellte, machte.

Am späten Nachmittag erblickte ich gegen Süd zu Südwest, am linken Ufer des Massaruni, das 3000 Fuß hohe Carautta-Gebirge und landete um 5 Uhr Nachmittags am linken Flußufer, um zu übernachten.

Obwohl ich John mit einigen anderen Indianern auf die Jagd schickte, mußten wir doch heute sämmtlich uns hungrig schlafen legen, da die Jagd völlig erfolglos war und ich auch nicht mehr den geringsten Vorrath an Lebensmitteln hatte.

Die Indianer hatten zwar eine Schildkröte gefangen, die jedoch viel zu klein und so abschreckend häßlich war, daß Nie-

mand dieselbe essen mochte. Es war die Platemys planiceps Wagl., deren Schale sehr flach und deren Kopf völlig breit gedrückt ist, so daß letzterer mit dem langen Halse völlig dem einer Giftschlange ähnelt, was, bei der Lebhaftigkeit des Thieres, dermaßen gegen alle Schildkröten-Fashion verstieß, daß wir, trotz des gewaltigen Hungers, ihr Fleisch nicht unseren Magen anvertrauen wollten.

Im höchsten Grade mißgestimmt wegen des fehlenden Abendessens, legte sich heut Jeder bald in seine Hängematte; ich selbst konnte die Nacht wegen Hunger und des Gedankens, wo ich am nächsten Tage für meine Leute und mich Lebensmittel auftreiben würde, nicht schlafen. Außerdem war mein Körper von dem im höchsten Grade unbequemen Sitzen im Woodskin sehr maltraitirt, und besonders schmerzte mich der Rücken, den ich kaum gerade biegen konnte, ungemein.

Das Sitzen in den Borkenkähnen (woodskins) geschieht, bei deren geringer Höhe, dicht über dem Boden und zwar auf einigen Stöcken, die dem Hinterkörper die gelungensten Abdrücke ihrer Form einpressen und dadurch reichliche Schmerzen verursachen. Mit gekrümmtem Rücken, die Knie bis in die Höhe des Kinns heraufgezogen, hat man von früh Morgens bis Abends still in diesen Rindenstücken zu sitzen, ohne sich nur einmal aufrichten und ausstrecken zu können, bei welcher Bewegung man riskiren würde, mit dem Woodskin zu versinken oder auch die nicht allzu dicke Rinde durchzutreten; kurz der Körper erleidet durch dieses unangenehme Sitzen eine sehr arge Pein und kann sich nur unter großen Schmerzen, wenn sich Gelegenheit dazu bietet, wieder in die Höhe richten. Für den Ungewohnten ist jedenfalls das Fahren in solchen Woodskins eine halbe Tortur.

Die Indianer fertigen diese Borkenkähne aus der Rinde des Stammes der Copaifera pubiflora Benth. („Purple heart" der Colonisten), die sich durch langes Klopfen in beliebig großen

Stücken vollkommen vom Stamme löst. Das gewaltige, für einen Kahn bestimmte Rindenstück wird durch hineingesteckte Stöcke in der Breite weit aus einander gehalten, damit es beim Trocknen die Form eines Kahnes annimmt, während man es an beiden Enden sich zusammenrollen läßt, damit es dort eine breite Spitze bildet. In dieser Weise wird das Rindenstück im Schatten getrocknet, und sodann an den Seiten beider Enden vertikale Einschnitte gemacht, wodurch diese, indem die durchschnittenen Theile übereinander gelegt und durch Schlingpflanzen fest verbunden werden, in die Höhe zu stehen kommen, und die Wasserlinie höher als in ihrer Mitte überragen.

Dies ist das fertige Woodskin, und ihm vertrauen sich die Indianer auf ihren weiten, oft Monate langen Flußreisen, über Katarakte und andere Hindernisse, mit Familie und Gepäck, gänzlich an.

Die Woodskins werden in verschiedenen Längen, von 15 bis 25 Fuß und von einer Breite von 4 bis 5 Fuß gefertigt, sind jedoch selten in der Mitte höher als 6 bis 8 Zoll und von ausnehmender Leichtigkeit.

Beim Fällen der gewaltigen Stämme der Copaifera läuft der weiße, durchsichtige Balsam in solcher Menge heraus, daß davon mit Leichtigkeit viele Gallons gefüllt werden können; er wird jedoch von den Indianern nicht gesammelt, die seine medicinischen Eigenschaften nicht kennen und seine Anwendung auch nicht nöthig haben.

Zeitig am anderen Morgen, den 23. December, fuhren wir, ohne gefrühstückt zu haben, weiter aufwärts, um sobald als möglich einen Indianerplatz zu erreichen, in welchem Lebensmittel zu erlangen waren.

Mit der Jagd war es in dieser Gegend spottschlecht bestellt, und nicht ein Vogel von der Größe einer Taube bot sich in der Uferwaldung unseren eifrig forschenden Blicken dar. Der Fluß wurde, bereits von der Mündung des Membaru an, auffallend

schmal und seine größte Breite betrug nicht über 450 Fuß. — In etwa einer Stunde gelangten wir an die am linken Ufer befindliche Mündung des Cako-Creek, der fast von gleicher Breite als der Hauptfluß ist. Ohne weiter auf Wilson's Bemerkungen zu hören, ließ ich in den Creek einfahren, mit dem Vorsatz, nicht eher umzukehren, bis ich nicht eine Indianer-Niederlassung angetroffen hätte. Der Cako hat bedeutendes Gefäll und strömte sehr rasch dahin, so daß die Auffahrt in ihm Mühe genug kostete.

Um den etwa hier wohnenden Indianern ein Zeichen meiner Ankunft zu geben und sie zu veranlassen, sich am Ufer zu zeigen, ließ ich Cornelissen fortwährend Signale auf der Trompete geben, die schauerlich, wie die des jüngsten Gerichts, durch den stillen, düsteren Urwald tönten und eine große Heerde von Capucineraffen rebellisch machten, deren laute Angstschreie, gleich dem Kriegsgeheul einer Rotte wilder Indianer, den alpenhornähnlichen Tönen des alten Blechinstrumentes antworteten.

Da, bei einer Biegung des Flusses, sahen wir eine Menge von Indianern in ihren Woodskins schnell den Fluß durchkreuzen, die bei unserer Annäherung und dem fortdauernden Trompetengeschmetter immer schneller und schneller rudernd, das linke Ufer zu erreichen suchten, wo sie, ihre Kähne im Stiche lassend, in aller Hast in den Wald flüchteten. Am rechten Ufer des Creek, nicht weit von uns, gewahrte ich einige Indianerhütten, auf welche ich zurudern ließ und mich bei meiner Ankunft bei denselben überzeugte, daß sie von den Bewohnern gänzlich verlassen waren; jedenfalls waren diese die flüchtigen, kurz zuvor gesehenen Indianer gewesen.

Da ich sicher sein konnte, daß sie uns vom jenseitigen Ufer beobachteten, ließ ich einige an Stangen gebundene Tücher, wie auch Palmenwedel hin und her, nach ihnen zu, schwenken, um sie einzuladen zurückzukommen, und beauftragte zugleich Wilson und

Moses zu ihnen zu fahren und ihnen zu sagen, daß sie von mir nichts zu befürchten hätten, indem ich nur Lebensmittel von ihnen in Tausch zu erhalten wünschte. Dies wirkte und bald kamen einzelne der Woodskins mit Männern, denen nach und nach auch die Weiber folgten, zu uns herüber gefahren, bis zuletzt die ganze Bevölkerung am Ufer versammelt war, mit der wir uns nach den Hütten begaben, um vor allen Dingen zuerst den gewaltigen Hunger, von dem wir Alle geplagt waren, zu stillen. Das Cassadebrot, das uns vorgesetzt wurde, schmeckte schöner als alle Confitüren Europa's, und das Maipuri-Fleisch mit Capsicum-Brühe feiner als Straßburger Gänseleberpastete mit Trüffeln und Champignon-Sauce.

Selten hat mir eine Mahlzeit so gut geschmeckt, als diese in der Accawai-Niederlassung Cako-tá.

Gegen Westen von hier erhob sich das Aebro-pú-Gebirge, das sich von O. N. O. nach W. S. W. zieht, und weiter gegen Süden zogen sich, von West nach Ost, die schönen Gebirgsformen des Cara-utta hin.

Bis gegen Mittag verweilte ich in der aus nur drei Hütten bestehenden Niederlassung, in der ich jedoch nur wenig Lebensmittel erhandelte, da Wilson mir sagte, daß wir heute noch in seine Niederlassung kommen würden, wo es Ueberfluß davon gäbe. So fuhr ich um Mittag von Cako-tá ab und wieder zurück nach dem Massaruni, denselben weiter aufwärts.

Um 3 Uhr trafen wir am rechten Flußufer auf eine kleine Niederlassung von nur zwei Hütten, in der sich jedoch nur ein altes Indianerweib mit zwei Kindern aufhielt; die anderen Bewohner waren auf den Fischfang gefahren.

Hier sah ich zum ersten Mal die großen Einfriedigungen welche die Indianer des oberen Massaruni rings um ihre Niederlassungen machen. Sie bestehen aus etwa 10 Fuß hohen, dicken,

dicht neben einander in die Erde gegrabenen Stöcken, die durch mehrere, vermittelst Schlingpflanzen mit ihnen zusammengebundene Querstangen eine große Festigkeit, gleich Pallisaden, erhalten und sich in ziemlicher Ausdehnung um sämmtliche Hütten ziehen. Nur eine schmale Thür, die bei Nacht fest verrammelt wird, führt in die Niederlassung.

Diese gewaltige Einfriedigung dient zum Schutz gegen Ueberfälle feindlicher Indianerstämme, wie auch gegen nächtliche Angriffe des Jaguars, der in diesen Wildnissen ziemlich häufig ist, und dessen Geschrei ich sehr oft während der im Walde zugebrachten Nächte um mein Lager herum hörte.

Weiter aufwärts fahrend, gelangten wir an die am linken Ufer befindliche Mündung des Cuya, oder wie die Accawai ihn nennen „Cucuyu", eines ziemlich bedeutenden Nebenflusses des Massaruni. Hier trafen wir mehrere Indianer, die Fische gefangen und eben beschäftigt waren, ihre Ausbeute, die in vielen Tausenden kleiner Fische, von denen der größte höchstens 6 Zoll lang war, in die Woodskins zu laden. Sie bedienten sich zum Fange derselben länglicher, geflochtener Körbe, einem umgekehrten Kegel gleich, mit einer kleinen Oeffnung an der Spitze. In diese werden Stücke von Fischen und andere Köder gehängt, und der „Maswah", wie ein solcher Korb genannt wird, tief in das Wasser versenkt, nachdem er durch eine daran geknüpfte Schlingpflanze irgendwo an der Oberfläche, behufs des Herausholens, befestigt worden ist. In Zeit von einigen Stunden fangen sich Hunderte kleiner Fische in dem Maswah, denen das Entwischen durch einen an der Oeffnung befindlichen Kreis nach innen zu eng und spitz zulaufender Rohrstücke verwehrt ist.

Seltsamer Weise mangelt es dem oberen Massaruni, von seinen großen Fällen an aufwärts, an jeder größeren Fischart, und nur kleinere, bis 6 Zoll lange Arten, sind reichlich in ihm vorhanden. Ein Gleiches findet in allen auf dem Roraima-Ge-

birge entspringenden Gewässern statt, die in dem oberen Theile ihres Laufes ebenfalls nur kleine Fischarten enthalten.

Den Cuya-Creek eine Strecke von zwei Stunden aufwärts fahrend, landeten wir gegen Abend an seinem linken Ufer, an dem Landungsplatze der Niederlassung meines Reisebegleiters, des Accawai-Häuptlings Wilson.

Die Niederlassung selbst war etwa ½ Stunde vom Ufer entfernt, und wir hatten zuerst durch buschiges, ungemein sumpfiges Terrain zu waten, dem eine kleine, liebliche, mit hohen Sträuchern untermischte Savane folgte, bis wir die Niederlassung Hana-re erreichten. Sie bestand aus vier Hütten, die in eine weite, hohe Einfriedigung dünner Baumstämme eingeschlossen waren. Nur eine der Hütten, und zwar eine sehr große, war bewohnt, die anderen standen leer und wurden von mir und meinen Begleitern mit Wilson's Erlaubniß in Beschlag genommen. Es wohnten zwar nur vier Familien hier, die jedoch so zahlreich waren, daß es in der großen Hütte im wahren Sinne des Wortes von Leuten, besonders Kindern, wimmelte.

Lebensmittel, vorzüglich aber geräuchertes Reh- und Maipuri-Fleisch, gab es hier reichlich, und ich wurde sofort damit versorgt, so daß ich mich diesen Abend mit meinen Begleitern an dem guten Mahle für die durchlebte hungrige Zeit schadlos halten konnte.

Unter dem dichten Palmendach der Hütte verbrachte ich seit langer Zeit wieder einmal eine ruhige, angenehme Nacht und schlief trotz des heftig herabfallenden Regens ausgezeichnet.

Am anderen Morgen, den 24. December, hatte der Regen aufgehört, die Sonne lächelte recht freundlich vom heiteren Himmel herab und bewog mich zu einem Spaziergang in die Umgegend. Die kleine Savane, von der Niederlassung bis nahe zum Flusse, war wirklich reizend und vollkommen parkähnlich, mit zahlreichen gewundenen, sich durchkreuzenden Pfaden, was

mich fast zur Vermuthung brachte, als habe der nackte, braune Accawai Wilson, der mit seinen Consorten die Pfade im Verlaufe einiger Jahre ausgetreten hatte, das Pückler'sche Werk über Landschaftsgärtnerei studirt.

Außer herrlich blühenden Sträuchern, die den sammetgrünen Teppich von kurzem Gras beschatteten, fand ich hier eine große botanische Seltenheit, die prachtvolle Erd-Orchidee Sobralia liliastrum Lindl. und zwar in seltener Unmasse und Größe! In gewaltigen Büschen von 80—100 Pflanzen zusammenstehend, erreichte sie eine Höhe von 10—12 Fuß und bildete in der schönen Savane das Hauptgesträuch; ich bedauerte nur, daß ihre schönen, großen Lilienblüthen, nach deren Anblick ich mich schon längst gesehnt hatte, nicht entfaltet waren. Die Indianer hieben sie unbarmherzig nieder, wenn sie gar zu üppig wucherte und die Pfade zu versperren drohte. Ueberhaupt nahm die Savane, so klein sie war, das Interesse des Botanikers in hohem Grade in Anspruch, und ich fand hier, besonders unter dem Gesträuch der Sobralien, in wirklicher Unzahl und dichten Gruppen mein Lieblingsfarn, die Schizäa, in allen in Guyana vorkommenden Arten vertreten, von den wenig schönen, doch seltsamen Schizaea trilateralis Schkr., Sch. dichotoma Sw., Sch. incurvata Schkr. bis zu den ungemein zierlichen Schizaea elegans Sw. und Sch. Flabellum Mart. Außerdem wimmelte es im nahen Walde von Farn jeder Gattung, besonders aber von schönen Lomaria-, Lindsäa-, Polypodium-, Trichomanes- und Hymenophyllum-Arten. An feuchten Plätzen der Savane erhoben sich herrliche Gruppen der fächerigen Mauritia aculeata H. B. et Kth., und an den stärkeren Baumstämmen hingen gewaltige Büsche von Orchideen, schöne Stanhopeen, vor Allem aber Prachtexemplare der ausgezeichneten Burlingtonia candida Lindl., die sonst in Guyana, außer bei den Sandhills am Demerara, ungemein selten ist, die ich aber hier und im Roráima-Gebirge häufiger fand.

Die ganze Gegend umher war ein herrliches, botanisches Eden und lieferte reichliche Schätze für mein Herbarium.

Niedliche Iris-Arten und das sonderbare Mesembryanthemum guianense Kl. durchzogen nach allen Richtungen hin das üppige Gras der Savane.

Auf einigen der höheren in der Savane sich erhebenden Bäume sah ich so überaus gewaltige Nester, als wären sie zur Aufnahme für Eier des Vogels Rock bestimmt; nach näherer Besichtigung und Erkundigung waren es keineswegs solche, sondern kolossale, von den Indianern geflochtene Körbe, in denen sie bei Nacht den sich hier bisweilen herumtreibenden Jaguars auflauern. Kurz es kam mir hier Alles neu und seltsam vor und ich fühlte mich in ein ganz anderes Land versetzt.

In großen Schaaren trieb sich der Pionus pileatus Gmel. auf dem Gesträuch der Savane umher und diente den Indianerbuben zu ihren Schießübungen mit Bogen und Pfeil oder dem Blaserohr; dieser kleine Papagei wird von den Indianern durch andere derselben Art, die in Körben als Lockvögel in die Savane gestellt werden, leicht gefangen und sehr bald gezähmt.

So reichlich das gestrige Mahl bestellt gewesen, so ärmlich war es heut, da gestern von der hungrigen Reisegesellschaft der meiste Vorrath an Lebensmitteln aufgezehrt worden war und nicht so schnell ersetzt werden konnte. Das Cassadebrot mußte erst gefertigt werden, was einen Tag Zeit in Anspruch nahm, und so hatten wir uns heut mit Yams, Bataten und einem Gericht kleiner Fische zu begnügen, da Morgen erst wieder auf die Jagd gegangen wurde.

Mit Sehnsucht dachte ich am heutigen Christabend an die stereotypen Gerichte in Deutschland zurück, während ich zum

Abendessen winzige Fischchen mit Kopf, Schwanz und ihrem ganzen Inhalte hinunterwürgte.

Deshalb unterließ ich jedoch die Feier des Weihnachtsabends nicht, und Cornelissen mit seiner Trompete, wie die beiden Farbigen durch groteske Sprünge, Seiltänzereien und Taschenspielerkünste mußten mich und die nackte, braune Gesellschaft am Abend ergötzen. Dabei wurde die Niederlassung durch riesige Feuer erleuchtet, bei deren Schein die unsinnigen Sprünge und Körperverrenkungen William's und Latumbo's, die von sämmtlichen Indianern nachgeahmt wurden, einem Ballet von Teufeln ausgeführt, ähnelten. Die grausig klingenden Trompetenstöße Cornelissen's vermehrten diese Täuschung und hielten jedenfalls den wildesten Jaguar ab, der Niederlassung sich zu nähern. Bis tief in die Nacht hinein dauerte der Heidenjubel, über den ich mitunter herzlich lachen mußte; noch nie hatten sich die Indianer so amüsirt als heut und verlangten jeden Abend eine Wiederholung der künstlerischen Productionen. Ein ganz besonderes Halloh und Gelächter erregte es, wenn William und Latumbo, nach der Manier der Farbigen, durch die Fistel sangen, ein für die Indianer noch nie dagewesener Ohrenschmaus, dessen Anhörung sie vor Lachen rein närrisch machte und den sie mit vollem Recht mit dem Krähen junger Hähne verglichen. Die Taschenspielerkünste, die der allergewöhnlichsten Art waren, erregten dagegen ihre volle Bewunderung; sie glaubten wirklich, daß Zauberei dabei im Spiele wäre und betrachteten die beiden Farbigen von jetzt an als weit über ihnen stehende, höhere Personen.

Der Morgen des ersten Weihnachtsfeiertages brach so düster und ungemüthlich an, als in der Regel bei uns in Deutschland, nur mit dem Unterschiede, daß hier eine gewaltig warme Temperatur herrschte, und die herrliche Natur umher im üppigsten Grün prangte. Der Himmel jedoch war in tiefes Grau gehüllt

und sandte heftigen Regen zu uns herab, der bis zum Mittag anhielt.

Aus der Jagd wurde daher nichts, und um heute wenigstens etwas Gescheidtes zum Essen zu haben, erhandelte ich von den Indianern einige Hühner, die von meinem Koch William aufs Delicateste zubereitet wurden.

Die Zucht von Hühnern wird von den Indianen stark betrieben, obgleich sie weder deren Fleisch noch Eier essen, sondern sie nur wegen der langen Hals- und Schwanzfedern, die sie für ihren Kopfschmuck verwenden, halten. Außerdem ist ihnen das Krähen der Hähne bei Nacht als Stundenzeiger erwünscht, und da sich die armen Thiere ihr Futter selbst suchen müssen, gestatten sie ihnen gern, aufs Fabelhafteste sich zu vermehren. Die Ursache, weshalb die Indianer vor dem Genuß des Hühnerfleisches sich ekeln, ist, daß diese Vögel bei ihrem steten Appetit jeden Unrath fressen, was mich allerdings auch selbst sehr oft von deren Genusse abhielt.

Gegen Abend in der Hängematte ein wenig ausruhend, drangen aus der nahen bewohnten Hütte eine Anzahl Kinderstimmen in meine Ohren, die in monotoner Weise das englische Alphabet hersagten, was mich bewog aufzustehen und nach der großen Hütte zu eilen. Hier traf ich Wilson in der von mir bis jetzt noch nicht geahnten Eigenschaft als Schulmeister, umringt von der Jugend des Ortes, die auf Schildkrötenschalen, Holzstücken u. s. w. saß, und beschäftigt, derselben die Anfangsgründe der englischen Sprache aus einem von ihm aus Georgetown mitgebrachten ABC-Buch zu lehren.

Seine ernste Miene bekundete den tiefen Denker, mit welcher er zugleich in seiner Haltung den Stolz eines Indianerhäuptlings verband, so daß seine Schüler einen heillosen Respect vor ihm hatten und bei ihrer Liebe zur Freiheit und Ungebundenheit sicher diese Unterrichtsstunde als die größte Geißel, die der

böse Geist über sie je verhängen konnte, betrachteten. Ihre Strafe für schlechtes Lernen oder Hersagen bestand darin, daß sie nach der Schule lange Zeit, oft zwei Stunden, an ein und demselben Fleck, ohne sich zu rühren, stehen mußten, was für sie das non plus ultra von Qual war und ungefähr einer Tortur des ersten Grades gleichkommen mochte.

Dieser Unterricht, der sich jedoch nie weiter als bis auf die Erlernung des englischen Alphabets erstreckte, fand jeden Abend statt und fiel nur in Wilson's Abwesenheit aus. Während meiner Anwesenheit erhielt letzterer zwei würdige Substitute in meinen zwei Farbigen, William und Latumbo, die zum Schrecken der Schüler ihren Unterricht weiter ausdehnten und mit ihnen bis zum Syllabiren vordrangen, welche nie geahnten Töne die indianischen Zuhörer in unnennbares Erstaunen versetzten. Dabei schufen sie eine andere strengere Disciplin, und die ungehorsame Jugend wurde mit Ohrfeigen und Raufen der Haare, wozu die langen Kopfhaare der Schüler die günstigste Gelegenheit boten, tractirt, wodurch eine große, geheime Gährung in den Gemüthern der Schüler und Familienväter entstand, die bald in offene Revolution ausgebrochen wäre, wenn nicht die beiden Hilfslehrer kurze Zeit darauf in meinen Angelegenheiten eine Reise hätten unternehmen müssen.

Am zweiten Weihnachtsfeiertage unternahm ich eine botanische Excursion in den nahen Urwald, während die Indianer auf die Jagd gingen. Außer einer reichen Ausbeute an Orchideen, Farn und einigen interessanten Voyria-Arten, fand ich auch eine schöne, baumartige Ladenbergia, die der Ladenbergia Moritziana Karst. ungemein ähnelte. Die Indianer kennen jedoch die fieberwidrigen Eigenschaften der Rinde dieser Chinchonee nicht, sondern brauchen nur einen Abguß der Blätter gegen Kopfgrind und Geschwüre der Kinder; sie nennen sie „Aba-orri-ek".

Bei meiner Rückkunft nach der Niederlassung fand ich die

Jäger von der Jagd zurückgekehrt; sie brachten ein Reh, vier Maroudi's und einen Tucan, die sie mir größtentheils für meinen Bedarf überließen.

Die Ursache meines längeren Aufenthaltes in Hana=re war, daß Wilson versprochen hatte, mir eine gehörige Anzahl Indianer zu stellen, die mein am Fuße des Sourung=Gebirges zurückgelassenes Gepäck holen und hierher bringen sollten; er hatte deshalb Boten nach verschiedenen umherliegenden Niederlassungen gesandt, um die nöthige Anzahl Träger zusammenzubringen.

Heut gegen Abend traf ein Accawai mit Frau und Kind hier ein, der vom Roráima kam und einige Tage in der Niederlassung sich aufzuhalten gedachte. Er bot mir seine Dienste als Jäger an, und da Wilson ihn als solchen ganz besonders rühmte, engagirte ich ihn in dieser Eigenschaft, in der er sich auch wirklich glänzend hervorthat. Mit Hilfe eines wohl dressirten Hundes brachte er mir jeden Tag ein Reh und außerdem hinlänglich Federwild, wie Powis, Maroudi's und Maams, so daß ich nunmehr mit meinen Begleitern reichlich zu essen hatte.

Auf meine Anfrage wegen der Entfernung von hier nach dem Roráima machte er mir die wenig tröstliche Mittheilung, daß diese ungefähr noch 14 Tagereisen betrage, und die Tour im höchsten Grade, wegen des Ueberschreitens hoher, sehr steiler Gebirge, beschwerlich, für mich fast unmöglich sei. So gern ich ersteres glaubte, so sehr bezweifelte ich letzteres.

Einige Tage verstrichen unter Ausflügen in den Wald und die Savane, auf denen ich stets die befriedigendsten, botanischen Sammlungen machte, bis am 29. December gegen Mittag die Niederlassung sich mit den mir von Wilson als Träger versprochenen Indianern füllte. Sie kamen, wohl an 70 Personen, von weit und breit herbei, ganze Familien, Mann, Weib, Kind, mit Hunden, Affen, Papageien und allen anderen lebenden, ge-

zähmten Thieren, die sie auf Reisen stets mit sich führen. Alle festlich geschmückt, bemalt, und unter ihnen junge, herrliche Mädchengestalten mit wunderhübschen Gesichtern, schwarzen Haaren und Augen und vollendeter Büste, die, da sie einzig und allein nur den kleinen Schamschurz trugen, sich in ihrer ganzen Schönheit präsentirte.

Meine beiden Farbigen, sowie Cornelissen, waren nunmehr ganz Auge und führten am Abend ihre akrobatischen, mimischen, plastischen und musikalischen Leistungen in so meisterhafter Vollendung aus, daß sie die ganze nackte, braune Gesellschaft in fabelhaftes Entzücken versetzten, ohne daß es aber ihren hohen Fisteltönen und Trompetenstößen gelang, das Herz einer der Indianerinnen durch den Zauber der Musik zu erweichen.

Die von den Indianern mitgebrachten, lebenden Thiere mußte ich nothgedrungen alle kaufen, sonst hätten sie mir ihre Hilfe in Herbeischaffung meines Gepäcks versagt, und ich erhielt dadurch eine ziemliche Menagerie, die mir auf der weiten Reise, die noch vor mir lag, im höchsten Grade lästig wurde und mich nöthigte, allein dafür eine Menge Träger zu engagiren. So kam ich in Besitz eines jungen Jaguars, der mir durch seinen Eigensinn, nur frisches Fleisch zu genießen, eine Menge Schererei verursachte, außerdem mehrerer Nasenthiere, Ameisenfresser, Faulthiere, eines Vielfraßes (Galictis barbara Wagn.), mehrerer Affen, Arara's, Papageien, Powis, Maroudi's, Maams, Hanaqua's (Ortalida Motmot Wagl.), Eulen u. s. w., und mit all diesen Bestien mußte ich mich nun 4 Monate hindurch plagen, bevor ich sie nach Georgetown einschiffen konnte!

Ich wählte unter den angekommenen Indianern zwanzig Mann aus, die am Morgen des 30. December unter Anführung von William und Latumbo nach dem Sourung-Gebirge aufbrachen, um mein dort zurückgelassenes Gepäck herbei zu holen, während ich mit Cornelissen in der Niederlassung zurückblieb.

Die indianische Schuljugend des Platzes sah mit Vergnügen die zwei Farbigen, ihre strengen Lehrer, scheiden; war sie doch einige Zeit von Ohrfeigen und Haarraufen befreit! Die nicht von mir engagirten, wie die Familien der nach dem Sourung gefahrenen Indianer, gingen nach ihrer Heimath zurück, um, sobald die Expedition zurückgekommen sein würde, wieder zu erscheinen. Sie ließen mir zwei Bälge der Nasua socialis zurück, die mich durch ihre Größe in Erstaunen setzten, denn sie maßen von der Schnauzenspitze bis zum Ende des Rumpfes 22 Zoll, die Länge des Schwanzes betrug 20 Zoll. Die Accawais nennen dies Thier „Kibihi", während es bei den Macuschi's „Quaschi" heißt. Außerdem erhandelte ich noch eine große Menge kleiner Vögelbälge von Certhia-, Tanagra- und Ampelis-Arten, welche die Indianer an langen Schnüren in ein Bündel geschlungen, als Schmuck auf dem Rücken herabhängen hatten. Das Angenehmste war mir, daß ich durch diese Leute in Besitz einer großen Menge von Lebensmitteln, besonders von Cassadebrot, Yams, Bataten und Tannia's (Knollen des Caladium esculentum), die sie zum Verkauf mitgebracht hatten, kam, welche Gegenstände in Hana-re nicht so häufig waren, als Wilson mir früher vorgefabelt hatte. Ueberhaupt zeigte sich dieser Mann jetzt sehr verändert und ließ seinen wahren Charakter, der in einer Vereinigung von Hinterlist und Mißtrauen bestand, bei mehreren Gelegenheiten durchblicken.

Die Sylvesternacht, wie das neue Jahr 1864, feierte ich mit Cornelissen sehr still bei einigen Tassen Souchong-Thee und einem „pepper-pot" von Rehfleisch, und meine Excursion am 1. Januar in den umliegenden Wald wurde durch reichhaltige Ausbeute recht seltener Pflanzen belohnt; ich fand an diesem Tage mehrere Prachtexemplare der schönen Burlingtonia candida Lindl.

In dieser Weise unternahm ich tägliche Excursionen in die

Umgegend, so daß sich meine Sammlungen getrockneter und lebender Pflanzen, Spiritussachen, Insecten und Thierbälge bedeutend anhäuften und mir bangte, soviel Träger als zur Fortschaffung meines Gepäckes von hier nöthig waren, unter den Indianern auftreiben zu können. Den in zwei Fäßchen mit mir führenden Spiritus zur Conservirung von Thieren, besonders Reptilien und Fischen, hatte ich wohlweislich in Georgetown mit Naphtha versetzen lassen, um die Indianer von dessen Benutzung abzuhalten.

Am 7. Januar, Morgens 10 Uhr, kamen zu meiner größten Freude William und Latumbo mit den Indianern, die all mein am Sourung zurückgelassenes Gepäck brachten, wieder an und befreiten mich dadurch von einer großen Angst, da ich mir die ganze Zeit hindurch den Verlust meiner Sachen als sehr leicht möglich gedacht hatte.

Anstatt der 20 zu diesem Zweck ausgesandten, kamen 34 mit meinem Gepäck beladene Indianer an, indem die Zahl der mitgenommenen Träger zu wenig für meine vielen Sachen gewesen war, und William und Latumbo glücklicher Weise 14 auf der Reise begriffene Accawai's angetroffen hatten, die sich willig gezeigt, ihnen als Träger beizustehen.

Leider mußten sie, wie ich vorher schon geahnt, alle meine Reisekoffer und Kisten, die bei ihrer Größe und Schwere die Indianer nicht über das hohe Gebirge fortschaffen konnten, im Walde zurücklassen, zu welchem Behufe ich ihnen die Schlüssel dazu eingehändigt hatte, um sämmtliche Sachen herauszunehmen und in die Tragekörbe der Indianer zu packen, und so erhielt ich denn dieselben, anstatt wohlverwahrt in Kisten, in trockene Palmen- und Calatheenblätter gepackt, wieder. Ich war jedoch froh, daß ich sie überhaupt erhielt, und beruhigte mich bei dem Gedanken, daß Koffer und Kisten wohl ihre Liebhaber gefunden haben werden. Daß die jungen Indianerinnen, welche die unterwegs engagirten 14 Indianer begleiteten, während der Reise

ebenfalls ihre Liebhaber in meinen beiden Farbigen gefunden haben mochten, bewiesen die gewaltigen Schnüre weißer, rother und blauer Glasperlen, die die Mädchen mit sich brachten und als ihr Eigenthum declarirten; was die Fisteltöne der zwei liebeglühenden Farbigen bei den Indianerinnen nicht vermocht hatten, das schienen ihre Geschenke meiner Glasperlen bei letzteren bewirkt zu haben, sie hatten sie unter diese mit jener edlen Generosität vertheilt, die vielen großen Männern eigen ist, wenn sie verschenken können, was anderen Leuten gehört. Ich gönnte ihnen übrigens gern ihre Liebesaffairen als eine kleine Abwechselung ihres sehr bewegten, fatiguanten Lebens, das sonst wenig Erheiterung darbot, und weil sie mir so treu zugethan waren, daß ich mich auf sie, bei etwa vorkommender Gefahr, sicher verlassen konnte.

Cornelissen allein beneidete sie um ihr Liebesglück, er konnte es selbst bei größter Anstrengung in seinen Trompetensolis nicht dazu bringen, einer Indianerin Liebe einzublasen.

Gleich einer telegraphischen Depesche schien sich die Nachricht von der Rückkunft der Indianer vom Sourung in den umherliegenden Niederlassungen verbreitet zu haben, denn noch an diesem Tage, noch mehr aber an dem darauf folgenden, strömten von Nah und Fern Schaaren von Indianerfamilien der Niederlassung Hana-re zu und füllten nicht allein den großen eingefriedigten Raum derselben, sondern auch einen Theil der angrenzenden Savane. Es war ein wahres Gewimmel brauner, nackter Gestalten und schwarzer, langhaariger Köpfe, und ich zählte an 250 fremde Personen.

Nach an demselben Abend der Rückkunft meiner Farbigen hielten diese, zum Entsetzen der Jugend Hana-re's, Schule, in welcher sich herausstellte, daß die hoffnungsvollen Schüler auch nicht das mindeste mehr vom Syllabiren wußten, wofür sie von ihren Lehrern mit den neumodischen Strafen, den unvermeid-

lichen Ohrfeigen und Haarraufen, gezüchtigt wurden, was unter den fremden Indianern mehrere Ausbrüche des unmäßigsten Gelächters bewirkte, die Lehrer aber in einen gewaltigen Nimbus von Autorität hüllte. Der Enthusiasmus der Zuschauer erreichte jedoch den höchsten Grad, als, nach dem Vortrage von Variationen über das den Indianern bisher noch unbekannte Thema „O, du lieber Augustin!“ auf der Trompete von H. Cornelissen, die gymnastischen Productionen und Taschenspielerkünste William's und Latumbo's in seltener Vollkommenheit producirt wurden. Hier überboten sich Beide in noch nie dagewesenen, überhaupt im menschlichen Leben nie vorkommenden Stellungen, Verrenkungen und Sprüngen, die einzig und allein das Bewußtsein, vor ihren Geliebten im schönsten Lichte sich zu zeigen, schaffen konnte. Der Vortrag der musikalischen Piece Cornelissen's, deren gediegene Wahl den Zuhörern den Seelenzustand des Künstlers offen darzulegen bestimmt war, wurde dadurch, wie seine Person selbst, gänzlich in den Hintergrund gedrängt.

Am andern Morgen wurden die 34 Indianer für ihre als Träger geleisteten Dienste bezahlt, und reger Handel blühte an diesem Tage in der Niederlassung. Alle die zum Verkehr mit Indianern nöthigen Tauschartikel wurden in meiner Hütte, die sich für heute in einen Kaufladen verwandelte, zur Schau gestellt, und die betreffenden Individuen mußten mir angeben, was sie für Gegenstände als Bezahlung wünschten. Meine zwei Farbigen producirten sich in dem Verkaufslocale als Commis und Cornelissen dirigirte das Ganze als „head-clerk“, wobei er von mir die Weisung hatte, „nur bis zu einem bestimmten Werthe jedem der Indianer an Waaren verabreichen zu lassen, unverschämte Forderungen derselben jedoch abzuweisen“, der er auch getreulich nachkam, indem er Jeden, der letzteres that, durch einen, dicht vor dessen Ohr geschmetterten Trompetenstoß, unter dem schallenden Gelächter der versammelten Menge, in eiligste Flucht jagte.

Nachdem alle bezahlt waren, drängten sich Weiber und Mädchen heran, um irgend einen Gegenstand, den sie bei sich führten, zu verhandeln, und dafür die sehnlichst von ihnen begehrten Glasperlen zu erhalten, und als sie Alles, selbst die an ihrem Körper hängenden Schmucksachen verhandelt hatten und gern noch mehr Artikel von mir zu erhalten wünschten, erboten sich meine Clerks, die Schamschürzen der Schönsten von ihnen einzutauschen, worein sie jedoch nicht willigten, sondern scheu davonliefen.

Wilson hatte mir versprochen, daß er einen Theil der hier versammelten Indianer bewegen würde, mich nach dem Roráima zu begleiten, worauf ich ganz sicher gerechnet und mich um diese Angelegenheit nicht weiter bekümmert hatte. Ich wunderte mich daher nicht wenig, als gegen Mittag, nachdem alle fremden Accawai's von mir zufriedengestellt waren, eine Familie nach der andern nach ihrer Heimath aufbrach und von den 250 Personen zuletzt nur noch vier Männer zurückblieben, die ich früher schon als Jäger und behufs des Abbalgens und Präparirens von Thierbälgen für den Aufenthalt am Roráima engagirt hatte.

Der eine davon, ein Arekuna, der sich früher einige Zeit in Georgetown aufgehalten hatte und etwas englisch sprach, theilte mir mit, daß Wilson sämmtliche Indianer gegen mich aufgehetzt habe, mich nicht nach dem Roráima zu begleiten, da sie von mir dafür nicht die geringste Zahlung erhalten würden und überdies riskirten, von den dort wohnenden Arekuna-Indianern getödtet zu werden.

Als ich Wilson deshalb zur Rede stellte, erklärte er dies für eine freche Lüge des Arekuna und bemerkte mir, daß er im Gegentheil den fremden Indianern sehr zugeredet habe, mich zu begleiten, da sie von mir für ihre Dienste so gut bezahlt worden seien, daß sie aber aus Furcht vor den Arekuna's nicht Lust dazu gehabt hätten.

Ich durchschaute jedoch den hinterlistigen Wilden sehr wohl, der mich dadurch, daß er mir jede Reisebegleiter abspenstig machte, zwingen wollte, in seiner Niederlassung so lange zu bleiben, bis alle meine mit mir führenden Tauschartikel für Lebensmittel u. s. w. in seine und der Seinigen Hände gekommen wären. Daß dies jedoch nicht stattfinden sollte, hatte ich mir fest vorgenommen.

Ich ließ sofort alle meine Sachen zusammenpacken und beschloß, am nächsten Tage mit William und den vier hier engagirten Indianern in zwei Woodskins nach dem Cako-Creek zu fahren, daselbst einige Leute und Woodskins zu miethen und nach Hana-re zu senden, um Cornelissen und Latumbo mit meinem ganzen Gepäck von dort zu holen und mit den Indianern des Cako-Creek sodann nach dem Roráima vorzubringen.

Am Morgen des 9. Januar theilte ich Wilson meinen Entschluß mit und bat ihn um einige Begleiter und Woodskins zu meiner Tour nach dem Cako-Creek, die er mir jedoch rund abschlug. Ich sagte ihm darauf, daß ich sein Benehmen gegen mich an den Gouverneur in Georgetown berichten wolle, was ihm im höchsten Grade nachtheilig sein würde, gab William und jedem der mich begleitenden vier Indianer eine geladene Flinte, nahm selbst meine geladene Doppelflinte zur Hand und trat mit meinen fünf Begleitern, Cornelissen und Latumbo verabredetermaßen hier bei meinem Gepäck zurücklassend, meine Tour nach dem Landungsplatze der Niederlassung an.

Wilson hatte alle meine Bewegungen mit größtem Interesse verfolgt und eilte, sobald er meine Absicht, nach dem Creek zu gehen, errieth, mir dahin mit seinen mit Bogen und Pfeilen bewaffneten Indianern voraus, so daß, als ich an das Ufer des Flusses zu den Woodskins kam, ich ihn mit seinen Leuten bereits dort vorfand.

Im Begriff zwei hier liegende Woodskins für mich in Beschlag zu nehmen, trat Wilson hinzu und untersagte es mir, worauf ich ihm entgegnete, daß ich dies im Namen des Gouverneurs in Georgetown, der mich nach dem Roráima gesandt, thäte und ich ihn, wenn er mich daran hindere, für die Folgen verantwortlich machen würde. Wolle er etwa Thätlichkeiten gegen mich sich erlauben, so hätten ich und meine Begleiter geladene Gewehre, die wir in solchem Falle ohne Weiteres gegen ihn gebrauchen würden.

Dabei spannte ich beide Hähne meiner Flinte, und William wie die Indianer thaten dasselbe; wir stiegen darauf in zwei der großen Woodskins und ruderten vor den Augen Wilsons und seiner Getreuen, die uns verblüfft nachsahen, den Creek abwärts. Es ist auffallend, wie bei den meisten Indianern des Inneren Guyana's der Gouverneur von Britisch Guyana respectirt wird, trotzdem sie ihn nicht kennen und sehr wohl wissen, daß er ihnen nicht das Mindeste thun kann; sie scheinen ihn gleichsam als gewaltigen Zauberer zu betrachten, der sogar aus der Entfernung schaden kann. Hier, wie in späteren, ähnlichen Fällen hatte ich es einzig und allein der Erwähnung seines Titels und der Androhung seiner Strafe zu danken, daß mir von den Indianern nichts Böses zugefügt wurde.

Bald hatte ich Wilson mit seinen Leuten weit hinter mir und fuhr schnell den heftig strömenden Cuya-Creek abwärts. Die Fahrt in demselben bot bei der Menge der in ihm treibenden, alten, umgestürzten Bäume, wie der zahlreichen unter und über der Wasserfläche befindlichen Felsen, genug Schwierigkeiten und erforderte, besonders bei Passirung einiger Rapids, große Vorsicht. Die theilweise aus Sand und Letten bestehenden, mit dichter Waldung bedeckten Ufer erhoben sich steil aus dem Wasser, bis sie sich kurz vor der Mündung verflachten.

In $1^1/_2$ Stunde gelangte ich zur Mündung des Cuya und

fuhr den Massaruni abwärts bis zum Cako-Creek, den ich in drei Stunden erreichte.

Nahe dessen Mündung gewahrte ich am rechten Ufer eine Indianer-Niederlassung, die ich bei dem früheren Besuche dieses Creek ganz übersehen hatte, und landete bei derselben. Sie bestand aus nur drei Hütten, in deren einer bei meiner Ankunft ein Trinkfest abgehalten wurde, das bereits die ganze Nacht hindurch gedauert hatte. Es befanden sich eine Menge Indianer hier, die sämmtlich in ihrem größten Schmuck, den Federmützen von Papageienfedern, Kragen aus den langen Schwanzfedern der Araras, am Rücken behängt mit Bündeln bunter Bälge des Tucan's, Felsenhuhns (Rupicola) oder Tanagra's, an denen, an einem großen Ringe, die ein klapperndes Geräusch verursachenden Flügeldecken der großen Euchroma gigantea baumelten, den ganzen Körper bemalt mit Roucou und Lana, um den gewaltigen in der Mitte der Hütte befindlichen Paiwari-Trog herumtanzten. Sie nahmen wenig Notiz von mir, meine vier indianischen Begleiter jedoch mischten sich unter sie und leerten fleißig die ihnen credenzten Calabassen mit Paiwari, so daß ich die größte Mühe hatte, sie von hier wieder hinweg zu bringen. Die ganze Versammlung war bereits von dem überreichlich genossenen Paiwari betrunken, weshalb ich nicht entfernt daran dachte, sie in diesem Zustande zur Begleitung nach dem Roráima aufzufordern.

Als ich von hier wegging, umringte mich die trunkene, wilde Bande und begleitete mich bis zum Ufer, unter, wie es mir däuchte, spöttischen Reden und großem Hohngelächter, von dem ich jedoch nicht Notiz nahm und froh war, als ich im Woodskin saß und, so schnell als möglich hinwegfahrend, die unbändige Rotte im Rücken hatte.

Um 4 Uhr kam ich in der bereits früher besuchten Niederlassung Cako-tá, am rechten Ufer des Creek an, von deren Bewohnern ich jetzt besser gekannt und recht freundlich empfangen

wurde. Gleich nach meiner Ankunft engagirte ich eine Anzahl Indianer, die ich in mehreren Woodskins nach dem Cuya=Creek absandte, um meine beiden dort zurückgelassenen Diener, wie mein Gepäck, zu holen, und nahm dann mein Logis in der großen Hütte des alten Häuptlings Mier=kaï, der sich in sofern äußerst civilisirt zeigte, als er dafür von mir Miethe verlangte, ein Ansinnen, das mir nur zweimal während meines Lebens unter den Indianern gestellt wurde.

Als ich mit ihm sprach, mir seine Leute als Reisebegleiter nach dem Roráima zu geben, schlug er es rundweg ab, mit der Bemerkung, daß er seine Indianer nicht zu den Arekuna's gehen lasse, da ihnen der Tod dort sicher wäre, überhaupt wäre die Reise dahin mit solchen Gefahren und so gefährlicher Passage über steile Gebirge verknüpft, daß ich selbst davor zurückschrecken und von meinem Vorhaben abstehen würde, sobald ich nur einen Tag in den hohen Gebirgen umhergeklettert wäre. Meine wiederholten Bitten und das Versprechen reichlichster Bezahlung fruchteten nichts, der Mann war ebenfalls von Wilson gegen mich aufgehetzt worden, und ich mußte jede Hoffnung aufgeben, in der ganzen Gegend umher Reisebegleiter nach dem Roráima zu erhalten.

Ich kam dadurch in die größte Verlegenheit und wußte bald nicht mehr, was ich beginnen sollte, um mein Reiseziel zu erreichen; zuletzt nahm ich mir vor, mit den wenigen Begleitern, die ich jetzt hatte, die Reise zu unternehmen, mein Gepäck in Cako=tá zurückzulassen und vom Roráima aus, wo ich bessere Aufnahme hoffte, Indianer darnach zu senden. —

Die Weigerung des alten Mier=kaï hatte mich sehr niedergedrückt, und ich verbrachte eine schlaflose Nacht bei dem fortwährenden Gedanken, auf welche Art ich zur Weiterreise Rath schaffen solle.

Da ich am andern Morgen hörte, daß Cako=tá gegenüber

eine andere kleine Niederlassung lag, fuhr ich nach dem jenseitigen Ufer des Creek, um dieselbe zu besuchen und wo möglich hier Indianer für meine Reise aufzutreiben. Dichter Busch bedeckte das linke Ufer, durch den jedoch ein schmaler Pfad lief, der mich und meine fünf Begleiter innerhalb einer Stunde nach einer weiten Savane, Waranak genannt, führte. Die Savane war einzig und allein mit kurzem, sparrigem Grase bewachsen, ohne jegliche höhere Bäume und Gesträuche; nur an einem durch sie hindurch sich schlängelnden Bache zogen sich lange Reihen prächtiger, fächerblättriger Itapalmen (**Mauritia flexuosa Mart.**) hin, über welche in der Ferne gen Westen die schön violettblaue Gebirgskette des Cara-utta in kühnen, schroffen Abstürzen hoch emporragte. Was mir jedoch den interessantesten Anblick gewährte, war eine weit im Süden, in duftig blauer Färbung auftauchende Gebirgskette der sonderbarsten Form, mit hohen abgeplatteten, mauergleichen Felsgipfeln und spitzen Piks, die nadel- oder obeliskengleich gen Himmel starrten, eine so seltsame Felsengruppe, daß ich einen lauten Ausruf der Verwunderung nicht unterdrücken konnte.

Der Arekuna meiner Begleitung antwortete auf meine Frage nach dem Namen dieses merkwürdigen Gebirges: „Roráima!"

Es war das Ziel meiner jahrelangen Wünsche, das ich hier in weiter, weiter Ferne vor mir erblickte, und nach dem es mich jetzt mit solcher Gewalt hinzog, daß ich gern mein Leben dafür einsetzte, nur um es zu erreichen. —

Mit großem Vergnügen und ungemeinem Interesse schweifte mein Auge über die herrliche, vor mir ausgebreitete Landschaftsscenerie, die einen völlig neuen Anblick darbot, da es die erste größere Savane des Inneren war, die ich hier betrat. Prächtig blühende Erd-Orchideen (Epidendrum ellipticum Grah., Cleistes **rosea** Lindl., Oncidium pulchellum Lindl., Cypripedium Klotzschianum Reichb. fil.), zierliche Lycopodien (Lycopodium cernuum

Lin., Selaginella pedata Kl.) und schön gefiederte Farn (Blechnum serrulatum Rich., B. ceteraccinum Raddi, Aspidium gongylodes Schkr.) wechselten in schönen Gruppen mit dem üppigen Grase der feuchten Savane und lieferten mir willkommene Beiträge für mein Herbarium. Inmitten der Ebene, unweit des Baches, stand eine ziemlich große Indianerhütte, in die ich mit meinen Begleitern eintrat.

Nur ein alter Indianer, in seiner Hängematte liegend, befand sich in derselben, zu dem ich mit meinen Leuten herantrat und mich, vermittelst dieser, mit ihm unterhielt. Seine Familie war auf den Fischfang gefahren und wurde erst am nächsten Tage zurückerwartet, so daß er mir die Begleitung seiner Söhne nach dem Roráima nicht zusagen konnte.

Er war der glückliche Besitzer einer alten Flinte und bat mich um einige Munition, die ich ihm recht gern schenkte.

Dies hatte ihn aus der Hängematte gezaubert, und er schenkte mir zum Dank dafür ein Stück schwarz geräuchertes Maipurifleisch (Tapir), das an Ansehen und Härte einem Steinkohlenklumpen völlig gleich kam. Um mir eine ganz besondere Augenweide zu verschaffen, zeigte er mir drei Blätter bedrucktes Papier, die auf's sorgfältigste in getrocknete Ravenala-Blätter eingewickelt waren.

Es waren: ein Blatt einer englischen Bibel, ein Blatt aus „Aladdin" und ein Blatt mit der Empfehlung von „Joyce's Guncaps". Dabei führte er mich vor die Thür, zeigte auf den fernen Roráima und dann auf die vergelbten Papiere und sagte zu mir das Wort „Beckeranta!"

Ich wußte natürlich nicht, was dies zu bedeuten habe, und konnte darüber auch von meinen Begleitern nicht Aufschluß erlangen; erst später, als ich mich am Roráima befand, wurde mir die Bedeutung dieser Papiere, wie des fraglichen Wortes, von den dasigen Arekuna's klar gemacht.

Sorgfältig wickelte der Alte seine papiernen Pretiosen wieder ein und verbarg sie im Palmendach der Hütte.

Da ich glaubte, bedrucktes Papier mache ihm ganz besonderes Vergnügen, schenkte ich ihm einen Bogen der „Gartenlaube“ mit der Vignette und einem größeren Holzschnitt, der sich unter dem, in einer Mappe mit mir führenden Pflanzenpapier befand, und verbreitete somit dieses Journal unter die wilden Indianer des Inneren von Guyana. Leider konnte ich ihm die Fortsetzung davon nicht liefern und muß dies dem Herrn Verleger der „Gartenlaube“ überlassen, der in diesem Falle den Accawai-Indianer „Murui-matai“ in der Savane Waranak, am Cako-Creek, als Abonnenten des Journales in seine Continuations-Liste aufnehmen will.

Der Alte wickelte mein Geschenk, gleich den früheren Papieren, in trockene Blätter ein und steckte es zu seinen anderen Schätzen, dann begleitete er mich aus der Hütte in die Savane.

Ich konnte nicht umhin, eine Skizze der herrlichen Landschaft meinem Buche einzuverleiben, die mich bei dem, meiner Arbeit zusehenden, alten Indianer in den Geruch der Hexerei zu bringen schien; denn plötzlich war er verschwunden und ließ sich nicht mehr in meiner Nähe blicken.

Nach Cako-tá zurückgekehrt, traf ich mehrere Indianer aus dem Cuya-Creek, die einen Theil meines Gepäckes gebracht hatten und mir mittheilten, daß am nächsten Tage Cornelissen und Latumbo mit dem Rest meiner Sachen nachfolgen würden. Meine Drohung wegen des Gouverneurs schien demzufolge Wilson eingeschüchtert zu haben, obgleich ich trotzdem immer noch nicht die gewünschten Reisebegleiter nach dem Roráima erhalten konnte.

Den ganzen Vormittag des nächsten Tages regnete es heftig, weshalb ich an keinen Ausflug dachte, aber im höchsten Grade erfreut war, als gegen Mittag Cornelissen und Latumbo

mit allen meinen Sachen und einer großen Bande Indianer, unter denen sich auch Wilson befand, ankamen. Letzterer machte eine gewaltige Forderung an mich für Lebensmittel und mir erwiesene Dienste, die ich bereits durch ihm verabreichte, zahlreiche Geschenke getilgt zu haben glaubte. Um jedoch den widerwärtigen Menschen los zu werden, gab ich ihm noch eine Anzahl Sachen, mit dem guten Rathe, sich sobald als möglich von hier fortzupacken, damit er nicht etwa noch von mir oder meinen Leuten, die auf ihn ebenfalls gewaltig erbittert waren, in fühlbarer Weise für seine Niederträchtigkeit ausbezahlt würde.

Er nahm sich dies sehr wohl ad notam und fuhr eiligst mit Moses, seinem Getreuen, nach seiner Niederlassung zurück.

Als gegen Mittag das Wetter sich aufklärte, unternahm ich einen kleinen Ausflug in die Umgegend, die ich überaus reich an interessanten Pflanzen, besonders Farn, Gruppen der herrlichen Mauritia aculeata und Orchideen, von denen das schöne, scharlachblühende Epidendrum Schomburgkii Lindl. besonders häufig auf den Aesten der Bäume prangte, fand.

Gegen Abend machten Cornelissen und die beiden Farbigen ihren Hocus-pocus in Trompeten-Variationen, Taschenspieler- und gymnastischen Künsten der versammelten Indianermenge vor, woran letztere sich ungemein ergötzte und selbst den Häuptling Mierkaï in eine so rosenfarbene Laune versetzte, daß ich sofort einen zweiten Angriff, mir seine Leute zu Reisebegleitern nach dem Roráima zu geben, auf ihn unternahm. Als er jedoch meiner Bitte wieder nicht Gehör schenken wollte, begann ich in anderer Weise, die ich mir vorher ausgedacht, zu agiren. Ich führte unter meinen Sachen eine große bronzene Medaille der International-Exhibition in London mit mir, die ich vom Ausstellungs-Comité für die von mir eingesandten Holzproben, Droguen u. s. w. aus Britisch Guyana erhalten hatte, und diese zeigte ich dem alten Häuptling mit dem Bemerken, daß sie mir vom Gouverneur als

Zeichen meiner Autorität mitgegeben sei und sämmtliche Häuptlinge der Indianer bei deren Vorzeigung mich in jeder Beziehung unterstützen müßten, um meine Reise für den Gouverneur glücklich ausführen zu können. Die mythologischen, weiblichen Figuren auf der Vorderseite der Medaille erklärte ich ihm als den Gouverneur, mich und meine Diener, vorstellend, wie ersterer eben im Begriff sei, mich nach dem Roráima zu entlassen. Der Mann staunte die Medaille lange Zeit an und mochte sich wohl über die weiblichen Körperformen des Gouverneurs und der Roráima-Reisenden wundern, schien sich jedoch mit meiner Erklärung, daß ich, wie meine Begleiter, durch die Fatiguen der Reise viel von den auf der Medaille ausgeprägten, üppigen Körperformen, wie auch das lange Haar, verloren hätten, zufrieden zu stellen und fing an die Sache in Ueberlegung zu ziehen. Cornelissen und die beiden Farbigen vollendeten das Werk, als sie dem Häuptlinge im größten Feuereifer bemerklich machten, daß, sobald er uns Reisebegleiter stelle, der Gouverneur ihm unverzüglich den längst ersehnten Häuptlingsstab nebst rother Uniform und mehrere Kisten mit Flinten senden, wie ihn, im Falle er jemals nach Georgetown kommen sollte, dort pomphaft empfangen würde.

Als ich nun gar noch seinen Leuten gute Bezahlung in jedem Gegenstande, den ich mit mir führte und den sie wünschten, bei meiner Ankunft am Roráima zusicherte, fand meine Bitte endlich Gehör, und er versprach, mir bis übermorgen die zu meiner Weiterreise nöthigen Indianer zu stellen.

Es that mir leid, zu dergleichen Mitteln meine Zuflucht nehmen zu müssen, jedoch die pünktliche Ausführung meiner Reise und dadurch meine ganze Existenz stand auf dem Spiele und drohte durch die Hinterlist und Halsstarrigkeit von Indianern zu Nichte zu werden; weder Drohungen noch Bitten hätten bei ihnen etwas gefruchtet, denn ich war gänzlich in ihrer Gewalt

und konnte ohne ihren Beistand weder vor- noch rückwärts, so daß mir nichts übrig blieb, als sie in ähnlicher Weise durch List zu ködern, wie sie, besonders Wilson, mich in die Falle gelockt hatten.

Nach dieser glücklichen Wendung meiner Angelegenheit wurden die Luftsprünge und Trompetensolis von den betreffenden Künstlern zum Ergötzen der Indianer fortgesetzt, fleißig Paiwari umhergereicht, und die Feier der „indianischen Nacht“ dauerte bis zum Anbruch des nächsten Morgens.

Am 13. Januar geschah es endlich, daß ich meine Weiterreise nach dem Roráima, von Cako-tá aus, antreten konnte; meine Begleitung bestand, außer meinen Dienern, aus 35 Indianern, die in 20 Woodskins vertheilt waren.

Unter großem Jubel fuhr die kleine Flotille den Cako-Fluß, dessen Ufer hier sehr niedrig und weit hinein in die Savane überschwemmt waren, aufwärts. Einen imposanten Anblick gewährte die kolossale Gebirgskette des Cara-utta, die mit ihren hohen, steilen Felsenmauern dicht an das rechte Ufer trat. Bis zur Hälfte mit dichtem Busch bewachsen, erheben sich aus demselben die fast senkrecht aufsteigenden, rothen Sandsteinwälle, während am linken Ufer das Carimang-Gebirge in schönen Wellenlinien sich hinzieht. Einige prachtvolle Cascaden stürzen von seinem Gipfel, gleich Silberschleiern, herab, und ihr donnerndes Getöse übertönte weit das Jauchzen der lustigen Indianer und die Trompetenstöße Cornelissens.

Weiterhin am rechten Ufer erhob sich ein anderer Berggigant, der in seinen Formen einer ungeheuren Festung gleichkam, der Sandsteinfels Parvespái. Die Gegend wurde immer gebirgiger, und das hohe Cako-Gebirge trat dicht zum linken Ufer heran und verdrängte die niedrigeren Carimang-Mountains. Ein herrlicher Wasserfall stürzte von der Höhe des Gebirges herab, sich nahe am Fuße desselben in mehrere Arme theilend. Wir

übernachteten an einer ringsumher überschwemmten Stelle, die kaum groß genug war, um alle meine Leute zu fassen; an Schlaf war wegen des heftig herabfallenden Regens und einer Unzahl Mosquitos, die unter mein Zeltdach drangen, nicht zu denken.

Der Morgen des 14. Januar war im höchsten Grade regnicht, ich war jedoch froh, von meinem schlimmen Nachtlager wegzukommen, und ließ so zeitig als möglich aufbrechen. Ein herrlicher, 400 Fuß in einem Sprung herabstürzender Wasserfall belohnte den zeitigen Aufbruch, und selten, selbst an den Saltos des Caroni und den Cascaden des Roráima habe ich einen prachtvolleren Anblick gehabt, als er hier sich mir darbot. Aehnlich dem Pissevache im Canton Wallis in der Schweiz, stürzt der Schinakro-Fluß von einer riesigen Felsmauer herab und vermengt sein krystallklares Wasser mit dem gelben des Cako. Der ganze Tag hindurch war regnicht, und ich war froh, als ich gegen 2 Uhr Nachmittags an der Mündung des Arabaru in den Cako, einige Banaboo's erblickte, in denen ich zu übernachten beschloß.

Am andern Morgen, nach einer unangenehm verbrachten Nacht, fuhr ich in den Arabaru-Creek ein und diesen aufwärts. Die Gegend hatte sich sehr geändert und statt der bisher am Ufer aufsteigenden hohen Gebirge zeigte sich nur eine schmale Uferwaldung, hinter welcher sich ebene Savane ausbreitete. Nur in der Ferne, duftig blau, thürmte sich die gewaltige Felsenkette des Roráima auf und ließ mich sehnsüchtig nach ihr blicken.

Ein seltsames Schicksal widerfuhr mir an diesem Tage. Es war gegen 2 Uhr Nachmittags, als ich an einer weiten Savane am rechten Ufer des Arabaru landete. Gruppen der Mauritia aculeata, wie der starkstämmigen Mauritia armata verschönten das Flußufer.

Die Savane bot nicht den geringsten Schatten, und da ich beschloß, die Nacht über hier zu bleiben, ließ ich mein Zeltdach ausspannen und die Hängematte darunter aufhängen. Die In-

dianer hatten sich unterdeß umher zerstreut, und ich selbst begab mich auf eine kleine botanische Excursion. Die Flora hatte viel Aehnlichkeit mit der zu Cako-tä, da auch hier der Boden sehr feucht war, und kleine Farnarten, Lycopodien, wie die bereits angeführten Erd-Orchideen waren in Menge anzutreffen. Außerdem aber wuchs hier eine Palmenart, die ich nirgends anders, als hier gefunden habe. Sie war stammlos, mit etwa 4 Fuß langen, etwas stachligen, mit foliis praemorsis besetzten Wedeln, deren Anzahl nur 4—5 waren. Leider konnte ich nicht ein Exemplar davon mit Blüthen und Früchten auffinden, daß jedoch die Exemplare ausgewachsen waren, bewies, daß ich kein einziges höheres, meistens alle von gleicher Größe, antraf.

Nach dem Lager zurückgekehrt, fand ich die meisten Indianer dort, mit einer Unmasse von Schildkröteneiern, die sie an den Ufern der Sümpfe der Savane gesammelt hatten. Die Eier waren rund, von Taubeneigröße, und nur etwa 8—10 hatten stets in einem Haufen beisammen gelegen. Sie gehörten der bereits erwähnten Platemys planiceps Wagl. an, die hier in großer Menge vorkommen muß.

Ich ließ die Eier, deren Zahl wohl einige Hundert betragen mochte, kochen und unter die Mannschaft vertheilen, und in Ermangelung anderer Jagdausbeute nahm ich ebenfalls eine Portion derselben für meinen Bedarf. Kaum aber hatte ich das erste gegessen, als ich mich im höchsten Grade unwohl fühlte, so daß ich mich in die Hängematte legen mußte. Ein ungemeines Brennen, verbunden mit einem kaum zu ertragenden Kitzel auf der Zunge, im Gaumen, wie in der inneren Handfläche und an den Fußsohlen, überfiel mich und wurde dermaßen arg, daß ich mich von meinen Bedienten an den letzteren Theilen mit Bürsten reiben lassen mußte; dabei empfand ich eine glühende Hitze, mein Gesicht wurde purpurroth, und die Augen traten aus dem Kopfe. Noch nie hatte ich Aehnliches erlebt, und da ich dabei starke

Athmungsbeschwerden und keine Ruhe hatte, sprang ich aus der Hängematte und lief in die Savane. Doch nicht lange Zeit, denn ich fand mich bald so schwach, daß ich niederfiel und von meinen Leuten in die Hängematte zurückgebracht wurde. Hier lag ich bis zum Abend in größter fieberhafter Erregung und glaubte jeden Augenblick mein Ende nahen.

Die Indianer, denen mein Zustand seltsam vorkommen mochte, versuchten ihre Zaubermittel an mir; vier derselben stellten sich in der Richtung der Himmelsgegenden an meiner Hängematte auf und bliesen mit einer Heftigkeit, als ob einer den anderen umzublasen gedächte, eine Viertelstunde lang über mich hinweg.

Ob nun diese lächerliche Beschwörung oder der Liq. anodyn., von dem ich alle 1/2 Stunde einen Theelöffel voll nahm, nützte, ist unbestimmt; genug, gegen Abend fühlte ich das Uebel weichen und hatte eine ruhige Nacht.

Daß der Genuß des einen Schildkröteneies Schuld an dem plötzlichen Krankheitsfalle, der alle Symptome einer Vergiftung zeigte, war, möchte ich bezweifeln, da meine Leute ihre Ration an Eiern ohne die geringsten üblen Folgen verzehrten, ich kenne aber bis heut noch nicht die Veranlassung des plötzlichen Unwohlseins.

Von dieser Savane war eine herrliche Fernsicht auf das Roráima-Gebirge, besonders auf den am nördlichsten gelegenen Berg, den seltsam geformten Marima mit seiner abgeplatteten Felskuppe.

Zeitig des Morgens am 16. Januar brachen wir auf und fuhren den Arabaru-Creek weiter aufwärts, ich meinerseits völlig wohl und munter, ohne irgend eine Spur des gestrigen Unwohlseins. Das Bett des Creek wurde immer schmäler und durch darüber hingestürzte Baumstämme kaum passirbar. Eine Unmasse Steingeröll füllte dasselbe, über das der seichte Fluß, bei seinem starken Gefäll, mit großer Vehemenz rauschte, so daß die Auffahrt immer schwieriger wurde. Alle diese Hindernisse nahmen am späten Nachmittage dermaßen überhand, daß an eine Weiter-

fahrt in dem Creek nicht zu denken war, und wir an einem Orte, wo ein ziemlich großes, leer stehendes Banaboo sich befand, landeten.

Von hier mußte die Landreise angetreten werden, weshalb ich mein Gepäck ans Land bringen und in die Tragekörbe der Indianer packen ließ. Dies nahm natürlich geraume Zeit weg, so daß ich sowohl die Nacht, als auch den folgenden Tag an diesem Platz verweilte. Selten habe ich mich in einer pflanzenreicheren Gegend befunden, als hier im Urwalde am Arabaru-Creek, besonders waren die Farn und Orchideen ungemein reichlich vertreten, und ich brachte eine herrliche Collection davon zusammen.

Mein junger Jaguar entsprang hier seinem Käfig, lief aber merkwürdiger Weise nicht in den Wald, sondern hielt sich in der Nähe der Hütte auf, von Zeit zu Zeit ganz nahe an dieselbe herankommend, gleich als ob er hier seine Nahrung suche. Ich lockte ihn vermittelst eines frisch geschossenen Aguti bis in die Hütte selbst, wo einer der Indianer einen Sack über ihn warf und ihn in dieser Manier, die ihm freilich einige Biß- und Kratzwunden eintrug, fing. Gegen Abend kamen die auf den Fischfang aus gewesenen Indianer mit einer Unmasse kleiner, in dem Creek gefangener Fische zurück, die nur aus zwei, zur Familie der Characinen gehörigen Arten, von ihnen „Serepe" und „Corak" genannt, bestanden.

Am 18. Januar früh bei wunderschönem Wetter trat ich mit meinen Leuten die Landreise nach dem Roräima an, da keine Möglichkeit war, den Arabaru weiter aufwärts zu fahren. Der Weg führte von hier nach Nordwest, auf das rechte Ufer des Creek, durch dichten, ungemein morastigen Urwald. An einen Pfad war nicht zu denken, und so war bereits der Beginn der Fußreise im höchsten Grade unangenehm. Außerdem hatte der vor mir gehende Indianer das Unglück, eine große

Spinne auf seinem Marsche zu berühren, was er als böses Omen ansah, das er dadurch zu entkräftigen suchte, daß er flott nach allen Himmelsgegenden um sich blies und außerdem mit einem abgebrochenem Baumzweige wenigstens eine Viertelstunde lang umher schlug, so daß sich Jeder in Acht nehmen mußte, ihm allzu nahe zu kommen.

Glücklicher Weise erhob sich bald das Terrain und wurde felsig, so daß das Laufen weniger erschwert wurde; überdies trat nunmehr der Urwald zurück und machte einer schönen Savanen-vegetation Platz. Um 10 Uhr erreichten wir eine in einer kleiner Savane gelegene, leer stehende Hütte, in der wir rasteten. Eine Unmasse mit Früchten beladener Ananas standen umher und wurden natürlich von uns bedeutend in Anspruch genommen; ein wahres Labsal bei der gewaltigen Hitze, die hier herrschte! Gewaltige Mengen von Rehgeweihen, die in der Nähe der Hütte lagen, zeigten an, wie häufig hier Rehe sein mußten.

Nach kurzer Rast machten wir uns wieder auf den Weg, der von hier steil aufstieg, während die prachtvollste Savanenvegetation, ähnlich der von Hana-re an dem Cuya-Creek, ringsumher prangte! Hohe Gebüsche der herrlichen Sobralia liliastrum Lindl. überragten die niedrigen Erd-Orchideen und Farn und hier und da zeigte sich eine schöne Gruppe der Mauritia aculeata. Hier war ein ergiebiges Feld für den Botaniker, und ich bedauerte sehr, daß ich mich nicht aufhalten konnte, sondern nur darnach zu trachten hatte, den Indianern nachzukommen. Immer steiler und steiler wurde der Pfad, bis wir um 2 Uhr Nachmittags auf einem hohen Plateau ankamen, auf dem sich Busch und Savane in schönster Abwechselung völlig parkähnlich vereinten, um die Gegend zu einer paradiesischen zu machen. Inmitten einer herrlichen Vegetation von Bananen, Papaya's, aus denen die schlanken, bauchig aufgeschwollenen Stämme der Iriartea ventricosa Mart. mit ihren üppigen Riesenwedeln sich erhoben, lag eine kleine, aus

nur vier Hütten bestehende, indianische Niederlassung. Zwei derselben waren sogenannte „Tucuschipang's", runde Hütten mit niedriger Lehmmauer und hohem, zugespitzten Dache, die anderen aber sehr große, viereckige Hütten, von denen jede Raum für wenigstens 60—80 Hängematten hatte.

Die bei unserer Annäherung durch Mark und Bein dringenden Trompetenstöße Cornelissen's waren das Signal zu einem wüthenden Angriffe von Seiten der Hunde der Niederlassung auf uns, während die Bewohner derselben bei unserem Anblick aufs Schnellste nach dem nahen Walde flüchteten. Nach einem siegreichen Kampfe gegen die Hunde, betraten wir die Hütten, in deren größte ich das Gepäck bringen ließ und dann einige der Indianer von Cako-tá an die Flüchtlinge absandte, um sie zur Rückkehr zu bewegen. Es dauerte längere Zeit, bevor dies zu Stande gebracht wurde, und erst nach einigen Stunden waren sämmtliche Flüchtlinge, Männer, Weiber und Kinder, wieder in ihre Wohnungen zurückgekehrt. Sie hatten noch keinen Weißen gesehen und sich namentlich vor den ihnen ganz ungewohnten, bärtigen Gesichtern gefürchtet, wurden aber nunmehr sehr zutraulich, da sie sahen, daß ihnen nichts Uebles geschah, und konnten mich und Cornelissen nicht genug anstaunen.

Ganz besonderes Interesse erregte es ihnen, als sie uns essen sahen, und die ganze Bevölkerung, wohl an 80 Personen, drängte sich um uns und bezeugte ihr großes Erstaunen durch Lachen oder einander zugeflüsterte Worte, wenn wir Löffel, Gabel und Messer gebrauchten. Jeder zu Munde geführte Bissen wurde taxirt, und ein schallendes Gelächter brach aus, wenn der lange Schnurrbart mitunter Antheil am Essen nahm.

Sodann wurde mein Gepäck untersucht, die einzelnen Gegenstände in die Hände genommen und bewundert, vor Allem aber die Flinten, die aus einer Hand in die andere gingen, und deren Hähne von Jedem probirt wurden. Ein sehr alter Indianer

fühlte sich dermaßen glücklich beim Anblick der Flinten, daß er eine derselben an sich behielt, sie die ganze Zeit meines Aufenthaltes in der Niederlassung bei sich führte und sie unter keinen Umständen aus der Hand ließ, sogar des Nachts über neben sich in seiner Hängematte liegen hatte.

Nachdem ich mich ein wenig ausgeruht, erstieg ich einen kleinen, hinter der Niederlassung, die den Namen Wako-koi-yeng führte, befindlichen Hügel. Völlig überrascht von der prachtvollen Aussicht, die sich mir nach allen Seiten darbot, stand ich hier und wußte nicht, wo ich zuerst meine Augen längere Zeit ruhen lassen sollte. Gegen Westen lag das großartigste Gebirgspanorama, die Gipfel der Roráima-Kette, vor mir ausgebreitet und in welch' zauberischer Beleuchtung! Dicht vor mir erhob sich der riesige Kegel des gewaltigen Marima mit völlig abgeplattetem Gipfel, hinter dem der Felskoloß Mucuripa mit den ungeheuren Felsblöcken, die seine Spitze bilden und jeden Augenblick herabzurollen scheinen, auftauchte. Ein wenig mehr gegen Südwest lag der dem letzteren ähnlich geformte Yacon-tipu und gegen West, gleich einem ungeheuren Kasten, der gigantische, den Gipfel bildende Sandsteinwall des Roráima, hinter dem, gleich einem Satz von Orgelpfeifen, die dicht an einander gedrängten Felsennadeln des Tucuschiwapo hervorschauten.

Den Schluß des grandiosen Panoramas der sonderbarsten Berggipfel bildete der in duftiges Blau gehüllte Gipfel des Irutipu, der, gleich einer riesigen versteinerten Arche, am Horizont entlang sich hinzog und durch seine ungewöhnliche Form und seinen erhabenen Gebirgscharakter dem Beschauer unwillkürliche Ausrufe der Bewunderung erpreßte.

Und diese Farbenpracht der carminrothen und goldgelben Felsgipfel, der ultramarin- und violetblauen Waldungen und Savanen, welche deren Abhänge bedecken, der tief purpurblauen Schluchten, welche die Abhänge hinab sich ziehen, der silberglänzen-

den Cascaden, die von den Felsgipfeln und den Schluchten herunter stürzen!

Selten habe ich etwas Schöneres gesehen, denn hier vereinte sich das Großartige und Erhabene mit den seltsamsten, kühnsten Formen und der zauberischesten Färbung!

Vom Marima herab stürzte mit gewaltigem Donner, der bis zu mir drang, der gewaltige Wasserfall des Arabaru in eine Tiefe von 500 Fuß und blendete, von der Sonne beleuchtet, das Auge gleich dem Reflex eines Spiegels.

Und nicht minder schön, doch in anderer Art, war die Aussicht gegen Osten! Ein ungeheures Thal, begrenzt auf beiden Seiten von hohen Gebirgen, durch welches sich silberweiß, gleich einem breiten Bande, der Cuya und mehrere andere kleinere Flüsse schlängelten und von den Bergen herab tobende Cascaden stürzten, um in dem dichten Laubmeere, das den Fuß der Gebirge bedeckte, zu verschwinden! Savane und Wald wechselten aufs Anmuthigste in dem unendlich weiten Thale, auf welchem bereits die Schatten des Abends in tief ultramarinblauer Färbung lagerten, aber keine menschliche Niederlassung war darin zu erblicken, einzig und allein nur eine an 30 Meilen lange Wildniß, bewohnt von den Thieren des Waldes! In ungeheurer, weiter Ferne jedoch tauchte die Erinnerung an Menschen wieder auf, in der am fernen Horizonte von der Sonne beleuchteten Felsenkette des Meremé, die den Schluß des so gewaltig langen Thales bildete; dort floß der Massaruni, und dort befanden sich die Niederlassungen, die ich auf meiner Auffahrt in demselben besucht hatte!

Jetzt war ich wenigstens 50 Meilen davon entfernt und glücklich in dem herrlichsten Naturgenuß.

Bis zum Einbruch der Dämmerung stand ich auf dem Hügel, desto mehr von Bewunderung erfüllt, je mehr die Sonne im Untergehen war und die prachtvollsten Farbentöne in dem herrlichen Panorama schuf; zuletzt erglänzte der Roráima mit seinen

Felsnachbarn, wie von Feuer übergossen, während der nahe Riesenkegel des Marima in Kupferlasurtönen prangte. Dann aber, sobald die Sonne verschwunden war, ging die schöne Beleuchtung der Felsen in kaltes Grauweiß über, die ultramarinblauen Farbentöne verwandelten sich ebenfalls in graue, und ich eilte so schnell als möglich den Hügel hinab, der Niederlassung zu, damit nicht der schöne Eindruck, den ich vorher gehabt, durch die nunmehr eingetretene, kalte Beleuchtung verwischt werden möge.

Das Plateau, auf dem die Niederlassung Wako-koi-yeng lag, mochte etwa 1500 Fuß über dem Meeresspiegel liegen, weshalb eine ziemlich kühle Temperatur während der Nacht herrschte, so daß ich mich in meiner, in einem der Tucuschipangs aufgeschlungenen Hängematte, sorgfältig in eine wollene Decke hüllen mußte. Zeitig am anderen Morgen erstieg ich wiederum den Hügel, um den Sonnenaufgang von hier zu betrachten!

Er war bewunderungswürdig schön! Die hohen Felskuppen der Roraima-Kette erglühten in brennendem Roth und feurigem Gold, und ich konnte mir bei diesem Anblicke recht wohl denken, wie in früherem, unaufgeklärtem Zeitalter diese bunten Felsmassen von Sir Walter Raleigh und seinen Zeitgenossen für von Gold strotzend gehalten wurde.

Leider wurde das prächtige Gebirgspanorama bald nach Sonnenaufgang von neidischen Wolken eingehüllt, die es während des ganzen Tages meinen Blicken entzogen, so daß ich eine sehnlich gewünschte Skizze davon heut nicht nehmen konnte. Um mich einigermaßen dafür zu entschädigen, machte ich einen Ausflug nach dem nahen Wasserfall des Autaru. Der Weg führte über eine hügelige Savane, die nur mit Gras und hohem Pteris arachnoidea Kaulf. bedeckt war, in den nahen Busch, der von Cuinac-Bäumen (Urostigma spec.) wimmelte, von denen die mich begleitenden Indianer in kurzer Zeit, durch Einhauen in die Rinde, eine Menge der, Kautschuk enthaltenden Milch, in Düten von

Bananenblättern sammelten. Ein schmaler Pfad wand sich durch den dichten Urwald bis zu dem Wasserfalle, den ich in einer Stunde erreichte. Der Autaru ist hier kaum 30 Fuß breit und fließt in einem Bett von rothem Sandstein, der in förmlichen viereckigen Stücken darin liegt und nach dem Falle zu, wie von der Hand des Maurers aufgeführte Terrassen bildet, über welche sich die gewaltige Wassermenge erst in zwei geringen Absätzen, dann aber in einem einzigen Sprunge, 600 Fuß tief, hinab in ein kleines Thal stürzt. Die Steile der Felsen ringsumher erlaubte mir nicht nach dem Fuß des Falles hinabzuklettern, so daß ich ihn nur von oben betrachten konnte, was natürlich den Eindruck sehr schwächte. Dennoch aber war dieser überraschend genug, als ich, so weit ich konnte, über den Felsrand gebeugt, hinabschaute nach dem gewaltigen silbernen Wasserschleier, der unausgesetzt in die grausige Tiefe stürzte und unten angekommen in Tausende von Silberfäden zerriß, die nach allen Richtungen hin zerstoben; das donnernde Getöse, unter dem dies geschah, war völlig geeignet, den Eindruck aufs Aeußerste zu erhöhen. Die Felsufer des Flusses am Scheitel des Falles zeigten außerdem ihre besondere Schönheit in kleinen lieblichen Grotten von rothem Sandstein in denen wohl zwei Mann Platz hatten, an deren feuchten Wänden zierliche Schlingpflanzen rankten, und von deren Decken, gleich Kronleuchtern, niedliche Tillandsien mit fast durchsichtigen Blättern, herabhingen. Alles darin war wie von der Hand des Künstlers geordnet, und ich fühlte mich dermaßen bezaubert beim Anblick so vieler Lieblichkeit, daß ich jeden Augenblick erwartete, einige Elfen aus den Blattduten der Tillandsien hervorschweben zu sehen.

Sehr befriedigt von dem herrlichen Genuß, ging ich nach der Niederlassung zurück, wo sich die Indianer beeilten, aus der mitgebrachten Milch der Cuinac-Bäume mehrere Gummibälle zu fertigen. Innerhalb einer halben Stunde hatten sie deren 6 Stück

fabricirt und begannen noch an demselben Nachmittag ihr Spiel mit ihnen. Dies besteht sehr einfach darin, daß sie einen weiten Kreis bilden und die Bälle, einen nach dem anderen, auf der Erde hin einander mit der Hand zuschlagen, worin sie eine solche Fertigkeit besitzen, daß nur sehr selten einmal der Ball verfehlt wird und aus dem Kreise springt.

Am späten Nachmittage kamen mehrere Trupp Indianer aus verschiedenen Niederlassungen der Umgegend, die von meiner Ankunft gehört haben mußten, hier an und brachten Bananentrauben, Yams, Cassadebrot, Bataten, Ananas, Hühner und andere lebende Thiere, um dafür einige ihnen nöthige Artikel, als Messer, Spiegel, kleine Angeln, Munition u. s. w., von mir einzutauschen. Auch ihnen gefielen die Flinten über Alles und ich gab ½ Pfund Pulver und die nöthigen Zündhütchen zum Besten, damit sie ihre größte Lust, das Abfeuern von Schüssen, befriedigen konnten. Sehr bald begann denn auch ein solches Feuern aus den zehn mit mir führenden Flinten, wozu Cornelissen seine Trompetensignale schmetterte, daß man glauben konnte, sich im heißesten Kampfe zu befinden, und ich hatte mich genug in Acht zu nehmen, um nicht durch die Unvorsichtigkeit der Schützen einen glimmenden Papierpfropf ins Gesicht zu erhalten. In der Nacht war die Hütte, in der ich schlief, mit den Hängematten der heut angekommenen Indianer dermaßen angefüllt, daß kaum ein Raum frei war, um sich darin bewegen zu können; Hängematte hing an Hängematte, und die Feuer, die nach der Weise der Indianer unter jeder derselben brannten, machten einen erstickenden Rauch, der mich kaum schlafen ließ und die Augen fortwährend zu Thränen reizte.

Am anderen Morgen lag dichter Nebel über der ganzen Gegend, daß ich kaum einige Schritte von mir irgend Etwas erkennen konnte; er klärte sich jedoch gegen Mittag, und das reizende Gebirgspanorama lag in all' seiner Pracht und Herrlichkeit vor

mir. Den Moment benutzend, eilte ich mit meinem Skizzenbuch auf den Hügel und nahm eine Skizze der prächtigen Gebirgskette, die ich erst gegen Abend beendete. Während der Zeit waren, durch das gestrige Schießen veranlaßt, das von dem hohen Standorte, auf dem die Niederlassung sich befand, weit und breit im Thale umher gehört worden war, wiederum eine Menge in der Nachbarschaft wohnende Indianer hier angekommen, so daß die Zahl der in der Niederlassung Versammelten wohl an 200 betragen konnte. Unter ihnen befand sich ein Accawai, der sich den spanischen Namen Manuel beigelegt und früher einige Zeit in Georgetown aufgehalten hatte, wodurch er im Stande war, etwas Englisch, jedoch in der erbärmlichsten Art, zu radebrechen. Er schien sowohl dadurch als durch seine Stellung als Piaï, ein gewisses Uebergewicht über die anderen Indianer erlangt zu haben und renommirte mit den wenigen englischen Worten, die er wußte, indem er sich zugleich bemühte, gegen seine Landsleute meine Tauschartikel so schlecht als möglich zu machen. Cornelissen und meine zwei Farbigen stopften ihm jedoch den Mund, indem sie ihn den andern Indianern gegenüber so lächerlich als möglich machten und ihm außerdem bedeuteten, daß sie ihn, im Falle er seine Zunge nicht zügele, ohne Furcht und Scheu in Gegenwart der ganzen Versammlung tüchtig durchprügeln würden, worauf er für gerathen fand, seinen ungewaschenen Mund zu halten. Ich erwähne dieses Menschen, der wie sich später herausstellte, einen sehr schlechten Charakter hatte, hier nur, da er in meiner Erzählung noch mehrmals auftritt und mir später einen sehr schlimmen Streich zu spielen versuchte.

Es ist eine vollkommen richtige Behauptung, daß die meisten Indianer des Inneren, die der englischen Sprache ein wenig mächtig sind und früher in Georgetown einige Zeit gelebt oder längere Zeit Umgang mit civilisirten Menschen gehabt, einen falschen Charakter besitzen, da sie mehr die Laster als die Tugenden der Civilisation sich

angeeignet haben; mir wenigstens sind davon so zahlreiche Fälle vorgekommen, daß ich mich zu diesem hart scheinenden Ausspruch völlig berechtigt glaube. —

Die Hütten waren in dieser Nacht noch mehr als in der vergangenen mit Hängematten gefüllt; in der meinigen hingen sie dreifach übereinander, und ich war einem förmlichen Räucherungsprocesse unterworfen, so daß ich kaum durch den dichten erstickenden Rauch einige Schritte um mich herum irgend Etwas sehen konnte. Hustend, schnaubend und niesend verbrachte ich die Nacht in dieser Atmosphäre und wunderte mich, am andern Morgen in den Spiegel blickend, daß ich überhaupt noch weiß aussah.

Beim Ordnen des Gepäckes zur Abreise am frühen Morgen widerfuhr einem meiner Farbigen ein Unglück, das leicht verderbenbringend für mich und meine Diener hätte werden können. William zog nämlich eine der Flinten, die mit grobem Schrot geladen war, unter dem Gepäck so hastig und unvorsichtig hervor, daß sie sich entlud und zwar gegen eine Menge Indianer, die im Hintergrunde der Hütte zusammenstanden. Es war wirklich ein wahres Wunder zu nennen, daß auch nicht Einer vom Schusse getroffen wurde, der glücklicher Weise unschädlich in die Lehmwand der Hütte schlug; wäre irgend einer der Indianer verwundet oder getödtet worden, weder ich noch meine Diener würden mit dem Leben davongekommen sein!

Der alte Indianer mußte sich nunmehr von der geliebten Flinte, seiner steten Begleiterin, trennen und sie mir zurückgeben; er that dies mit dem wehmüthigsten Gesicht von der Welt und empfand dabei sicher den ähnlichen Schmerz im Herzen, den der Liebende empfindet, wenn er für ewig von der Geliebten scheidet. Nach dem Verluste seines Theuersten legte er sich in die Hängematte und nahm nicht die geringste Notiz mehr von dem, was um ihn her vorging.

Und nun nahm ich Abschied von dem paradiesischen Wako-koi-yeng, einem der malerischsten Plätze in ganz Guyana!

Meine Reisebegleitung bestand außer meinen Dienern aus 30 Indianern, welche mein Gepäck trugen, und außerdem aus den Bewohnern der verschiedenen Niederlassungen der Nachbarschaft, die in den letzten Tagen nach Wako-koi-yeng zum Besuch gekommen waren und soweit mich begleiteten, als der Weg nach ihren Ortschaften mit dem meinigen ein und derselbe war.

Bald passirten wir den herrlichen Wasserfall des Autaru und wanderten mehrere Stunden im dichten Walde dahin, zu wiederholten Malen den Autaru passirend, bis wir endlich an die steilen Abhänge des Marima gelangten. Einige Zeit lief der Pfad an denselben hin, bis er plötzlich steil aufwärts führte, nach dem Passe über den gewaltigen Berg. Ein so steiler Pfad war mir übrigens bis jetzt noch nicht vorgekommen, denn der etwa 1500 Fuß hohe Absturz, den wir erklettern mußten, war beinahe lothrecht und wäre ohne Hilfe der im Wege stehenden niedrigen Bäume und Sträucher, an denen man den Körper nach und nach hinaufziehen konnte, unmöglich zu erklimmen gewesen. Ich konnte nicht genug die Indianer mit ihrer schweren Last auf dem Rücken bewundern, wie sie ohne scheinbare Beschwerde diesen steilen Abhang erstiegen, während meine Diener beinahe verzweifeln wollten und einmal über das andere die ganze Reise verwünschten. Ich hingegen war froh, daß ich bereits soweit gekommen war, und kletterte frohen Muthes die gefährliche Passage aufwärts. Endlich waren wir auf der Höhe des Passes ungefährdet angelangt, leider aber war die Aussicht von hier durch den hohen Wald eine sehr beschränkte, und ich konnte nur allein den riesigen Felskegel des Marima, der den Wald hoch überragte, zu meiner Rechten erblicken; er hatte ganz die Gestalt eines Kegels, dem der Kopf in einer völlig horizontalen Linie abgehauen ist und erglänzte heut in einer röthlich-grauen Färbung.

An den Stämmen der Bäume prangte eine Menge der verschiedensten Arten von Farn; Farn, von deren Existenz ich bis jetzt noch keine Idee gehabt, von der sonderbarsten Form und außergewöhnlichsten Sporenbildung und Färbung, so daß ich meinem Herbarium einen wahren Reichthum an ihnen einverleibte. Außerdem sah ich mehrere prachtvolle Baumfarn, Cyathea- und Hemitelia-Arten, die jedenfalls neu waren und sich durch ungeheure Wedel auszeichneten.[20])

Vom Passe aus führte der Pfad steil bergabwärts, war aber dermaßen morastig, daß große Vorsicht beim Gehen nöthig war, um nicht auszugleiten und den steilen Abhang hinabzurutschen; dabei regnete es aufs Heftigste, so daß diese Tour unter die unangenehmsten auf der ganzen Reise zu zählen war. Kaum befanden wir uns in der Tiefe und hatten ein auf gegebenes, mit stachligem Unkraut bedecktes, indianisches Provisionsfeld nnter Mühe und Noth mit zerrissenem Gesicht, Händen und Kleidern passirt, als der Pfad schon wieder steil bergaufwärts führte, fast in eben solche Höhe, als in welcher der vorher überschrittene Paß lag. Auf der Höhe befand sich eine alte, verlassene Indianerniederlassung, deren Hütten meist verfallen waren und unzählige Chigoe's bargen, so daß Niemand einzutreten wagte. Was jedoch das Schönste hier war, das war die prachtvolle Aussicht, die man von hier auf die nahen Gipfel einiger Berge der Roráima-Gruppe hatte. Besonders zeichnete sich unter diesen der Gipfel des Mucuripa, mit dem auf ihm liegenden Felsblock aus, der jeden Augenblick herabzustürzen drohte und doch bereits Jahrtausende ruhig auf dieser Höhe lag. Weiterhin zeigte sich der abgestumpfte, in der Mitte tief eingeschnittene Gipfel des riesigen Ayang-katsibang, und hinter ihm erhoben sich noch mehrere dergleichen in den seltsamsten Formen, wie sie nur die aufgeregteste Phantasie hervorzuzaubern vermag.

Die Hälfte meiner Indianer blieb hier ermüdet zurück, um



Auf dem Passe über den Berg Marima im [illegible]



Auf dem Passe über den Berg Marima im Roráima-Gebirge.

erst am andern Tage nachzukommen; reife Bananentrauben fanden sich reichlich in dem alten Provisionsfelde, ebenso auch Papaya's und Ananas, so daß sie hier mehr als hinreichend zu essen hatten.

Mit den anderen Indianern setzte ich meine Reise fort und hatte nunmehr wieder 800 Fuß steil abwärts zu klimmen und zwar auf nassem Lehmboden, der den schroffen Pfad im höchsten Grade gefährlich machte.

Dann wiederum ein altes, verlassenes Provisionsfeld der Indianer, unter den gewöhnlichen Hindernissen von stachligen und dornigen Gesträuchen, besonders Solaneen, passirend, gelangte ich an das Ufer des Cotinga oder „Coating", wie die Indianer den Fluß nennen.

Dieser auf dem Roráima entspringende Fluß war hier bereits breit und reißend, zum Glück aber lag ein riesiger, wohl an 150 Fuß langer Baumstamm, der fast bis zum jenseitigen Ufer reichte, quer über den Fluß, so daß seine tiefsten Stellen auf dem Stamme überschritten werden konnten. Dies erforderte übrigens nicht geringe Mühe und Vorsicht, denn der Stamm war durch den heftig gefallenen Regen ungemein glatt, und ein einziger Fehltritt konnte mich in den tiefen, reißenden Fluß stürzen. Es ging jedoch besser, als ich gedacht, und nachdem ich Schuhe und Strümpfe ausgezogen und den Stamm barfuß passirte, kam ich mit meinen Begleitern glücklich am jenseitigen Ufer an, das mit fast undurchdringlichem Bambusgebüsch bedeckt war, durch welches die Indianer einen Weg hauen mußten, so daß ich erst nach 2 Stunden dasselbe passiren konnte und mich dann wiederum am Ufer des Cotinga befand, der hier bedeutende Krümmungen machte. Jetzt blieb mir nichts übrig, da kein hilfreicher Stamm im Flusse lag, als diesen zu durchwaten. Meine Kleider ausziehend und sie einem Indianer zum vorsichtigen Tragen über den Fluß anvertrauend, gaben wir uns Alle in einer langen Reihe die Hände, damit Keiner so leicht von der heftigen

Strömung fortgerissen werden möchte, und wateten durch den Fluß. Er war an manchen Stellen sehr tief, und das Wasser ging mir öfter bis an das Kinn, wobei die rasende Strömung mich fortzureißen drohte, doch wir hielten Alle fest an einander, und ohne das geringste Unglück erreichten wir das jenseitige Ufer. Ein großes Cassadefeld zog sich am Ufer dahin und tief landeinwärts, das wir durchwandern mußten, um dann in einen lieblichen Wald einzutreten, der mit schönen Palmen und herrlichen Baumfarn in größter Anzahl prangte, und aus dem wir nach einer Stunde heraus in eine weite Lichtung traten, in welcher eine kleine, aus vier Hütten bestehende Niederlassung lag. Die Lage derselben zwischen herrlichen Bäumen, Palmen und Baumfarn war reizend, und dicht bei den Hütten rauschte zwischen hohen Ufern der Cotinga dahin. Von einer Fernsicht war freilich nicht die Rede, denn der Ort lag tief im Thale, ringsum von Hochwald eingeschlossen. Es war 4 Uhr Nachmittag, als ich in Copa, so hieß die Niederlassung, ankam und sofort einige meiner Leute auf die Jagd aussandte, um ein gutes Stück Wildpret zum Abendessen zu haben.

Das Erste, was ich an Naturmerkwürdigkeiten hier fing, war ein riesiger, 1 Fuß langer Frosch, desgleichen ich bis zu dieser Zeit noch nie in Guyana gesehen hatte. Seine Haut war glatt und dunkelolivengrün, und außerdem zeichnete er sich durch ungemein dicke Schenkel aus, deren Anblick einen Franzosen wahrhaft entzückt hätte. Leider hatten die zurückgebliebenen Indianer den Spiritus bei sich, so daß ich das Monstrum einstweilen unter eine Calabasse bergen mußte, von wo es am anderen Tage, als ich es den Spirituosas einverleiben wollte, verschwunden war. Am Abend brachten die Jäger ein Reh und einen Bell-bird (Chasmarhynchus carunculatus Temm.), die sie geschossen, von denen ersteres dem Kochtopf und Rost überliefert, letzterer von einem Indianer, der sich sehr wohl darauf verstand,

abgebalgt wurde. Es war übrigens der einzige Glockenvogel, den ich in der Gegend des Roráima angetroffen; am Roráima selbst kommt nur der Chasmarhynchus variegatus Temm. vor. Die Nacht war sehr kühl, und ich fröstelte trotz der wollenen Decke, die ich zweifach um mich geschlagen hatte.

Nach eingenommenem Frühstück des anderen Morgens machte ich eine botanische Excursion in den nahen Wald, der sich, wie die ganze Gegend, durch seinen Reichthum an Farn, die meistens an den Baumstämmen saßen, auszeichnete; mit Leichtigkeit hätte ich mir allein hier getraut, an 100 verschiedene Arten derselben zusammenzubringen. Außer vielen schönen Baumfarn zeichnete sich vorzüglich eine zu den Cyatheen gehörende Art aus, deren Stamm, bei ziemlicher Stärke, nicht über 14—16 Fuß hoch war. Die Pracht der Pflanze beruhte jedoch auf dem Habitus ihrer Wedel, die 16 Fuß lang, 8 Fuß breit und von dicker, lederiger Consistenz waren; sie bogen sich vom Stamme aus in einer anmuthigen Curve und hingen dann durch ihre Schwere aufs Graciöseste zur Erde hinab, so daß sie eine natürliche Laube bildeten, die auf allen Seiten von ihnen geschlossen wurde. Es war das prächtigste Baumfarn, das ich je gesehen habe, und erregte durch seine reizend gefiederten, riesigen Wedel und den herrlichen Habitus sogar die Aufmerksamkeit meiner Diener. Die auf der Erde liegenden, modernden Baumstämme waren im wahren Sinne des Wortes völlig in einen dichten Ueberzug der zierlichsten Hymenophyllen und Trichomanes gehüllt.

Gegen Mittag kamen die zurückgebliebenen Indianer in der Niederlassung an und brachten ein Reh, das sie unterwegs geschossen hatten. Gern wären wir den Cotinga, soweit es von hier anging, aufwärts gefahren, um uns eine mühsame Fußtour zu ersparen, jedoch das einzige Boot der Niederlassung war erst in einigen Tagen zu haben, und so lange zu warten, erlaubte meine Ungeduld nicht.

So trat ich denn am 23. Januar Morgens meine Weiterreise an, zuerst durch dichten, hohen Wald auf schlechtem, morastigem Pfade, in den ich oft knietief einsank und die vielen, den Pfad kreuzenden Baumwurzeln benutzen mußte, um auf ihnen festen Fuß zu fassen, was jedoch mit der Zeit den Fußsohlen sehr schmerzhaft wurde, sowie meinen bereits in sehr desolaten Umständen befindlichen Schuhen wenig zuträglich war.

Gegen 10 Uhr gelangten wir aus dem Walde auf eine kleine, allerliebste Savane, die einen großen Reichthum an seltenen Pflanzen zeigte, und auf der sich überdies zu Aller Freude eine Niederlassung, freilich von nur zwei Hütten, befand. Während ich Bananen zum Frühstück rösten ließ, bewunderte ich die großartige Aussicht auf den Roráima und seinen Nachbarberg Kukenam, die hier bereits in der Nähe lagen. Ich werde die herrlichen Farbentöne, die kühnen Formen des langen, hohen Sandsteinwalles, der die Gipfel der beiden Berge zierte, nie vergessen; es war ein wahrhaft zauberisches Gemälde, das sich mir hier darbot, so ganz verschieden von allen anderen Gebirgsansichten, die ich bis jetzt zu bewundern Gelegenheit gehabt hatte.

Die Bewohner der einen Hütte besaßen einen interessanten grünen, lebenden Arara, den Macrocercus militaris Lath., der an Größe ziemlich dem M. Macao gleicht und in Guyana nur allein in der Gegend des Roráima vorkommt, wo er überdies nicht häufig ist; ich kannte ihn von Venezuela her, wo er in der Montaña der Küsten-Anden von Puerto Cabello, obwohl nicht allzuhäufig, sich aufhält.

So gern ich den Vogel von den Bewohnern der Niederlassung erhandelt hätte und einen ziemlich hohen Preis dafür bot, war er ihnen nicht verkäuflich; eine große Seltenheit bei Indianern, die sonst Alles für irgend einen ihnen wünschenswerthen Tauschartikel verhandeln.

Am Ende der Savane stieß ich auf eine andere Hütte, vor

welcher ein alter, blinder Indianer, den heißen Sonnenstrahlen ausgesetzt, saß. Meine Begleiter gruppirten sich um ihn und unterhielten sich längere Zeit mit ihm, besonders mein Dolmetscher, durch welchen er mir sagen ließ, daß er mit Schomburgk lange Zeit gereist, jetzt aber alt und blind sei und in der Nacht tüchtig friere, weshalb er mich um ein paar Beinkleider bitte.

Der arme, alte Mann lebte einsam und verlassen in der Hütte und erbarmte mich sehr. Seinen Wunsch konnte ich leider im Augenblick nicht befriedigen, da die Indianer, die meine Wäsche trugen, bereits weit vorausgegangen waren; ich versprach ihm aber, vom Roráima aus, das Gewünschte zu senden, was denn auch von dort aus durch die nach Cako=tá zurückkehrenden Indianer geschah.

Dies war die letzte Accawai=Hütte, die ich auf meiner Reise nach dem Roráima passirte, denn von hier nach dem Roráima befand sich keine Niederlassung mehr, und am Roráima begann das Gebiet der Arekuna=Indianer.

Unweit der Hütte des Blinden rauschte der Cuya zwischen hohen Felsufern dahin, er hatte hier kaum 1/3 der Breite als bei der Niederlassung Hana=re und mußte auf einem über ihm liegenden, glatten Baumstamme passirt werden; eine gefährliche Passage, da der geringste Fehltritt oder das Ausgleiten auf dem Stamme, mich in eine felsige Tiefe von wenigstens 80 Fuß gestürzt hätte. Glücklich jedoch passirte ich das Flüßchen und kam am jenseitigen Ufer in einer schönen Waldung von Palmen und Baumfarn an. Von hier begann das Terrain steil anzusteigen und führte nach einer wunderschönen, hügeligen Savane, die mit kurzem Grase, gleich dem schönsten, grünen Sammetteppich, überzogen war. Die herrlichste Aussicht auf die nahe Roráimakette bot sich hier meinen Blicken dar, besonders zeichnete sich der in nächster Nähe über die Waldung gen Himmel ragende Mucuripa aus, der jetzt eine obeliskenähnliche Form angenommen hatte.

Und so ging es abwechselnd durch schöne Savanen und niedere Waldung einige Stunden fort, bis wir endlich in den hohen Urwald eintraten, der uns für heute nicht mehr verließ.

Trotzdem die Reise eine sehr beschwerliche war, fühlte ich mich doch recht glücklich im Anschauen der prächtigen Natur und bei dem Gedanken, am morgenden Tage am Fuße des Roráima mich zu befinden; nur ein einziger Kummer nagte an mir, der mir nahezu all' meine Freude vergällte, und dieser betraf meine desolaten Schuhe und den dadurch verursachten schlimmen Zustand meiner Füße.

Von den drei paar neuen, starken Schuhen, die ich für diese Reise von Georgetown mitgenommen, trug ich das letzte Paar, das sich in der allerschlimmsten Verfassung befand. Die Sohlen hatten sich bereits von dem Oberleder getrennt und flogen bei jeder heftigen Bewegung der Füße ganz nach ihrem eigenen gusto den Füßen voraus, indem sie nur noch vorn an den Schuhen hingen, so daß ich fast unmittelbar auf den Strümpfen lief, und um dies zu vermeiden, einen schlürfenden Gang annehmen mußte. Zwar hatte ich sie zu verschiedenen Malen mit starkem Bindfaden um den Fuß gebunden, der jedoch stets in kurzer Zeit zerriß. Das Laufen auf den mit spitzen Kieseln übersäten Pfaden der Savane war dadurch für mich zur wahren Marter geworden und hatte meine Fußsohlen aufs Empfindlichste verwundet. Zu Morgen sah ich der gänzlichen Auflösung meiner Schuhe entgegen, und wie sollte ich barfuß bis zum Roráima kommen und gar denselben in dieser Manier ersteigen, da ich es kaum ertragen konnte, wenige Schritte auf dem mit kleinen Felsgeröll bedeckten Grunde barfuß zu gehen. Dies war das große Weh, das mich bei aller meiner Freude bedrückte und mich mit stillem Jammer nach dem Roráima blicken ließ; wie diese peinliche Schuhfrage für mich glücklich zu lösen sein würde, darüber konnte ich mir bis jetzt noch keine Idee machen.

Halb traurig dadurch gestimmt, hinkte ich durch den prächtigen Urwald, der von Palmen und Baumfarn strotzte. Auch hier fand ich einen ungemein großen Reichthum an kleineren Farn, welche die Stämme der Bäume förmlich überzogen und mir den willkommensten Beitrag für mein Herbarium lieferten. In wahrhafter Unmasse, wie ich sie nur auf den venezuelanischen Küsten-Anden gesehen, standen große Gruppen der Iriartea robusta Karst. beisammen und gewährten durch ihre hohen, stelzenähnlichen Wurzeln einen neuen, seltsamen Anblick. Ich glaubte mich wenigstens nicht zu täuschen, wenn ich in dieser Iriartea mit der gewaltigen, hornförmig gebogenen Spatha, den spiralförmig gestellten Riesenwedeln und den warzigen, dicken Wurzelsträngen die Iriartea robusta erkannte, da ich überhaupt viele Pflanzen der venezuelanischen Küsten-Anden auf dem Roráima wiederfand.

Nach dem beschwerlichen Marsch von 3 Stunden in diesem Walde, mit im höchsten Grade wunden Füßen, kamen wir gegen Abend an das Ufer des Cotinga, wo wir die Nacht über zu bleiben beschlossen. Der Platz, umringt von hohen Iriarteen, der ein Rastplatz aller nach dem Roráima reisenden Indianer ist, wird von ihnen „Cartabo“ genannt.

Meine Zeltdecke war bald ausgespannt, während sich die Indianer in großer Eile kleine Banaboo's aus einigen der gewaltigen Wedel der Iriartea herstellten, um in der Nacht vor etwaigem Regen gesichert zu sein.

Einige unterwegs geschossene Powis und Maroudi's wurden zum Abendessen zubereitet und der letzte Reiseabend ganz angenehm mit Erzählungen über die Wunder des Roráima hingebracht.

Zeitig am Morgen des 24. Januar wurde aufgebrochen, gleich zuerst der Cotinga durchwatet und dann in den dichten Hochwald eingedrungen. Das Terrain war von hier an ungemein hügelig; bald führte der Pfad steil aufwärts, bald wieder in eine Tiefe

von 800—1000 Fuß hinab, nach dem schnell dahinrauschenden Cotinga, den wir zu vier verschiedenen Malen durchwaten oder auf über ihn geworfenen Baumstämmen passiren mußten. Als wir ihn das letzte Mal passirten, wurde eine kurze Zeit wegen des Frühstückes gerastet, um Kräfte für die nunmehr folgende Fußtour zu sammeln, die allerdings die beschwerlichste auf der ganzen Roráima-Reise war.

Denn nun ging es auf einem schmalen Pfade, wenigstens 2000 Fuß hoch, aufs Allersteilste hinan, so steil, daß der Körper beim Aufwärtsklimmen oft mehrere Fuß auf dem nassen, lehmigen Erdreich wieder zurückglitt und selbst die besten Athmungsorgane auf das Aeußerste in Anspruch genommen wurden. Außer meinen Schuhen, deren Sohlen jeden Augenblick zu verschwinden drohten, quälte mich bald der heftigste Durst, trotzdem ich erst kurz vorher denselben mit dem kalten Wasser des Cotinga reichlich gelöscht zu haben glaubte, so daß ich bald alle Energie und Kraft verloren hätte, weiter aufwärts zu klimmen. Ich klagte meine Noth den in meiner Nähe befindlichen Indianern, die auch sofort ein Mittel wußten, diesem Ungemach zu begegnen, indem sie aus dem Blatte einer in der Nähe stehenden Heliconia eine Düte machten und diese mit dem, in den Blattduten mehrerer an den umherstehenden Baumstämmen klebenden Tillandsien, enthaltenen Regenwasser füllten. War auch das Wasser von schmutziggelber Farbe und hüpften auch einige kleine Frösche in demselben, so war es mir doch in meiner Noth ein sehr willkommenes Labsal, und wohl nie hat mir eine Flasche des besten Alsopp's pale Ale besser geschmeckt, als diese braune Froschmixtur unter solchen Umständen.

Neu gestärkt, wurde das steile Aufwärtssteigen fortgesetzt, immer höher und höher ging es bergan, der hohe Wald machte niedrigerem Busche Platz, mir zur Seite ertönte das gewaltige Brausen und Toben starker Wasserfälle, kühler wurde die Atmo-

sphäre, und endlich hatte ich den Gipfel des Bergpasses erreicht und ruhete ein wenig aus, um wiederum zu Athem zu kommen.

Etwa noch eine halbe Stunde ging ich in niedrigem Busch auf der Anhöhe entlang, dann trat ich daraus hervor ins Freie, und dicht unter mir lag das Thal des Roráima, aus welchem die gewaltige Bergkette in ihrer vollen Großartigkeit sich erhob.

Es war wahrlich eine der schönsten Gebirgsansichten, die ich je in meinem Leben genossen habe, und die noch dazu so ganz unerwartet meinen sehnsüchtigen Blicken sich zeigte.

Nicht allein war es der lang sich dahin ziehende Roráima mit seinem, von der Ferne aus in einer geraden Linie erscheinenden, 1500 Fuß hohen Sandsteinwall als Gipfel, sondern auch der ihm sehr ähnliche Nachbarberg, der Kukenam, der zugespitzte Felskoloß des Mucuripa, der Riesenkegel des Marima und so viele andere gigantische, sonderbare Sandsteingebilde der Bergkette, die mein ungetheiltes Interesse in Anspruch nahmen.

An seiner westlichen Seite ist der kolossale Sandsteinwall des Roráima wie von gewaltigen Meeresfluthen oder Revolutionen der Erdrinde, gleich einem riesigen Portal, durchbrochen, und völlig isolirt von der meilenlangen, ununterbrochenen Sandsteinmauer erhebt sich an dieser Stelle der mächtige Sandsteinfels Waiaçepa.

Vier gewaltige Wasserfälle stürzen, einem ungeheuren Silberschleier gleich, in einem einzigen Sturze die 1500 Fuß hohe Sandsteinmauer unter gewaltigem Toben herab und zeigen sich noch später hier und da, in kleineren Cascaden, an den steilen Abhängen; der westlichste derselben ist der Fall des Arabo-pu, der östlichste und bedeutendste der des Cotinga.

Die Färbung des Ganzen war dermaßen schön und bunt, daß sie bei getreuer Copie in einem Gemälde sicher als unnatürlich befunden worden wäre; die brillantesten Farben, wie Ultra-

marin, Purpurcarmin, Indischgelb und das prächtigste Lasurgrün, hatten den reichlichsten Antheil an dieser zauberischen Farbengebung.

In weiter Ferne, am Fuße des Roráima, erglänzte im grellen Sonnenlichte die letzte, blendendweiße Cascade des Arabopu[21]), nach welcher der Fluß, bereits in ziemlicher Breite, die große, hügelige Savane in rasender Schnelligkeit durchströmt, und in dieser romantischen Gegend, in der Nähe eines kleinen Wäldchens, beschloß ich meinen Wohnort zu nehmen.

Das Hinabsteigen nach dem Thale ging bei der Steile des Bergabhanges ziemlich rasch von statten, obgleich ich durch die schlechte Beschaffenheit meiner Schuhe im Gehen ungemein gehindert wurde.

Reizende Wäldchen tauchten aus der grasbewachsenen Savane gleich Oasen auf und waren mit einem dichten Saume eines herrlichen Farns, der Mertensia pubescens Willd., eingefaßt, das aus der Entfernung völlig silberweiß erglänzte. Viele Bäume dieser Waldungen und besonders derer an den Abhängen des Roráima, hatten in der jetzt herrschenden, trockenen Zeit ihr Laub abgeworfen und gaben der Landschaft ein kahles, winterliches Ansehen; eine Erscheinung, die man in den, der Küste zu gelegenen Urwaldungen nie gewahrt, in denen nur äußerst wenig Bäume, meist nur Bombaceen, in der trockenen Zeit ihr Laub verlieren. —

Es war der glockenförmige, 5000 Fuß hohe Wai-tipu, an dessem westlichen Abhange wir hinabkletterten und in einer Stunde die 3000 Fuß hoch gelegene Savane am Fuße des Roráima erreichten.

Nachmittags 4 Uhr befand ich mich mit meinen Begleitern in dem Wäldchen an der herrlichen Cascade des Arabo-pu, wo ich mein Nachtlager zu nehmen beschloß. Mein Zelt wurde ausgespannt, und die Indianer errichteten in der Eile mehrere Bana-

boo's aus den Wedeln des hier sehr häufigen Oenocarpus Bataua Mart. Einer meiner Jäger, den ich schon am Morgen, um Wild zu schießen, vorausgesandt, befand sich bereits mit einem erlegten Savanenhirsch hier, so daß es an einer guten Abendmahlzeit nicht mangelte.

Eine Stunde nach der Ankunft lag ich in meiner Hängematte, von den Strapatzen des heutigen, anstrengenden Marsches ausruhend und wehmüthig über meine Fußbekleidung nachdenkend, die durch die heutige Tour dermaßen ruinirt worden war, daß ich sie nicht mehr gebrauchen konnte. Da bogen sich die Zweige der nahen Gebüsche aus einander und leise, mit bedächtigen Schritten, einer hinter dem andern, trat ein Trupp von etwa 20 Indianern hervor und näherte sich meiner Hängematte.

Es waren Arekunas aus einer benachbarten Niederlassung, die von meiner heut zu erwartenden Ankunft durch andere Indianer benachrichtigt worden waren.

Mein Dolmetscher unterhielt sich längere Zeit mit deren Häuptlinge, einem großen, überaus kräftig gebauten, jedoch bereits ältlichen Manne und theilte mir dann den Hauptinhalt der Conversation mit.

Der Häuptling wünschte mir Glück zu meiner Ankunft und erbot sich zu allen Gefälligkeiten, die er mir zu leisten im Stande wäre, besonders auch zur Lieferung der nöthigsten Lebensmittel, wie Cassadebrot, Bananen, Yams, Bataten u. s. w. Außerdem wollte er mir gern mit seinen Leuten in Erbauung einer Hütte beistehen und mir als Begleiter auf meinen Ausflügen in der Gegend umher dienen, was er bereits schon früher den beiden Schomburgks gewesen.

Ich nahm sein Anerbieten mit dem größten Dank an, bis auf die Hilfe bei Erbauung meiner Hütte, wozu ich selbst Leute genug um mich hatte.

Als ich ihn darauf mit einigen Kleinigkeiten beschenkte, erbat

er sich von mir vor allem Salz, das Lieblingsgewürz der Indianer, das sie jedoch selbst nicht besitzen und daher ihre Speisen stets ungesalzen essen. Die Erlangung desselben ist einer ihrer höchsten Wünsche und sie essen es sogar massenweise ohne alle Zuthat, gleich Zucker. Mit Vergnügen gab ich ihm eine große Calabasse davon und machte ihn dadurch zum glücklichsten Sterblichen!

Um an Generosität nicht zurückzustehen, streifte er, da er den schlimmen Zustand meines Fußwerkes und meiner Füße gewahrte, seine Sandalen von den Füßen und schenkte sie mir, womit ich sehr wohl zufrieden war.

Alle Indianer der Savane (nicht die des Urwaldes) tragen zum Schutz ihrer Füße gegen die scharfen Kiesel, mit denen die Pfade der Savane bedeckt sind, sowie gegen die ungemein stachligen Päpalanthusstrünke, selbst auf den kleinsten Ausflügen, diese aus den unteren, breiten Blattstielenden der Mauritia flexuosa geschnittenen Sandalen, welche leicht und elastisch sind, sich aber freilich in der kurzen Zeit von einigen Tagen völlig abnutzen. Sie sind indeß sehr bald bei der ersten besten Mauritia wieder ersetzt und in einem Zeitraum von 10 Minuten hergestellt. Die Schnüre zur Befestigung an den Füßen werden aus der feinen, zähen Epidermis der noch unentfalteten Wedel derselben Palme gedreht, und so ist ein einziger Fächerwedel der Mauritia hinreichend, dem Indianer die Fußbekleidung zu liefern. Mitunter fertigen sie ihre Sandalen auch aus der dicken, frischen Haut des Maipuri (Tapirus americanus), die natürlich bei weitem dauerhafter sind. Trotz der Weichheit der Itapalmenschnüre, welche, zur Festhaltung der Sandalen am Fuße, zwischen der großen Zehe durchgezogen werden, schneiden sie den Ungewohnten bald tief in das Fleisch und verursachen bei jedem Schritte die heftigsten Schmerzen, und dies war es, was auch mir widerfuhr, sobald ich die Sandalen an meine Füße befestigt hatte. Es war kein Ge-

danke daran, daß ich in dieser Weise gehen konnte, und ich gab schon alle Hoffnung auf, sie je gebrauchen zu können; doch die Noth machte erfinderisch, und ich fand bald eine andere Manier, sie an die Füße zu befestigen, ohne daß mir die Schnüre die geringste Unbequemlichkeit verursachten, so daß ich nunmehr vollkommen gut in ihnen gehen konnte, bei weitem leichter und behender als in Schuhen.

Ich kann nicht ausdrücken, wie glücklich ich durch den Besitz dieser Sandalen war, durch die nunmehr mein größter Kummer gehoben wurde!

Die Arekunas verweilten nicht lange mehr in meinem Lager, da der Abend einbrach und sie noch einen weiten Weg nach Hause hatten; mit dem Versprechen, mich morgen wieder zu besuchen, schieden sie aufs freundschaftlichste.

Und wahrhaft glücklich legte ich mich zur Ruhe, denn ich hatte endlich nach vielen Schwierigkeiten und Gefahren mein Reiseziel erreicht und sogar die Sorge wegen meiner Fußbekleidung gehoben.

IV.

Am Roráima.

Das Erste, was am Morgen des 25. Januar geschah, war die Erbauung einer Hütte für mich und meine Diener, wobei alle mich hierher begleitet habenden Indianer hilfreiche Hand leisten mußten. Sie wurde in der Nähe der prachtvollen Cascade des Arabo-pu aufgeführt und war bereits am Nachmittage vollendet, so daß ich sie noch an demselben Tage beziehen konnte.

Ungemein einfach war ihre Bauart, die gar keinem Style angehörte, denn sie bestand einzig und allein aus einem gewaltig großen und langen Palmendache, das bis zur Erde hinabreichte und in der Mitte durch eine quergezogene Wand von Palmenblättern in zwei Hälften getheilt war, wovon der hinterste, dunkle Raum zu meinem Schlafcabinet, der vordere zu meinem Arbeitszimmer bestimmt wurde. Vorn war die Hütte völlig offen und hier hielt sich meine Dienerschaft auf, während ich mir à la Robinson Crusoe im Arbeitszimmer ein Gerüst von geraden Stäben hergestellt hatte, das den Arbeitstisch vertrat, neben welchem eine in ähnlicher Weise fabricirte Bank als Divan, Fauteuil, Lehnstuhl, Sessel, kurz unter jeder Benennung, die man ihr irgend geben wollte, figurirte.

Nach Vollendung der Hütte erklärten die Indianer von Cako-tá, noch heute ihre Rückreise antreten zu wollen, in Folge

dessen ich ihnen ihren Lohn für ihre Begleitung auszahlte, worauf sie, völlig zufrieden damit, unverzüglich abreisten. Ich behielt außer meinen drei Dienern noch fünf Indianer, unter ihnen John mit seinem Weibe, der mich vom Massaruni aus begleitet hatte, bei mir. Er, sowie ein Arekuna-Indianer, Wey-torreh, der in Hana-re zu mir gestoßen war, wurden zu meinen Jägern ernannt, die übrigen drei hatten das Geschäft des Abbalgens der geschossenen Säugethiere und Vögel übernommen, das sie trefflich verstanden.

John mit seinem Weibe erbauten sich in dem nahen Wäldchen eine Hütte, in der sie wohnten, und dort siedelte sich auch der in Wako-koi-yeng zuerst aufgetretene Manuel an, der an diesem Tage mit mehreren Indianern hier eintraf und mir seine Dienste anbot, die ich jedoch ausschlug, da ich ihm nicht traute und ihn bereits als hinterlistigen Menschen kannte.

Die Savane vor meiner Hütte sah einem großen Kirchhof sehr ähnlich, denn gewaltige Blöcke grünen Jaspis, die aber durch die Einwirkung der Luft völlig schwarz geworden waren, ragten in langen Reihen aus der Erde hervor und glichen aufs täuschendste hohen Grabmonumenten, menschlichen Figuren, Grabsteinen, u. s. w.

Im Gegensatz zu diesem Todtenacker zeigte die nahe Cascade das Bild jugendlichsten Lebens. Das krystallklare, kalte Wasser des Arabo-pu stürzte hier eine etwa 80 Fuß hohe Felswand von grünem Jaspis, der in förmlichen Quadern, wie von Menschenhand zusammengefügt, das völlig ebene, ungemein glatte Bett des Flusses bildete, hinab, die in mehreren Absätzen, gleich gewaltigen, künstlich hergestellten Stufen, nach dem Fuße des Falles steil abfiel.

Es war ein wunderschöner Anblick, das klare, durchsichtige Wasser über die hellgrüne Felswand hinabfallen zu sehen, indem die Färbung desselben, durch die durchscheinende Farbe

der Felswand, einen so intensiv grünen, prächtigen Lasurton annahm, daß man den Fall nur mit der größten Bewunderung anstaunen konnte.

Am Fuße desselben lagen gewaltige Massen von Treibholz, das der in der Regenzeit hoch angeschwollene Fluß vom Gebirge herabgeführt hatte, und von hier schoß der ziemlich breite Fluß mit größter Vehemenz zwischen hohen Felsufern in die weite Savane hinaus, um sich zwei Tagereisen weit von hier mit dem Fluß Kukenam zu vereinen und dann zusammen gen Westen fließend, nach der Vereinigung mit dem ebenfalls vom Berge Kukenam kommenden Yuruani, den gewaltigen Caroni zu bilden, der bei Puerto de tablas in den Orinoco mündet, was ich im ersten Theile dieses Werkes bereits ausführlicher geschildert habe.

Ich fand die ganze Gegend ungemein interessant, so daß ich gleich am ersten Nachmittage einen ziemlich weiten Ausflug aufwärts des Arabo-pu, der eine weite Strecke am Fuße des Roráima entlang fließt, unternahm. Die Savane, da wo sie feucht war, prangte mit einer Menge der seltensten, zum größten Theil mit den herrlichsten Blüthen geschmückten Pflanzen, unter denen mich am meisten die wunderschönen Befarien (Befaria Schomburgkiana Kl., B. guianensis Kl., B. grandiflora H. B. et Kth.), die Alpenrosen Südamerikas, interessirten, die hier in großen Büschen beisammenstanden und durch ihre prächtigen Blüthen allein schon zu der seltenen Schönheit der Savane beitrugen.

Am Flußufer zogen sich dichte Gebüsche der herrlichen Kielmeyera angustifolia Pohl hin, die über und über mit ihren prächtig carminrothen, großen, oleanderähnlichen Blüthen prangten und, von der Sonne beschienen, durch ihre leuchtende Färbung das Auge blendeten. Ein prächtiger Vordergrund zu den tief ultramarin- und violetblauen Abhängen des dahinter sich erhebenden Roráima mit dem stolzen roth und gelb schillernden Sandsteinwalle und den silberglänzenden, hoch herabstürzenden

Wasserfällen! Einzelne Felsplatten am Ufer des Flusses waren förmlich überzogen von gewaltigen Büschen der prachtvollen großblühenden Cattleya labiata Lindl., an deren Blüthenstengeln ich öfters 15—16 tief rosarothe, gewaltige Blumen zählte, sowie von dem mit herrlichen Blüthen geschmückten Cypripedium Lindleyanum R. Schomb., das hier in all seiner Ueppigkeit wucherte.

An einem alten, hohlen Baumstamme, der am Flußufer lag, einige Zeit stehend und die prächtige Umgebung bewundernd, wurde ich durch ein Scharren und Kratzen in dem Stamme aus meinem Nachdenken gerissen. Ich verhielt mich ganz ruhig und beobachtete ganz eifrig das Ende des hohlen Stammes, aus welchem nach einer langen Weile der spitze, gelbbraune Kopf eines Säugethieres herausguckte, der vorsichtig umherschaute und, als er alles sicher glaubte, mit dem ganzen Körper aus der Höhlung des Stammes kam. Es war ein Ameisenfresser (Myrmecophaga tetradactyla Lin.), der seine Wohnung in dem hohlen Stamme hatte und jetzt wegen des Abendessens ausging, da er, aus Mangel an Ameisen in dem verrotteten Stamme, nicht zu Hause diniren konnte. Leider mußte ihn dabei sein Geschick in meine Nähe führen, denn sobald er sich nur auf der Savane befand, sprang ich auf ihn los und suchte ihn zu ergreifen. Dies wurde mir jedoch schwer, da er sich bei meiner Annäherung mit den scharfen Klauen der Vorderfüße aufs tapferste wehrte, so daß es mir unmöglich wurde, ihn zu fassen, wobei er zugleich sich bestrebte, mir so schnell, als es ihm möglich war, zu entlaufen. Seine Schnelligkeit im Laufen war jedoch nicht von Bedeutung, er konnte mir unmöglich entrinnen, und da ich sah, daß von einem Angriff mit der Hand auf ihn, wegen seiner gewaltigen Klauen, nicht die Rede sein konnte, nahm ich mein großes, bei mir führendes Schmetterlingsnetz von starker Gaze zur Hand und schaufelte ihn in dasselbe, was mir bald genug

glückte. So, eingehüllt in dieses, trug ich ihn, ohne den geringsten Widerstand seinerseits, nach meiner Hütte, wo er meiner Menagerie einverleibt wurde.

Meine Sandalen hatten mir bei meinem Ausfluge vortreffliche Dienste geleistet, und ich war allzufroh, die Scrupel wegen meiner Fußbekleidung in solcher Weise beseitigt zu sehen.

Bei meiner Nachhausekunft fand ich den Arekuna-Häuptling mit mehreren seiner Leute auf mich wartend; er hatte mir reichliche Provision von Cassadebrot und Bananentrauben und außerdem ein neues Paar Sandalen gebracht, wofür er von mir gebührendermaßen beschenkt wurde.

Die Nacht war, gleich der gestrigen, ungemein kühl, und der Thermometer, der am Tage bis auf 80° Fahrh. gestanden hatte, sank in der Nacht auf 64° Fahrh. herab, so daß ich mit doppelten Beinkleidern und Röcken und außerdem in eine wollene Decke gehüllt, in der Hängematte schlafen mußte. Es war dies besonders empfindlich für die aus der heißen Ebene hierher gebrachten, lebenden Thiere, von denen in Folge der Nachtkälte, trotz sorgsamer Verpackung, in der vierten hier zugebrachten Nacht ein großes Wasserschwein (Hydrochoerus Capybara Erxl.), ein Nasenthier (Nasua socialis Pr. Neuw.) und der von mir gefangene Ameisenfresser starben.

Zeitig des anderen Morgens besuchte mich der Arekuna-Häuptling wiederum und brachte mir zwei lebende Säugethiere, einen Vielfraß (Galictis barbara Wagn.) und ein sehr seltenes, schwarzgestreiftes Nasenthier (Nasua vittata Tschudi), das ich einzig und allein nur hier, und zwar nur in diesem einen Exemplare, gesehen habe.

Der Galicitis barbara war im höchsten Grade wild und unbändig und hatte, als ich ihn in ein von starken Stäben gefertigtes, halb in die Erde gerammtes Gefängniß eingeschlossen, im Moment dasselbe durchbrochen, worauf er in schneller Flucht

davon eilte, jedoch bald von einem Indianer wieder eingefangen wurde. Trotz der stärkeren Befestigung seines Käfigs gelang es ihm noch zweimal, daraus zu entfliehen, bis er zuletzt noch gefesselt wurde, so daß er sich in seine Gefangenschaft ergeben mußte. Dem ungeachtet hatte er sich in der nächsten Nacht zu befreien gewußt und war am andern Morgen spurlos verschwunden.

Daß Wild, besonders aber Federwild, in den Waldungen des Roráima in Menge zu haben sei, bewiesen meine Jäger, als sie am Abend mit einer Ladung von 3 Powis, 8 Maroudis, 2 Maam (Trachypelmus subcristatus Cab.), 4 Durra-quarra's (Odontophorus guianensis G. R. Gray) und 2 Acuri's (Dasyprocta Aguti Ill.), die sie im nahen Walde innerhalb kurzer Zeit geschossen, zurückkehrten. Außerdem brachten sie einige niedliche Pipra cornuta, die sie mit dem Blaserohr erlegt, mit. Diesen zierlichen Vogel, den die Arekunas „Kerepika" nennen, habe ich nur am Roráima angetroffen; das Männchen ist schwarz, das Weibchen graugrün, aber der ganze Kopf, nebst der Kehle, dem Oberhalse und den Unterschenkeln, scharlachroth, ebenso das Gefieder am Hinterkopf, das in zwei Schöpfe verlängert ist, die der Vogel nach Belieben aufrichten und niederlegen kann.

Ein anderer, in den Waldungen des Roráima ebenfalls häufiger Vogel, dessen grelle, metallreiche Stimme mir den ganzen Tag über in die Ohren tönte, ist der Dara (Chasmarhynchus variegatus Temm.), dessen Kehle beim Männchen nackt, mit wurmförmigen Fleischlappen behängt ist; er ist außer am Roráima, nirgends anderswo in Guyana anzutreffen.

Die Arekunas der drei Stunden von mir entfernten Niederlassung Ibirima-yeng brachten mir fast jeden Tag große Bündel an Schlingpflanzen aufgehängter, kleiner Vögel, meist Tanagra-, Pipra-, Euphone-, Ampelis-, Calliste- und mehrere andere Arten, so daß meine indianischen Conservatoren den ganzen Tag über

beschäftigt waren und ich bald eine ansehnliche Sammlung, mitunter recht seltener Vögelbälge beisammen hatte.

Meine Lebensweise in der Hütte am Fuße des Roráima blieb sich, mit wenig Ausnahmen, jeden Tag gleich, dabei aber entdeckte ich jeden Tag etwas Neues und Interessantes, das nur allein dieser Gegend eigenthümlich war.

Sobald nur der Morgen dämmerte, erhob ich mich aus der Hängematte und begab mich, nach eingenommenem Frühstück, auf einen in der Nähe liegenden Hügel, um an einer Ansicht des Roráima in Aquarell zu arbeiten. Hierzu waren mir nur die Morgenstunden von 6—8 Uhr erlaubt, denn nach dieser Zeit überzog sich der Gipfel des Berges mit Wolken, die bereits seit Sonnenaufgang an seinen unteren Abhängen auf der Lauer gelegen hatten und ihn theilweise den ganzen Tag über, bis nahe zum Sonnenuntergang, einhüllten, zu welcher Zeit er wieder völlig von dem dichten Wolkenschleier befreit wurde.

Nach beendeter Malerei machte ich einen naturwissenschaftlichen Ausflug in den nahen Wald oder auf die Savane, dem Ufer des Arabo-pu entlang, bei welchem mich Cornelissen und einer der Indianer begleiten mußten.

Der Wald bot mir reiche botanische Ausbeute, besonders an Farn[22]), von denen ich zwei interessante Schizaea, die S. dichotoma Sw. und S. incurvata Schkr., hier fand.

Nach meiner ungefähren Schätzung hat die Gebirgskette des Roráima wenigstens 200 verschiedene Farn-Arten aufzuweisen, von denen wohl die Hälfte einzig und allein dem Roráima eigenthümlich sind, die übrigen jedoch ebenfalls in anderen Gebirgsgegenden Guyanas, dem Humiriba- und Canucu-Gebirge, sowie in den der Küste zu gelegenen Urwäldern, vorkommen.

An Palmen fand ich in den Waldungen am Fuße des Gebirges nur Iriartea robusta Karst., Oenocarpus Bataua Mart.,

O. Bacaba Mart. und Bactris concinna Mart., sowie nahe dem Gipfel, am Fuße des Sandsteinwalles, in der Höhe von 6000 Fuß, mehrere Geonoma-Arten.

Die Iriarteen standen in großen Gruppen beisammen und trugen ungemein viel zur Schönheit der Waldung bei, die sonst durch ihre vielen entlaubten Bäume in der trockenen Zeit keinen besonders schönen Eindruck machte.

Eine Unmasse niederliegender, halbverrotteter Bäume, welche durch heftige Stürme, die zur trockenen Zeit in diesem Gebirge herrschen, umgestürzt waren, lag in den Wäldern umher und der mich begleitende Indianer hatte die Aufgabe, täglich mehrere derselben zu zerhacken, um in dem faulenden Holze nach Käfern oder seltenen Käferlarven zu suchen, wodurch ich in den Besitz einer schönen Sammlung recht seltener Coleopteren[23]) gelangte.

Von diesen Ausflügen gegen Mittag in meine Hütte zurückgekommen, beschäftigte ich mich nach der Mahlzeit mit dem Ordnen und Präpariren der mitgebrachten Sammlungen, worauf eine einstündige Siesta gehalten wurde.

Nach dieser, um 2 Uhr Nachmittags, wurde ein anderer, diesmal rein botanischer Ausflug in die Umgegend unternommen, von welchem ich in der Regel mit reichen Schätzen Flora's zurückkehrte. Ein Bad in dem klaren, kalten Wasser des Arabo-pu bildete den Schluß der Tagesarbeit, worauf ich, nach der Hütte zurückgekehrt, in dieser meistens Indianer aus der Nachbarschaft mit Provision oder Naturalien, die sie mir zum Tausch brachten, antraf.

So besuchte mich gegen das Ende der ersten Woche meines Aufenthaltes am Roráima, eine Arekuna-Familie aus einer entfernteren Niederlassung am Kukenam, unter welcher sich vier junge Mädchen befanden, die sich durch ihre Schönheit vor allen bisher gesehenen Indianerinnen auszeichneten. Sie mochten im

Alter von 12—15 Jahren sein, und waren in ihren Körperformen bereits so vollkommen ausgebildet und dabei von solchem Ebenmaß ihrer Glieder, daß sie einem Bildhauer als Modell einer Venus hätten dienen können. Dabei zeigten ihre lieblichen Gesichter nichts von den aufgeworfenen Lippen und dicken Nasen der Neger und Farbigen, im Gegentheil waren die Nasen von edler römischer Form, und ihr kleiner Mund prangte mit den feinsten, nur ein klein wenig geschwellten Lippen; die feurigen schwarzen Augen und rabenschwarzen Haare vollendeten die seltene Schönheit der Mädchen, die überdies, wie alle Indianerinnen, mit den kleinsten Händen und Füßen, gleich denen von Kindern, versehen waren.

Abgesehen von ihrer Farbe, die bei weitem heller als die anderer Indianerstämme war, konnten sie dreist mit der reizendsten Europäerin an Schönheit wetteifern. Ich machte ihnen ein Geschenk von Glasperlen, das sie überaus günstig aufnahmen, und wofür mir jede von ihnen einen Kuß erlaubte, obgleich keine wußte, was dies zu bedeuten habe, und die zuschauenden Indianer in ein lautes Gelächter darüber ausbrachen, da Küsse bei keinem Indianerstamm gang und gäbe sind.

Nachdem die aus 10 Personen bestehende Familie zwei Stunden bei mir verweilt und die meisten meiner Sachen mit größter Neugierde angestaunt hatte, begab sie sich hinweg, um den alten Häuptling in Ibirima-yeng zu besuchen.

Meine beiden farbigen Diener schienen von den weiblichen Schönheiten sehr angezogen zu sein und begleiteten sie mit meiner Erlaubniß bis zur nächsten Niederlassung, von wo sie erst am Abend des nächsten Tages zurückkehrten. Sie schienen sich ungemein amüsirt zu haben und unternahmen von nun an wöchentlich zweimal ähnliche Besuche in der Nachbarschaft, zu welchen sie sich stets mit ihren besten Kleidern und einer Frisur à la Titus schmückten und für die jungen Damen der Niederlassung Geschenke

an Glasperlen und feinen Ungezieferkämmen, die denselben leider sehr nöthig waren, mitnahmen; jedenfalls gab die Liebe den Impuls zu diesen Wanderungen, die ich ihnen übrigens gönnte, da sie sich, ohne das geringste Interesse für die schöne Natur und romantische Umgebung, ohne Zweifel hier schrecklich langweilen mußten.

Schon seit mehreren Tagen hatte ich eine Besteigung des Roráima beschlossen, jedoch bisher die dazu nöthige indianische Begleitung nicht erlangen können, bis endlich am Morgen des 9. Februar der alte Arekuna-Häuptling Kaikurang mit 20 seiner Leute zu mir kam und mich zur Besteigung des Berges aufforderte. Unvorbereitet wie ich war, dauerte es bis 11 Uhr, bevor ich alle die für die Tour nöthigen Sachen in Ordnung gebracht hatte, worauf ich mich mit meinen Leuten und den 21 Arekunas auf den Weg begab, und einzig und allein Cornelissen, der von einer Bergbesteigung nichts wissen wollte, zur Bewachung der Hütte zurückließ. Sehr gern hätte ich einige der Arekuna-Mädchen unter meinem Gefolge gehabt, jedoch der Häuptling sagte mir, daß sie sich aus Furcht vor der Nachtkälte auf dem hohen Berge, sowie wegen abergläubischer Ideen, geweigert hätten, ihn auf dieser Tour zu begleiten. Des Jäger John's Frau war das einzige weibliche Wesen in meiner Begleitung.

Vorsichtig passirten wir den Arabo-pu dicht am Rande des Wasserfalles, und dicke, in beiden Händen geführte Stöcke mußten die Füße unterstützen, um nicht auf den glatten, schleimigen Jaspisquadern des Flußbettes auszugleiten und den nahen Fall hinabzustürzen. Dann ging es am jenseitigen Ufer plötzlich steil bergan, auf eine hochgelegene Savane, die voll der schärfsten, kleinen Jaspisstücke lag, die meinen Sandalen einen baldigen Untergang bereiteten; ein Glück, daß ich ein zweites Paar als Reserve mitgenommen hatte. Die Savane war im höchsten Grade öde und kaum ein grünes Pflänzchen auf ihr zu

sehen, bis wir nach etwa 2 Stunden in die Nähe eines Baches kamen, der ringsumher Leben in die Vegetation gebracht hatte. An seinen Ufern standen dicke, gedrungene Stämme der schönen Alsophila villosa Presl. mit brauner, dichter Behaarung und kurzen, steifen, lederartigen Wedeln, wodurch die schöne Pflanze, die auch auf den südlichen Abhängen der Küsten-Anden von Venezuela vorkommt, eher das Aussehen einer Cycas revoluta, als das eines Baumfarn erhält. Außerdem wuchs hier in Menge die ebenfalls mit cycasähnlichen Strunk und Wedeln gezierte Lomaria Schomburgkii Kl., deren Größe jedoch weniger bedeutend ist.

Ein Trupp von 12 Indianern blieb hier zurück, um, sobald wir in gehöriger Entfernung uns befänden, in einem weiten Kreise die umliegende Savane anzuzünden, und etwa darin befindliche Savanenhirsche aufzutreiben und zu erlegen. Wir klommen unterdeß die steilen Abhänge hinan, die mit Savanenvegetation bekleidet waren. Nur die vom Gipfel sich herabziehenden, wasserreichen Schluchten waren mit hoher Waldung bedeckt, die sich mitunter in streng abgeschnittenen Linien und Curven über einen Theil der Abhänge hinzog, je nachdem das dieselben bedeckende Erdreich fruchtbarer und feuchter war. An der Sohle des den Gipfel des Roraima bildenden, 1500 hohen Sandsteinwalles zog sich dagegen ein etwa 500 Fuß breiter Waldsaum entlang, der in seinem meist krüppelhaften Wachsthum sich auffallend von dem der tiefer abwärts gelegenen Waldungen unterschied.

Langsam bewegte sich unser Zug die schroffen Abhänge aufwärts, bis wir nach zwei Stunden mühevollen Kletterns die Höhe von etwa 2000 Fuß erreicht hatten und, hier ausruhend, nach der unterhalb gelegenen Savane zurückblickten.

Die dort zurückgelassenen Indianer hatten bereits längst das vertrocknete Gras angezündet, und ein ungeheures Feuermeer

leuchtete uns von da entgegen, das sich in großer Schnelligkeit, dicke, schwarze Rauchwolken voraussendend, den Berg hinauf, unserem Standorte zu, wälzte. An ein längeres Verweilen an diesem war unter solchen Umständen nicht zu denken, und wir retirirten, so schnell als wir konnten, in eine nahe, mit Waldung bedeckte, tiefe Schlucht, durch welche ein klarer Gebirgsbach sich stürzte, in welcher wir vor dem mit Sturmeseile herannahenden Flammenmeere geborgen waren.

Die Atmosphäre rings um uns her erzitterte gleich einem dünnen, durchsichtigen, über eine hohe Felswand herabstürzenden Wasserschleier, bei Annäherung der gewaltigen Feuersäule, die unter dumpfem Donner und gewaltigem Brausen, ähnlich dem der wüthenden Brandung, heran stürmte und im Nu alles um uns her in eine ungeheure Feuermasse verwandelte, die am Rande des uns bergenden Wäldchens, in dem dort ganz besonders hohen Grase und den langen, üppigen, bis an die Gipfel der Bäume sich hinaufziehenden Festons der Scleria flagellum, die reichlichste Nahrung fand.

So schnell als das Feuer herangekommen, ebenso schnell war es wieder verschwunden und mit dumpfem Gebrüll zum Gipfel des Berges hinangerast; es kämpfte nur mit der Grasvegetation der Savane, die Bäume des Waldes waren ihm zu frische, saftstrotzende Gegner.

Dicke, schwarze Rauchsäulen wälzten sich von den Orten, über die es gezogen war, und schwebten lange Zeit gleich einer dunklen, gewaltigen Wolke darüber, aus der von Zeit zu Zeit unter wildem Geschrei einzelne Raubvögel nach dem noch heißen Erdboden herabstießen, um die durch das Feuer umgekommenen Säugethiere und Amphibien zu verzehren.

Die tiefe Waldschlucht, in die wir uns vor dem Feuer geflüchtet, wurde wegen des nahen Baches und ihrer angenehmen Lage zum Nachtlager bestimmt und in größter Schnelligkeit meh-

rere Banaboo's hergestellt. Da es erst gegen 3 Uhr Nachmittags war, unternahm ich eine Excursion die Schlucht aufwärts, während sich die Indianer ebenfalls zerstreuten, theils um zu jagen, theils um für mich irgend einige, ihnen selten scheinende, Naturgegenstände zu sammeln.

Die felsigen Ufer des in einer Unmasse kleiner Cascaden herabstürzenden Gebirgsbaches waren mit den zierlichsten Farn, besonders der herrlichen Hymenostachys elegans Presl., H. diversifrons Bory, Trichomanes pilosum Raddi, T. brachypus Kzl., T. Ankersii Hook. et Grev. und vieler anderer derselben Gattung, dicht überzogen, und hohe Baumfarn streckten ihre feingefiederten Wedel, leise erzitternd, zwischen den mit Orchideen und Tillandsien beladenen Stämmen der Uferbäume hindurch und überwölbten so mit einer zart durchbrochenen, saftgrünen Decke das krystallklare, kühle Wasser des Baches. Lange Zeit verfolgte ich die sich steil aufwärts ziehende Schlucht, auf den das Bett des Baches anfüllenden Felsblöcken emporkletternd, bis, je höher ich kam, der Uferwald nach und nach niedriger wurde, sodann in dichtes, sich durch einander schlingendes Bambusgebüsch überging und endlich in Savanenvegetation endete. Auf der vom Feuer verbrannten und schwarz gefärbten Savane ging ich nach dem Eingang der Schlucht hinab und fand bei meiner Ankunft im Nachtlager meine sämmtliche indianische Begleitung hier versammelt.

Die früher in der Savane am Fuße des Berges zurückgebliebenen Arekunas hatten durch das Abbrennen des Grases leider nichts weiter erreicht, als den Fang von sechs Exemplaren einer kleinen Cavia-Art, der Cavia leucopyga Brandt, die von den Arekunas „Attu" genannt wird. Das Thier sah, als „eßbarer Gegenstand" betrachtet, durchaus nicht empfehlend aus und hatte eine entschiedene Aehnlichkeit mit einer großen Ratte, nur daß ihm der, letzteres Thier so interessant machende, lange Schwanz

fehlte. In Erwägung aber, daß die sechs rattenähnlichen Geschöpfe die einzige Ausbeute der heutigen Hirschjagd waren und es außer Cassadebrot nichts weiter zu essen gab, überdies die Indianer den Wohlgeschmack des Fleisches dieser Thiere rühmten (worauf freilich bei deren oft sonderbaren Ideen von Wohlgeschmack nicht viel zu geben war), ließ ich die sechs Attu's von meinem Koch zum Abendessen zubereiten.

Mittlerweile nahm ich die naturwissenschaftlichen Sammlungen in Empfang, welche mehrere der Indianer auf den höheren Abhängen und Schluchten für mich gesammelt und meist in Pflanzen bestanden, von denen sie gerade die Theile brachten, die für das Herbarium nichts taugten, während sie die Blüthen und Fruchttheile unberücksichtigt gelassen hatten. Hatte irgend schönes Laubwerk ihre Aufmerksamkeit erregt, so brachten sie mir blüthenlose Zweige davon, wie die herrliche Thibaudia nutans Klotzsch mit jungen, rosenrothen Blättern, die zierliche Weinmannia ovalis Pav. mit zart hellgrünem, schön geformtem Laube, schöne Melastomen mit rothen, sammetartigen Blättern, u. s. w.

Das interessanteste, was John's Frau gesammelt hatte, war die prachtvolle Rapatee, Saxo-Fridericia Regalis Rob. Schomb., die ich bereits bei der Schilderung meiner Tour über das Membaru-Gebirge erwähnt habe, wie die herrliche Utricularia Humboldtii Schomb. mit 3—4 großen, auf langen Blüthenstengeln stehenden, leuchtend ultramarinblauen Blumen.

Um die Indianer jedoch nicht von fernerem Sammeln abzuschrecken, legte ich alle mir gebrachten Pflanzen, gleichviel ob sie mir convenirten oder nicht, zwischen Trockenpapier, mit dem Vorsatz, die untauglichen bei der Rückkunft nach meiner Hütte sofort wegzuwerfen, und sah dann, in meiner Hängematte ausruhend, dem delicaten Abendessen mit großem Appetit entgegen.

Und bald genug kam es.

Der Koch servirte mir auf dem Teller zwei gekochte Exem-

plare der Cavia, die meine Nase sofort nach Erscheinen durch einen, nach altem, stockigem Pelzwerk duftenden Geruch, auf die miserabelste Art afficirten. Da jedoch Wildpret nie nach Eau de Cologne riecht, so verzieh ich den beiden Thieren diesen penetranten Duft und suchte meine Nase, durch öfteres Einathmen desselben, dagegen zu stählen, indem ich dabei, gleichsam als Trost, meine Gedanken auf Sauerkraut, Käse, u. dgl. andere Lebensmittel, die ebensowenig wohl riechen, trotzdem aber recht gut schmecken, hinlenkte.

Dadurch gekräftigt, schnitt ich mit größter Charakterfestigkeit ein Stück des so pikant duftenden Fleisches ab und würgte es, ohne viel zu beißen, die Kehle hinab. Dem ersten Bissen, der mir noch nicht den wahren Geschmack des Fleisches beigebracht hatte, sandte ich schnell einen zweiten nach, der jedoch, im Magen angekommen, sich nur kurze Zeit darin aufhielt, mich plötzlich aufspringen ließ und sodann im Dunkel des Waldes, im Verein mit dem ersten Bissen und allen anderen außerdem im Magen befindlichen Stoffen, in seltener Schnelligkeit durch Vermittelung des Mundes daraus entfloh.

Obgleich ich noch nie eine Ratte genossen, kam mir doch dieses Fleisch durch seine widerliche Süße und den penetranten Pelzgeruch dermaßen rattenähnlich vor, daß sein Genuß die erwähnte Explosion meines Magens bewirkte und mir den Anblick der gekochten Thiere dermaßen ekelhaft machte, daß ich meinen Diener vor meinem Wiedereintritt in das Zelt die seltsame Mahlzeit schnell wegzubringen beorderte, um nicht von Neuem Gesundheitsstörungen durch deren Anblick und Geruch gewärtigen zu müssen.

Ich begnügte mich zur Abendmahlzeit mit einem Stück Cassadebrot und tilgte die Erinnerung an die widerliche Mahlzeit durch baldigen, festen Schlaf, aus dem ich erst gegen Morgen durch das Erscheinen eines Trupps fremder Arekunas geweckt

wurde. Sie kamen von einer Niederlassung am Kukenam und waren durch das bis nahe zum Gipfel des Roráima aufsteigende Feuer, das am Abend in weitester Ferne zu sehen gewesen war, hierher gelockt worden, vermuthend, daß ich mich auf dem Berge befinden würde. Zu unser aller Freude brachten sie einige Körbe geräuchertes Hirschfleisch mit, von welchem der größte Theil sogleich unter gewaltigem Jubel den Kochtöpfen überantwortet wurde.

Als ich nach vollbrachter Mahlzeit die Arekunas aufforderte, mich nach dem Gipfel des Berges zu begleiten, weigerten sie sich dazu entschieden, und der Häuptling bemerkte mir, daß sie nur bis hierher, aber nicht weiter aufwärts, mich hätten begleiten wollen. Abergläubische Furcht vor dem bösen Geiste und einem gewaltigen Adler, der den Gipfel des Roráima bewohne und jeden sich demselben Nahenden tödte, hielt sie von der weiteren Ersteigung des Berges ab.

Alle meine Gegenreden ließen den Häuptling lange Zeit in dem gefaßten Entschlusse verharren, bis ich endlich, nachdem meine Geduld beinahe erschöpft war, ihn durch das Versprechen reichlicher Geschenke dahin brachte, daß er mir versprach, am nächsten Tage mich mit einigen seiner Indianer weiter aufwärts zu begleiten. Um einen Pfad durch den verwachsenen, krüppelhaften Wald, der an der Basis des hohen Sandsteinwalles sich hinzieht, zu hauen, sandte er zwei seiner beherztesten Leute, denen ich noch meine 5 Indianer beigesellte, mit Cutlasses dahin ab, damit uns bei der Ersteigung keine Hindernisse entgegenträten.

Damit der Tag nicht ungenutzt verstreiche, unternahm ich eine botanische Excursion die steilen, zum Gipfel führenden Abhänge hinan, die mich durch die seltenen Pflanzen, die ich auf der bergigen Savane und an den Rändern der Waldungen fand, reichlich belohnte; vorzüglich waren es auch wieder Farn und Erd-Orchideen, die auf diesem Terrain am vorherrschendsten sich zeigten.

Nahe der Krüppelwaldung am Fuße der Sandsteinmauer, bis wohin ich vordrang, lagen gewaltige, von derselben herabgestürzte Felsblöcke, deren Oberflächen mit einer üppigen Vegetation von Orchideen völlig überzogen waren. Außer der lieblichen Cleistes rosea Lindl. fand ich hier, in den Spalten der Felsen wurzelnd, dichte Büsche der Masdevallia guianensis Lindl., des Oncidium pulchellum Lindl., der Cattleya pumila Hook., C. Mossiae Hook., des Zygopetalum Mackaii Hook. und zahlreicher Arten Odontoglossum, Myanthus und Epidendrum. Dagegen traf ich auf der feuchten Savane, in großen Massen beisammenstehend, die herrliche Saxo-Fridericia Regalis Schomb. und eine andere schöne Rapatee, Stegilepis guianensis Kl., an.

Bis zum späten Nachmittage verweilte ich in der, mir in so überaus reichlichem Maße ihre Pflanzenschätze spendenden Gegend, dann begab ich mich die steilen Abhänge hinab, nach dem in der tiefen Schlucht befindlichen Lager.

Wiederum hatten die Indianer mir reichliche Sammlungen von Pflanzen für's Herbarium gebracht, und wiederum mußte ich diese, von denen mehr als die Hälfte gänzlich untauglich für meine Zwecke waren, zwischen Trockenpapier legen. Außerdem hatten sie einige lebende Cavia leucopyga gefangen, die sie mir zum Geschenk machten. Eine Gänsehaut überlief meinen Körper bei deren Anblick, der mich unwillkürlich an die gestrige, unterbrochene Abendmahlzeit erinnerte; ich ließ sie einstweilen in einen aus den Stengeln der Calathea geflochtenen Käfig setzen, um sie mit nach meiner Hütte zu nehmen und meiner Menagerie beizugesellen, fand sie aber am nächsten Morgen verschwunden, indem sie das Rohr des Käfigs durchbissen hatten.

Glücklicher Weise brachten die auf der Jagd gewesenen Indianer am Abend zwei erlegte Savanenhirsche, so daß wir reichlich zu essen hatten und munteres Leben unter den Leuten herrschte. Die Pfadhauer waren ebenfalls vom Gipfel des Berges zurück-

gekommen und hatten nach ihrer Versicherung einen bequemen Weg zum Aufwärtsklimmen im Walde hergestellt.

Am nächsten Morgen, den 10. Februar, unternahm ich mit dem Häuptling Kaikurang und einigen Indianern die Tour nach dem Gipfel des Roráima. Nur drei Arekunas, die weniger abergläubisch als ihre Landsleute waren, begleiteten mich, außerdem aber die in meinen Diensten stehenden fünf Indianer, sowie John's Frau und meine beiden farbigen Bedienten.

Das Wetter war im höchsten Grade ungünstig, Regen und überaus heftiger Wind machten das steile Aufwärtssteigen ungemein beschwerlich, und als wir etwa eine Stunde hinangeklettert waren, befanden wir uns in der dichten, feuchten Wolkenmasse, die der Sturm in Blitzesschnelle vor sich herjagte. Ich hatte alle meine Kraft aufzubieten, um gegen die gewaltige Macht des Sturmes beim Ersteigen der schroffen Abhänge anzukämpfen und nicht von ihm in einen der vielen, zu beiden Seiten des Weges gähnenden Abgründe hinabgerissen zu werden. Endlich nach vieler Mühe und Beschwerde erreichten wir ein kleines Plateau, das den Gipfel mehrerer steiler Abhänge bildete, und hielten hier eine kurze Rast.

Riesige Felsblöcke, vom hohen Sandsteinwalle des Roráima herabgestürzt, lagen hier in chaotischem Durcheinander in Unmasse umher und waren auf ihrer Oberfläche mit einer üppigen Vegetation der bereits angeführten Orchideen, sowie mit Aroideen und Bromeliaceen überzogen. Aus den Blattscheiden der letzteren ragten die langen Blüthenstengel der darin wuchernden Utricularia Humboldtii mit ihren schön ultramarinblauen, großen Blumen hervor. Rings um die Felsblöcke her erhoben sich gewaltige Stämme von Clusien, Mimosen, Thibaudien, Bochysien, Gaultherien und Myricen, die von Tillandsien und Orchideen strotzten. Der Regen hatte aufgehört, doch von dem dunklen, dichten Laubdach der hohen Bäume tropfte die dort von ihm

zurückgelassene Ueberfülle an Feuchtigkeit ohne Unterlaß auf uns herab und trug im Verein mit einem kleinen, das Plateau durchströmenden Bach zum üppigsten Wachsthume und zu der saftiggrünen Färbung der an der Erde wuchernden Pflanzen hauptsächlich bei.

Hinter dem Plateau begann der bereits erwähnte, krüppelhafte Busch, über dem sich in düsterer Majestät die röthlich graue, zum Theil geschwärzte, 1500 Fuß hohe Sandsteinmauer erhob.

Von einer Aussicht über die weite, bis an den fernen Horizont sich ausbreitende Savane war nicht die Rede, denn die unter uns vom Sturme dahingejagten Wolkenmassen hinderten jede Fernsicht.

Um dem an dieser freien Stelle ganz besonders lästigen Winde zu entgehen, brachen wir bald wieder auf, überschritten in kurzer Zeit das kleine Plateau und traten in den niedrigen Busch ein.

Dies war der sonderbarste tropische Wald, den ich je gesehen, und der mir in Süd-Amerika nur einmal, und zwar auf dem schmalen Grath des Gipfels der Cumbre del San Hilario in den Küsten-Anden von Puerto Cabello, in ähnlicher Weise vorgekommen ist.

Dicht gedrängt stehen in ihm die knorrigen, gewundenen Stämme, deren Aeste sich bereits unmittelbar am Boden abzweigen, neben einander und bilden mit den, durch Schlingpflanzen gleichsam mit ihnen verschlungenen Farnkräutern, Scitamineen und großen Massen niedriger Geonomapalmen (Geonoma maxima Kunth., G. acutiflora Mart., G. arundinacea Mart., G. baculifera Kth.) ein völlig zusammengewachsenes Dickicht, das der menschliche Körper kaum zu durchdringen vermag. Gänzlich überzogen mit grauweißen und saftgrünen Moosen, die in größter Fülle in gewaltig langen Bärten an den Stämmen und Aesten herabhängen, und aus denen die zierlichsten Farn, die reizendsten Orchideenblüthen, wie die prächtig gefärbten, von langen Stielen getragenen Brac-

teen der Tillandsien hervorschauen, gewährt dieser Miniaturwald den seltsamsten Anblick.

Der ganze Wald erhebt sich auf den gewaltigen Trümmerhaufen der, von der hohen Sandsteinmauer herabgestürzten, riesigen Felsblöcke und schwebt, zusammengehalten durch seine in einander verflochtenen Wurzeln, oft weite Strecken über tiefen Abgründen, so daß er, in solchen Fällen, nur auf den Aesten der Bäume passirt werden kann.

An einer ziemlich ebenen Stelle desselben schlugen wir unser Lager auf, das wir zugleich zum Nachtquartiere bestimmten. Mein Zelt wurde aufgespannt, und die Indianer errichteten kleine Banaboo's von den Wedeln der Geonoma maxima. Trinkwasser fand sich hier in einer 30 Fuß tiefen, cisternenähnlichen Höhlung, denn der Wald schwebte auch hier über einem nicht allzutiefen Abgrunde und nur vermittelst der, an zähe Schlingpflanzen befestigten, Kochgeschirre ließ sich unser Bedarf an Wasser heraufholen. Nachdem wir die Einrichtung für die Nacht getroffen, traten wir, unter Zurücklassung der drei Arekunas, deren Aberglaube sie von dem weiteren Aufwärtsklimmen abschreckte, den beschwerlichen Weg bis zu dem riesigen Sandsteinwalle an.

Nach einer Stunde der gefährlichsten Wanderung auf den Aesten der Bäume, durch lange, tunnelähnliche, von allen Seiten von gewaltigen, von den Bäumen herabhängenden, feuchten Moosklumpen gebildete Gänge, von deren grüner Wölbung das kalte Wasser gleich einem Regenbade herabtropfte, gelangten wir in die Nähe des fast senkrecht vor uns aufsteigenden, 1500 Fuß hohen Sandsteinwalles.

Meine Absicht war, einige etwa 100 Fuß hohe Felsblöcke, die am Fuße der Sandsteinmauer sich erhoben, zu besteigen, um eine Fernsicht zu haben, die hier im Gebüsch nicht zu finden war, doch fand diese, den Felsblöcken nahe gekommen, ihre gewaltigen Schwierigkeiten.

Zwischen dem Grunde, auf dem wir standen, und den Felsblöcken war ein etwa 500 Fuß tiefer Abgrund, über welchen eine natürliche Brücke, durch dichtes Gewirr von schlingendem Bambus gebildet, die auf dem gegenüberliegenden Felsen auflag, führte und nur durch einzelne Oeffnungen in diesem eng verschlungenen, grünen Durcheinander, war es möglich, in den tiefen Abgrund zu blicken.

Behutsam schritten die Indianer über die, etwa 100 Fuß lange Brücke, und ich folgte ihnen. Die Bambusdecke wogte unter den Füßen hin und her, war jedoch dermaßen dicht und fest, daß an ihr Zerreißen nicht zu denken war; nur bisweilen brach Einer oder der Andere mit den Füßen durch und schwebte, gleichsam auf der zähen Pflanzendecke reitend, über dem Abgrunde, bis ihn seine Begleiter aus der unangenehmen Situation befreiten.

Endlich waren die Felsblöcke erreicht, meine Sandalen und Strümpfe wurden, da der Fels von der Feuchtigkeit der Wolken, in die er fast ununterbrochen eingehüllt, sehr schlüpfrig war, am Fuße desselben zurückgelassen, und dieser sodann in der mühsamsten Weise auf Händen und Füßen erklommen.

Doch hier war dem weiteren Aufwärtsklimmen ein Ziel gesetzt, denn die riesige Felsmauer, in einer Höhe von 1500 Fuß, erhob sich fast lothrecht bis zum Gipfel, und es überstieg weit jede menschlichen Kräfte, eine so steile Felswand zu erklimmen.

Die gewaltige Sandsteinmasse war, in der Nähe betrachtet, durch die Einwirkungen des Wetters, ungemein grob porös, von schwarzer Farbe und schilferte an vielen Stellen in langen zolldicken Platten von der soliden Felsmasse ab; einzig und allein die Brechung der Lichtstrahlen auf den durch die Poren verursachten, unzähligen, prismaähnlichen Erhabenheiten, wie in den Poren selbst, bewirkte, aus der Ferne gesehen, die zauberische Färbung der riesigen Sandsteinmauer. Die obere Kante derselben, von Ferne einer schnurgeraden, wagerechten Linie gleichend,

bestand in gewaltigen Zacken und Spitzen der seltsamsten Gestaltung, und das Großartige der wilden Scenerie vollendete der unter furchtbarem Donner 1500 Fuß herabstürzende Fall des Arabo-pu, der in einem Sprunge in die Tiefe fiel und im dichten Gebüsch verschwand, um später nochmals einen gewaltigen, jedoch weniger hohen Satz zu machen, bevor er nach der Ebene hinabeilte.

Isolirt von der hohen, an 4 Meilen langen Felsmauer und deren südlichste Spitze bildend, erhob sich, gleich einem vorgeschobenem Posten, der gigantische, obeliskenähnliche Felsblock Ibirima, der mit seiner ausgezackten Spitze die Höhe der Felswand überragte und Gefahr drohend über den steilen Bergabhängen hing. Doch seit Jahrtausenden mochte er bereits in dieser Lage sich befinden, und wer kann wissen, wie viel Jahrtausende er noch darin zu verharren genöthigt sein wird? Der offene Raum zwischen ihm und der Felsmauer ist nur wenige Fuß breit und wird am Deutlichsten von der südlichen Seite des Berges gesehen.

Eine prachtvolle Fernsicht bot sich von diesem Standpunkte meinen begierigen Blicken dar!

In weiter Ferne lag die seltsam geformte Gebirgskette des Humiriba-Gebirges in tief ultramarinblauer Färbung vor mir, deren höchster Gipfel, der Zabang-tipu, sich durch seine glockenförmige Form ganz besonders bemerklich machte!

Doch was lag alles zwischen diesem Gebirge und dem Roráima!

Ueppige Savanen, prachtvolle Wäldchen, schön geformte Hügel, abwechselnd mit herrlichen Thälern, durchzogen von breiten, dahin sich schlängelnden Silberbändern, den Flüssen, die sämmtlich auf den Gipfeln des Roráima und Kukenam entspringen: dem Kukenam, Camaiba, Arabo-pu und Cotinga! Und alles dies in der prächtigsten Färbung, die bei der wechselnden Beleuchtung in bald mehr, bald weniger intensiven Farbentönen erschien!

Während ich das herrliche Panorama bewunderte, trat der alte Häuptling zu mir heran und zeigte mit ausgestreckter Hand nach einem in der Ferne, gegen Süden zwischen niedrigen Hügeln liegenden Thale, das von dem breiten Kukenam durchströmt wurde. Es war ein Thal von bedeutendem Umfange, das jedoch allen anderen Savanenthälern glich und nicht das geringste Eigenthümliche aufwies. Um mich jedoch dafür besonders zu interessiren, nannte er mir den Namen des Thales „Beckeranta"!

Ich mußte diesen Namen bereits früher gehört haben, konnte mich jedoch im Augenblick nicht besinnen wo?

Mein Dolmetscher, der indianische Jäger Wey-torreh, bemerkte mir, daß in diesem großen Thale vor vielen Jahren mehrere hundert Indianer gegenseitig sich getödtet hätten und dort begraben liegen.

Nochmals warf ich einen Blick nach der fernen, üppigen Savane, deren Boden so überaus reichlich mit Blut gedüngt war, und fand die Gegend um sie her allerdings recht lieblich, jedoch in Erwägung der schrecklichen Menschenschlächterei nichts weniger als geeignet, sie zum langen Ruhepunkte für das Auge zu machen.

Wey-torreh beeiferte sich mir noch mehrere Mittheilungen über diesen entsetzlichen Vorfall zu machen, ich bemerkte ihm jedoch, daß hier nicht der Ort dazu wäre und ich dieselben morgen auf dem kleinen, über den Abhängen befindlichen Plateau, auf dem ich eine Skizze der Felsmauer des Roráima zu zeichnen gedachte, anhören wolle.

Noch längere Zeit verweilte ich auf dem hohen Felsblocke und sammelte einige niedliche Farn, die in großen Büschen dessen Oberfläche überzogen; dann gab ich das Zeichen zum Aufbruch, und Jeder versuchte, so gut als möglich den glatten, steilen Felsblock hinabzuklimmen.

Ich zog es vor, mich niederzusetzen und den Fels hinabzu-

rutschen, wobei ich durch Aufstemmen der Hände die Schnelligkeit der Rutschpartie zu hemmen gedachte; aber im Begriff, dies zu thun, glitten meine Füße auf dem mit feuchtem Moose bekleideten Felsen aus, ich fiel und fuhr mit der Schnelligkeit eines Eilzuges denselben hinab. Bei der Gewalt, mit der ich unten ankam, bohrten meine Füße im Nu einige Löcher durch die Bambusdecke und hingen in ungemüthlicher Weise über dem Abgrunde, während das dichte Gewirr des dornigen Bambus meinen Oberkörper vom jähen Sturz in denselben zurückhielt.

Die Indianer brachen nach ihrer Weise in lautes Gelächter über meine unangenehme Situation aus, kamen mir jedoch schnell zu Hilfe und befreiten mich bald aus der widerwärtigen Lage. Mein Körper war durch die Dornen des Bambus arg verwundet, jedoch das Schlimmste bestand darin, daß ich direct nach der Stelle, von wo ich aufwärts geklommen und wo ich meine Sandalen und Strümpfe zurückgelassen, hinabgerutscht war und diese beiden so überaus nöthigen Gegenstände mit meinen Füßen in den Abgrund gestoßen hatte.

Ich wurde dadurch in die traurige Nothwendigkeit versetzt, da keiner der Indianer Sandalen mit sich führte, den Roráima barfuß hinabzusteigen, ein Umstand, der mich im höchsten Grade bekümmerte, da ich bisher noch nie versucht hatte, in bloßen Füßen zu gehen, am allerwenigsten in dieser Weise die felsige Oberfläche eines Berges hinabzuklettern oder gar auf der, mit scharfkantigen Jaspisstücken überhäuften Savane einherzuschreiten.

Der Uebergang über die, über dem Abgrund schwebende Bambusdecke, wie die Rückkehr über Baumäste und durch feuchte Moostunnels nach dem Lager in dem krüppelhaften Busch, waren wahrlich keine Rosenpfade für mich, und mit bereits wunden Füßen kam ich bei meinem Zelte an, wo ich die drei zurückgebliebenen Arekunas beschäftigt fand, einen Hirsch zu zer-

legen, den sie auf einem Jagdausfluge unterhalb der steilen Abhänge geschossen hatten.

Feuer loderten bald unter jeder Hängematte, und die ein wenig zähen Hirschkeulen wurden eiligst auf einem aus Stäben gefertigten Rost gebraten, um das heftige Verlangen des Magens nach einer soliden Beschäftigung so schnell als möglich zu befriedigen.

Es wehte ein kalter Wind, der die Wolken um uns her und durch unser Nachtlager jagte und fortwährend große Wassertropfen von den feuchten Wedeln der Palmen und aus den schirmartig sich ausbreitenden Wipfeln der krüppeligen Laubbäume auf uns herabschüttelte.

Der Temperaturwechsel zwischen der heißen Savane am Fuße des Roráima und der Höhe, auf der wir uns befanden, war ungemein fühlbar, und die in ihren Hängematten unbekleidet liegenden Indianer froren trotz der unter denselben angezündeten Feuer dermaßen, daß eine seltsame Musik durch ihr Zähneklappern entstand, die nebst der ganzen Umgebung an die Tage des jüngsten Gerichtes erinnerte. Das dazu gehörige Heulen wurde durch das heftige Getöse des von der nahen, hohen Felsmauer herabstürzenden Wasserfalles des Arabo-pu in eclatanter Weise repräsentirt.

Der Abend brach herein und mit ihm eine noch kühlere Temperatur, die in der Nacht bis auf 50° Fahrh. herabsank und mich selbst, trotz doppelter Kleidung und wollener Decken, wie einem Feuer unter meiner Hängematte, das der heftige Wind jedoch stets seitwärts wehete, in einen heftig fröstelnden Zustand versetzte. Der Höllenlärm des gewaltigen Wasserfalls, das Pfeifen des Windes, der die Wolken an der nahen Sandsteinmauer dahinjagte und die völlig ungewohnte Kälte ließen mich nicht zu Schlafe kommen, und so sehr ich mich vorher auf eine ruhige Nacht ohne Mosquitos, die in dieser Höhe glücklicher Weise nicht existirten,

gefreut, war mir diese Freude nunmehr gänzlich zu nichte gemacht worden.

Das Grauen des Morgens fand mich noch wach, und ferner auf jeden Schlaf verzichtend, sprang ich aus der Hängematte und setzte mich ans Feuer.

Mitunter wurde in meiner Umgebung ein langer Stoßseufzer hörbar, und eine matte, vor Kälte zitternde Indianergestalt richtete sich aus ihrer Hängematte auf, um das unter ihr fast erloschene Feuer anzuschüren oder die erstarrten Füße so dicht über dasselbe zu strecken, daß ich bereits den Geruch von geröstetem Fleisch zu verspüren meinte; mitunter war der Eigner der Füße darüber eingeschlafen und schnellte wie ein Grashüpfer aus der Hängematte, wenn diese das brennende Holz berührten.

Unter dergleichen Geist erweckenden Beobachtungen verbrachte ich die Zeit bis zum völligen Anbruch des Tages und war froh, als die Indianer, einer nach dem andern, aus den Hängematten sich erhoben und zum Kochen des Frühstückes schritten.

Mein Kaffee war nach meiner langen Reise leider zu Ende gegangen, und ich mußte die bei Indianern übliche, dicke Suppe aus Cassademehl oder Arrow-roat, die kleinen Kindern von 1—3 Jahren ungemein dienlich ist, als für mich freilich ungenügenden Ersatz dafür betrachten, die jedoch in diesem Falle meinem Körper einen bedeutend erhöhten, angenehmen Wärmegrad mittheilte.

Ein tüchtiges Stück gerösteter Hirschkeule mit dem sägemehlähnlichen Cassadebrote wurden der Kleinkindersuppe nachgesandt und dann sofort zur Rückkehr aufgebrochen.

Bevor ich den kühlen Ort verließ, fiel mir ein Halbstrauch mit mattgrünen, ganzrandigen, ziemlich großen Blättern und herrlich carmoisinrothen, im Centrum milchweißen, großen, glockenförmigen Blüthen, der hier sehr selten, desto häufiger aber auf den Gipfeln der Küsten-Anden von Puerto Cabello in Venezuela zu finden ist, in die Augen, von dem ich mehrere schöne Blüthen-

zweige meinem Herbarium einverleibte; es war eine reizende Lisianthee, Leiothamnus Elisabethae Rich. Schomb. —

Nach vielen Mühseligkeiten und mit völlig wunden Füßen erreichte ich das Plateau, von wo aus ich eine Skizze der gigantischen Sandsteinmauer aufzunehmen gedachte.

An eine Fernsicht von hier war bei der frühen Tageszeit nicht zu denken.

Gleich einem großen Leichentuch, lag eine weiße, dichte Wolkenmasse in geringer Entfernung, jeden Gegenstand verhüllend, unter mir, nur die sonderbar geformten Zacken und Spitzen des dicht hinter mir fast ganz senkrecht aufsteigenden Sandsteinwalles variirten, von der aufgehenden Sonne beleuchtet, in prachtvollster purpurrother und goldgelber Färbung, je nachdem deren Strahlen an den rauhen, porösen Felswänden sich brachen.

Die Sonne stieg höher, der Wind erhob sich und begann den Wolkenschleier auseinanderzureißen; die getrennten Wolken schwebten der hohen Felswand zu, schmiegten sich in langer Reihe an sie an, bis der Wind sie auch hier erreichte und sein alltägliches Spiel mit ihnen trieb, indem er sie die ungeheure Sandsteinmauer entlang jagte.

Ich erstieg einen der kolossalen, zerstreut umher liegenden Felsblöcke, setzte mich auf dessen abgeplattete Kuppe und begann die Skizze der kolossalen Felsmauer des Roráima. Von den mit Feuchtigkeit gesättigten Wipfeln der hohen, neben dem Felsblock sich erhebenden Bäume, tropfte es ohne Unterlaß herab auf mich und das vor mir liegende Skizzenbuch und erschwerte meine Arbeit, die außerdem durch die von Kälte erstarrten Hände meine Geduld im höchsten Grade in Anspruch nahm. Indem ich mich dabei an das vom Häuptling gestern erwähnte Wort „Beckeranta" erinnerte, rief ich meinen Jäger und Dolmetscher Wey-torreh herbei, um mir, während ich zeichnete, die Geschichte von Beckeranta, des Thales am Kukenam, dem

Grabe der vielen getödteten Indianer, das ich gestern von der Felswand des Roráima aus gesehen, zu erzählen.

Ich gebe sie nachstehend in größter Kürze.[24])

Vor nunmehr 24 Jahren lebte in der Niederlassung Ibirima-yeng, am Fuße des Roráima, ein Piaï[25]), Namens Awacaipu[26]), der sich durch seine gewaltige Verschlagenheit und Charlatanerie einen großen Ruf unter den abergläubischen Indianern verschafft hatte und von ihnen allgemein als ein höheres Wesen angesehen wurde. Er hatte sich in der Jugend einige Zeit in Georgetown aufgehalten und war, als Schomburgk das Innere des Landes bereiste, längere Zeit in dessen Gefolge gewesen, wodurch er einige Kenntniß der englischen Sprache erlangt, zugleich aber auch die Künste und Schliche, überhaupt alle Untugenden der Neger und Farbigen, mit denen er zusammenkam, gelernt hatte. Eben dadurch wußte er, sobald er nach Ibirima-yeng zurückkam, bei seinen Landsleuten sich in Respect zu setzen, doch da dies seinem ungeheuren Ehrgeiz noch nicht genügte, beschloß er, sich zum Häuptling sämmtlicher Indianerstämme von Britisch Guyana zu machen. Zu diesem Zweck sandte er Boten zu allen diesen, die einen Jeden zu einer großen Zusammenkunft im Beginn der trockenen Jahreszeit einladen mußten, in welcher sie seltsame Dinge erfahren und ihnen die Mittel an die Hand gegeben werden sollten, den Weißen in jeder Beziehung gleich zu stehen. Die Eingeladenen mußten sich verpflichten, jede Feindseligkeit gegen einander während dieser Zeit einzustellen und den mächtigen Piaï Awacaipu ein Geschenk als Huldigung mitzubringen.

Der Ruf des 25jährigen Mannes war so groß unter allen Indianern, daß sehr viele derselben, ausgenommen die bereits zum Christenthum übergetretenen, selbst aus den entferntesten Theilen des Landes, der an sie ergangenen Einladung Folge leisteten.

Auf diese Art geschah es, daß in dem erwähnten Thale am

Kukenam, zu der von Awacaipu bestimmten Zeit, an tausend Indianer aller Stämme Guyanas sich zusammenfanden, Hütten erbauten und der Dinge warteten, die der große Piaï ihnen versprochen hatte. Jede ankommende Familie brachte ihm Geschenke an Messern, Scheeren, Spiegeln, Angeln, Glasperlen, Salempores, Munition, Nadeln und vielen anderen den Indianern wünschenswerthen Artikeln und empfing dagegen, als Amulete gegen den bösen Geist, drei kleine Blättchen bedrucktes Papier. Es waren Blätter aus Büchern, zerschnittene Stücke der „Times", u. s. w., die früher Schomburgk zum Trocknen der auf dem Roráima gesammelten Pflanzen benutzt und hier, da sein Gepäck allzusehr sich vergrößert, zurückgelassen hatte, die der schlaue Indianer nunmehr wohl zu verwerthen wußte.

Awacaipu gab der großen Niederlassung, in welcher die verschiedensten Indianerstämme in Frieden und Eintracht beisammen lebten, den Namen „Beckeranta", ein indianisirtes, ursprünglich creol-holländisches Wort, das als solches „Beckeland" heißt, von „Becke" (Weiße) und „land" (Land), also „Land der Weißen", ein Name, der durch die Folge der Erzählung gerechtfertigt erscheint.

Awacaipu selbst hatte sich in einiger Entfernung von der Niederlassung eine große, einstöckige Lehmhütte erbauen lassen, die mit Fensteröffnungen versehen und deren Zimmerwände mit Salempores tapezirt waren. Hier lebte er, unsichtbar für die Menge, im obersten Stock, während im unteren Raume sein Harem war, für den er die schönsten jungen Mädchen von allen hier versammelten Indianerstämmen ausgewählt hatte, gleichviel ob sie bereits Liebhaber hatten oder nicht. Höchst selten ließ er sich in den Versammlungshütten der großen Niederlassung sehen und dann nur in gänzlich in Salempores gehüllter Gestalt; nur allein seine verschlagenen Augen waren frei und drohten dem sie Anschauenden Tod und Verderben.

Mehrere Wochen lang fanden auf sein Geheiß in Beckeranta jede Nacht Trinkfeste statt, die mit Sonnenuntergang begannen und bei Sonnenaufgang endeten. Am Tage lagen die Männer trunken von Paiwari in den Hängematten, während die Weiber unausgesetzt mit der Fabrikation dieses beliebten Indianergetränkes beschäftigt waren, und beide Geschlechter vereinten sich nur am Abend, um unter Tanz und Gesang die Nacht in der Nähe der geliebten Paiwaritröge zuzubringen. Die in der Mitte des Ortes stehenden zwei großen Berathungshäuser waren zur Abhaltung der Trinkfeste bestimmt.

So verstrichen viele Wochen, in denen das heiterste Leben, in täglichen Trinkfesten mit Tanz und Gesang, unter den in Beckeranta versammelten Indianern herrschte, während Awacaipu fortwährend darüber grübelte, wie er am Besten seinen Plan, sich zum Herrscher aller Indianerstämme zu machen, ausführe. Er schien endlich das Mittel gefunden zu haben, seinen Zweck zu erreichen, das darin bestand, daß er alle die waffenfähigen, kräftigsten der hier zusammengekommenen Indianer, die er als Gegner seines Planes fürchtete, dem Tode weihte, überzeugt, daß er dann die übrig bleibenden Lebenden sehr leicht für seine Ideen gewinnen würde. Diesen indianischen Staatsstreich beschloß er schnell auszuführen, damit nicht das längere Aufschieben desselben ihn selber in Gefahr brächte.

Er erschien deshalb um Mitternacht plötzlich bei einem Trinkfest der Indianer, zur Zeit, als diese bereits von dem reichlich genossenen Paiwari berauscht waren, und hielt eine lange Rede an die Versammelten, in welcher er ihnen mittheilte, daß der große Geist, Makunaima, mit ihm gesprochen und ihm befohlen habe, ihnen zu sagen, wie er (Makunaima) nicht wolle, daß seine braunen Kinder dazu verdammt seien, durch weiße Männer aus ihrem Lande verdrängt zu werden, in Wäldern und Wüsten mit den wilden Thieren zusammenzuleben und arm und nackend

umhergehen zu müssen. Daß er sie lieb habe und sie den Weißen nicht nur in jeder Beziehung gleich, sondern sogar über diese stellen wolle, daß sie reich werden, statt der Bogen Feuerwaffen führen, weiße Mädchen zu Frauen haben und sogar selbst die weiße Hautfarbe, anstatt der braunen, die nur ihren Sklaven zukäme, annehmen sollten. Es böte sich hierzu von heute Nacht bis übermorgen Gelegenheit, indem Alle, die dies wünschten, innerhalb dieser drei Nächte sterben müßten und zwar Jeder durch die Hand des Andern. Am Tage des nächsten Vollmondes würden die Leiber der Getödteten wieder auferstehen und vom Roráima herab zu ihren Familien kommen, in Farbe und ihrem Thun und Treiben den Weißen gleich, als Herrscher über alle anderen braunen Stämme.

Damit endete er seine Todesepistel, bei seiner seltenen Schlauheit überzeugt, daß sie, bei dem Charakter seiner Landsleute, nicht verfehlen würde, einen gewaltigen Eindruck auf diese zu machen.

Die Indianer, trotz des Stolzes auf ihre ihnen angeborenen Fähigkeiten, beneiden den Weißen in jeder Beziehung, sie werden nie gegen Andere zugeben, daß diese intelligenter seien und durch Uebung ebenfalls in Besitz ähnlicher Fähigkeiten als sie gelangen könnten, gestehen jedoch die Richtigkeit dieses Schlusses gegen sich selbst ein. Besonders aber ist es die weiße Hautfarbe, wegen welcher sie die Weißen am meisten beneiden, so daß viele gern ihr Leben hingeben würden, nur um für kurze Zeit Weiße zu sein.

Trotzdem die versammelten Indianer den Anfang der Mittheilung Awacaipu's mit großem Beifall angehört, hatten sie doch ein so schauriges Ende derselben nicht erwartet, und Angst und Entsetzen malte sich auf allen Gesichtern.

Awacaipu hatte sich darauf gefaßt gemacht, und da er sah, daß alle Anwesenden bestürzt und unschlüssig um ihn her standen, feuerte er sie, in herausfordernder Weise als Feiglinge sie ver-

spottend, zum Handeln auf, erhob die in seiner Hand haltende Kriegskeule und ließ sie wiederholt auf die Häupter der ihm zunächst Stehenden fallen, die mit zerschmettertem Schädel in die halbgefüllten Paiwaritröge stürzten. Den mit dem Blute der Gemordeten vermischten Paiwari schöpfte er in eine Calabasse, deren widerlichen Inhalt er selbst austrank, und sodann die fortwährend aufs neue gefüllte Calabasse in der Versammlung so lange umherreichen ließ, bis nicht ein Tropfen des Getränkes mehr in den Trögen sich befand.

Dann aber war es bei den Indianern vorbei mit jeglichem Gedanken, mit jeglicher Ueberlegung, und nur noch ein Heer entfesselter Dämonen beiderlei Geschlechts, Jung und Alt, in der Hütte versammelt. Trunkenheit durch Paiwari und Blut hatte sich Aller bemächtigt.

Und nun erinnerten die einander feindseligen Stämme sich ihres gegenseitigen, früheren Hasses, den der allgewaltige Piaï bisher wohlweislich unterdrückt, dem er aber jetzt durch seine Befehle, sein entsetzliches Beispiel freien Spielraum gegeben.

Von den Wänden, an denen ihre Kriegskeulen hingen, rissen die Indianer sie herab, und hoch über den Köpfen sie schwingend, ließen sie dieselben auf ihre Opfer fallen.

Wüthendes Gebrüll, Angstgeschrei, dumpfes Todesröcheln traten jetzt an die Stelle des monotonen Gesanges von „Heia, Heia!", unter dem sie vorher, freundschaftlich vereint, die gefüllten Paiwaritröge umtanzt hatten.

Für die eigene Sicherheit besorgt, begab sich Awacaipu nach Erreichung seines Zweckes hinweg nach seiner Hütte und überließ es seinen unglücklichen Opfern, gegenseitig sich ums Leben zu bringen.

Die Orgie der blutigen Menschenopfer währte fort bis zum Ende der dritten Nacht, das Gebot Makunaima's war erfüllt und nahe an 400 Menschen, Erwachsene und Kinder, als Opfer des

schrecklichsten Aberglaubens und wahnsinnigsten Ehrgeizes eines Wilden gefallen.

Und damit waren die fröhlichen Trinkfeste beendet und das am Leben gebliebene Indianervolk verkroch sich scheu in seine Hütten und wartete auf die Erfüllung der Verheißung Awacaipu's.

Vierzehn Tage waren seit dem großen dreitägigen Blutbade verflossen, und heut war der verkündete Tag der Auferstehung, der Tag des Vollmondes. Heut sollten die Indianer den Weißen gleichgestellt werden, heut ihren großen Triumph feiern!

Doch seit Sonnenuntergang warteten sie, warteten die ganze Nacht hindurch, ohne daß die Prophezeihung eingetroffen, ohne daß ein einziger wiedererstandener, weißer Indianer vom Noráima nach Beckeranta herabgekommen wäre.

Mit traurigem Schweigen gingen die auf einem Hügel vor dem Orte versammelten Indianer am nächsten Morgen nach Hause, nachdem Awacaipu sie beschwichtigt und ihnen mitgetheilt hatte, daß der große Geist ihm geboten hätte, ihnen zu sagen, daß innerhalb 5 Tagen von heute an, ganz bestimmt ihre erschlagenen Angehörigen auferstehen und als Weiße unter ihnen erscheinen würden, indem die Verwandlung derselben durch irgend einen Grund verzögert worden sei.

Doch viele der Indianer schenkten seinen Worten von nun an keinen Glauben mehr, und es bildete sich eine starke Partei gegen ihn, wozu besonders noch zwei andere Ursachen die Veranlassung gaben. Erstens hatte sich Awacaipu in neuester Zeit mehrer schönen Indianermädchen, die bereits mit jungen Männern versprochen waren, in gewaltsamer Weise bemächtigt und sie in seinen Harem genommen, und zweitens peinigte jetzt ein gewaltsamer Gegner die in Beckeranta versammelte Menschenmenge — der Hunger! Nicht allein verbrauchte eine so große Menschenmasse, die bereits seit länger als einem Monat zusammenlebte, eine Menge Nahrungsmittel, sondern die, viele Wochen hindurch täg=

lich gehaltenen Trinkfeste hatten auch eine bedeutende Menge Cassadewurzeln erfordert. Und die Cassade ist die einzige Nahrungspflanze, die der Indianer im Großen anbaut, und von der er hauptsächlich lebt, alle übrigen Pflanzen, wie Yams, Bataten, Bananen, Pisang, Papayas, Ananas u. s. w., spielen eine untergeordnete Rolle in der Reihe indianischer Nahrungsmittel und werden verhältnißmäßig wenig angebaut. Wenn auch der Indianer einige Tage schmale Kost ganz wohl verträgt, so ist dies keineswegs für längere Dauer der Fall, und ein gewaltiger Mißmuth bemächtigt sich alsdann desselben.

Am Abend des fünften Tages nach dem Vollmond hatten sich wieder sämmtliche Indianer auf dem Hügel versammelt und harrten der Erfüllung der Vorhersagung des Piaï, der auf einem Felsblock in ihrer Mitte saß. Die ganze Nacht hindurch, bis zum Sonnenaufgang, standen sie schweigend in banger Erwartung da, ohne daß Awacaipu's Versprechungen in Erfüllung gingen.

Da endlich verliert die versammelte Menge die Geduld und den Glauben an die Zauberkraft Awacaipu's, dumpfes Gemurmel wird unter ihr hörbar, das immer mehr zu lautem Lärm anschwillt und endlich in das gräßliche Geheul der Wuth ausbricht.

Awacaipu will von seinem Sitze aufstehen, wahrscheinlich um die tobende Menge nochmals zu beschwichtigen, da springt ein herculischer Indianer auf ihn los, und streckt ihn vermittelst einer Kriegskeule mit zerschmettertem Schädel zu Boden.

Es war der Vater Wey-torreh's, meines Dolmetschers, der das Amt des Rächers für Hunderte unschuldig Gemordeter an dem schurkischen Piaï übernommen hatte.

Staunend, wie betäubt, hatten die versammelten Indianer diese That mit angesehen und erwarteten jeden Augenblick den Zorn des bösen Geistes über den Mörder Awacaipu's. Da jedoch nichts Schlimmes zu Gunsten des Getödteten sich ereignete, stoben sie alle

unter lautem Angstgeschrei und Wehklagen über ihre gemordeten Landsleute aus einander und rannten nach ihren Hütten. —

Sogleich nach dieser That löste sich der Harem des Piaï auf, und die theils freiwillig darin befindlich gewesenen, theils durch List und Gewalt erlangten Mädchen kehrten zu ihren Familien zurück; natürlich waren sie für ihre früheren Liebhaber verloren!

Der auf dem Hügel liegen gebliebene, zerschmetterte Körper des Piaï wurde in der Nacht ein Mahl der hungrigen Hunde des Ortes; Niemand kümmerte sich mehr um ihn, denn mit seinem Körper war auch seine Macht gebrochen.

Am anderen Morgen waren sämmtliche Indianer aus Beckeranta verschwunden und auf der Rückreise nach ihrer Heimath, da sie endlich zu ihrem größten Jammer den Lug und Trug eingesehen, den Awacaipu gegen sie begangen.

Wey-torreh hielt sich mit seinem Vater nur noch an dem verlassenen Orte auf, um ihn in Flammen zu setzen, und bald war von Beckeranta nichts mehr zu sehen, als die halb verkohlten Pfosten der früheren Indianerhütten. Dann gingen beide hinweg, und nur die Urubus (Aasgeier) blieben zurück, um an den von den Hunden verschmähten Ueberresten des Körpers Awacaipu's ihr Mahl zu halten. —

Und damit schloß die Erzählung Wey-torreh's.

Meine Skizze war längst beendet; die kalte Morgenluft auf dem hohen Berge hatte mich zum Frösteln gebracht, und ich stieg von meinem Felsensitze hinab nach dem Feuer, welches die Indianer, um einige Stücke Fleisch zu rösten, während dessen angezündet hatten.

Langsam kletterten wir den Berg abwärts und mit total wunden Füßen kam ich gegen Abend in meiner einsamen Hütte an dem herrlichen Wasserfalle des Arabo-pu an.

Der alte Häuptling ging mit seinen Indianern, von denen die in der Schlucht auf dem Berge Zurückgebliebenen bereits in

meiner Hütte den Tag über auf ihn gewartet hatten, nach Ibirima-yeng zurück, nachdem Alle mir ein herzliches „Saponteng Matti, Roráima tau!“ (Gute Nacht, Freund, siehe den Roráima!) zugerufen. Die Worte „Roráima tau“ bilden stets den Refrain bei den Grüßen der in der Nähe dieses Gebirges wohnenden Arekunas; mit solchem Stolz und solcher Liebe betrachten sie dasselbe. Und sie haben volles Recht dazu, denn sicher verdient der Roráima, durch seine außergewöhnlichen großartigen Formen und seine zauberhafte, wahrhaft tropische Farbenpracht, den ersten Rang unter den Gebirgen Süd-Amerikas!

Es konnte wahrlich in damaliger Zeit Sir W. Raleigh nicht verargt werden, wenn er beim Anblick der goldglänzenden, rubinrothen Felsmauern des Roráima, wie der anderen seltsam geformten Berge dieser, wie der ähnlichen Parime-Kette, vor Entzücken den Sitz des El Dorado dahin verlegte!

In der Hängematte liegend, überdachte ich die Ereignisse des Tages, besonders die Erzählung von Beckeranta, und jetzt erst erinnerte ich mich, wo ich diesen Namen zuerst gehört.

Es war an dem Flusse Cako, gegenüber der Niederlassung Cako-tá, in der Savane Waranak, wo mir der alte, in der einsamen Hütte lebende Indianer die von ihm sorgfältig verwahrten drei Blätter bedruckten Papieres zeigte, und dabei den Namen „Beckeranta“ aussprach. Er war also auch Einer der von Awacaipu Bethörten gewesen, die in Beckeranta sich aufgehalten hatten, und die drei Blätter Papier waren die Amulete, die er von dem verschlagenen Piaï erhalten hatte! —

Einige Zeit später unternahm ich selbst einen Ausflug nach dem Platze, auf welchem Beckeranta früher gestanden hatte.

Es war nicht das Geringste von dem Orte mehr dort zu sehen.

Die Zeit vernichtet in den Tropengegenden schnell alle Erinnerungen an die Schöpfungen der Menschen, wenn sie sich selbst überlassen bleiben, und die üppige Natur nimmt bald wieder Besitz von ihrem ursprünglichen Eigenthume.

Hier hatte außerdem das Feuer sein Zerstörungswerk gethan und jede Spur des früheren Ortes vertilgt, nur der alte Häuptling konnte mir den Platz zeigen, auf welchem das entsetzliche Drama aufgeführt wurde und Hunderte bethörter Indianer als Opfer des gräßlichsten Aberglaubens und der Verirrungen des menschlichen Geistes fielen!

Die Natur allein hatte sich nicht verändert, und der Roráima mit seinen stolzen Felsenwällen, wie der über sein felsiges Bett sich stürzende, schäumende Kukenam waren die Alten geblieben[27]).

Da ich längere Zeit im Inneren von Britisch Guyana zu verweilen gedachte, als ich bei der Abreise von Georgetown festgesetzt hatte, so fand ich jetzt, daß die als Bezahlung der Indianer für ihre Dienstleistungen, Lieferungen an Lebensmitteln u. s. w. mitgenommenen Tauschartikel für die ganze Zeit meines Aufenthaltes unter ihnen nicht ausreichen würden und ich in einigen Monaten von Georgetown neuen Zuschuß von diesen Sachen haben müßte.

Ich sandte deshalb, zwei Tage nach der Ersteigung des Roráima, den einen meiner farbigen Diener, Latumbo, von hier nach Georgetown, um mir von dort ein neues Sortiment von Tauschartikeln für Indianer, den Essequibo aufwärts, nach Pirara am Rupununi zu bringen, da ich zu der Zeit, in welcher er von der Monate langen Tour wieder zurückkommen konnte, in circa 4—5 Monaten, mich in letzterem Orte zu befinden gedachte. Als Reisebegleiter und zu seinem Beistande auf der Flußfahrt abwärts des Massaruni, gab ich ihm einen meiner Jäger, den Accawai John und dessen junges Weib mit, indem ich in letzter Zeit sehr gewünscht hatte, diese beiden los zu werden.

Wie ich bereits bemerkt, lebten John und sein Weib in dem meiner Hütte nahen Wäldchen, waren jedoch in meinen Diensten, er als Jäger und sie mit dem Abbalgen von Säugethieren und Vögeln für meine Sammlung beschäftigt.

In den ersten Tagen meines Aufenthaltes am Roráima waren beide, jedes in seiner Art, fleißig gewesen, und ich hatte jeden Abend genügende Ausbeute an Wild von John, wie eine hinreichende Anzahl gefertigter Bälge von seiner Frau erhalten; nach Verlauf der ersten hier zugebrachten Woche ließ jedoch der Eifer bei beiden nach, und zuletzt sah und hörte ich von ihnen die ganze Zeit über gar nichts mehr. Kurz nach der Besteigung des Roráima traf ich eines Abends zufällig beide, und gefragt, weshalb sie sich nicht mehr bei mir sehen ließen und mir gar nichts mehr brächten, antwortete er, daß das Wild sich durch das ungewohnte Schießen aus der Gegend fortgezogen habe und er nicht das mindeste zum Schuß bekäme, während die Frau sich mit fortwährendem Unwohlsein entschuldigte, das sie an jeder Arbeit verhindere.

Natürlich glaubte ich beiden nicht im mindesten und fand auch den Tag darauf meinen Unglauben vollkommen bestätigt. Indem ich nämlich des anderen Morgens John's Hütte in Begleitung einiger Indianer passirte, fand ich weder ihn, noch seine Frau darin gegenwärtig; beide waren, wie mir einer meiner Begleiter versicherte, auf die Jagd gegangen. Im dichten Wald umher die verrotteten Stämme durchstöbernd, um Käfer darin zu suchen, kam ich an eine Vertiefung, in welcher ich das Räthsel von John's Vernachlässigung seiner Pflicht gegen mich gelöst fand. Die Vertiefung war nahezu mit ausgerupften Federn von Vögeln angefüllt, die hingereicht hätten mehrere Betten damit zu stopfen. Er hatte somit die in der letzten Zeit gemachte Jagdbeute, die er, ohne den geringsten Scrupel, mit der ihm von mir in reichlichem Maße gegebenen Munition schoß, stets für sich behalten.

An demselben Abend noch, als er nach seiner Hütte zurückgekehrt war, entließ ich ihn, wie sein Weib, aus meinen Diensten und war froh, als beide mit Latumbo die Rückreise nach der Küste antraten.

Er war ein ungemein geschickter Jäger, aber, wie die meisten der Accawai-Indianer, heimtückisch und von sehr zornigem Temperament, sobald ihm irgend ein Fehler gerügt wurde, während seine Frau ihre Liebe nicht gerade ihm einzig und allein zuzuwenden schien.

Bereits bei Ersteigung des Noráima hatte der alte Häuptling mir den Vorschlag gemacht, meinen Wohnort in seiner Niederlassung zu nehmen, da ich dort zu jeder Zeit Begleiter auf meinen Touren, wie andere Dienstleistungen seiner Leute, hinreichende Lebensmittel u. s. w. haben könne, was bei der Entfernung, in der wir bis jetzt von einander gewohnt, und die an 3 Stunden betrug, nicht immer, so wie ich gewünscht, der Fall gewesen war. Er erbot sich dabei, mir eine große Hütte in Ibirima-yeng erbauen zu lassen, in der ich bequemer, als es bis jetzt geschehen, wohnen solle.

Ich war auf seinen Vorschlag eingegangen, und der Morgen des 17. Februar fand mich mit meinen Leuten und Gepäck auf dem Umzug nach Ibirima-yeng begriffen.

Der Ort bestand aus nur zwei Hütten, in denen die zahlreiche Bevölkerung dicht zusammengedrängt wohnte; die für mich bestimmte, neu erbaute Hütte war die dritte und lag etwa 200 Schritt von den anderen beiden, an dem Ufer eines über Felsen hinab sich stürzenden Gebirgsflusses, der in der Nähe in den breit dahinströmenden Arabo-pu mündete. Sie war von bedeutender Größe, völlig rund und mit einem hohen, konischen Dache, das noch in der Vollendung begriffen war, versehen, ein sogenanntes Tucuschipang. Durch die noch nicht mit Palmenblättern zugedeckte Spitze des Daches schaute der tiefblaue Himmel, und die durch die Oeffnung fallenden Sonnenstrahlen warfen lange Streiflichter herab in den weiten Raum, den ich mit meinen Leuten nur zum kleinsten Theile einnahm.

Die Wände waren noch nicht mit Lehm verschmiert und

nur an einer Seite vorläufig mit Palmenblättern verkleidet, während die andere, größere völlig offen stand und dem Zutritt der Luft ungehindert Eingang gestattete, was am Tage recht angenehm, bei Nacht jedoch wegen der dann herrschenden, empfindlichen Kühle im höchsten Grade störend war.

Sobald nur mein Einzug in die Hütte geschehen war, ließ der Häuptling drei gewaltig große, mit Paiwari gefüllte, ausgehöhlte Flaschenkürbisse[28]) herbeischaffen und deren Inhalt unter sämmtliche, in dem weiten Raum versammelte Indianer, zur Feier meines Einzuges vertheilen, wobei mir leider nichts anderes übrig blieb, als ebenfalls eine Calabasse des ekelhaften Getränkes hinunterzuschlucken.

Paiwari ist für den Indianer nächst dem Cassadebrot das Unentbehrlichste, wenngleich seine Zubereitung im höchsten Grade ekelerregend in den Augen eines Europäers ist.

Das geröstete Cassadebrot wird vom schönen Geschlecht, Alt und Jung, gekaut, und der durch die Zähne zermalmte Brei in einen langen, ausgehöhlten Baumstamm gespuckt. Sobald eine gehörige Portion dieser widrigen Masse in dem Troge sich befindet, wird sie mit heißem Wasser übergossen, umgerührt und ihr sodann noch so viel kaltes Wasser zugesetzt, daß der Trog damit angefüllt ist. Die ganze Masse bleibt nun, wohl überdeckt, drei Tage stehen, bis sie vollkommen in Gährung gerathen, in welchem Zustande sie dann getrunken wird. Der Indianer kann ungeheure Portionen dieses Getränkes, in einer einzigen Nacht 14—16 bis an den Rand gefüllte, große Calabassen, vertilgen, das auf ihn allerdings, in so großer Quantität zu sich genommen, berauschend wirkt, und wie mir stets an den darin sich betrunken habenden Individuen geschienen, einen eclatanten tropischen Katzenjammer, gegen den der europäische ein bloßes Nichts ist, zur Folge hat.

Mir war es, schon durch das Ekelhafte seiner Zubereitung,

kaum möglich, davon zu genießen, und nur, um nicht gegen die Sitten der Indianer zu verstoßen und sie durch meine Weigerung zu beleidigen, wurde ich mitunter veranlaßt, einige Schluck dieses indianischen Nektars zu mir zu nehmen.

Trotz alle dem ist der Paiwari ein erfrischendes und zugleich, durch die vielen darin aufgelösten Cassadebrotstücke, sehr nahrhaftes Getränk, ähnlich einer sogenannten Bierkaltschale, nur von saurerem Geschmack.

Ohne Paiwari ist das Leben für den Indianer ein freudenleeres, und er wird viel lieber Tage lang hungern, als einen Tag den Genuß des Paiwari, wenn auch in homöopathischeren Dosen als an Trinkfesten, entbehren. —

Unter der in der Hütte versammelten Menge erblickte ich mehrere junge Mädchen, in der helleren Färbung der Haut und an Schönheit denen nicht unähnlich, die mich in meiner Hütte am Falle des Arabo-pu besucht hatten. Ueberhaupt zeichnen sich die Arekuna's am Noräima durch hellere Hautfarbe und zarte, weiche Haut vor allen anderen in der Savane lebenden Indianerstämmen Guyana's, den Macuschi's, Wapischianna's, Taruma's u. s. w. aus, indem letztere von dunkelrother, fast brauner Färbung sind und eine weit porösere, von den unzähligen Stichen der, in ihren Gebieten zu Millionen herrschenden Sandfliegen (Simulia spec.), chagrinähnliche Haut haben. —

Sämmtliche hier befindliche Mädchen waren von den vollendetsten, von der zartesten, sammetweichsten Haut umschlossenen Körperformen, die wegen des sie bergenden, üppigen, festen und doch in den reizendsten weiblichen Schönheitslinien vertheilten Fleisches, jeden Augenblick zu platzen drohte. Dabei waren ihre Gesichter ohne Ausnahme bildschön, und die feurigen schwarzen Augen, wie die langen, rabenschwarzen Haare, vollendeten das Ideal weiblicher Schönheit. Es ist kein Vorurtheil, wenn ich behaupte, daß die jungen Mädchen der am Noräima wohnen-

den Arekunas die schönsten weiblichen Wesen waren, die ich je unter allen von mir besuchten Indianerstämmen von Britisch Guyana angetroffen habe.

Ihre hellere Hautfarbe ist jedenfalls eine Folge des kühleren Klimas der hoch gelegenen Gegend, indem die weite Savane am Fuße des Roráima, auf welcher die Niederlassungen der Arekunas sich befinden, bereits 3000 Fuß über dem Meere liegt.

Den ersten Tag verbrachte ich in der neuen Hütte mit dem Ordnen meiner Sachen, was nicht geringe Zeit erforderte, da meine Sammlungen bereits sehr angeschwollen waren und ich bei deren Anblick oft kummervoll darüber nachdachte, in welcher Weise ich dieselben den weiten Landweg nach Pirara transportiren lassen würde. Da waren an 60 lebende Thiere, zum Theil aufs unbequemste fortzubringen, Hunderte lebender Orchideen, keimende Samen seltener Bäume, große Stöße getrockneter Pflanzen und Trockenpapier, Thierbälge, Spirituosas in Krucken und einem Faß, Insectensammlungen und noch vieles andere, außer meinem für die Reise nöthigen Gepäck; kurz, mir graute bei dem Gedanken an die Abreise von hier und die wenigstens vier Wochen in Anspruch nehmende, beschwerliche Landreise nach Pirara.

Am Morgen des nächsten Tages wurde ich in meiner Hütte durch das Erscheinen dreier Indianerfamilien überrascht, die mit ihren Hängematten und den wenigen Sachen, die sie besaßen, aus einer der anderen Hütten in die meine zogen und sich an der mir engegengesetzten Seite derselben häuslich niederließen. Da sie glücklicher Weise nicht kleine Kinder besaßen, hatte ich gegen ihre Nachbarschaft nichts einzuwenden, als ich auf diese Art mich in aller Muße mit ihren Sitten bekannt machen konnte, ganz besonders aber, weil unter ihnen zwei der schönsten Arekunamädchen sich befanden.

Es war gegen Mittag, als der Häuptling zu mir kam und mich einlud, ihm zu folgen. Er führte mich nach seiner Hütte,

in der sich mir, bei meinem Eintritt, ein seltsamer Anblick darbot.

Ringsumher an den Wänden standen eine Menge Indianer beiderlei Geschlechts und in den, in der Mitte der Hütte an Pfosten aufgehängten Hängematten, saßen etwa ein Dutzend der jungen, schönen Arekunamädchen, die ich gestern bereits so sehr bewundert hatte.

Sie waren, wie immer, bis auf den kleinen, um die Lenden gebundenen Schamschurz, die Mosa, völlig unbekleidet, dagegen Gesicht und Körper in zierlicher Weise roth und schwarz bemalt, mit allen ihrem Schmuck von bunten Glasperlen über den Busen und um den Hals behängt und ihre Oberarme, wie die Beine oberhalb der Waden, mit weißen, langen Perlenschnüren dicht umwunden. Ihre langen, schwarzen Haare waren mit Craböl eingerieben und glatt gekämmt, und vorn auf der Stirn, wo sie, kurz abgeschnitten, durch die Scheitelung der langen Haare zu beiden Seiten, ein Dreieck bildeten, lag die scharlachrothe Farbe des Roucou dick wie ein Pflaster aufgetragen und mit den weißen Flaumfedern des Powis beklebt.

Bei meinem Eintritt schlugen die meisten der Mädchen ihre Augen nieder, andere hingegen blickten mich unbefangen, fast kindlich an. Sie waren auch dem Geiste nach meist noch Kinder, nur war ihr Körper, wie es bei allen Indianermädchen der Fall, in seiner Ausbildung den Jahren, deren wohl nicht eine einzige über 14 zählte, vorausgeeilt, und alle konnten in dieser Beziehung dreist mit jeder 18—20jährigen, üppig schönen Europäerin rivalisiren.

Als ich die Mädchen eine Weile mit Verwunderung angestaunt hatte, sagte mir der Häuptling durch meinen Dolmetscher, daß ich mir eine davon als meine Gefährtin für die Zeit, daß ich in seiner Niederlassung verweile, auswählen möge.

Ich war im höchsten Grade erstaunt über dieses menschen=

freundliche Anerbieten, obgleich ich bereits früher von einer solchen Sitte der Arekunas gegen Fremde gehört und auch Schomburgk, während seines hiesigen Aufenthaltes, in diesen durchaus nicht sauren, vielmehr an das Paradies erinnernden, Apfel hatte beißen müssen.

Es blieb mir natürlich nichts anderes übrig, als mich ebenfalls in diese Sitte zu fügen, was mir keinweges große Ueberwindung kostete.

Die Wahl unter den Mädchen wurde mir jedoch schwer, da sie ohne Ausnahme schön waren, dabei aber große Verschiedenheit in ihren Reizen zeigten, wodurch eben das Kritische meiner Lage entstand.

Am allerliebsten hätte ich das ganze Dutzend genommen, da ich jedoch weder Mahomedaner noch Mormone, und nur eine zu nehmen mir gestattet war, wählte ich die, welche nach meinen Begriffen weiblicher Schönheit mir als die allerschönste und vollkommenste erschien.

Sie mochte kaum vierzehn Jahr alt sein, war aber bereits mit aller Fülle weiblicher Reize ausgestattet.

Sofort nach geschehener Wahl erhoben sich die anderen Mädchen aus den Hängematten und verließen, einige mit sehr verdrießlichen Gesichtern und augenscheinlich gereiztem Temperament, die Hütte.

Ich that dasselbe und begab mich nach meiner Wohnung zurück, wo ich, in der Hängematte liegend, der Dinge wartete, die da kommen sollten.

Bald darauf erschien das Mädchen meiner Wahl in Begleitung mehrerer Indianerinnen, welche in Capsicumsauce gekochtes Fleisch und Fische, wie frisches Cassadebrot, brachten, eine Matte vor meiner Hängematte ausbreiteten und die nichts weniger als appetitlich aussehenden Speisen darauf stellten. Ihnen folgte der Häuptling mit anderen Indianerinnen, welche gewaltige, mit Paiwari

gefüllte Flaschenkürbisse und Trinkschalen trugen, die sie neben das Essen stellten und sich dann um mich her gruppirten.

Meine Schöne trat darauf an mich heran und präsentirte mir ein Stück Cassadebrot und Fleisch, mit der Bitte, es zu genießen, was ich denn auch, obwohl mit dem größten Widerwillen, that, dann füllte sie eine der Trinkschalen mit Paiwari, überreichte sie mir, einige unverständliche Worte dabei lispelnd, und ich mußte nolens volens das ekelhafte Getränk hinunterschlucken.

Auf einen befehlenden Wink mit der Hand, den ich, nach der Instruction des Häuptlings, gegen das Mädchen that, räumte sie mit ihren Genossen eiligst das Essen hinweg, der Häuptling ergriff sie sodann beim Arm, führte sie zu mir und übergab mir, mit einigen dabei gemurmelten, unverständlichen Worten, ihre Hand.

Sie schwang sich mit Leichtigkeit in meine Hängematte und setzte sich neben mich, und so saßen wir denn, als neues Ehepaar nach indianischen Begriffen, einige Zeit neben einander, um uns von der versammelten Menge anstaunen zu lassen; ich mit einem halb vor Freude, halb vor Aerger verzerrten Gesichte, als ob ich so eben eine ziemliche Quantität unreifer Stachelbeeren genossen hätte.

So schön das Mädchen war, beruhigte mich doch der Gedanke, daß sie nur die Zeit meines Aufenthaltes am Roráima zu meiner Lebensgefährtin bestimmt sei.

In der Hauptsache war mir übrigens dies wie im Traum geschehene, innige Verhältniß durchaus nicht unlieb, denn außer den vielerlei ehelichen Freuden, die dasselbe mit sich brachte, hatte ich mir dadurch die Freundschaft der wilden Arekunas gesichert und konnte für meine Zwecke jederzeit über sie disponiren, was mir später ganz besonders bei meiner Landreise nach Pirara zu statten kam.

Am Tage nach unserer Vereinigung fanden sich die Eltern meiner Lebensgefährtin bei mir ein, um die ihnen für meine

Verbindung mit ihrer Tochter nach indianischer Sitte zukommenden Geschenke, die sie selbst zu bestimmen hatten, in Empfang zu nehmen. Der Vater verlangte für mein Anrecht an seine Tochter eine Flinte, nebst hinreichender Munition, eine Axt, Cutlaß, ein ganzes Stück Salempores, Messer, Spiegel, Rasirmesser, Kämme, Scheeren, Angeln und andere geringere Artikel, während die Mutter sich drei Pfund bunter Glasperlen, einige Kämme, Scheeren, Spiegel und ein Dutzend Fingerhüte ausbat. Nachdem ich ihnen zu ihrer, wie der versammelten Indianer, Zufriedenheit, diese Gegenstände übergeben hatte, traten die zahlreichen Verwandten des Mädchens vor und erbaten sich ebenfalls Geschenke von mir, die ich ihnen, natürlich in bei weitem geringerem Maßstabe als den Eltern, in einigen Schnüren Glasperlen oder Fingerhüten, gab.

Die Fingerhüte brauchen die Indianerinnen, die vom Nähen nicht das mindeste verstehen, nicht zu gleichem Zweck als die Damen civilisirter Länder, sondern reihen sie, nachdem sie ein Loch durch deren Kuppe gebohrt, vermittelst eines Fadens in ein Bündel zusammen und tragen dies um den Hals, so daß es auf die Brust herabhängt und bei jeder ihrer Bewegungen einen schellenähnlichen Ton hervorbringt, dessen Klang ihnen großes Vergnügen verursacht.

Mit dem Schenkungsacte waren die für meine Verbindung nöthigen Ceremonien zu Ende, und ich lebte nunmehr ungestört mit dem Mädchen meiner Wahl, die sich, gleich allen Indianerinnen, ungemein arbeitsam in der Feldarbeit, wie in der täglichen, sehr zeitraubenden Zubereitung des Cassadebrotes zeigte und mich außerdem auf den meisten meiner Ausflüge begleitete. Nur allein in der Köcherei für mich mochte ich sie nicht beschäftigen, da sie von europäischer Kochkunst nichts verstand und ich überdies an dem farbigen Diener William einen guten Koch hatte; sie selbst aß stets bei ihren Eltern, da die Indianer die in europäischer

Manier zubereiteten Speisen nicht genießen und ganz besonders vor Butter und Fett gewaltigen Abscheu haben, ja sogar weder Kaffee, noch Chocolade oder Thee trinken mögen.

Meine Verbindung mit dem Arekunamädchen wurde von meinen beiden liebeglühenden Dienern, Cornelissen und William, mit neidischen Blicken betrachtet und beide schienen mit allem Eifer sich in ein ähnliches Verhältniß stürzen zu wollen. Von dem Tage an, wo mir durch den Häuptling das überraschende Geschenk der jungen Indianerin zu Theil wurde, zeigten sich beide aufs Peinlichste reinlich an ihrem Körper, wie in ihrer Wäsche, putzten mit seltener Ausdauer ihre Schuhe bis zum Superlativ des Blankwerdens und badeten sich täglich mehrmals in dem nahen Flusse, zum Schrecken der dort Wasser holenden Indianerinnen.

Als ich am dritten Tage meiner Anwesenheit in Ibirimayeng von einem Ausfluge in der Umgegend in meine Hütte zurückkam, fand ich sogar, daß Cornelissen mit Hilfe meines Rasirmessers sowohl Backenbart als Schnurrbart aus seinem Gesicht entfernt und vermittelst meines Bartwachses seinen Haaren eine Phantasiefrisur gegeben hatte, die an beiden Schläfen in eine schöne gebogene, einer 6 ähnlichen, Form endete, während William in seiner liebenswürdigen Ungenirtheit, meine Gummiauflösung benutzt hatte, um seinen Haaren die äußerst liebliche Frisur à la Titus zu geben.

Daraus konnte ich sicher schließen, daß beide ernstlich an eine Verbindung mit Indianermädchen dachten; am deutlichsten aber zeugte das Bartabnehmen Cornelissen's von dieser Absicht.

Die Indianer leiden nämlich außer dem Kopfhaar und den Augenbrauen kein einziges Haar an ihrem Körper, die Arekunas reißen sich sogar die Augenbrauen aus und ziehen an deren Stelle eine dunkelpurpurrothe Curvenlinie über die Augenhöhlen, wodurch sie ganz besonders leicht von anderen Indianerstämmen zu unterscheiden sind. Als ich und Cornelissen mit

reichlichem Bartwuchs ausgestattet (meine anderen Diener trugen keine Bärte) unter ihnen erschienen, war dies der Hauptgrund, daß sie sich, besonders das weibliche Geschlecht, in der ersten Zeit vor uns fürchteten und später, als wir bekannter wurden, oftmals ihr Mißfallen darüber gegen uns zu erkennen gaben. Da sie glaubten, daß der Bartwuchs ein Zeichen von hohem Alter sei, wurden wir beide von ihnen als „Amuco“ angeredet, was eigentlich „Großvater“ heißt, in dem Sinne jedoch, den sie meinten, die zutrauliche Benennung „Alter“ oder „Alterchen“ zu bedeuten hatte.

Da Cornelissen sich erst in den zwanziger Jahren befand, war ihm die Bezeichnung als „Greis“ von Seiten der jungen Indianerinnen, durchaus nicht erwünscht, und als er gehört hatte, daß dieselben gern einen Weißen, jedoch ohne Bart, zum Manne annehmen, hatte er sich seines männlichen Schmuckes im Nu entledigt. Obgleich er mir bemerkte, daß er dies nur allein wegen der großen Hitze gethan, wußte ich doch sehr wohl, daß nicht die Hitze der Temperatur, sondern die des Blutes, die Veranlassung dazu gegeben hatte.

Cornelissen wie William wußten so gut zu operiren, daß jeder in zwei Tagen ebenfalls ein Indianermädchen als Gefährtin hatte, die sie von deren Eltern auf Credit genommen, da beide laut des Contractes ihren Lohn von mir erst bei der Zurückkunft nach Georgetown zu erhalten, während der Reise jedoch nicht das mindeste zu beanspruchen hatten. Beide waren mit ihren Schwiegervätern, die mich mit anderen Arekunas nach Georgetown begleiten wollten, überein gekommen, ihnen die üblichen Geschenke in der Coloniestadt zu geben. Natürlich hatte ich es meinen Dienern zur Pflicht gemacht, sich eine besondere Hütte herzustellen, in der sie mit ihren Frauen zu wohnen hatten.

Und damit genug über diese sonderbare Sitte der Arekunas,

die ich bei keinem der anderen Indianerstämme von Britisch Guyana angetroffen habe. —

Meine Zeit in Ibirima-yeng verbrachte ich in ähnlicher Weise, als in der Hütte am Falle des Arabo-pu, mit täglichen Ausflügen in die Umgegend und auf die steilen, terrassenartigen Anhöhen des gewaltigen Wai-tipu, der sich in der Nähe der Niederlassung gen Osten in seiner seltsamen, glockenähnlichen Form erhob. Die kühlen Abende wurden in ähnlicher Weise als unter den Indianern in Hana-re verlebt, große Feuer auf dem weiten, freien Platze zwischen meiner und den anderen beiden Indianerhütten angezündet, und William erfreute durch seine akrobatischen Vorstellungen und Taschenspielerkünste, sowie Cornelissen durch seine Trompetenvariationen über volksthümliche Themata, unter denen das Lied „Einst spielt' ich mit Scepter, mit Krone und Stern" ganz besonderen Beifall fand und zugleich auf seine frühere, höhere Stellung als holländischer Soldat in Paramaribo in äußerst rührender Weise hindeutete, das indianische Publikum.

Die Indianer selbst trugen in ihrer Manier zu diesen Abendbelustigungen bei.

Sie sonderten sich in zwei in einiger Entfernung sich gegenüberstehende Parteien, aus denen, auf ein gegebenes Zeichen, zwei von ihnen, unter fabelhaftem Gebrüll, das dem der griechischen Helden vor Troja sicher nicht nachstand, auf einander losstürzten, sich gegenseitig um die nackten Körper faßten und so lange zusammen rangen, bis einer unterliegend zu Boden stürzte. William versuchte sich ebenfalls in dem Ringkampfe, konnte jedoch gegen die ungemeine Gewandtheit der Indianer nicht aufkommen und war stets der Besiegte. Sogar Cornelissen mischte sich in diese kriegerischen Spiele, irrte sich jedoch stets, bei dem Entgegenlaufen, in den Geschlechtern und stürzte auf die den Ringern zuschauende Gruppe der jungen Indianerinnen los, die unter gellendem Geschrei und schallendem Gelächter der Männer, in

größter Eile die Flucht ergriffen, wobei einige jedoch von ihm eingeholt und für ihr Davonlaufen durch Küsse gestraft wurden. In dieser Weise endeten alle solche Spiele stets in größter Eintracht, und während meines Zusammenlebens mit den Arekunas am Roráima fand nie die geringste Störung durch Zwistigkeiten zwischen mir oder meinen Leuten mit den Indianern statt.

Eine Woche nach meiner Ankunft in Ibirima-yeng unternahm ich eine zweite Besteigung des Roráima, diesmal jedoch auf dessen Südseite, während die frühere auf der Ostseite stattfand.

Außer dem Häuptlinge und einem großen Theil der männlichen Bevölkerung von Ibirima-yeng begleitete mich diesmal, außer meiner Geliebten, die junge Tochter des Häuptlings, nachdem ich beiden vorher das Versprechen gegeben hatte, sie während der im Gebirge zuzubringenden Nächte mit warmer Kleidung zu versorgen, um die ihnen ungewohnte Nachtkälte ertragen zu können. Das Durchwaten des in der Nähe der Niederlassung dahinströmenden, ziemlich breiten Arabo-pu war für mich, der ich es barfuß thun mußte, ungemein beschwerlich wegen der sein Bett anfüllenden, scharfkantigen, dabei auf ihrer breiten Fläche überaus glatten Jaspisstücke, die mich bald in die Füße schnitten, bald mich dem Ausgleiten und Hinstürzen nahe brachten. Endlich war diese Pein vorüber, und ich befand mich am jenseitigen Ufer, wo ich meine Strümpfe und Sandalen anlegte und in fröhlicher Stimmung mit den beiden Mädchen die vor mir sich ausbreitende, feuchte Savane durcheilte. Darauf folgte das Ersteigen eines hohen und steilen Abhanges und ich befand mich nunmehr auf einem, in wellenförmigen Erhebungen weit sich dahinziehenden Plateau, das mit Grasvegetation bedeckt war, aus der nur hier und dort kleine oasenartige Wäldchen auftauchten. Länger als eine Stunde über die Savane dahin gehend, erhoben sich wiederum steile Abstürze vor mir, die mühsam genug zu erklimmen waren. Das Terrain

von hier an wurde immer hügeliger, und nur ungemein selten breitete sich eine kleine, ebene Fläche vor mir aus. Beim Ersteigen eines der Hügel fand ich dessen Oberfläche, in ähnlicher Weise wie die Savane vor meiner früheren Hütte am Arabo-pu, mit hohen, Grabmonumenten ähnlichen, und durch die Einwirkung der Atmosphäre geschwärzten, Jaspisblöcken bedeckt. Die mich begleitenden Mädchen machten mich ganz besonders auf einen dieser Blöcke aufmerksam, der durch seine Form völlig geeignet war, meine Bewunderung in hohem Grade zu erregen. Er ähnelte aufs Täuschendste einem in Stein ausgehauenen, geharnischten Manne, der mit halbem Körper aus der Erde hervorragte, und dessen durch ein Visir geschlossener Helm wie von der Hand des Bildhauers gefertigt war.

Ein seltsames, von der Natur geschaffenes Monument, vollkommen harmonirend mit dem öden, wilden Charakter der ganzen Gegend umher und dem mythenreichen Gebirge im Hintergrunde, das seine gigantischen, ausgezackten Felsmauern gen Himmel streckte! Die Idee, als habe hier einen aus der Schaar der Conquistadoren, zur Strafe seiner Ruchlosigkeit gegen die unschuldigen Indianer, die Rache des Himmels ereilt und in Stein verwandelt, kam mir bei dem Anblick des seltsamen Felsblockes unwillkürlich in den Sinn, und versetzte mich auf einige Zeit in ernstere Stimmung. Fortwährend auf- und abkletternd, erhob sich endlich vor mir der zugespitzte Gipfel des hohen Canaupang, den ich zu erklimmen hatte, um dann auf seiner anderen Seite auf einem schneckenförmigen Pfade wiederum in einen tiefen Abgrund hinab zu steigen. Hier traf ich sämmtliche Indianer meiner Begleitung auf mich wartend, und zusammen stiegen wir den vielfach gewundenen Pfad des steilen Hügels hinab.

Prachtvolle, warme Farbentöne lagen über den umherliegenden Hügeln ausgegossen; in der herrlichsten goldenen und carminrothen Färbung, wie sie zur trockenen Zeit die Grasvegetation

in den Tropen in ihren verschiedensten Nüancirungen zeigt, dehnte sich die ungeheure, wellenförmige Ebene bis zum Fuße des Gebirges aus, durchzogen von dem breiten, glitzernden Silberbande des Flusses Kukenam, der unter mannigfachen Windungen nach Süden am fernen Horizonte sich verliert.

Der dumpfe Schall einer Trommel, begleitet von den einförmigen Tönen mehrerer Rohrflöten, drang beim Hinabsteigen des Canaupang zu meinen Ohren, und bald darauf erblickte ich bei einer Wendung des Pfades, am Fuße des Hügels, einen Trupp uns entgegenkommender Indianer, angeführt von den die erwähnten Instrumente spielenden Musikern.

Es waren, wie mir der Häuptling versicherte, Verwandte von ihm, die in der am Kukenam gelegenen Niederlassung Wanuraupu wohnten und uns, da sie von unserem Besuche bereits am vergangenen Tage benachrichtigt waren, aufs Freundschaftlichste entgegenkamen. Bald hatten wir uns getroffen und wanderten, nachdem die üblichen Begrüßungen und Fragen zu ihrer Erledigung lange Zeit weggenommen hatten, zusammen der nicht weit entfernten Niederlassung zu.

Die Schlucht, die wir bald erreichten, mündete in der Nähe eines von hohen Ufern eingefaßten Flusses aus, der in jetziger Zeit jedoch völlig ausgetrocknet war. In dem Bette desselben traten hier und da horizontale Schichten eines dichten, rothen Sandsteins auf, auf welchen Jaspisblöcke in allen Größen lagen, die in einer Masse verschiedener Farben variirten; ich fand hier rothen, hellgrünen, dunkelviolettblauen, buntgebänderten, marmorirten, tiefblaugrünen Jaspis, von denen der rothe und grüne wegen seiner ganz besonderen Härte als Flinten- und Feuerstein am besten sich verwenden läßt und deshalb von den Indianern emsig gesucht und bis nach der Küste hin verhandelt wird.

Am jenseitigen Flußufer ging es wieder einen steilen Abhang hinan, weiter fort in der hügeligen Savane, bis wir nach einer

kleinen Stunde an das Ufer des Flusses Kukenam gelangten. Trotzdem er hier nur etwa 1½ Meile von seiner Mündung entfernt war, zeigte er sich bereits von 100 Fuß Breite und strömte rasch über das sein Bett anfüllende Sandgeröll dahin.

Zur Regenzeit muß diese Gegend einen furchtbar schönen Anblick gewähren, da alsdann der reißende Fluß, aufs Höchste angeschwollen, seine wenig hohen Ufer weit und breit überfluthet und die umherliegende, flache Savane völlig unter Wasser setzt, das in einem einzigen, riesig breiten Strome mit rasender Schnelligkeit nach der gegen Süden zu tiefer gelegenen Landschaft hinabstürzt; ein grausiges Bild der Wildheit und Zerstörungswuth des entfesselten, wüthenden Elementes, das in solchem Zustande entfernt an die Sündfluth erinnert.

Nur niedriges Gebüsch säumt an dieser Stelle die Ufer des Kukenam ein, der in dieser Jahreszeit ungemein seicht und ohne Hindernisse zu durchwaten war; am jenseitigen, rechten Ufer angekommen, hatten wir eine weite, mit Sträuchern bedeckte Strecke zu durchwandern, bis wir auf einen freien, ebenen Platz in der Savane gelangten, auf welchem die aus nur zwei Hütten bestehende Arekuna-Niederlassung Wanuraupu lag.

Das Savanen-Plateau, auf welchem die Niederlassung sich befand, mochte so ziemlich in gleicher Höhe mit dem von Ibirimayeng, 3000 Fuß über dem Meere, liegen, nur war die Aussicht auf die beiden in der Nähe befindlichen Berge, den Roráima und Kukenam, eine weit verschiedenere und großartigere, als die von dem letztgenannten Orte. Beide Berge, von Wanuraupu aus gesehen, lagen in ihrer ganzen imposanten Majestät vor mir, ohne daß ihre Basis von sich vorschiebenden Höhen oder Waldungen verdeckt worden wäre.

Die Südseite des Roráima, die jedoch nicht eine solche Ausdehnung als die Ostseite und nur etwa die Länge von ½ deutschen Meile erreicht, zeigt denselben Charakter als letztere; dunkle

Grasflächen bedecken die steilen Abhänge, in deren Schluchten und Vertiefungen dichte Waldungen liegen, und die 1500 Fuß hohe, ausgezackte Sandsteinmauer, an ihrem Fuße von einem gewaltig breiten Saum von Krüppelwaldung eingeschlossen, bildet auch hier den unersteiglichen Gipfel des Berges.

An der östlichsten Spitze der Südseite überragt der bereits erwähnte, gigantische Felsblock Ibirima, gleich einem abgestumpften Obelisk, völlig isolirt gen Himmel sich streckend, die kolossale Sandsteinmauer, und die Spalte, die durch seine Trennung von dieser entstanden, ist von hier aus deutlich in ihrer ganzen Ausdehnung zu erblicken, während das westliche Ende dieser Seite mit seiner gewaltigen Felsmauer und den schroffen Abhängen wohl an 2500 Fuß steil abfällt und gegen Westen zu durch einen grasbewachsenen, 2500 Fuß über der Savane liegenden Gebirgssattel, mit dem ähnlichen Berge Kukenam verbunden wird.

Der Berg Kukenam zieht sich von Südwest nach Nordost, jedoch in weit geringerer Ausdehnung als der Roráima, hin und ähnelt an Höhe, wie der Form seines abgeplatteten Gipfels, der ebenfalls aus einer 1500 Fuß hohen Sandsteinmauer besteht, vollkommen dem Roráima, nur mit dem Unterschiede, daß seine Abhänge vom Fuße bis zu der Sandsteinmauer mit dichter Waldung bedeckt sind. Sein nordöstliches Ende fällt steil nach dem erwähnten Gebirgssattel ab und hat, mit dem ihm gegenüberliegenden, westlichen Absturze des Roráima täuschende Aehnlichkeit mit einem riesigen Portal.

Das südwestliche Ende des Kukenam zeigt mehrere schroffe Felsabstürze, aus denen sich, aufs Täuschendste riesigen Säulen gleichend, einige isolirt stehende, an 6—800 Fuß hohe Felshörner erheben.

Von der von Wanuraupu aus zu erblickenden, südöstlichen Seite des Berges stürzt nur ein Fluß, der Kukenam, dessen

hohe Felsmauer herab, ebenso wie von dem südlichen Gipfel des Roráima einzig und allein der Camaiba, in einem gewaltigen Sprunge von 1500 Fuß Höhe, herabfällt.

Es ist ein großartiges Gebirgspanorama, das einen überwältigenden Eindruck auf den Beschauer macht und in solcher Form und zauberhaften Färbung nur tief im Innern der Tropenländer zu erblicken ist; italienischer Himmel und italienisches Colorit sind düsteres Grau gegen solche Farbenpracht!

Das tiefe Blau des italienischen Himmels schafft nur die Phantasie des Künstlers, im Tropenlande aber ist es Wahrheit und südamerikanische Natur übertrifft weit alle italienische Poesie! —

Die beiden Wohnungen der Niederlassung bestanden in einem großen, runden Tucuschipang und einer viereckigen, auf einem 8 Fuß hohen Rost von Baumstämmen stehenden Lehmhütte, zu welcher ein dicker, eingekerbter Bambusstamm als Leiter führte. In ihrer Nähe befand sich ein kleiner, in den Kukenam mündender Fluß, der zum Theil ausgetrocknet, dennoch in den gewaltigen Vertiefungen seines Bettes lehmiges Wasser enthielt, dessen Oberfläche gänzlich von Lemna- und Pistia-Arten, wie den großen purpurröthlichen, schildförmigen Blättern der Nymphaea blanda G. F. W. Meyer überzogen war. Seine Ufer waren dicht mit höheren Bäumen und Sträuchern (Tavomitia umbellata Benth.; Gomphia dura Kl.; Dimorphandra macrostachya Benth.; Clusia insignis Mart., C. rosea Lin., C. nemorosa G. F. W. Meyer, C. cucullata Kl.; Vochysia lucida Kl., V. curvata Kl.; Kielmeyera augustifolia Pohl; Cordia dichotoma Kl. etc.) eingefaßt. —

Die Indianerinnen der Niederlassung brachten, bald nach unserer Ankunft, mit in Capsicumsauce gekochtem Fleisch gefüllte Töpfe und frisches Cassadebrot, das sie auf die, im Schatten der Hütte an der Erde ausgebreiteten, Matten stellten und zu dessen Ge-

nuß uns der Häuptling der kleinen Niederlassung einlud. Meine Begleiter langten eifrig zu, während ich mich, durch den Anblick des mit Haut und Haaren gekochten Fleisches abgeschreckt, mit einem in die scharfe Pfeffersauce getauchten Stück Cassadebrot begnügte. Nach dem Essen wurde reichlich Paiwari umhergereicht, von dem ich aus Höflichkeit ebenfalls einige Schluck zu mir nehmen mußte.

Da es noch früh am Tage, gegen 2 Uhr Nachmittags war, begaben sich einige Arekunas auf die Jagd, während andere nach den in der Savane umherliegenden Wäldchen eilten, um deren botanische Schätze für mich zu sammeln. Ich zog es mit der Mehrzahl der Indianer vor, von der beschwerlichen Fußtour ein Stündchen in der Hängematte auszuruhen, worauf ich einen Ausflug in die Umgegend machte, die leider in der jetzigen, trockenen Jahreszeit wenig Interessantes an Pflanzen darbot.

Gegen Abend kamen die nach Naturschätzen ausgegangenen Indianer, beladen mit gewaltigen Büschen der Cattleya Mossiae[29]) Lindl., deren große carminrothe Blüthenrispen mir schon aus weiter Ferne entgegenleuchteten, keuchend unter der schweren Last, bei den Hütten an und warfen die schöne Ausbeute in ihrer gewohnten rohen Manier zu meinen Füßen, daß die zarten Blüthenstengel und ein Theil der langen Bulben zerbrachen.

Später trafen die Jäger mit zwei erlegten Savanenhirschen (Cervus Savannarum Cab. et R. Schomb.), einigen Acuri's (Dasyprocta Aguti Ill.) und mehreren Powis und Maroudi's ein, deren Fleisch noch denselben Abend den Kochtöpfen und sodann den hungrigen Magen überantwortet wurde.

Am andern Morgen 9 Uhr trat ich meine Weiterreise nach dem vor mir liegenden Gebirge, in Begleitung meiner Arekunas, wie der meisten Bewohner der Niederlassung Wanuraupu, an.

Sehr bald hatten wir den Kukenamfluß, dessen Ufer an

dieser Stelle sehr hoch waren, zu passiren; sein Wasser, das in rascher Strömung dahinschoß, war eiskalt und machte die Indianer frösteln. Dichtstehende Büsche der Fourcroya gigantea Vent. untermischt mit denen der Agave vivipara Lin., zogen sich in großen Massen am rechten Ufer des Flusses entlang; ihre 40—50 Fuß hohen Blüthenstengel mit der vielfachen Verästelung an den Gipfeln ähnelten von fern, in ihrem vertrockneten Zustande, entlaubten Lärchenbäumen, während die, noch mit Blüthe beladenen, im Habitus brasilianischen Araucarien glichen.

Eine Stunde über hügelige Savane dahin wandernd, traten wir in ein dichtes Wäldchen ein, an dessem Grunde gewaltige Felsmassen lagen, die durch die Pflanzendecke, mit der sie überzogen waren, einen prachtvollen Anblick gewährten; sie waren mit dichten Büschen der herrlichen Cattleya Mossiae, die in der üppigsten Fülle ihres herrlichsten Blüthenschmuckes prangten, über und über bekleidet. Doch nicht allein die großen Steinmassen, sondern auch die halb verrottet umherstehenden Stämme waren dicht mit dieser schönen Orchidee überwuchert. Es gehörte große Entsagung dazu, diese Prachtorchideen hier unberührt stehen zu lassen und nicht einen großen Theil davon auf der Rücktour mit zu nehmen, trotzdem ich bereits eine so bedeutende Menge derselben gesammelt hatte, daß ich bis jetzt nicht wußte, ob ich für ihren Transport nach Pirara, in Erwägung meines außerdem so bedeutenden Gepäckes, Träger unter den Indianern auftreiben würde.

Aus dem Wäldchen ins Freie tretend, befanden wir uns an dem Ufer eines Gebirgsflüßchens, das beim Durchwaten mir bis an die Brust reichte und außerdem in so reißender Schnelligkeit dahinströmte, daß ich alle meine Kräfte aufbieten mußte, um gegen die Gewalt des Wassers anzukämpfen. Die am jenseitigen Ufer liegende Savane war eine lange Strecke mit mannshohem Grase und dornigem Gesträuch bewachsen, welches

letztere ganz besonders diesen Theil des pfadlosen Weges sehr beschwerlich und für den Körper recht empfindlich machte. Die Indianer empfanden dies, bei der Nacktheit ihres Körpers, wohl am meisten und begrüßten mit lautem Jubel eine vor uns liegende, mit kurzem Grase bekleidete Anhöhe, nach deren Ersteigung wir auf eine ziemlich weite, mit Felsgeröll bedeckte Ebene gelangten.

Wiederum kamen wir nach Verlauf einer Stunde an das Ufer des Flusses Kukenam, der hier in rasender Strömung dahinschießt und sein Durchwaten für uns Alle ziemlich gefährlich machte, da er an manchen Stellen so tief war, daß sein eiskaltes Wasser mir bis an den Hals reichte.

Glücklich kamen wir jedoch an das jenseitige Ufer, von wo aus das Terrain allmälig anzusteigen begann. Weite Strecken der Savane waren einzig und allein von der herrlichen Befaria (Befaria Schomburgkiana Kl., guianensis Kl., grandiflora H. B. et Kth.) in Besitz genommen, und die Fülle ihrer prächtigen Blüthen hüllte diesen Theil der Ebene in ein leuchtend carminrothes Gewand, das, freilich nur in sehr matter Färbung, eine schwache Nachahmung in den bei uns mit blühender Haide (Calluna vulgaris) dicht überzogenen Gegenden findet.

Nach und nach aufwärtssteigend, gelangten wir in einer Stunde auf eine weite, bis an den Fuß des Roráima und Kukenam sich erstreckende Ebene, die nur von wenigen Hügeln unterbrochen wurde und eine ungehinderte Aussicht vom Fuße bis zum Gipfel der beiden Berge erlaubte. Gewaltige Felsblöcke, von den Sandsteinmauern des Roráima und Kukenam herabgestürzt, bedeckten hier und da die Ebene in den bizarrsten Formen. Eine durch ein derartiges Naturereigniß zusammengeworfene Gruppe hoher Felsblöcke ähnelte von der Seite, von welcher ich kam, aufs Täuschendste einem riesigen Adler mit halbausgebreiteten Flügeln und bildete durch ihre schwarze Färbung und sonderbare

Form, im Gegensatze zu der ebenen, in goldgelben und purpurröthlichen Farbentönen prangenden Savane, einen prächtigen Mittelgrund für die im Hintergrunde in großartigster Erhabenheit und zauberischestem Colorit in die Wolken ragenden Bergriesen.

Die Indianer, als sie die Adlerfelsen passirten, unterließen nicht, unter unverständlichem Gemurmel, mit aller Anstrengung ihrer Lungen gegen sie hin zu blasen, um die schädlichen Einwirkungen des bösen Geistes, als dessen Sitz sie die sonderbar geformte Felsgruppe wähnten, zu zerstören.

Bald nachher passirten wir zum dritten Male den Fluß Kukenam, gingen am jenseitigen Ufer noch eine Stunde in der ebenen, immer mehr mit vom Gebirge herabgestürzten Felsblöcken bedeckten Savane hin und kamen darauf an den Fuß des Kukenam. Hier nahm der gleichnamige, an ihm dahin strömende Fluß bereits den wilden Charakter eines Gebirgswassers an. Gewaltige Blöcke eines festen, feinkörnigen, röthlichen Sandsteins mit weißen Glimmerblättchen, von den hohen Felswänden des Roráima und Kukenam herabgestürzt, füllten, mitunter in riesigen Dimensionen, das Bett des etwa 40 Fuß breiten Flusses völlig an und das krystallklare, eiskalte Wasser stürzte in Hunderten schäumender, tosender Cascaden mit unwiderstehlicher Macht über die chaotisch durch einander geworfenen Felsmassen. Hoch über dieses wilde Bild der Zerstörungswuth der Elemente, weit hinauf in das reine, blaue Aethermeer ragten düster die gigantischen, schwarzgrauen, kühn ausgezackten Felsmauern des Roráima, verwittert an Gestalt und Färbung und jeden Augenblick den Einsturz drohend, um alsdann mit ihren gewaltigen Trümmern die lachende Ebene auszufüllen und in eine grausige Einöde zu verwandeln.

Dieser Gedanke kam mir für einen Augenblick in den Sinn, als ich, den Fluß auf den, aus dem Wasser ragenden Felsblöcken trockenen Fußes überschreitend, nach der, von diesem Standpunkte aus überhängend erscheinenden, düsteren Sandsteinmauer des Ro-

räima, die in ihrer wilden Zerrissenheit und übernatürlichen Größe einen höchst unheimlichen Eindruck auf den Beschauer macht, hinausblickte.

Einige Minuten später befand ich mich im dichten Walde, der die Abhänge des Berges Kukenam bedeckt, und die Indianer waren geschäftig, mit ihren Waldmessern einen ziemlich ebenen Fleck behufs des Nachtlagers vom üppigen Untergebüsch zu befreien.

Es war erst 3 Uhr Nachmittag, und ich hatte hinlänglich Zeit, noch eine Excursion in den Gebirgswald zu unternehmen und die auf die Jagd gehenden Indianer eine Strecke zu begleiten. Außer mehreren Farn, besonders den bereits erwähnten Schizäa-Arten, traf ich am Kukenam noch drei andere Palmenarten, die am Roräima nicht vorkommen, an, es waren Martinezia caryotaefolia H. B. et Kth., Acrocomia sclerocarpa Mart. und Maximiliana regia Mart.

Die Martinezia caryotaefolia erreicht nur eine Höhe von 15—20 Fuß und hat einen mit Stacheln besetzten Stamm, der an seinem Ende wenige, mit stachligen Blattstielen und Mittelrippen versehene, Wedel trägt, deren Fiederblättchen keilförmig und am Rande ausgezackt, gleich denen der ostindischen Caryota urens, sind.

Der Stamm der Acrocomia sclerocarpa hat eine Höhe von 25—30 Fuß und ist, wie die Blattstiele und Blüthenscheiden, mit langen, schwarzbraunen Dornen besetzt; ihre 12—15 Fuß langen, gefiederten, hellgrünen Wedel bilden eine dichte Krone am oberen Ende des Stammes, und ihre zwischen den unteren Wedeln hervorbrechenden Blüthenscheiden umschließen den einfach verzweigten Kolben, welcher kleine gelbgrüne Blumen oder runde, olivenfarbige Beeren trägt. Aus den Nüssen wird in Westindien, wo diese Palme „Macaw", heißt, ein goldgelbes Oel von feinem, veilchenähnlichem Geruch gepreßt, das in beträchtlichen Quantitäten nach Europa ausgeführt und als Zuthat zu Toilettenseifen u. s. w.

gebraucht wird; in Britisch Guyana, wo diese Palme nicht allzu häufig und nur in den der Civilisation entlegenen Gegenden vorkommt, wird sie zu diesem Zwecke nicht benutzt.

Der Maximiliana regia habe ich bereits im ersten Theil dieses Werkes genügend gedacht.

Außerdem fand ich in dem Walde riesige Stämme des Bully=tree, Sapota Milleri Miq., von den Indianern „Baláta" oder „Buruway" genannt, welcher sehr wohlschmeckende, der Sapota Achras Müll. ähnliche Früchte trägt, die eine Lieblingsspeise der Indianer sind, und dessen Rinde beim Anhauen eine consistente, klebrige Milch liefert, die durch den Zutritt der Luft sich schnell verhärtet und die Guttapercha ähnliche Baláta liefert, die in den letzten Jahren ein ziemlich bedeutender Ausfuhrartikel von Britisch Guyana geworden ist. Ich habe in diesem Bande bereits Veranlassung genommen, darüber Ausführlicheres mitzutheilen.

In das Lager zurückgekehrt, traf ich einige Indianerinnen aus Wanuraupu an, die den Männern einige mit Paiwari gefüllte, riesige Flaschenkürbisse gebracht hatten und im Begriff waren, nach der Niederlassung zurückzukehren, da sie wegen der empfindlichen, in diesen Gebirgswäldern herrschenden Kühle, die Nacht hier zuzubringen scheuten. Durch ihre aufopfernde, von allgemeiner Menschenliebe zeugende That, war bei den Indianern meiner Begleitung einem längst und tief gefühlten Bedürfniß abgeholfen, denn im Besitz dieses kostbaren Nektars ließ sich die Nachtkühle viel leichter ertragen.

Die zurückkehrenden Jäger brachten ein Reh und eine Menge Federwild, so daß das Abendessen luxuriös und für die Indianer, durch die Beigabe des Paiwari, nahezu lucullisch war. Darauf vertheilte ich unter die, in meinem Schutz sich befindenden, zwei Mädchen warme Kleidung und wollene Decken zur Abwehr der Nachtkälte, ein Jeder zündete zu gleichem Zweck unter seiner

Hängematte ein Feuer an und legte sich dann, um halb geräuchert zu werden, in dieselbe.

Bald lagen Alle, vom Marsche ermüdet, in tiefem Schlafe.

Die Sonne warf bereits ihre Streiflichter durch das dichte Laubdach der Waldung, als ich erwachte, nach dem nahen Flusse eilte und mich durch ein Bad in dem eiskalten Wasser erfrischte.

Die Indianer tummelten sich schon geraume Zeit in demselben herum und eilten dann, am ganzen Körper vor Frost zitternd, nach ihren Hängematten, um sich darin über dem Feuer bähen zu lassen. Die Mädchen beschäftigten sich mit dem Kochen des gewaltigen Cassadebreies, der in all' diesen frostigen Naturen Hitze erwecken sollte, und William kochte mir eine fette Maam (großes Waldhuhn, Trachypelmus subcristatus Cab.), deren zartes, wohlschmeckendes Fleisch in ihrer eigenen, nur mit einem Anfluge von Capsicum zubereiteten Brühe, sehr wohl die Stelle des Kaffee's und gerösteter Brodschnitte mit Eiern, vertreten konnte.

Nach dem Frühstück begannen wir sofort die Ersteigung des Roráima.

Zuerst hatten wir jedoch noch längere Zeit im dichten Urwalde am Abhange des Berges Kukenam, an dem rechten Ufer des gleichnamigen Flusses dahin zu wandern, bis wir letzteren, der hier die Grenze der beiden Nachbarberge bildet, auf den hohen, daraus emportauchenden Sandsteinblöcken überschritten und einen steilen, mehrere hundert Fuß hohen Hügel auf der Roráimaseite erklommen. Er war dicht besetzt mit riesigen, 10—12 Fuß hohen Wedeln der Pteris deflexa Link[30]) und hohen Stämmen der Cecropia peltata Lin., deren Auftreten auf ein früher hier befindlich gewesenes Provisionsfeld der Indianer schließen ließ. Die langen, in einander verworrenen Farnwedel machten das Erklimmen des steil abfallenden Hügels ungemein beschwerlich und zeitraubend, und erst nach einer Stunde hatten wir den Gipfel der Anhöhe erreicht. Eine Strecke von da abwärts gehend,

traten wir in einen, am hohen Abhange gelegenen Hochwald ein, der durch seinen düsteren Schatten äußerst willkommen war, indem uns die brennenden Sonnenstrahlen bei dem Erklimmen des Hügels im höchsten Grade belästigt hatten. Leider nur war dies Vergnügen von kurzer Dauer, denn bald darauf traten wir aus dem Walde in die grasbewachsene Savane, die hier jedoch äußerst hügelig war, und zum Theil auf das Entsetzlichste steil aufwärts führte. Wiederum verging eine Stunde in der wenig beliebten Beschäftigung des Emporkletterns, die noch dazu bei einer Hitze von 80° Fahrh. (im Schatten) ausgeführt werden mußte, dann endlich kamen wir auf ebeneres Terrain. Hier lagen gigantische, von der Sandsteinmauer des Roráima herabgestürzte Felsblöcke in Unmasse umher und trugen auf ihrer meist abgeplatteten Oberfläche einen Miniaturwald der heterogensten, zum Theil seltensten Pflanzen, während an ihren Seiten und in den Spalten umfangreiche Büsche von Orchideen, Agaven, Cactus, Gesnerien und Bromeliaceen mit hochrothen Blumenscheiden wurzelten und sogar die schwarzgefärbten Felsen, die aus einem kieseligen, dichten, roth und weißen Sandstein bestanden, von den an ihnen wuchernden Flechten und Moosen im buntesten Farbenkleide prangten.

Außer einer Anzahl verschiedener Erd-Orchideen (Pleurothallis succosa Lindl., Stelis ophioglossoides Sw., Cattleya Mossiae Hook., C. pumila Hook., Diothonea imbricata Lindl., Zygopetalum Mackaii Hook., Oncidium pulchellum Lindl., Odontoglossum citrosum Lindl., Masdevallia guianensis Lindl., Sobralia liliastrum Lindl.), unter denen die Sobralia liliastrum Lindl. durch ihre Höhe und Schönheit ganz besonders sich auszeichnete, sind diese Felsblöcke noch mit einer Menge Bäume und Sträucher (Gaultheria cordifolia H. B. et Kth.; Thibaudia nutans Kl., guianensis Kl., formosa Kl.; Befaria Schomburgkiana Kl., guianensis Kl., grandiflora H. B. et Kth.; Vaccinium puberulum Kl.; Ternstroemia Schomburgkiana Benth., crassifolia Benth., pun-

ctata Sw., Roraimae Kl.; Bonnetia sessilis Baeth.; Clusia alba Lin., macropoda Kl., sessilis Kl.; Gomphia arguta Kl.; Myrica ferruginea Dec., subcordata Dec.; Inga setifera Dec., etc.) bekleidet, die in den Spalten derselben, wie auf dem Erdboden um sie her, wuchern. Nach mehrfachem Ueberschreiten eines, zwischen den mit schwebenden Gärten gezierten Felsblöcken, in aller Eile sich hindurchstürzenden Gebirgsbaches, gelangten wir an einen hohen Abhang, der mühsam genug zu erklettern war, und befanden uns, jedoch durch eine tiefe, weit ringsum sich ziehende Schlucht noch davon getrennt, dem bis zur Basis der Sandsteinmauer hinanreichenden Krüppelbusch gegenüber.

Von hier sah die nahe Felsmauer des Roráima im höchsten Grade sonderbar aus, durch ihre, in den seltsamsten Formen ausgezackten Ränder, die oft noch 20—30 Fuß über den eigentlichen Gipfel des Berges, in breiten Felsplatten hinausragten und in der fabelhaftesten Weise, gleich vieleckigen oder runden Fensterlöchern, durch die man den tiefblauen Himmel erblickte, durchbrochen waren.

Einen wahrhaft beängstigenden Eindruck machte es, als die Indianer in der tiefen Schlucht das hohe Gras anzündeten und das Feuer sich nach meinem hohen Standpunkte heraufwälzte, wodurch, in Folge der gewaltigen Hitze und des Rauches, die dahinter liegende Felsmauer, aufs Riesigste vergrößert, in eine auf und nieder zitternde Bewegung, als wäre sie im Herabstürzen begriffen, versetzt wurde.

Das blitzschnell heranrückende Feuer trieb mich auf einen der gewaltigen Felsblöcke, von wo ich das grausig schöne Schauspiel ruhig bewundern konnte, trotzdem aber froh war, als es mit Blitzesschnelle an mir vorübereilte und ich wieder frischen Athem schöpfen konnte. Sodann kletterte ich die tiefe Schlucht hinab und erklomm die jenseitige Höhe, auf welcher der Krüppelbusch begann. Kaum einige hundert Schritt in denselben eingedrungen, befand ich mich am Ufer des hier etwa 40 Fuß breiten Camaiba,

der, in wahrhaft rasender Strömung über sein aus Felsblöcken bestehendes Bett dahinrauschend, den steilen Abhang hinabschoß.

Ihn zu passiren war nur durch vorsichtiges Springen über die aus dem Wasser hervorragenden Felsstücke möglich, indem beim Durchwaten desselben ein Mensch unmöglich gegen die furchtbare Strömung Stand halten konnte.

An den Stämmen der Uferbäume, die von Feuchtigkeit trieften, sammelte ich wunderschöne Farn, die mit Moosen, Jungermannien und Tillandsien daran herabhingen und sogar die zahllosen Schlingpflanzen überzogen, die in solcher Weise den schönsten Guirlanden ähnelten.

Das Vordringen in dem verkrüppelten Busche wurde aufs Höchste durch die dicht stehenden, gekrümmten Baumstämme, die überdies durch eine Legion zäher Schlingpflanzen mit einander verkettet waren und, im Verein mit dem üppig wuchernden Untergebüsch, eine nahezu undurchdringliche Laubwand bildeten, erschwert. An den Durchhau eines Pfades durch dieses Pflanzendickicht hatten die Indianer, so wenig als ich, am Tage zuvor gedacht, und so mußte jeder gethane Schritt vorher mit dem Waldmesser erkämpft werden, was ungemein zeitraubend war. Der Wald schwebte auch hier bisweilen, in ähnlicher Weise als ich es bei der ersten Ersteigung des Roräima beschrieben, über Abgründen hin und hielt sich nur vermöge der zu einem dichten Ganzen ineinander verflochtenen Wurzeln, als eine fest zusammenhängende Decke über denselben, bei deren Passirung die Aeste der Bäume als Fußpfad benutzt werden mußten.

Nach dem mühsamsten Klettern und Durchkriechen des in einander verworrenen Gebüsches gelangten wir an eine 120 Fuß hohe, steile Felswand, über welcher sich, auf einem schmalen, grasbewachsenen, ziemlich ebenen Absatze, die 1500 Fuß hohe, fast senkrecht aufsteigende Sandsteinmauer, die den Gipfel des

Noráima bildet, erhob, und in Form wie Färbung der, der östlichen Seite des Berges, vollkommen ähnlich sah.

Von der vor mir sich aufthürmenden, hohen Felsmauer herab stürzte, in einem furchtbaren Sprunge von 1500 Fuß, der silberglänzende Camaiba gleich einem riesigen Schleier herab, raffte alle seine durch den Sturz vertheilten Kräfte auf dem schmalen Absatze wieder zusammen und sprang, in eine einzige Wassermasse vereint, nochmals die 120 Fuß hohe Felswand herab, um sodann in dem saftigen Grün der Zwergwaldung zu verschwinden und von da, unter vielen kleineren und größeren Sprüngen und Fällen, den Berg hinabzueilen, um am Fuße desselben mit dem Kukenam-Flusse sich zu vereinen.

Die Aussicht von meinem hohen Standorte war ziemlich der ähnlich, die ich bei meiner ersten Ersteigung des Noráima beschrieben, nur daß ich hier den Berg Kukenam in meiner Nähe hatte, der mit seinen gewaltigen, steilen Felsmauern dem Noráima an erhabener Großartigkeit und eigenthümlicher Form wenig nachstand.

Vollkommen befriedigt mit dem prächtigen Naturgenuß trat ich mit meinen Begleitern den Rückweg durch den niedrigen Wald an, stieg in die tiefe Schlucht hinab und den steilen, jenseitigen Abhang hinan, wo ich auf einem Felsblock sitzend, eine Skizze der gewaltigen, vor mir sich erhebenden Felsmauer nahm.

Einige meiner indianischen Begleiter, die, während ich von hier nach der Basis der Felsmauer geklettert war, die Umgegend nach Wild durchsucht hatten, kamen jetzt zurück und brachten einen Savanenhirsch, den sie auf einem der steilen Bergabhänge äsend angetroffen und erlegt hatten.

Das Bergabwärtssteigen ging schnell von Statten, die Indianer bliesen aus abergläubischer Furcht im Vorbeigehen mehrere sonderbar gestaltete Felsen an, sprangen dann unter Jubel die steilen Abhänge hinab, hinüber über die aus dem Kukenam-Flusse hervorragen-

den Felsblöcke und so kamen wir Nachmittags 4 Uhr im Nachtlager am Fuße des Berges Kukenam an. Ein Theil der Indianer, besonders meine Begleiter aus der Niederlassung Wanuraupu, kehrten noch denselben Tag dahin zurück, während ich es mit dem alten Häuptling, einigen Arekunas und den beiden Mädchen vorzog, diese Nacht noch im Gebirgswalde zuzubringen.

Das Fleisch des erlegten Hirsches wurde noch denselben Abend theils gekocht, theils zur Aufbewahrung für den nächsten Tag geräuchert, sodann legten wir uns, von den Strapazen des Tages ermüdet, in die Hängematten und schliefen in einer Tour bis zum andern Morgen.

Mit befriedigender Ausbeute an Pflanzen und Mineralien kehrte ich, nach einem soliden Frühstück, mit meinen Begleitern nach Wanuraupu zurück, wo wir Nachmittags 2 Uhr anlangten.

Die Indianerinnen der Niederlassung hatten in den letzten Tagen den großen, in der Mitte der runden Hütte stehenden Paiwaritrog mit dem köstlichen Getränk gefüllt, und so begann nach Sonnenuntergang ein großes Trinkfest, das bei dem Silberschein des Vollmondes auf dem freien Platz vor der Hütte gefeiert wurde. Bevor jedoch Paiwari umhergereicht wurde, machten kleine Calabassen mit dem ähnlichen, aber bei weitem stärkeren Getränk „Paiwa" gefüllt, die Runde.

Die Bereitung dieses Getränkes geschieht ebenfalls aus dicken, zuvor mit Cassareep getränkten Cassadekuchen, die zwei Tage in, auf der Erde ausgebreitete, frische, mit Steinen oder dünnen Stämmen beschwerte Bananenblätter eingehüllt werden.

Hat sich darin ein gehöriger Hitzegrad und die nöthige Gährung entwickelt, dann wird die Masse von den Weibern gekaut, in ein großes Gefäß gespuckt, mit heißem Wasser übergossen und einige Tage, um das Getränk aufs Aeußerste in Gährung zu bringen, stehen gelassen, worauf es zum Trinken reif ist.

Der Paiwa wird wegen seiner langwierigen Zubereitung

nur bei sehr großen Trinkfesten von den Indianerinnen bereitet, er ist von dunkelviolettblauer Farbe und wird nur in geringen Quantitäten zu Beginn des Trinkfestes, vor dem Paiwari, herumgereicht, gleichwie man in civilisirten Ländern bei Zweckessen und Trinkgelagen dem Genusse schweren Weines einen leichteren folgen läßt. Er ist ungleich berauschender, als der Paiwari, und zwei bis drei kleine Calabassen zu sich genommenen Paiwas versetzen den Indianer bereits in einen Zustand der Berauschung, während er vom Paiwari 14—16 große, einige Quart haltende Calabassen genießen kann, bevor er seinen Verstand zu verlieren beginnt.

Bei dem heutigen Feste wurde zum Glück für meine Nachtruhe, einem Jeden nur eine kleine Calabasse Paiwa gereicht und dann zum leichteren Getränk, dem Paiwari, übergegangen.

Sodann begann der Tanz, indem sich sämmtliche Theilnehmer, zuerst die Männer, dann die Frauen, in eine Reihe hinter einander aufstellten, von einem Ceremonienmeister angeführt, der in gebückter Stellung langsam in Bewegung sich setzte, wobei er jedesmal zwei Schritte vor und dann wieder einen Schritt zurückthat, was die ganze Colonne, die linke Hand auf die Schulter des Vordermannes gelegt, jedoch in aufrechter Stellung, nachahmte. Außerdem hatte der Ceremonienmeister einen völlig ausgehöhlten, 5—6 Fuß langen Bambusstamm, dessen oberes Ende ein dünnes Fell überzog, während das untere völlig offen war, in seiner Rechten, den er tactmäßig auf die Erde stieß, wodurch ein dumpfer, heulender Ton entstand, der im Verein mit den an Schnüre aufgereihten Samenkapseln der Thevetia neriifolia Juss., mit denen er behängt war, und die ein betäubendes, schellenartiges Geräusch hervorbrachten, eine keinesweges zauberische Musik verursachte. Dazu kamen noch der dumpfe Schall mehrerer Trommeln und das gellende Pfeifen aus einigen Rohrflöten, von den Virtuosen der Niederlassung vorgetragen, in welche Musik sich außerdem der monotone Gesang der Tänzer,

dessen Text in dem bis ins Unendliche sich wiederholenden Worte: „Heia, heia, 2c." bestand, mischte. Hier fehlte nur noch Cornelissen, den ich in Ibirima-yeng zurückgelassen, mit seiner Trompete, um mit Hilfe von deren Tönen einen, den Mauern von Jericho gleichen, Einsturz der Felswände des Roráima und Kukenam zu bewirken, da solche Musik wohl Steine zu erweichen im Stande gewesen wäre.

Die lange, dunkle Reihe der, auf dem freien, vom Monde hell beschienenen Platze in schlangenähnlichen Windungen sich umherbewegenden, halbberauschten, nackten Tänzer, bildete eine eigenthümliche Staffage zu der erhabenen, im kalten, weißen Lichte des Mondes in tiefem Schweigen vor mir ausgebreitet liegenden Gebirgslandschaft, in derem Hintergrunde in phantastischen Contouren die gewaltigen Felsmassen des Roráima und Kukenam geisterhaft sich erhoben und weit hinauf starrten in das dunkelblaue, mit Milliarden funkelnder Sterne bedeckte Aethermeer. —

Zur Genüge gesättigt durch den Ohrenschmaus, den die Indianer zum Besten gaben, suchte ich meine, in der entfernt von dem runden Tucuschipang stehenden, auf Pfählen errichteten Hütte, befindliche Hängematte auf, in der ich trotz des Lärmes der Indianer, bald einschlief.

Am nächsten Morgen trat ich mit meinen Arekunas die Rückreise nach Ibirima-yeng an, wo wir Nachmittags 3 Uhr anlangten.

Dies war meine letzte Besteigung des Roráima, und ich bedauerte nur, nicht bis auf dessen Gipfel gelangt zu sein, was jedoch wegen der hohen, fast senkrecht abfallenden Felsmauer für Menschen, ohne Hilfe eines Luftballons, nicht möglich ist.

Die Höhe des Gipfels des Roráima beträgt nach Schomburgk's Messung 8000 Fuß über dem Meere, und da das Plateau, auf welchem Ibirima-yeng, wie Wanuraupu, liegen, 3000 Fuß über dem Meere sich befindet, beträgt die von hier ersteigbare

Höhe bis zur Basis der steilen, 1500 Fuß hohen Sandsteinmauer des Berges 3500 Fuß.

Der Roráima liegt unter 5° 9′ nördlicher Breite und 60° 57′ westl. Länge Grwch. und war bis 1864, außer von mir, nur noch von Schomburgk besucht worden, als den ersten und einzigen Weißen, die so tief in das Innere von Britisch Guyana vordrangen.

Mehrere Tage brachte ich in meiner Hütte mit dem Ordnen und Conserviren der auf der letzten Tour gemachten Sammlungen zu, dann machte ich mich daran, das bereits früher am Falle des Arabo-pu angefangene Aquarell, die Ansicht des Roráima, zu vollenden. Zu diesem Zwecke hatte ich in der nahen Savane mein Zelt aufgespannt, in welchem ich, unbelästigt von den Sonnenstrahlen, meine Arbeit getreu nach der Natur, vollenden konnte. In dem vom Zelt überdachten Platze befand sich ein tiefes Loch in der Erde, das ich stets als die Wohnung einer großen Eidechse betrachtet hatte, obwohl ich nie ein Thier daraus schlüpfen gesehen.

Das erste Mal, nach meiner letzten Ersteigung des Roráima, wieder in meinem Zelte in größter Ruhe mit meiner Malerei beschäftigt, richteten sich meine Blicke unwillkürlich auf das zu meinen Füßen befindliche Loch, an dessen Oeffnung ein dunkler Gegenstand sich zu bewegen schien. Mich ganz ruhig verhaltend, verwandte ich kein Auge mehr davon und war in gespannter Erwartung, welche Thiergattung daraus hervorkommen würde. Zu meiner größten Unbehaglichkeit kam der plattgedrückte, vom Halse scharf abgesetzte, dreieckige Kopf einer großen Schlange aus der Oeffnung geschoben, dem unmittelbar darauf der 8 Fuß lange, röthlich-graue, mit dunkelbraunen, rautenförmigen Flecken gezeichnete, am Bauche unförmlich dicke Körper folgte. Es war eine der gefährlichsten Giftschlangen Süd-Amerika's, der mit zolllangen Giftzähnen bewaffnete Bothrops atrox Wagl., der sich langsam gerade auf mich zu schob und den kalten Körper

in seiner ganzen Länge über meine Füße schleifte. Ich saß natürlich während dieser uninteressanten Begegnung ohne die geringste Bewegung, gleich einer aus Erz gegossenen Statue, da und war nur allzufroh, daß die Schlange nicht an meinen Beinen sich hinaufwand, sondern, nachdem sie meinen Füßen durch ihre Berührung eine ähnliche Empfindung, wie die eines elektrischen Schlages, mitgetheilt hatte, ihren Weg durch das Zelt nahm nnd unter dessen Decke hindurch ins Freie schlüpfte.

Jetzt war meine Zeit gekommen, ich sprang auf, ergriff einen neben mir stehenden Stock und lief eiligst der Schlange nach, die, sobald sie sich verfolgt wußte, alle Gewandtheit aufbot, um mir zu entrinnen, aber als sie dies unmöglich sah, sich zusammenrollte und mit weit geöffnetem Rachen und aufgerichteten Giftzähnen ihren Kopf nach mir schnellte. Doch ich kam ihr bei dieser Attake mit meinem Stock zuvor, den ich mit aller Kraft auf sie herabfallen ließ und sie zu Boden schlug; mit einem wiederholten Schlage war ihr Rückgrat gebrochen, worauf ich ihren Kopf vollends zerschmetterte.

Obgleich von seltener Größe, mochte ich dieselbe meiner Sammlung von Spirituosen nicht einverleiben, da sie eine der gemeinsten Giftschlangen des tropischen Süd-Amerika ist, war jedoch begierig, was in dem unförmlich dicken Bauche stecken möge. Ich preßte daher dessen Inhalt durch ihre hintere Oeffnung aus und fand, daß derselbe in 12 jungen, 4—6 Zoll langen Schlangen bestand, die in dem Leibe ihrer Mutter aus den Eiern gekrochen waren. Sie zeigten noch einige Bewegung, die aber plötzlich ins Stocken gerieth, als ich sie in Spiritus warf, um sie anstatt ihrer Mutter aufzubewahren. —

Die Fauna des Roráima-Gebirges ist im Ganzen eine ärmliche zu nennen, besonders in Bezug auf Säugethiere und Vögel. Von dem goldgelb gefärbten Mycetes, welchen die Macuschis „Arauta" nennen und dessen bereits Schomburgk erwähnt, sah ich einige

Felle, welche die Indianerkinder zum Schutz gegen die Witterung auf dem Rücken herabhängen hatten; er ist mir jedoch, obgleich er in den Waldungen des Roráima nicht selten vorkommen soll, nie zu Gesicht gekommen. Dagegen erhielt ich einige lebende Exemplare des Cebus olivaceus Rich. Schomb., der in kleinen Heerden die hochgelegenen Gebirgswaldungen bewohnt und sich durch seine dunkelolivengrüne Färbung und einen schwarzen, dreieckigen Fleck auf dem Scheitel, von den anderen Cebus-Arten Guyana's unterscheidet. Daß die seltene Nasua vittata Tschudi, wie Myrmecophaga tetradactyla Lin., Galictis barbara Wagl. und Cavia leucopyga Brandt hier vorkommen, habe ich bereits bemerkt. Ferner finden sich hier noch Dasyprocta Aguti Ill., D. Acuchy Desm., Dicotyles torquatus Cuv. und Cervus Savannarum Cab. et Rich. Schomb., womit die Aufführung der mir bekannten Säugethierarten des Roráima-Gebirges schließt. Raubthiere kommen hier nur höchst selten vor.

Unter den Vögeln sind die zur Familie der Penelopiden gehörenden, wie die Salpiza-, Penelope- und Crax-, wie außerdem einige Crypturus-Arten, die zahlreichsten; die Ramphastiden sind selten, und von Psittacus-Arten kommen nur Conurus nobilis Kuhl. („Keih-Keih" der Arekunas) und Macrocercus Macavuana Gmel. („Marakang" der Arekunas) in dieser Gegend vor. An den Ufern der Gebirgsflüsse halten sich die große Ulula torquata Daud. und der Vanellus cayennensis Strick., im dichten Grase der Savane dagegen der niedliche Crex Schomburgkii Cab. auf. Außerdem sind die kleineren Vögelgattungen, als Euphone, Tanagra, Pipra, Nectarinia, Trochilus u. s. w., zahlreich vertreten. An Reptilien fand ich den Bufo margaritifer Laur. im dichten, feuchten Walde, unter auf der Erde liegendem Laube, sowie, an den steinigen Ufern der Flüsse und in ausgetrockneten Betten der Gebirgsbäche, die schöngefärbte, kleine Kröte Dendrobates tinctorius Wagl., deren dunkelblau-

schwarze Grundfarbe des Kopfes, Rückens und der Füße von einer Menge unregelmäßiger, orangegelber Streifen unterbrochen wird. Zwei der gefürchtetsten Giftschlangen Süd-Amerika's, Crotalus horridus Daud. und Bothrops atrox Wagl., und zwei unschädliche Schlangen, die Boa constrictor Lin. und Coluber poecilostoma Pr. Neuw., kommen in den Wäldern und Savanen am Roráimagebirge vor und außerdem mehrere kleinere Eidechsenarten. Die, die am Roráima gelegene Savane durchströmenden Flüsse, sind ungemein arm an Fischen, und nur winzige, wenige Zoll lange Acara- und Hypostomus-Arten kommen in ihnen, allerdings in bedeutender Menge, vor.

Dagegen herrscht großer Reichthum an Insecten auf der 3000 Fuß hoch gelegenen Savane, am reichsten entschädigt jedoch, für die Armuth an höheren Thierklassen, die hier herrschende Vegetationsfülle, die eine seltene Mannigfaltigkeit der Formen, Gattungen und Arten zeigt. In der Krüppelwaldung an der Basis der hohen Felsmauer des Roráima, in 6000 Fuß Höhe, fand ich, unter abgefallenem Laub an der Erde, häufig den Bulimus fulminatus, welche Schnecke ebenfalls in gleicher Höhe auf den Küsten-Anden von Venezuela vorkommt.

Etwa eine Woche nach meiner Zurückkunft von der Ersteigung des Roráima wurde vom Häuptling ein großer Fischfang im Arabo-pu beschlossen, weshalb die jungen Arekunas einen Ausflug nach einem entlegenen Walde unternommen hatten, um von da die Stengel einer Schlingpflanze, „Heierri", die dort sehr häufig und durch deren Saft die Fische dermaßen betäubt werden, daß sie sehr leicht vermittelst kleiner Netze zu fangen sind, herbeizuholen. Gegen Abend kamen sie, mit Bündeln derselben beladen, zurück und präparirten alles Nöthige für den Fischfang, der früh des andern Morgens beginnen sollte.

Noch vor Sonnenaufgang des nächsten Tages war Alles, Jung und Alt, auf den Beinen und geschäftig, die Stengel des

Heierri mit einem hölzernen Schlegel auf Steinen zu zerklopfen und die breit geschlagene, milchreiche Masse in Woodskins zu laden. Das Frühstück war schnell beendet, und nachdem alles für den Fischfang noch Nöthige in Ordnung gebracht war, gingen die dabei Betheiligten, Männer, Weiber und junge Mädchen, mit an lange Stöcke befestigten, kleinen, aus Itapalmenschnüren geflochtenen Netzen (penté) versehen, am Ufer entlang, den Fluß aufwärts, während eine Anzahl junger Leute dieselbe Tour in den, mit dem zerklopften Heierri angefüllten, Woodskins machten.

Ich, sowie meine Diener, hatten uns ebenfalls ein kleines Netz geben lassen und wanderten in der fröhlichen Gesellschaft der jungen, schönen Mädchen dahin.

Bald gelangten wir an den für den Fischfang bestimmten Ort.

Ein Theil der Indianer watete nach dem jenseitigen Ufer des Flusses, während der andere am diesseitigen zurückblieb, so daß beide Parteien mit ihren, an lange Stöcke befestigten Netzen, die Oberfläche des Flusses eine weite Strecke vom Ufer ab bestreichen konnten, während die in den Woodskins Befindlichen in der Mitte des Flusses zu fischen bestimmt waren.

Letztere fuhren ein wenig höher den Fluß aufwärts und warfen dann den größten Theil der zerquetschten Masse des Heierri, an Stricke gebunden, in den Fluß, in welchem diese, hin- und hergezogen, völlig ausgewaschen wurde, so daß in kurzer Zeit, bei der großen Quantität des daraus strömenden Saftes, das vorher klare Wasser eine trübe milchige Färbung annahm.

Bald zeigten sich die Folgen der Vergiftung desselben in einer Unmasse kleiner Fische, die, unterst zu oberst gekehrt, an die Oberfläche des Wassers kamen und völlig betäubt ohne jegliche Bewegung, mit der Strömung dahin trieben. Alles was nur Hände und Netze hatte, war unter größtem Jubel geschäftig, dieselben aufzufischen, und beutegierig sprangen Männer

und Frauen in den Fluß, um sich auch nicht das geringste Fischchen entgehen zu lassen.

Nach und nach zog die Menge der Fischer im Flusse abwärts, der Unmasse halbtodter Fische nach, welche die Strömung mit sich hinwegriß, und die sich mehrten, sobald der ebenfalls abwärts fließende, giftige Saft, mit dem bis jetzt noch klaren Wasser sich vermischt hatte. Die in den Woodskins befindlichen Indianer ruderten eiligst der Menge voraus, indem sie von Zeit zu Zeit neue Bündel Heierri ins Wasser warfen, um weiter hinab den Fluß zu vergiften, und waren bald in dessen Windungen meinen Blicken entschwunden.

Vor und hinter mir überließen sich die Indianer mit größter Begierde der Beschäftigung des Fischens, während ich auf einem aus dem Flusse ragenden Felsblock stand und mich ebenfalls diesem Vergnügen mit Erfolg widmete, nebenbei aber nicht unterlassen konnte, die vollendeten Körperformen und interessanten Stellungen der jungen Indianerinnen, die in meiner Nähe im Wasser und auf den Steinen umhersprangen, zu bewundern.

Nachdem ich einige Stunden dem Fischfange beigewohnt, ließ ich die Fischenden ihr Glück weiter verfolgen und begab mich mit meinen Dienern nach der Niederlassung zurück, bereichert durch den Besitz einiger hundert kleiner Fische, die wir gefangen hatten, aber kaum zu einer Mahlzeit für drei mit gesundem Appetit begabte Personen ausreichten.

Erst gegen Abend kamen die Indianer mit der Ausbeute von mehreren tausend Fischchen zurück, die sofort in Capsicumsauce gekocht und mit Stumpf und Stiel verzehrt wurden.

Kleine Fische sind den Indianern, selbst in Gegenden, wo Reichthum an verschiedenen Arten großer, wohlschmeckender Fische ist, eine ebenso große Delicatesse, als es civilisirten Völkern die Sardines, Anchovis u. s. w. sind, und sie werden von ihnen in verschiedener Weise zubereitet, von der sie die in Bananenblätter

gewickelten und über Kohlen gerösteten Fischchen jeder anderen Zubereitungsweise vorziehen.

In einigen der am Roráima gelegenen Savanenwäldchen fand sich der, wegen der medicinischen Eigenschaften, wie des muskatnußähnlichen Aroma's seiner Samen, von den Bewohnern von Britisch Guyana hoch geschätzte Baum Acrodiclidium Camara Rich. Schomb., von den Accawais „Camacussa" und von den Arekunas und Macuschis „Camára" genannt, über den ich bereits in der Beschreibung meiner Flußfahrt auf dem Massaruni [31]) ausführlich gesprochen, sehr häufig vor, und ich nahm von hier eine Partie gekeimter Samen mit, um den seltenen Baum nach Georgetown zu verpflanzen [32]). Von anderen medicinisch interessanten Pflanzen fand ich an den Ufern des Kukenam, wie in der höher hinauf liegenden Gebirgswaldung, zwei schöne Chinchonen, die Ladenbergia Schomburgkii Kl. und L. Roráimae Kl., deren heilkräftige, fieberwidrige Wirkungen der Rinde die Indianer jedoch nicht kennen und sie auch nicht, trotzdem ich sie darauf aufmerksam machte, benutzen mochten, das Sprichwort bewahrheitend, daß der Prophet im eigenen Vaterlande nichts gilt.

Die Zeit meines Aufenthaltes am Roráima verstrich mir so schnell, daß ich es kaum glauben konnte, daß ich mich bereits mehr als einen Monat hier befand und in einigen Tagen meine Landreise nach Pirára unternehmen mußte. Trotz aller meiner Arbeiten und Excursionen hatte ich bis jetzt noch nicht den hundertsten Theil von Dem gethan, was ich bei meiner Ankunft am Roráima zu thun beschlossen, und noch nicht alle die Ausflüge nach den anderen Bergen der Roráimakette gemacht, die ich im wissenschaftlichen Interesse zu thun mir vorgenommen hatte.

Doch ich mußte leider fort aus diesem Eden für den Naturforscher und Maler, die unerbittliche Nothwendigkeit zwang mich gebieterisch dazu. Zwei Gründe waren es besonders, die mich zur Abreise bestimmten. Für's Erste hatte ich meinen Vorgesetzten

versprochen, bis spätenstens Mai mich wieder in Georgetown zu befinden und wenn ich auch das Risico des Wortbruches, der dadurch wohl eher zu entschuldigen gewesen, daß meine Sammlungen durch längeren Aufenthalt am Roräima desto reichhaltiger und interessanter geworden wären, auf mich laden wollte, so waren es meine beiden Diener, die durch ihre Ungeduld meinen bereits in dieser Beziehung gefaßten Entschluß zu nichte machten. Diese beiden Leute, die nicht das geringste Interesse für die Natur und deren herrliche Schöpfungen hatten, fanden das Leben hier, nachdem sie ihrer Indianerinnen überdrüssig waren, im höchsten Grade langweilig und drangen auf meine baldige Abreise, anderen Falles sie erklärten, daß sie beide allein nach Pirára gehen und von dort nach Georgetown zurückkehren würden. Da ich ihnen vor Antritt meiner Reise contractlich versprochen, daß sie bis Ende Mai wieder in ihrer Heimath sich befinden würden, und ich überdies ihrer Hilfe während der Reise nicht wohl entbehren konnte, mußte ich mich nothgedrungen, obwohl im höchsten Grade ungern, ihrem Willen fügen und bestimmte den 7. März als den Tag meiner Abreise von Ibirima-yeng.

Trotz einiger großen Fehler, welche die Indianer charakterisiren und über welche ich später Veranlassung nehmen werde, ausführlich zu sprechen, war ich mit den Arekunas sehr befreundet, die sich beeilten, jeden meiner Wünsche, deren Ausführung ihnen irgend möglich war, zu erfüllen und mir, meist in uneigennützigster Weise, die man bei anderen Indianerstämmen vergebens sucht, ihre Dienste zu leisten. Dazu mag allerdings wohl mein Verhältniß mit einem der Mädchen ihres Stammes in der Hauptsache beigetragen haben, trotzdem aber konnte ich sehr wohl aus ihren Mienen und dem Eifer, mit dem sie meinen Wünschen nachkamen, ersehen, wie sehr ihnen daran lag, mich zum Freunde zu haben.

Sie sind sonst keineswegs ein friedliebendes, vielmehr ein

kriegerisches, wildes Volk, das öfters in die schlimmsten Fehden mit seinen Nachbarstämmen, den Accawais und Macuschis, verwickelt ist, die in Niederbrennen von deren Niederlassungen, Mord und Todtschlag ausarten; gegen mich jedoch und meine Diener zeigten sie sich stets in freundschaftlichster Weise und gaben mir nie den geringsten Grund zu einer Klage über rohes, unfreundliches Benehmen. Mir erschienen sie in diesem Punkte als der Gegensatz zu den Accawais, die sich von ihnen durch abstoßendes Benehmen, wie ihren hinterlistigen, verschlagenen Charakter, den sie den Weißen gegenüber zeigen, in unvortheilhafter Weise unterscheiden.

In Gestalt sind die Arekunas kräftiger und stärker gebaut als die letzteren und sogar als die Macuschis und dabei, wie ich bereits angeführt, von hellerer Hautfarbe als diese beiden anderen Stämme. Ihre rabenschwarzen Haare tragen beide Geschlechter in derselben Weise als die Accawais, in voller Länge auf den Rücken herabhängend, während sie vorn an der Stirn kurz abgeschnitten sind, wodurch an dieser Stelle, indem sie die langen Haare an den Schläfen hinter die Ohren zurückstreichen, ein Dreieck entsteht, das mit der scharlachrothen, mit Oel gefeuchteten Farbe des Roucou dick bepflastert und außerdem mit den weichen, weißen Daunenfedern des Powis beklebt ist, was ihnen ein kriegerisches Aussehen giebt. In dem durchbohrten Septum der Nase, wie in den durchstochenen Ohrläppchen, tragen sie 4 Zoll lange, mitunter mit Schnitzwerk und Malerei verzierte Bambusstäbchen, gleich den Accawais, nur daß letztere dickere Bambusstäbe oder Calatheastengel dazu gebrauchen.

Ihr runder Hüftgürtel, durch den sie den Schamschurz von Salempores befestigen, ist aus Menschenhaaren oder Baumwollenfaden geflochten, und den Hals schmücken Ketten aus den Zähnen der Peccari's oder Jaguare, mitunter auch der Affen, an denen rothe Baumwollenschnüre mit Quasten von Vogelbälgen den Rücken hinabhängen.

Ueber den Knöcheln tragen beide Geschlechter dicht gewundene, lange Schnüre weißer Glasperlen; außerdem hat das weibliche Geschlecht dergleichen Schnüre noch um den Oberarm und die Beine, oberhalb der Waden, befestigt und ist über dem Busen mit einer Fülle weißer, blauer und rother, sich durchkreuzender Glasperlenschnüre behängt.

Beide Geschlechter gehen, bis auf den Schamschurz, der bei den Männern aus einem langen Stück Salempores, bei den Weibern aus einer kleinen, viereckigen, 1 Fuß im Quadrat haltenden Schürze aus aneinandergereihten Glasperlen in schönsten Mustern oder in einem Schurz aus schmalen Baumwollfransen, die ihren Zweck nur wenig erfüllen, besteht, völlig nackt, bemalen sich aber in den seltsamsten Figuren den Kopf wie den ganzen Körper mit den rothen Farben des Roucou und Caraweru oder der schwarzvioletten der Lana.

Ein in meiner Hütte wohnender Arekuna fand es im höchsten Grade fashionable, seinen Körper, wie auch die Haare, total mit scharlachrothem Roucou einzureiben, wodurch er seinen Landsleuten nicht wenig imponirte, während ich in ihm die gelungene Copie eines eingefleischten Garibaldianers erblickte.

Trotz ihres unbekleideten Körpers und der sonderbaren, bereits erwähnten Sitte gegen Fremde, sind die Arekunas, gleich allen anderen wilden Indianerstämmen Guyana's, besonders aber das weibliche Geschlecht, ungemein decent, und außereheliche Kinder, deren Zahl in manchen civilisirten Ländern der der ehelichen fast gleichkommt, sind bei ihnen nicht anzutreffen; die von den, an Fremde verschenkten Arekunamädchen geborenen Kinder werden von ihnen als eheliche betrachtet, da die Verbindung der ersteren mit Fremden, vom indianischen Standpunkte aus, als eine eheliche betrachtet wird.

Die Männer führen Bogen und Pfeile, besonders aber das 16 Fuß lange Blaserohr mit größter Geschicklichkeit und verfehlen

mit den 6 Zoll langen Pfeilen, die sie aus letzterem in der Entfernung von 150—180 Fuß schießen, höchst selten ihr Ziel. Unter ihnen fand ich die, bei anderen wilden Indianerstämmen nicht übliche Sitte des Tabakkauens, zu welchem Zweck sie die frischen Tabakblätter fein hacken und mit einer schwarzen, salpeterhaltigen Erde, die sich in der Savane findet, zu einem Teige kneten, den sie, in kleine Kugeln gedreht, in den Mund stecken; außerdem rauchen sie auch den Tabak, sowohl in Cigarrenform, in den feinen Bast der Lecythis (winna) gewickelt, als auch aus selbstgefertigten, thönernen Pfeifenköpfen, in welchen als Rohr ein dünner Bambusstengel steckt. Die Frauen sind jedoch von der Sitte des Tabakkauens und Rauchens ausgeschlossen.

Einen ausführlicheren Bericht über das Leben und die Sitten der Arekunas werde ich Veranlassung nehmen in einem, den gesammten Indianerstämmen von Britisch Guyana gewidmeten Capitel, zu geben; in Sprache, Sitten und Gewohnheiten stimmen die Arekunas mit den Macuschis ziemlich überein. —

Die letzten Abende in Ibirima-yeng brachte ich meist in der großen Hütte des Häuptlings zu, in welcher außerdem die meisten Bewohner der Niederlassung logirten. In dieser hing Hängematte an Hängematte, denn es waren nahe an 50 Menschen, die hier schliefen, und nur in ihrer Mitte war ein leerer Raum, in welchem der Paiwaritrog, ein riesiger, ausgehöhlter Baumstamm, stand, um den die Indianer, gleichviel ob er leer oder voll war, Abends ihre Tänze abhielten. In edler Ungenirtheit, schlossen sich Cornelissen und William den Tanzenden an, gegen alle indianische Sitte dadurch verstoßend, daß sie in die Reihe der jungen Mädchen sich mischten, die Indianer dabei aber durch ihre zum Theil sehr kühnen, an den „Jardin Mabille" erinnernden Pas, in fortwährendem Gelächter erhielten. —

Der Tag der Abreise nahte heran, und ich hatte an den letzten drei Tagen vollauf mit dem Ordnen meiner Samm-

lungen und des anderen Gepäckes für die bevorstehende lange Landreise nach Pirára zu thun und beschäftigte mich außerdem noch damit, mehrere der Arekunas, junge Männer und Mädchen, in Gruppen und in Einzelportraits, in Farben ausgeführt, zu malen, was seine vielen Schwierigkeiten hatte, da die Sitzenden kaum einen Augenblick ruhig sich verhalten wollten, ungeduldig hin- und herrückten und mit allen Anzeichen der Unruhe und Furcht meine Arbeit, die sie als eine Art Hexerei betrachten mochten, verfolgten. Ein junges, bildschönes, aber sehr schüchternes Mädchen, die mir zuletzt saß, vermochte kaum, mich anzusehen und zitterte dabei am ganzen Körper, obgleich ich sie auf das Freundlichste ermahnte, jegliche Furcht bei Seite zu setzen, und mich mit ihr in scherzhafter Weise unterhielt; meine fortwährend auf sie gerichteten Blicke machten sie zuletzt dermaßen verwirrt, daß sie diese nicht länger aushalten konnte, sondern nach einer halben Stunde, in welcher sie Höllenpein ausgestanden haben mochte, plötzlich aufsprang und davonrannte. Obgleich sie mit ihren Eltern in meiner Hütte wohnte, ließ sie sich darin den ganzen Tag über nicht mehr blicken und kam erst spät, als sie vermuthete, daß ich bereits schliefe, in dieselbe zurück. Erst, nachdem ich sie, wie ihre Eltern, reichlich mit Glasperlen beschenkt hatte, konnte sie dahin gebracht werden, am nächsten Tage wiederum eine halbe Stunde zu sitzen. —

Im höchsten Grade ungern verließ ich die herrliche Gegend, wo ich so reichen Naturgenuß gehabt und im Umgang mit einem, mit wenig Ausnahmen kindlich gut zu nennenden Volke, das von der Civilisation als „Wilde“ betrachtet und verachtet wird, ungemein heitere, sorgenlose Tage verlebt hatte, deren Erinnerung mir die glücklichste Zeit meines Lebens zurückruft.

V.

Vom Roráima nach Pirára.

Am Morgen des 7. März trat ich meine weite Landreise vom Roráima nach Pirára an, begleitet von fast allen Bewohnern der Niederlassung Ibirima-yeng, in der nur einige alte, kränkliche Männer und Weiber zurückblieben. Außerdem hatten sich diesem Trupp noch zehn Arekunas einer Niederlassung am Kukenam, sowie der bereits früher erwähnte Accawai Manuel, mit einigen seiner Landsleute, beigesellt, so daß meine Begleitung, Männer, Weiber, junge Mädchen und Kinder, 50 Personen zählte, von denen jede, außer dem alten Häuptling und Kamaima's, meiner Indianerin, mit irgend einem Gegenstande meines Gepäckes, zum Theil sehr schwer, beladen war. Selbst die Kinder trugen irgend einen mir zugehörigen Gegenstand, freilich nur vom Gewicht einiger Loth, in den auf ihren Rücken herabhängenden Tragkörben, nur um einer Belohnung des Paranaghieri (Weißen) sicher zu sein.

So gern ich die Dienste des Accawai Manuel entbehrt hätte, war doch mein Reisegepäck durch meine am Roráima gemachten Sammlungen zu solchem Umfange angewachsen, daß, wenn ich nicht einen Theil desselben zurücklassen wollte, ich jede mir dargebotene Hilfe zu dessen Fortschaffung mit großer Freude annehmen mußte. Außerdem hatte Manuel, zwar schon im Besitz von zwei Frauen, neuerdings eine Tochter des Häupt-

lings Kaikurang, gleich als ob er wüßte, daß aller guten Dinge drei sein müssen, zur Frau genommen, so daß ich, um seinen Schwiegervater und seine junge Frau, die große Lust zeigten, mich zu begleiten, nicht zu beleidigen, schon deshalb in seine Begleitung zu willigen genöthigt war. Um sein hochtrabendes Wesen und seine arroganten Manieren etwas niederzudrücken, erhielt er die schwerste Last zu tragen, einen gewaltigen Stoß Pflanzenpapier, der nahezu 80 Pfund wog und, den breiten Rücken einnehmend, noch einen Fuß weit über den Kopf hinausragte, so daß er, von hinten gesehen, einem auf zwei Füßen dahinwandelnden Ballen Papier glich.

Viel Schwierigkeiten im Transport verursachten die lebenden Thiere, die theils in leicht geflochtenen indianischen Körben, theils frei, auf langen Stangen getragen wurden und, außer einigen Affen, in etwa 40 seltenen Vögeln bestanden. Die Indianerinnen waren sowohl Trägerinnen als Pflegerinnen derselben und ließen ihren Pflegebefohlenen die sorgfältigste Behandlung zu Theil werden.

Es war 9 Uhr Morgens, als ich mit meinen 50 indianischen Begleitern den mir so theuren Ort Ibirima-yeng verließ, das nahe vom Wai-tipu herabkommende Gebirgsflüßchen durchschritt und in der Savane am linken Ufer des Arabo-pu dahin wanderte. Kaum hatte sich der Trupp der Arekunas 100 Schritt von dem Ufer des Gebirgsflüßchens entfernt, als er plötzlich Kehrt machte, bis zu dem eben verlassenen Flüßchen zurückkehrte, dort angekommen wiederum Kehrt machte und nun erst die Reise ohne weiteren Aufenthalt fortsetzte. Diese Sitte des plötzlichen Umkehrens nach ihrem eben verlassenen Wohnort, die ich nur bei den Arekunas fand, gründet sich auf den Aberglauben, daß sie dadurch die Gewißheit einer glücklichen Rückkehr nach ihrer Niederlassung erlangen.

Da mir natürlich die Verpflichtung oblag, für die mich be-

gleitende Menschenmenge Lebensmittel zu schaffen, und erst am fünften Reisetage die nächste Indianer-Niederlassung erreicht werden konnte, hatte ich eine solche Menge Cassadebrot bereiten lassen, daß allein schon damit sechs Indianer schwer beladen waren; der Genuß anderer Lebensmittel hing natürlich einzig und allein von der Geschicklichkeit und dem Glück meiner Jäger ab. Ich hatte deshalb bereits eine Stunde vor meiner Abreise drei der besten Schützen, unter denen natürlich der sein Ziel nie verfehlende Wey-torreh war, vorausgeschickt, die den Tag über in der zu durchwandernden Gegend jagen und am Abend mit ihrer Ausbeute in unserem Nachtlager, das der alte Kaikurang ihnen vorher bestimmte, eintreffen mußten. Dies wiederholte sich jeden Tag während der ganzen Reise, damit die Indianer bei ihrer beschwerlichen Arbeit nicht durch den Mangel an Fleischspeise entkräftet wurden. —

Längere Zeit wanderten wir am Ufer des Arabo-pu hin, das hier aus hoher, steiler Lettenwand bestand, an welcher Gruppen der schönen cycasähnlichen Alsophila villosa Presl., des einzigen mir bekannten Baumfarns, das ohne jeglichen Schatten, den heißen Sonnenstrahlen ausgesetzt, am üppigsten gedeiht, prangten. An den feuchteren Stellen am Ufer standen Büsche niedriger Scitamineen, Heliconia- und Maranta-Arten, und auf dem Uferrande oder an der Uferwand überzog die niedliche Drosera Roràimae Kl. kleine Strecken des lehmigen, nassen Erdreichs, sonst war Alles rings umher mit frisch ausschießendem Grase bekleidet.

Nach einer Stunde an einer niedrigen Uferstelle angekommen, begannen die Indianer durch den Fluß zu waten, und es blieb mir nichts weiter übrig, als ihnen auf dem glatten, scharfkantigen Jaspisgeröll, welches das Flußbett ausfüllte, zu folgen, jedoch nicht ohne dabei, wegen der mir dadurch verursachten Schmerzen an den Füßen, in verschiedene kräftige, deutsche Worte

auszubrechen, deren eine Anzahl, ihnen an Bedeutung ähnlicher, aus dem Munde des hinter mir gehenden Cornelissen, in holländischer und William's, in englischer Sprache, gleich einem Echo, wiederhallten.

Bald nach Ueberschreitung des Flusses hatten wir einen steilen Abhang hinanzuklimmen und befanden uns auf einem weiten, fast ebenen Plateau, das gegen Süden bis an den fernen Horizont sich erstreckte. Der Fluß, der sich in einer östlichen Krümmung am Fuße des Abhanges weiter hinzog, wurde von uns verlassen, indem die Indianer eine mehr westliche Richtung einschlugen, so daß wir uns nunmehr auf venezuelanischem Gebiet befanden, da der Roràima die Grenze zwischen diesem Lande und Britisch Guyana bildet. Einige Stunden wanderten wir auf der weiten, baumlosen Ebene fort, bis wir das Ufer eines schmalen, halb ausgetrockneten Flusses erreichten, an welchem wir rasteten, um uns durch einige Nahrung zu stärken.

Ein Theil der Indianer begab sich nach einigen im Flußbett befindlichen, Wasser enthaltenden Tümpeln, um kleine Fische zu fangen, während andere, vermittelst der mit mir führenden, für mineralogische Sammlungen nöthigen Crow-bar, einer mehrere Fuß langen, zwei Zoll im Durchmesser haltenden, an einem Ende meißelförmig zugespitzten, runden Eisenstange, mehrere kleine, in der Nähe befindliche, aus einer steinharten, lehmigen Masse erbaute, oval geformte Termitenhügel zerstörten und emsig nach deren ungeflügelten Bewohnern suchten, deren dicke, fette Leiber sie mit größtem Appetit verzehrten.

Obgleich ich Kamaima den Genuß der ekelhaften Thiere, verboten, konnte sie doch nicht unterlassen, sobald sie sich von mir unbeachtet glaubte, diese größte aller Indianer-Delicatessen in den Mund zu stecken, und ähnelte hierin völlig ihrer Stammmutter Eva, sowie all den vielen Millionen ihrer weißen und farbigen Schwestern, die seit dem Verluste des Paradieses am verbotenen Genuß den meisten Gefallen finden. —

In der Zeit, daß wir am Flusse rasteten, machte mich der alte Kaikurang, mit der Bemerkung: „Paemonkong!" (Menschen) auf im fernen Osten aufsteigende, gewaltige, graue Rauchwolken, die von der, durch jagende oder reisende Indianer angezündeten Savane herrührten, aufmerksam und sagte mir, als ich ihn um nähere Aufklärung bat, daß dies Feuer von den Indianern einer entfernten Niederlassung unsertwegen angezündet sei, zum Zeichen, daß sie heute oder morgen mit uns zusammentreffen würden, um mich auf meiner Reise als Gepäckträger zu begleiten. Es sei dies die Antwort auf eine von ihm, an die Indianer der betreffenden Niederlassung, in dieser Beziehung gesandte Aufforderung.

Späterhin habe ich wiederholt die Bemerkung gemacht, daß nicht allzuweit von einander wohnende Indianer in dieser Weise sich Nachricht von einander geben, sich gegenseitig zur Jagd, zur Reise oder einem Trinkfest einladen u. s. w. Nachdem die Arekunas ihre hier gefangenen Fischchen geröstet und verzehrt hatten, setzten wir die Reise über das große, baumleere Plateau weiter fort.

Nach zweistündigem Marsche gelangten wir an ein reichlich mit Wasser versehenes Flüßchen, das schnell dahinströmte und unseren, durch die frische Gebirgsluft ausgetrockneten, Kehlen sein krystallklares, kaltes Wasser zur Erfrischung bot.

Mich nach Norden zu umwendend, zeigte sich mir ein prachtvolles Panorama der ganzen Roráimakette, vom gewaltigen Gebirgskegel des Marima bis zu dem, von hier aus einem riesigen, zugespitzten Obelisk gleichenden Irutipu, sämmtlich in ihren kühnen, scharfen Contouren wie vereinzelt dastehend und nur durch niedrige, etwa 800 Fuß über das Plateau erhabene, muldenförmig ausgeschweifte Höhenzüge mit einander zusammenhängend.

Den seltsamsten Anblick gewährte der völlig isolirt, im Osten von der Roráimakette sich erhebende Wai-tipu, dessen beide Seiten

streng symmetrisch verliefen und aufs Täuschendste einer riesigen, schön ausgeschweiften Glocke ähnelten.

Sämmtliche Gebirgsabhänge waren mit den prächtigsten, ultramarinblauen Tinten übergossen, während ihre schroffen Felsengipfel in rubinrother und goldgelber Färbung prangten; unstreitig das prächtigste Kleid, das der Roräima zum Abschiede hatte wählen können. —

Eine fernere Stunde vom Flüßchen aus über die hoch gelegene Savane dahin schreitend, gelangten wir an einen gewaltigen, etwa 500 Fuß hohen, fast senkrechten Absturz, der sich, so weit das Auge reichte, in der Richtung von Ost nach West, gleich einem riesigen Walle, dahinzog und in eine tief gelegene, theils mit Gras, theils mit schönen Wäldchen abwechselnde, weite Ebene führte. Das Hinabklettern desselben war, wegen seiner Steile und der theilweise felsigen, trotzdem jedoch mit hohem Gras überdeckten Oberfläche, nicht ohne Schwierigkeiten, und ich war froh, als ich ohne über die im Wege liegenden, dem Auge nicht sichtbaren Felsstücke gestürzt zu sein, im tiefen Grunde angelangt war.

Ein Viertelstündchen rüstigen Vorwärtsschreitens brachte uns in ein allerliebstes, von prachtvollen Maripapalmen (Maximiliana regia Mart.) eingefaßtes Wäldchen, in dessen erquickendem Schatten, am Ufer eines Baches, wir unser Nachtlager aufschlugen.

Da es erst vier Uhr Nachmittags war, zerstreuten sich die Indianer, nachdem sie sich ihrer beschwerlichen Last entledigt und ihre Hängematten an Baumstämme geschlungen hatten, nach verschiedenen Richtungen, dem Vergnügen der Jagd, des Fischfanges und dem Aufsuchen reifer Fruchtkolben der Maripapalme nachgehend. Die Früchte dieser Palme sind für sie, wegen des saftigen, süßen, freilich nur in einer sehr dünnen Schicht die Samen umhüllenden Fleisches, ein großer Leckerbissen, und nicht leicht bleibt auf ihren Reisen eine mit reifen Fruchtkolben prangende Maripa von ihnen verschont; die prächtige Palme muß durch

ihren Fall, als Opfer der Naschhaftigkeit der Indianer, mit dem Tode büßen.

Die am Morgen zur Jagd ausgesandten drei Indianer kehrten gegen Abend mit ihrer Ausbeute, einem Savanenhirsch, zurück, dessen Fleisch für den gewaltigen Appetit meiner vielen Begleiter kaum hinreichend war.

Bei meinem Umherstreifen am Rande des Wäldchens kam ich an ein großes, tief in die Erde gehendes Loch, das ich als die Wohnung einer Schlange erkannte. Ein mehrere Fuß langer Stock, mit dem ich darin herumstöberte, traf auf keinen Widerstand, und um den Bewohner desselben kennen zu lernen, sandte ich den mich begleitenden Indianer nach Feuer und trockenem Holze, um den Höhlenbewohner à la Pelissier auszuräuchern. Sobald nur der dicke Rauch des über dem Loche befindlichen Feuers tief in dasselbe eindrang, wurden die brennenden Holzstücke bei Seite geschleudert und heraus fuhr mit Blitzesschnelle eine 12 Fuß lange Boa constrictor, die gegen den sorglos davor stehenden Indianer unter kurzem, scharfen Zischen den gewaltigen Rachen so weit als möglich aufsperrte und ihn mit ihrem Biß bedrohte, welchen dieser jedoch nicht abwartete, sondern mit einem fabelhaft lächerlichen Satz zur Seite sprang und gleich einer Rakete in das nahe Gebüsch fuhr. Mit einem gewaltigen Knittel in beiden Händen, hatte ich mich zur Seite des Loches postirt und ließ ihn, als die Schlange eine weitere Bewegung ausführen wollte, mit aller Gewalt auf ihren dicken Körper fallen, wodurch ihr sogleich das Rückgrat gebrochen und sie darauf durch fernere Schläge vollends getödtet wurde. Ich ließ sie liegen und wanderte nach dem Lager zurück, wo die Indianer mit Herbeiholen von Holz für das, unter ihre Hängematten zum Schutz gegen die Nachtkälte nöthige Feuer, und mit dem Zerlegen des Hirsches beschäftigt waren.

Nicht lange Zeit nach dem Abendessen hüllte uns das Dunkel

der Nacht ein, und die große Menge der unter jeder Hängematte angezündeten Feuer durchdrang mit einem röthlichen Schein, gleich dem einer bengalischen Flamme, die im Walde herrschende Rabenschwärze und ließ die herabnickenden Gipfel des Bambus und die Wedelkronen der Palmen in zauberischester Färbung und prächtigster Gruppirung erscheinen, während die Indianer, durch die Anstrengungen des Tages erschöpft, in festem Schlafe lagen und tiefste Stille weit und breit in der Gegend umher herrschte.

Ich erwachte erst nach Sonnenaufgang am nächsten Morgen und fand, daß der größte Theil der Gepäckträger, wie die drei Jäger, bereits längst von hier aufgebrochen, und nur wenige Arekunas, auf mich wartend, zurückgeblieben waren. Unter ihnen die Mädchen, die sich ihre Gesichter von der Stirn bis zur Nase, vermittelst Cassadebreies total weiß, von da bis zum Kinn aber, mit Roucou scharlachroth gefärbt hatten und in dieser seltsamen Bemalung, aufs Höchste ausgelassen, meine Hängematte umtanzten und mich zum Aufstehen zwangen. Peremptorisch erklärte ich ihnen, nicht eher einen Fuß aus dem Wäldchen zu setzen, bevor sie nicht ihre Gesichter von der widerlich aussehenden Färbung befreit hätten, worauf der halb tolle Haufe unter classischem Gelächter nach dem Bache sprang und unter wahrem Heidenlärm in dessen klarem Wasser sich reinigte. Die Arekunamädchen waren überhaupt im höchsten Grade lustig und ausgelassen und verkürzten mir durch ihre Fröhlichkeit den oft sehr langweiligen, beschwerlichen Weg; während der langen Reise waren sie meine und meiner Diener stete Begleiter, dabei aber in hohem Grade decent, wobei man natürlich ihre Nacktheit mit der allgemeinen Sitte und Gewohnheit aller Indianer des Inneren des tropischen Süd-Amerika's entschuldigen muß.

Nachdem nun die Mädchen ihre natürliche Gesichtsfärbung wiederhergestellt, trat ich, mein aus Hirschfleisch und Cassade

bestehendes Frühstück im Gehen verzehrend, die Weiterreise an. Die Ebene war bald durchwandert, und wiederum begann das Aufwärtsklettern eines steilen Abhanges, der fast eben so hoch als der gestern hinabgestiegene Absturz war und uns auf ein Plateau brachte, auf dem wir gegen 11 Uhr am Ufer eines theilweise mit Wasser gefüllten Flüßchens rasteten. Trotzdem das Wasser einen grün und blau schillernden Ueberzug hatte und von den, in dasselbe herabgefallenen Früchten der dicht dabei stehenden Itapalmen (Mauritia flexuosa Lin. fil.) rothbraun gefärbt war, ließen wir es uns Alle, in Ermangelung eines besseren, trotz seines faden Geschmackes und der hohen Temperatur, recht wohl munden und frühstückten in Cassareep getauchtes Cassadebrot dazu, da vom Fleisch des gestrigen Hirsches keine Spur mehr vorhanden war.

Dies war übrigens vom Roráimagebirge aus der erste Ort, an dem die Mauritia flexuosa auftrat, die in unmittelbarer Nähe dieser Gebirgskette, wie ich mich selbst überzeugt und die Arekunas mir außerdem versicherten, wegen der in diesen Höhen herrschenden, niederen Temperatur, nicht vorkommt, obgleich Richard Schomburgk bemerkt, daß er sie auf dem Roráima, in einer Höhe von 4000 Fuß angetroffen habe, womit er vielleicht die Mauritia aculeata verwechselt, die ich auf dem Membaru-Gebirge in der Höhe von 3500 Fuß in üppigem Wachsthume sah, und die vielleicht auch an einigen Stellen des Roráimagebirges vorkommen mag.

Der Ort, an dem ich hier die Mauritia flexuosa, und zwar nur vereinzelt am Flußufer stehend, antraf, lag nicht höher als 2000 Fuß über dem Meere und ist der höchste Standort, auf dem ich überhaupt je diese Palme gefunden habe. —

Während unserer Rast näherte sich uns ein Trupp von 12 fremden Arekunas, die schon aus der Ferne von Kaikurang als die Indianer der Niederlassung, die er zu Begleitern auf meiner Reise auf-

gefordert und die gestern, zum Zeichen ihres Herannahens, das Gras der Savane angezündet hatten, erkannte. Sie brachten geräuchertes Wild und, was meinen Indianern am liebsten war, zu schneller Paiwaribereitung präparirten Cassadeteig mit, so daß nunmehr ein zweites Frühstück in neuer, verbesserter Auflage zu Stande kam, wobei natürlich aller Vorrath von Fleisch und Paiwariteig verbraucht wurde und allein nur einige Körbe mit Cassadebrot übrig blieben.

Mir hatten die fremden Indianer eine kleine Calabasse mit Honig zum Geschenk gemacht, wodurch ich das schale Wasser des Flüßchens in ein angenehmeres Getränk verwandeln konnte.

Nach einer Rast von mehreren Stunden brachen wir endlich, mit den neu angekommenen Arekunas zu einem Trupp von 62 Seelen angewachsen, auf, nachdem die Indianer das hohe Gras der vor uns liegenden Savane an mehreren Stellen angezündet hatten, so daß das Feuer, vom Nordostwinde zu einer einzigen, gewaltigen Feuercolonne angefacht, vor uns her brauste und das Gehen auf der so eben abgebrannten, erhitzten Savane, für die nur mit Sandalen bekleideten Füße, ungemein beschwerlich machte.

Nach zweistündiger Wanderung in der ebenen Savane hatten wir aufs Neue einen ziemlich steilen, 800 Fuß hohen Berg, an dessen Fuße ein mit Itapalmen besetztes Flüßchen über Felsblöcke dahinrauschte, zu ersteigen, auf dessen Gipfel angekommen, wir in ein von einem Flusse durchzogenes, wunderschönes, theilweise mit Waldung bestandenes, ringsumher von hohen Bergen eingeschlossenes Thal hinabblickten, an dessen einem Ende das helle Grün einer Zuckerrohr- und Bananen-Anpflanzung uns aufs Freundlichste zu baldigstem Besuche einzuladen schien. Doch das Hinabsteigen in das tiefe Thal konnte nur äußerst langsam und mit der größten Vorsicht geschehen, da der sehr steile Abhang des Berges mit dichtem, hohem Graswuchs bedeckt war, der die unzähligen, großen Rollsteine und tiefen, vom heftigen Regen in

der nassen Jahreszeit ausgewaschenen Löcher und Ravinen, völlig verbarg und, trotz des vorsichtigsten Abwärtsschreitens, manchen Sturz der gepäcktragenden Indianer, wie meiner eigenen Person, herbeiführte, bevor wir sämmtlich, ohne erheblichere Verletzungen, als einige blutige Schrammen an Händen und Füßen, im Thale angelangt waren. In diesem aber gingen wir eilends entlang, bis in die Nähe der Anpflanzungen, wo wir in dem ausgetrockneten Bett eines Gebirgsflüßchens unser Nachtlager aufschlugen.

Die Indianer eilten sofort nach den, an dem das Thal durchziehenden, wasserreichen Flusse gelegenen Anpflanzungen, deren frühere Eigenthümer seit langer Zeit das Thal verlassen hatten, während ich eine kleine botanische Excursion unternahm, die mir mehrere interessante Pflanzen einbrachte. In der erst kürzlich abgebrannten Savane fand ich auffallend viel leere, halbverkohlte Gehäuse des großen Bulimus haemastomus Scop., der, daraus zu schließen, hier ungemein häufig sein muß, und außerdem fing ich in dem für unser Nachtlager gewählten, ausgetrockneten Bett des Flüßchens, zwischen Steinen die niedliche, schön gefärbte Kröte Dendrobates tinctorius Wagl. in mehreren Exemplaren.

Mit gewaltigen Haufen Zuckerrohrstangen und mehreren Fruchttrauben Bananen beladen, kehrten die Indianer von ihrem Ausfluge nach den Anpflanzungen zurück, und längere Zeit waren die Kauapparate aller im Lager befindlichen Arekunas in fortwährender Bewegung, um so schnell als möglich den großen Vorrath an Zuckerrohr zu bewältigen, da es der Natur der Indianer widerstrebt, für längere Zeit als höchstens einen Tag in Besitz eines Vorrathes von Lebensmitteln zu sein.

Obgleich nicht Freund vom Zuckerrohrkauen, ließ ich mir mehrere Stangen geben, um den Saft derselben als Trank für den nächsten Morgen zu benutzen, zu welchem Behufe die Rohrstangen vermittelst nicht allzu heftigen Schlagens leicht gequetscht

und darauf in ähnlicher Art als Wäsche, jedoch von zwei Mann, ausgerungen wurden, worauf der reichliche Saft in ein an der Erde befindliches Gefäß träufelte.

Die am Abend eintreffenden Jäger brachten wiederum einen Savanenhirsch und einiges Federwild als Ausbeute, wovon ich einen Powis für meine Küche bestimmte, da das Fleisch der Hirsche zähe und ohne jegliche Spur von Fett war; nur das Fleisch der trächtigen Weibchen, welche von den Indianern ohne Schonung geschossen werden, ist mürber und dabei überraschend fett. — Zeitig am Morgen des 9. März die Weiterreise antretend, passirten wir den über gewaltige Felsblöcke hinströmenden Fluß, an dessen linkem Ufer eine Stunde lang dahinwandernd, bis wir aufs neue einen hohen Berg ersteigen mußten, von dessen Gipfel wir in ein anderes, schmales Thal hinabstiegen, das der hier bereits ziemlich breite Arabo-pu durchströmte. An seinem rechten, mit hohem Gras und Schilf dicht bewachsenen Ufer längere Zeit dahingehend, durchschritten wir den in dieser Jahreszeit seichten Fluß auf gewaltigen, rothen Jaspisplatten, die sein Bett bildeten, und langten am jenseitigen Ufer bei einer großen, runden Arekunahütte an, deren Bewohner jedoch seit geraumer Zeit dieselbe im Stich gelassen hatten. Beide Flußufer bestanden aus Blöcken von rothem Jaspis, der in dieser Gegend in ungeheuren Lagern, die sich bis in die Nähe des Cotinga hinziehen, vorkommt. Ich hielt mich hier nur kurze Zeit auf, um meiner Sammlung einige schöne Jaspisproben beizufügen, und begann sodann mit meinen Begleitern die Ersteigung eines anderen vor uns sich aufthürmenden Berges. Auf dessen Gipfel angekommen, zeigte Kaikurang nach einem im Sonnenlichte weiß erglänzenden Bergabhang, der weit zurück gen Westen lag, und raunte mir dabei das Wort „Caricuru!"[31]) zu. Da meine neben mir stehenden Diener ebenfalls die Bedeutung dieses Wortes kannten, that ich, als ob ich von dieser Bemerkung nicht Notiz

nähme, beschloß jedoch, bei einem späteren Besuche dieser Gegend, den angedeuteten Ort zu besuchen, obgleich die Indianer reichhaltigen Glimmer oft mit Gold verwechseln. Der weiße Fleck, den ich von hier aus in der Entfernung sah, schien reiner Quarz zu sein, der in diesen Gegenden mitunter Gold in kleinen Adern oder Körnern, ähnlich dem von Tupuquen und dem Caratal im Orinokogebiet, wie dem am linken Ufer des Cuyuni gefundenen, aufweist.

Das Terrain wurde von jetzt an ungemein gebirgig, und für hinreichende Beschäftigung der Lungen und Füße war vom Morgen bis zum Abend durch ununterbrochenes Bergauf- und Bergabklettern gesorgt. Mitunter zeigten sich an den grasbewachsenen Abhängen vereinzelt stehende Bäume, Rhopala-, Bowdichia-, Palicourea- und Psidium-Arten, sowie verkrüppelt aussehende Curatella americana Lin., die jedoch nicht den mindesten Schatten für uns, den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzten Fußwanderern, die bei einer Hitze von 86° Fahrh. (im Schatten), vom heftigsten Durst gequält, oft dem Verschmachten nahe waren, lieferten. Die an Ertragung der Hitze wie des Durstes gewöhnten Indianer wurden weniger dadurch belästigt, ich und meine Diener jedoch waren oft nahe daran, die Geduld zu verlieren, besonders aber Cornelissen, der nicht im geringsten mehr seiner Trompete gedachte.

Alle athmeten wir wieder auf, als wir gegen Abend in einem Wäldchen, in dessen Nähe sich ein kleiner Teich mit schmutzigem Wasser befand, unser Nachtlager nahmen und, nach dem Genusse von einigem Acuri-Fleisch, das uns durch das heutige Jagdglück der drei Jäger zu Theil geworden, uns in den Hängematten durch Schlaf stärken konnten.

Des anderen Morgens mit Sonnenaufgang brachen wir wieder auf und kamen nach mehrfachem Auf- und Abwärtsklettern gegen 11 Uhr an den, von hohen Bergen gegen Nordost und

Südwest begrenzten Fluß Cuino, den wir durchschritten, um an seinem linken Ufer eine längere Rast zu nehmen. Der Fluß war hier von ziemlicher Tiefe und mit üppiger Vegetation von Scitamineen, hohen Gräsern und Gebüschen stachliger Solaneen eingefaßt, über die vereinzelt stehende Stämme von Itapalmen ihre saftgrüne, volle Krone großer Fächerwedel schirmend ausbreiteten.

Der Ort, wie das kalte Wasser des Flusses, waren im höchsten Grade einladend zu einem Bade, das denn auch von der gesammten Menschenmenge genommen wurde. Ohne darnach zu fragen, ob sie durch das unausgesetzte Klettern erhitzt oder ihre Lungen noch in größtem Maße aufgeregt seien, stürzten sich die Indianer, sobald sie nur ihre Lasten abgelegt, ohne weiteres in das eiskalte Gebirgswasser und zeigten nicht die mindeste Lust, bald wieder ans Ufer zu kommen. Männer, Weiber und Kinder bewiesen sich als Meister im Schwimmen, das sie jedoch, den Hunden ähnlich, ausführten, indem sie abwechselnd mit Händen und Füßen in äußerster Geschwindigkeit das Wasser schlugen.

Längere Zeit hier ausruhend, setzten wir erst gegen Mittag unsere Reise über Berge und durch Thäler fort und gelangten am späten Nachmittage auf ein hohes Plateau, das unsere bis jetzt so beschwerliche Wanderung wenigstens etwas angenehmer machte. Hohe Felsblöcke, zum Theil von den bizarresten Formen, erhoben sich in der grasbewachsenen Ebene, die von einem schönen Flüßchen durchströmt war, das nach einem reizenden, hauptsächlich von Maripa-Palmen gebildeten Wäldchen sich hinwand, in welchem wir unser Nachtquartier nahmen.

Zum Abendessen hatten die Jäger zwei Hirsche geliefert, deren Fleisch noch dieselbe Nacht sein Unterkommen in den ängstlich darauf harrenden Magen der Indianer fand, welche sogar in später Nacht noch einige Mahlzeiten hielten, um nur jede Spur davon für den nächsten Tag zu vertilgen.

Früh am anderen Morgen hatten wir schon wieder einen

hohen Berggipfel zu erklettern, von welchem sich eine schöne Fernsicht nach dem Roráima-Gebirge, das in duftig blauer Färbung über die vielen nach Norden zu über einander auftauchenden Bergkuppen emporragte, darbot. Die Bergabhänge umher waren zum größten Theil mit mächtigen Felsblöcken übersät, was der Gegend einen öden, wilden Charakter gab, der durch das erst kürzlich geschehene Abbrennen des Grases, welches das ganze Terrain weit und breit in eine schwarze Färbung hüllte, noch vermehrt wurde.

Bei genauerer Untersuchung fand ich, daß die Felsblöcke, die durch das Feuer und die Einwirkung der Atmosphäre ebenfalls mit einer dünnen, schwärzlichen Schicht überzogen waren, aus Quarz bestanden, von denen ich einige größere Stücke vermittelst der Crow-bar, die ein mich begleitender Indianerbursche trug, abschlug und letzterem zum Tragen übergab.

Ich greife hier der Weitererzählung meiner Reise vor, indem ich über diese hier gesammelten Quarzstücke berichte.

Als ich später in Pirára anlangte und meine Sammlungen zum Transport nach Georgetown ordnete, fand ich von den erwähnten Quarzstücken, deren ich sechs gesammelt, nur noch eins vor, indem der mit dem Tragen derselben beauftragte Indianerbursche fünf davon weggeworfen, da sie ihm zu schwer wurden und er überdies geglaubt hatte, daß das Sammeln von Steinen keinen weiteren Zweck hätte, als ihm eine gewisse, seinem Lohn entsprechende Last aufzubürden. Das betreffende Quarzstück ging mit meinen anderen Sendungen nach Georgetown ab und blieb dort so lange unberührt liegen, bis ich im Januar des nächsten Jahres nach dort, von meiner ersten Reise nach dem Inneren des Landes, zurückkehrte.

Nunmehr kam es mir, bei Anfertigung einer Liste meiner Sammlungen, wieder unter die Hände, und da ich es allzu groß fand, schlug ich es mit dem Hammer in Stücke. Ich erstaunte

nicht wenig, als ich sein Inneres in reichlicher Weise mit Blättchen und Körnchen puren Goldes besetzt fand, und bedauerte jetzt aufs Schmerzlichste den Verlust der anderen fünf Quarzstücke, um mich von deren Goldreichthum ebenfalls überzeugen zu können.

Meine deshalb in Georgetown gethanen Schritte einer genaueren Untersuchung des goldhaltigen Quarzes an Ort und Stelle waren leider ohne Erfolg, da der betreffende Ort zu weit von der Küste entfernt lag[32]), um bei den sehr großen, dadurch entstehenden Kosten, mit lohnendem Erfolg den dortigen Goldreichthum auszubeuten, und gerade in dieser Zeit eine Actiengesellschaft zusammengetreten war, um die nur zwei Tagereisen von der Küste entfernten Goldwäschereien am Cuyuni, die sich in späterer Zeit leider als „chimärische" erwiesen, in besten Gang zu bringen. —

Der, mit zu Tage gehenden Quarzblöcken bedeckte Abhang führte in eine tiefe, ziemlich breite Schlucht hinab, in welcher der Fluß Zuappi rauschend dahinströmte, dessen beide Ufer dicht mit schönem Walde eingefaßt waren, der an den nahen Bergabhängen eine weite Strecke sich hinaufzog. Er bestand hauptsächlich aus Rhopala-, Cassia-, Ternströmia-, Swartzia-, Vochysia-, Clusia- und Hyptis-Arten, unter denen die Hyptis membranacea Benth. durch ihre zarten, hellblauen Blüthen mit grünem Kelch, ganz besonders sich auszeichnete.

Schlingender Bambus wand sich in langen, üppigen Festons von Ast zu Ast, und hohe Baumfarn (Cyathea aspera Sw., C. hirtula Mart., Hemitelia guianensis Hook., H. Hostmannii Hook., Alsophila oblonga Kl., A. armata Mart.) neigten ihre 16—18 Fuß langen, zierlich fiederspaltig geschlitzten Wedel in schönen Bogen zur Erde herab und bildeten die reizendsten Gewölbe.

Scitamineen, Strauchfarn und schön blühende Rapateen wucherten auf dem feuchten, fruchtbaren Erdboden, der außer-



Vegetation am Flusse Zsappi in der Nähe des Humb[illegible]



C. F. Appun del.

Vegetation am Flusse Zuappi in der Nähe des Humirida-Gebirges.

dem mit einem sammetnen, hellgrünen Teppich der zierlichsten Selaginellen überzogen war.

Es war ein prächtiges, echt tropisches Vegetationsbild, wie ich es seit dem Verlassen der an der Nordseite des Roráimagebirges gelegenen Waldungen nicht mehr erblickt hatte; leider aber verschwand es sehr bald wieder, als wir den Fluß durchschritten und den am jenseitigen Ufer sich erhebenden Bergabhang erstiegen, der mit seiner grasbewachsenen, mit schwarzen Felsblöcken bedeckten Oberfläche einen traurigen Contrast gegen die eben durchwanderte, paradiesische Gegend bildete.

Seit dem Ueberschreiten des Flusses Cuino hatten wir die Sandsteinregion des Roráimagebirges verlassen und befanden uns nunmehr in dem Humiridagebirge, wo im schroffen Wechsel Quarz und Granit auftritt, um im fernen Süden in die Savanenregion überzugehen. Der Charakter des in seinen höchsten Gipfeln 4000 Fuß hohen Humiridagebirges ist öde und wild, das von der Basis bis Gipfel von allen Bäumen leere, an seinen Abhängen vielfach zerklüftete, nur hin und wieder mit niederen Gesträuchgruppen bedeckte Gebirge, zeigt nur gegen Westen hin, wo es zu einer Höhe von mehr denn 2000 Fuß über die Ebene aufsteigt, üppige Waldungen. Sein Terrain wechselt mit großen Plateaus, leichten Gesenken, schroff aufsteigenden, kahlen, mit Felsgeröll bedeckten Bergen, steilen Abhängen und wasserreichen Schluchten. —

Von der Höhe des am linken Ufer des Zuappi sich erhebenden Berges sah ich, vor mir gegen Südost liegend, den 3500 Fuß hohen Zabang-tipu, der durch seine kegelförmige, am Gipfel abgestumpfte Form, bereits vom Roráima aus das Interesse des Beschauers in Anspruch nimmt. Nur am Fuße, wie in den von seinem Gipfel herabführenden Schluchten, war er mit Waldung bewachsen, sonst aber völlig kahl und seine steilen Abhänge mit Felstrümmern übersät. Er lag zur Rechten unseres Weges und ist der östlichst gelegene Berg der Humuridakette; mehr gegen

Süden zu tauchte der nicht viel niedrigere, kahle Felsgipfel des Pirocaima auf.

„Makunaima-aute!“ [33]) sagte der hinter mir gehende Häuptling Kaikurang leise zu mir und wies mit der Hand nach dem Zabang-tipu und meine indianischen Begleiter verstummten auf lange Zeit aus Respekt vor der Nähe des Wohnsitzes ihrer Gottheit. Letztere hat bei den Indianern eine Menge, nicht gerade allzu schöner Paläste, denn jeder hohe, seltsam geformte Berg oder Felsblock ist bei ihnen ein Wohnort derselben.

Noch mehrere Stunden hatten wir in der gewohnten Art auf- und abwärts zu klimmen, dann erblickten wir, an einem steilen Abhange dahinwandernd, in der Ferne eine, am Rande eines Wäldchen stehende, in der Ferne einem gothischen Bogen ähnelnde, Palmenhütte, welche einzig und allein die Arekuna-Niederlassung Maripa-yeng, unser heutiges Reiseziel, repräsentirte.

Als wir die Hütte erreicht hatten, fanden wir sie unbewohnt und quartierten uns sämmtlich darin ein. Der Häuptling eröffnete mir nunmehr, daß wir hier ein bis zwei Tage uns aufhalten müßten, damit die Weiber Cassadebrot bereiten könnten, da der mitgenommene Vorrath zu Ende gegangen sei und in der Nähe sich einige Provisionsfelder der hier lebenden Indianer befänden, von denen wir unseren Bedarf an Cassadewurzeln nehmen dürften. Ich war damit einverstanden und ließ mich in der von Menschen überfüllten Hütte, so gut es angehen wollte, häuslich nieder, wogegen der alte Häuptling mit seiner Familie nach einer, eine Stunde entfernten Niederlassung sich begab, um die Rastzeit dort zu verleben.

Nicht weit von der Hütte rauschte ein kleiner Fluß über sein Felsenbett, um bald darauf im dichten Walde eine wunderschöne Cascade zu bilden, die in ein weites, dunkelbeschattetes Bassin hinabstürzte, das einen herrlichen Badeplatz gewährte, der von mir,

die Zeit meines hiesigen Aufhaltes, in Anspruch genommen wurde. In diesem Bassin fing ich einen Gyrinus- (Gyretes discus Erichs.) und zwei Dytiscus-Arten, (Cybister laevigatus Aubé., C. latus) von denen die eine dem europäischen Hydrophilus piceus an Größe wenig nachstand und die ich nur einmal bei Pirára in einem Teiche wieder antraf. Die Gattungen der Wasserkäfer sind in den von mir bereisten Gegenden Südamerikas so äußerst selten, daß ich mich nicht wenig verwunderte, in diesem unbedeutenden Flüßchen drei verschiedene Arten derselben zu finden.

Die Hütte von Maripa-yeng lag in einem kleinen, ringsum von hohen Bergen eingeschlossenen Thale, besonders imponirte ein großer Berg nach Osten zu, der Richtung, in der wir unsere Weiterreise zu nehmen hatten, der einen längeren Höhenzug bildete und von den Indianer Pawai-irang genannt wurde.

Auf einer in die Umgegend gemachten Excursion fing ich eine sehr kleine Maus (Mus pygmaeus Wagn.), die den Fußpfad kreuzte, deren Körper nur 2½ Zoll Länge hatte, während der Schwanz an 3 Zoll maß; ihre Färbung war oben rostroth, unten weiß und ihre Ohren ziemlich groß. Trotzdem das Thierchen schnell genug lief, war es doch allzuklein, um von mir nicht sehr bald eingeholt zu werden und starb eines in dieser abgelegenen Gegend seltenen Todes, durch Ertränken in Spiritus.

Noch vor dem Dunkelwerden brachten die drei Jäger zwei Savanenhirsche, die sogleich zerlegt und mit Haut und Haaren von den Indianerinnen den Kochtöpfen anvertraut wurden; für meinen und meiner Diener Bedarf ließ ich zwei Hirschschenkel säuberlich abziehen und als Pepper-pot von William zubereiten. Die Jäger theilten mir zugleich mit, daß sie die nach der Hütte zu führende Fährte eines großen Jaguars lange Zeit verfolgt und sicher seien, daß er sich in unserer Nähe herumtreibe, was ein frisches Laden meiner Flinten zur Folge hatte.

Das Innere der Hütte bot am Abend einen sonderbaren

Anblick dadurch, daß sie die Schlafstätte für 55 Menschen war. Hängematte hing dicht an Hängematte und außerdem waren, gleich drei übereinanderliegenden Stockwerken, ebenfalls Hängematten bis zur Spitze des hohen, gewölbten Daches hinauf, an den Wänden befestigt.

Im höchsten Grade drollig sah es aus, wenn die Dachbewohner nach ihren hohen Schlafstellen kletterten und auf die behendeste Weise in dieselben sich schwangen, besonders wenn dies Mädchen waren, die unter den seltsamsten Windungen ihrer Körper den Kletterprozeß ausführten, um die ihnen angeborene Schamhaftigkeit nicht zu verletzen.

Wenig war bei Beginn der Nacht an Schlaf zu denken, theils wegen des unaufhörlichen Plauderns und Gelächters der Indianer, theils wegen der Mark und Bein durchdringenden Trompetenstöße, die Cornelissen, der jetzt wieder das Leben von seiner schönen Seite betrachtete, von Zeit zu Zeit aus seiner Hängematte unter die lustige Gesellschaft schmetterte.

Doch Alles erreicht sein Ende, so auch der Lärm in der Hütte und um 10 Uhr Nachts schlief wohl jedes menschliche Wesen, außer meiner Person, in seiner Hängematte. Das Innere der Hütte war durch die vielen Feuer, welche die Indianer, znm Schutz gegen die Nachtkälte, angezündet, völlig erhellt, während draußen im Freien die größte Dunkelheit herrschte.

Plötzlich ertönte außerhalb, ganz in der Nähe, tiefes Knurren uud Brummen, das sich rings um die Hütte zog und sich mit dem gellenden Angstschrei eines Huudes vereinte, dem ein gewaltiges Röcheln und Schnauben folgte, das sich bald in der Ferne verlor.

Im Nu waren sämmtliche Schläfer erwacht und aus den Hängematten gesprungen, hatten Bogen, Pfeile und Flinten ergriffen und stürzten mit dem Rufe „Taikuschi! Taikuschi!“ (Jaguar! Jaguar!) zur Verfolgung des Jaguars ins Freie; ich mit der Doppelflinte ihnen nach.

Der Jaguar aber war längst mit dem geraubten Hunde im Dunkel der Nacht verschwunden und jede Verfolgung völlig unnütz.

In die Hütte zurückgekehrt, beschloß ich, beim Grauen des nächsten Morgen mit den drei Jägern und soviel anderen Indianern, als ich Flinten besaß, den Jaguar aufzusuchen und wo möglich zu tödten.

Noch vor Anbruch des Tages machten wir uns deshalb auf den Weg, die sechs Indianer mit den von mir erhaltenen Flinten und ich mit meiner Doppelflinte.

Lange Zeit verstrich in stetem Emporklimmen, Hinabklettern und wieder Emporklimmen steiler Abhänge und dem gewaltsamen Durchdringen durch wildes, mit Schlingflanzen durchzogenes Gestrüpp; kein Laut war unter der kleinen Truppe zu hören, tiefes Schweigen ruhte über der ganzen Gegend, nur bisweilen unterbrochen durch das widrige Geschrei des großen Adlers von Guyana, der Harpyia, oder das entfernte, dumpf verhallende Geheul von Raubthieren, das aus dem Innern der umliegenden Gebirgswaldungen zu uns drang.

Ueber den tiefen Gebirgsschluchten lagen grauweiße Nebelschichten, die, sobald ein Luftstrom sich erhob, gleich Nachtgestalten an den Bergabhängen hinschlichen und unterhalb ihrer Decke Alles in rabenschwarze Nacht einhüllten.

Gleich Gespenstern klommen die braunen Gestalten der Indianer empor über die riesigen Felsblöcke, die höher hinauf das Gebirge bedeckten, bis uns endlich Weytorreh auf einem ebenen, mit einem Wäldchen bestandenen Platze, Halt machen ließ, um den Anbruch des Tages abzuwarten und durch die Bäume gedeckt, dem Jaguar aufzulauern, da die Jäger am vergangenen Tage an diesem Orte zuerst seine Spur entdeckt hatten.

Noch war es dunkel am Himmelsgewölbe, jedoch ein eigenthümliches Dunkel und kein Wölkchen bedeckte das reine Himmelszelt;

die wenigen noch sichtbaren Sterne schienen in der Morgenfrische zu zittern und erbleichten nach und nach gänzlich. Dann begann ein mattes, blasses Licht zuerst über die Kuppen der umherliegenden Gebirge zu schimmern und im Zwielicht tauchten sie auf, eine nach der anderen, nur um uns her lag noch Alles in tiefer Finsterniß begraben und nicht der geringste Laut unterbrach die Todesstille der öden Gegend.

Eine Viertelstunde später und der glühende Feuerball der Sonne erhob sich hinter den blaugrauen, gewaltigen Massen der Gebirge und sandte auch uns einige seiner Strahlen.

Bis jetzt hatten meine Begleiter still an der Erde gehockt, jetzt aber erhoben sie sich, warfen einen schnellen Blick auf das Piston ihrer Flinten, ob hier Alles in Ordnung sei und verbargen sich dann hinter die Stämme der Bäume.

Ich hatte mich ebenfalls hinter den dicken Stamm einer Lecythis gestellt und erwartete gespannt den Augenblick des Erscheinens des Jaguars.

Wohl eine halbe Stunde mochte in dieser Weise vergangen sein, als ich vom Abhange her ein tiefes, anhaltendes Knurren hörte, das immer näher und näher ertönte. Ich erkannte es aus meiner langen Erfahrung sehr wohl, verbarg mich aufs Sorgfältigste hinter dem Stamm und stellte mich schußrecht. Immer näher kam das röchelnde Knurren und Brummen und auf unserem ebenen Standort erschien plötzlich der dicke, unförmliche Kopf und lange, gefleckte Körper eines großen Jaguars. Gleich einer Katze vorsichtig auftretend, aber bei all seinem plumpen Aeußeren eine ungemeine Behendigkeit entwickelnd, das Ende des langen, geringelten Schwanzes am Boden schleifend und mit dem großen zur Erde gesenkten Kopfe hin und her wiegend, schlich er unter dumpfem Geknurr näher, blieb dann stehen, senkte den Kopf vollends zur Erde und beroch den Platz auf dem die Indianer zuvor gewesen waren.

In diesem Augenblick aber stürzte er mit zerschmettertem Rückgrat zur Erde und der Knall eines Schusses hallte in hundertfachem Echo, bis von den entferntesten Bergen her, wieder.

Ein furchtbares Gebrüll ertönte von dem verwundeten Thiere, das sich vergebens aufzurichten versuchte, aber immer wieder zur Erde niederstürzte, sein Schwanz peitschte in rasender Wuth die Luft nnd in ohnmächtigem Zorn zerkratzte es mit den Vordertatzen den Erdboden rings um sich her; doch Alles umsonst.

Der hinter mir befindliche Jäger Wey-torreh hatte seine Ungeduld nicht länger zu zügeln vermocht und den Schuß gethan; ich warf ihm einen vorwurfsvollen Blick zu, da ich mir den ersten Schuß auf die Bestie vorbehalten hatte, dann legte ich den Lauf meiner Flinte fest an den Baumstamm und feuerte den zweiten Schuß, der durch die Stirn in das Gehirn dringend, das gewaltige Thier im Nu tödtete.

Eine Weile warteten wir, um uns zu überzeugen, daß der Jaguar völlig todt sei, dann erst nahten wir ihm, um die Wirkung der Schüsse genauer zu untersuchen.

Er wurde sodann an einen schlanken, zähen Stamm gebunden und von zweien meiner Begleiter nach der Hütte getragen, wo wir nach einer Stunde anlangten und von der versammelten Menge mit gewaltigem Triumphgeschrei empfangen wurden.

Kopf und Rumpf des Jaguars maßen 5 Fuß 8 Zoll, wovon der Kopf allein eine Länge von 1 Fuß 2 Zoll hatte, der Schwanz maß 2 Fuß und die Höhe des Thieres betrug 2 Fuß 9 Zoll. —

Das Fell desselben wurde sofort abgezogen und conservirt, und sein Fett, von dem er eine ziemliche Portion besaß, sorgfältig gesammelt, da es gegen rheumatische Beschwerden als Einreibung sehr dienlich ist; es füllte zwei große Flaschen. Da das Fleisch der Bestie ungemein weiß und delicat aussah, konnten Cornelissen und William dem Gelüste nicht widerstehen, davon

zu proben, indem sie einige der besten Stücke rösteten, deren Genuß jedoch dieselbe Wirkung, als die, einer vor Jahren von mir gemachten Probe gebratenen Jaguarfleisches, nach sich zog, nämlich ein starkes Erbrechen. —

Unser Aufenthalt in Maripa-yeng dauerte zwei Tage, während welcher die Indianerinnen eine gewaltige Menge Cassadebrot bereiteten und dadurch das in einem nahen Thale gelegene Provisionsfeld der hier wohnenden Arekunas, die jedoch nicht gegenwärtig, sondern auf einem Besuche in einer entfernten Niederlassung sich befanden, aufs unbarmherzigste plünderten.

Am 14. März traten wir mit Sonnenaufgang unsere Weiterreise an und hatten gleich anfangs eine Stunde aufs Steilste emporzuklimmen, bis wir den hohen Kamm des Pawai-irang erreichten. Von hier genoß ich wiederum eine herrliche Fernsicht über die Unzahl hoher, gleich Zuckerhüten auftauchenden Gebirgskuppen des Humiriba, wie der Vorberge der Roráimakette, nach dem Roráima und seinen Nachbarfelsen, die in dieser Entfernung eine duftige, graublaue Färbung zeigten. Vor mir gen Süden dagegen erblickte ich die lange Kette des Pacaráima-Gebirges mit seinen kahlen, felsbedeckten, vereinzelt hervorragenden Höhen, die durch ein gewaltiges, vom Cotinga durchströmtes Thal vom Humiribagebirge getrennt war.

Die steilen Abhänge des Pawai-irang hinab kletternd, kamen wir in ein schön bewaldetes Thal, das von einem Flüßchen durchzogen war, an welchem in einer weiten Lichtung zwei runde Arekunahütten, umgeben von Bananen, Papayas und Zuckerrohr, standen.

Hierher, in dieses indianische Gosen, hatte sich der alte Kaikurang, während wir in der traurigen Hütte in Maripa-yeng die zwei Ferientage verbrachten, mit seiner Familie zurückgezogen und lebte, wie es bei unserer Ankunft schien, in dulci jubilo bei Paiwari, deliciösen Früchten und ausgezeichnetem Wildpret,

das ihm sein freigebiger Wirth in reichlichem Maße spendete. Der alte Häuptling war ein schlauer Fuchs und hatte wohlweislich bei seinem Weggehen in Maripa-yeng nichts davon verlauten lassen, daß er in einer bewohnten, nahen Niederlassung logiren wolle, sondern einfach bemerkt, daß er, um die von uns in Beschlag genommene Hütte nicht allzusehr zu füllen, nach einer anderen leerstehenden Hütte mit seiner Familie sich begeben würde, indem er, natürlich nicht mit Unrecht hatte, gefürchtet, daß, wenn wir alle mit ihm nach seinem Gosen zögen, die Lebensmittel dort bald rar werden und seine Leute ihm den Paiwari wegtrinken würden.

Ich war ein wenig piquirt über sein selbstsüchtiges Benehmen, um so mehr, als er sich nicht ein einziges Mal in den letzten zwei Tagen bei mir hatte sehen lassen, und nahm die Geschenke, die er mir in einigen reifen Bananen und Papayas anbot, nicht an, wodurch er ungemein verletzt schien. Ohne mich hier auszuruhen, beorderte ich die sofortige Weiterreise, um nicht etwa ein großes Trinkfest zu Stande kommen zu lassen, und meinen Gepäckträgern, wie dem alten Kaikurang, blieb, so schwer es ihnen auch zu werden schien, nichts anderes übrig, als mir und meinen Dienern, die, ebenfalls unwillig über solches Benehmen, bereits vorausgegangen waren, zu folgen. Von hier hatten wir einen hohen Absturz hinanzuklettern und gingen nach Ersteigung desselben mehrere Stunden an einem Bergabhange entlang, der im vollsten Sinne des Wortes mit Felsblöcken übersät war. An einem, über chaotisch durch einander geworfene Felstrümmer in unzähligen kleinen Cascaden sich stürzenden Flusse machten wir Halt, um zu frühstücken und in dem kalten Wasser durch ein Bad uns zu erfrischen, dann setzten wir, den Fluß passirend, die Weiterreise fort. Vorher machte mich jedoch Kaikurang, der sich wieder bei mir einzuschmeicheln wünschte, auf einen obeliskenähnlichen, etwa 80 Fuß hohen Felsblock aufmerksam, der hoch oben an dem steilen Bergabhange in dermaßen schräger Stellung aus der Erde her-

vorragte, daß sein augenblickliches Herabstürzen in den Fluß unvermeidlich schien, obgleich er sich wahrscheinlich schon seit Menschengedenken in so schiefer, geistestödtender Lage befunden hatte; es war natürlich bei den Indianern wiederum ein „Makunaima-auté“ (Wohnsitz des großen Geistes).

Glücklicher Weise begrenzte das linke Ufer des Flusses, an dem wir dahin wanderten, eine weite, ziemlich ebene Savane, auf welcher gewaltige Felsblöcke lagen, die von den hohen, sich ringsum erhebenden, felsigen Abhängen herabgestürzt sein mußten. Eine eigenthümliche Erscheinung trat mir hier zum ersten Male vor Augen. Es waren eine Menge auf der Ebene zerstreut umher liegende, 12—16 Fuß hohe, aus dem weißen, infusorienhaltigen Boden in konischer Form aufgeführte Hügel, die von Weitem den runden Hütten der Indianer ähnelten. Mitunter waren dieselben an einigen Stellen bauchig aufgetrieben und wie mit einem überhängenden Dach versehen, dann wurde ihr Umfang plötzlich schmäler, schwoll dann wieder an, so daß einzelne in dieser Weise gleichsam in mehrere mit Löchern versehene Stockwerke getheilt waren, sämmtliche aber stets in der kegelförmigen Spitze übereinstimmten. Auch sah ich einige, die an Stämme der Curatella americana, die hier und da in der Savane stand, angebaut waren; den seltsamsten Anblick aber gewährte einer dieser großen, zugespitzten Thonhügel, der auf einem hohen Felsblock, in der bizarrsten Form, abwechselnd dick angeschwollen und dann wieder von nur einem Fuß Durchmesser, sich erhob und eher einem phantastischen, chinesischen Bauwerke ähnelte, als einer von Insecten geschaffenen Wohnung.

Dies waren die Wohnungen von Termiten, die ich später öfters in den großen Savanen, besonders aber bei Pirára, in großer Menge beisammenstehend, erblickte und die von den Arekunas und Macuschis, gleich den Termiten selbst, „Menenne“ genannt werden.

Der Weg über die ebene Savane war in zwei Stunden zurückgelegt, und das Klettern über kahle, mit Felstrümmern bedeckte, steile Abhänge begann aufs Neue, bis wir gegen Abend in eine freiere, ebene Gegend eintraten, die von einem an seinen Ufern bewaldeten Flüßchen durchströmt war, an dem wir das Nachtlager aufschlugen.

Die Jäger hatten zwei Hirsche erlegt, an deren Fleisch die Indianer sich gütlich thaten, während ich mich an dem Fleische eines unterweges geschossenen Hanaqua (Ortalida Motmot Wagl.) delectirte, da mir der tägliche Genuß des trockenen Hirschfleisches überdrüssig zu werden begann.

Als wir des anderen Morgens zeitig aufbrachen, wunderte ich mich, Cornelissen mit einer Calabasse als Kopfbedeckung vor mir zu sehen, die er, wie er mir mittheilte, in Ermangelung seines Hutes, der ihm in der Nacht verbraunt wäre, jetzt als Substitut desselben tragen müsse, wobei er auf einen an der Erde liegenden Gegenstand wies, der den fossilen Ueberresten eines antediluvianischen Hutes ähnlich sah, in Wahrheit jedoch aus den Rudera's seiner ehemaligen Kopfbedeckung bestand. Er hatte sich am Abend mit dem Hut auf dem Kopf in die Hängematte gelegt, worauf ihm, da er bald ermüdet eingeschlafen war, der Hut vom Kopf herab in das dicht neben der Hängematte brennende Feuer gefallen und fast total verbrannt war. Die Calabasse war freilich ein schlechter Ersatz für den breitrandigen Hut, und die directen Einwirkungen der Sonnenstrahlen gaben seinem Gesicht in wenigen Tagen die schönste scharlachrothe Färbung.

Bald begann wiederum das unvermeidliche Auf- und Abwärtsklimmen, bis wir gegen Mittag in eine ebene Savane gelangten, durch die sich ein kleiner Fluß wand, der zwei große, teichähnliche Ausbreitungen bildete, die hier und da an den Rändern mit Itapalmen besetzt waren. Mit großem Jubel wurden die Palmen begrüßt, um aus ihren Blattstielen neue Sandalen

zu schaffen, da die zuletzt in Maripa-yeng gefertigten durch den felsigen Weg bereits total abgenutzt waren.

Während die eine Hälfte der Reisegesellschaft in dem lauen Wasser des größten Teiches sich badete und Fische fing, war die andere beschäftigt, die reifen Blattstiele der Itapalmen zu Sandalen umzuschaffen, was bei dem großen Bedarf daran nahezu zwei Stunden Zeit kostete. Doch unser heutiges Reiseziel, der Fluß Cotinga, war nicht allzuweit und, um dahin zu gelangen, nur noch ein hoher Berg zu übersteigen, dessen Gipfel wir in einer Stunde von hier aus erreichten.

Vielleicht mit ähnlicher Freude, mit welcher die ersten Kreuzfahrer das vor ihnen liegende Jerusalem erblickten, schaute ich hinab in das schöne, weite, vom breiten Cotinga durchströmte Thal; die beschwerlichste Reise über das Gebirge war zurückgelegt und der Berg, auf dessen Gipfel wir standen, der Epoy-amrita, der letzte hohe Berg, den wir bis nach Pirára zu passiren hatten. Vor mir erhob sich gegen Süd, in einer langen, gewaltigen, von Nordwest nach Südost hinziehenden Kette, das kahle Pacaráimagebirge, das wir nur in seinen Thälern, mit Ausnahme einiger geringen Erhebungen, zu durchwandern hatten, um sodann in die offene, ungeheure Savane zu gelangen.

Von dem Gipfel des Berges konnte ich das ganze bisher durchwanderte Gebirge überschauen und den letzten Blick auf den Roráima und Kukenam, die bis jetzt noch jede andere, näher gelegene Gebirgskette in ihren kühnen Formen überragten, werfen. Um ein Andenken an den letzten Anblick meiner im Duft der Ferne fast verschwindenden Lieblinge zu haben, setzte ich mich nieder und fertigte eine Skizze derselben, wie des gebirgigen Mittelgrundes, dann warf ich ihnen den allerletzten Blick und Gruß zu und stieg mit meinen Begleitern, die der Scheideblick auf ihren geliebten Roráima lautlos gemacht hatte, in das Thal des Cotinga hinab.

Der schöne Fluß strömte in diesem in zwei gewaltigen Armen dahin, die eine von hier unabsehbar lange Insel umflossen, welche mit Bäumen und Gesträuch bedeckt war, während die Flußufer nur Grasvegetation aufwiesen. In einer halben Stunde befanden wir uns an dem, in gewaltiger Strömung dahin rauschenden Flusse und schickten uns an, den westlichen, sehr breiten Arm desselben zu durchwaten.

Da ich an den vor mir den Fluß passirenden Indianern ersehen konnte, daß er ziemlich tief sei, blieb mir nichts übrig, als ihn in indianischer Tracht, meine Kleider auf dem Kopfe tragend, zu durchwaten, wobei mir das Wasser mitunter bis ans Kinn ging und ich alle Kraft aufbieten mußte, um gegen die starke Strömung Stand zu halten. Glücklicher Weise konnte ich auf dem Felsgrund, der sein Bett bildete, festen Fuß fassen, was bei Sandgrund eine schwere Aufgabe gewesen wäre, und gelangte glücklich auf die bewaldete Insel, wo die Indianer bereits ihre Hängematten fürs Nachtlager aufhingen. Der Cotinga bildet hier die Grenzscheide des Gebietes der Arekuna- und Macuschi-Indianer, und mit dem morgenden Uebergange des östlichen Flußarmes betraten wir das Gebiet der Letzteren, während wir uns auf der Insel noch auf neutralem Boden befanden.

Da es früh am Tage war, schlenderte ich am Ufer entlang, um nach Steinen und Pflanzen zu suchen, und fand hier eine recht intereſſante Erscheinung im Gebiete der Mineralogie. Es waren nämlich 1—2 Zoll im Durchmesser haltende, kugelförmig abgerundete, mitunter sogar streng kugelige Stücke rothen Jaspis', die bisweilen zu zweien an einander hingen und zu Tausenden am Ufer umher lagen. Die Ursache der abgerundeten Gestalt dieser Jaspisstücke entdeckte ich bald, als ich die aus dem Flusse emporragenden Felsblöcke und Platten erstieg.

Der Fluß war nämlich in der jetzigen Jahreszeit gerade am seichtesten und zeigte an diesen gewaltigen Blöcken zahlreiche

Spuren von bedeutenden Wasserfällen, die in der Regenzeit sich über dieselben stürzen. An solchen Stellen nun, wo in der Regenzeit diese Wasserfälle existirten, waren auf den Felsplatten zahlreiche verticale, cylindrische, oft mehrere Fuß tiefe Aushöhlungen zu erblicken, die, oben enger, nach unten zu bedeutend sich erweiterten und eine völlig abgerundete Form, dem Inneren großer, ausgeschweifter Kochkessel gleich, hatten. Am Grunde derselben fand ich in der Regel mehrere der erwähnten kugelförmigen, wie polirt aussehenden Jaspisstücke.

Jedenfalls hatten die durch die Gewalt des Wassers verursachten Umdrehungen der dahin geschwemmten Steine die Ausbohrungen dieser Stellen verursacht, aus denen sie nicht eher wieder fortgerissen wurden, bevor das Loch eine gewisse Tiefe erreicht hatte. Indem die Jaspisstücke die Rundung des Loches immer mehr erweiterten, wurden sie selbst durch die unausgesetzten Umdrehungen darin abgeschliffen und erhielten ihre abgerundete Form.

Dergleichen ähnliche Löcher oder Kessel, wie sie passender zu nennen sind, habe ich öfters auch auf den, die Wasserfälle im Essequibo, Massaruni, Cuyuni u. s. w., bildenden Felsmassen gesehen, jedoch nie in so bedeutender Menge und stets ohne die kugelförmig abgerundeten Steine, die ich in ihnen hier am Cotinga fand.

Von meinem Ausfluge nach dem Lager zurückgekehrt, wurden von den Mädchen meine Leistungen als Maler in Anspruch genommen, indem sie mich ersuchten, ihnen mit dem Safte der Lana zierliche Figuren auf Gesichter und Körper zu malen, was ich zu ihrer größten Zufriedenheit mit kühn gewagten Pinselstrichen ausführte.

Sämmtliche Arekunas waren nämlich beschäftigt, für den zu morgen bevorstehenden Besuch der ersten Macuschi-Niederlassung, ihre Körper mit dem Safte der Früchte der Lana (Genipa americana Lin.), die auf der Insel häufig wuchs, zu bemalen.

Die an Größe und Form einem Hühnerei ähnliche, olivenfarbige Frucht wird zu diesem Behufe von den Indianern gekaut, und mit dem reichlich daraus quillenden, anfangs grün aussehenden, in eine kleine Calabasse gespuckten Safte, der Körper vermittelst eines, an einem langen Stiel befestigten Bäuschchens Baumwolle angemalt. Binnen 6—8 Stunden nimmt der tief in die Haut beizende Saft eine schwarzviolette Färbung an und ist durch das sorgfältigste Waschen nicht mehr zu entfernen, bis er innerhalb 14 Tagen nach und nach von selbst verschwindet.

Die Indianer malen sich damit die zierlichsten Figuren auf ihre Körper, und die Unterkörper der Mädchen sind in dieser Weise oft mit den schönsten, symmetrischen Zeichnungen geschmückt, die den nettesten Beinkleider-Dessins ähneln. Oft bemalen sie ganz einfach das halbe oder ganze Gesicht und den Unterkörper völlig mit dem schwarzblauen Safte; ganz besonders scheußlich sehen sie aber aus, wenn sie eine Hälfte des Gesichtes mit Cassadebrei weiß, die andere mit Lana schwarz oder mit Roucou roth gefärbt haben. —

Die Indianer schliefen in dieser Nacht wenig, denn ihre Unterhaltung drehte sich fortwährend um ihr Auftreten unter den Macuschis und beschäftigte unausgesetzt ihre Gedanken und Zungen.

Am frühen Morgen schon eilten sie in den Fluß zu baden, um dann Gesicht und Körper noch mit den rothen Farben der Chica und des Roucou zu bemalen und ihren Schmuck von Halsketten aus den Zähnen des Peccari und Jaguar, Bündel von Vögelbälgen, Perlenschnüre, u. s. w. an den betreffenden Theilen des Körpers anzubringen, wie zum Theil auch ihren Kopf mit den aus Papageien- und Tucanfedern gefertigten Federmützen zu zieren.

Darauf erst bewerkstelligten wir unsern Uebergang über den östlichen Arm des Cotinga, der ziemlich von gleicher Breite und Tiefe als der westliche war.

Es war der 16. März, als ich das Gebiet der Macuschi's betrat.

Das Terrain am linken Ufer des Cotinga zeigte sich anfangs hügelig, und wir hatten einige felsige Erhebungen von 200 bis 300 Fuß Höhe zu überschreiten, an deren Fuß mehrere kleine Teiche sich befanden, die ein reichlich mit Salztheilen gesättigtes Wasser enthielten. Die in der Nähe lebenden Macuschi's gewinnen daraus ein grauschwarzes Salz, das sie in Duten aus Bananenblättern trocknen und in Zuckerhutform an ihre Landsleute verhandeln.

Bald gelangten wir in die ebene Savane, die in dem weiten Thal sich dahinzog, und erblickten in der Ferne zwei runde Hütten, aus denen die erste Macuschi-Niederlassung, Pämon-kongo-poi, bestand. Im Näherkommen fanden wir, daß eine Menge Indianer in einer langen Reihe aufgestellt, vor denselben standen, die uns bei unserer Annäherung durch mehrere Freudenschüsse begrüßten. Der alte Kaikurang hieß mich mit meinen Dienern vorangehen und schloß sich uns, mit seinen Leuten im Gänsemarsche folgend, an. So marschirten wir vor der Reihe der Macuschi's auf und blieben dann gegenüber denselben stehen, die sich ihrerseits darauf in Bewegung setzten und an unserer Linie entlang gingen. Bei mir anfangend, gab mir jeder der Macuschi's mit der rechten Hand einen leichten Schlag auf die Brust, mit den Worten „Bakang baimong, matti!“[31]) und wiederholte dies die ganze Reihe der Arekuna's entlang, bei jedem Einzelnen. Dann erst, nachdem diese langwierige Begrüßung vorüber, und die Macuschi's sich wieder in Reih und Glied uns gegenüber postirt hatten, trat Kaikurang vor und begann die bei allen Indianern übliche Einführungsrede, worin er unsere Reiseerlebnisse, den Zweck der Reise und besonders meine, wie meiner Diener Persönlichkeit schilderte, worüber nahezu eine halbe Stunde verstrich, in welcher wir sämmtlich, nach indianischer Fashion, in der größten Sonnen-

hitze ruhig dastehen und den gewaltigen Wortschwall des Häuptlings anhören mußten. Diesem folgte nunmehr die Erwiederung des Macuschihäuptlings, die allerwenigstens eine Viertelstunde währte, so daß ich nachgerade die Sache gewaltig langweilig fand und deren Beendigung sehnlichst herbeiwünschte.

Endlich verstummte der Macuschi und gab den umstehenden Weibern ein Zeichen mit der Hand, worauf sie sofort in die Hütte eilten und Fleisch in Pfeffersauce, frisches Cassadebrot und reichlich Paiwari herbeibrachten, das an auf die Erde ausgebreitete Matten, mit der Einladung zuzulangen, vor uns hingestellt wurde. Die Einladung brauchte durchaus nicht wiederholt zu werden, denn bereits war die braune Schaar, gleich Ameisen, über diese Gegenstände hergefallen und hatte in weit kürzerer Zeit, als die Empfangsfeierlichkeiten gedauert, damit vollkommen aufgeräumt.

Schon bei meiner Ankunft hatten zwei hinter der Hütte stehende, mit orangegelben, apfelsinenähnlichen Früchten beladene Bäume meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen und nunmehr von jedem Zwange befreit, trat ich näher, um mich zu überzeugen, ob es wirklich Orangenbäume seien, die ich bisher noch nie, in Indianerniederlässungen angepflanzt, gesehen hatte.

Wie erstaunte ich, als in der Nähe die orangegelben Früchte sich in Papageien und zwar in die herrlichen Sonnenpapageien (Conurus solstitialis Kuhl.) verwandelten, die von den Indianern der Niederlassung gezähmt gehalten wurden und ihren Aufenthalt auf diesen Bäumen hatten. Selten sitzen diese, durch ihr orangegelbes Gefieder, scharlachrothe Stirn und Backen und grüne Flügeldeckfedern ausgezeichneten Papageien, die von den Macuschis „Kessi-kessi“ genannt werden, ruhig beisammen, sondern zanken und beißen sich fortwährend und leiden es am allerwenigsten, in einem Käfig sich zu befinden, den sie, wenn er nicht in allen seinen Theilen von Blech ist, in kürzester Zeit völlig ruiniren. Sie kommen in großen Schaaren nur an den Flüssen Mahu, Takutu

und Xurumú, besonders aber in der Nähe des Pacaráimagebirges vor und werden von den Indianern, wegen ihres prächtigen Gefieders, in großer Menge gezähmt gehalten. In Venezuela habe ich sie an der Mündung des Orinoco, bei dem Guarauno-Orte Zacupana, sowie in Brasilien am Rio branco und Rio negro angetroffen.

Nachdem ich mit den meisten Indianern meiner Begleitung meine Wohnung in der großen Hütte der Macuschis genommen hatte, besuchte ich das andere, etwas entfernt davon liegende Tucuschipang und erstaunte gewaltig, als ich an dessen Außenwand ein Ochsenfell zum Trocknen ausgespannt sah.

Das in den Augen der Indianer vorsündfluthliche Monstrum, das in dieser Haut gesteckt hatte, war vor wenigen Tagen in der Nähe der Niederlassung, zu nicht geringem Schrecken der Bewohner, die nie zuvor ein so großes, gehörntes Quadruped erblickt, erschienen und von einem zweiten, indianischen St. Georg, jedoch nicht ohne Zittern und Zagen, durch einen Flintenschuß getödtet worden.

Zum Zeichen des Sieges über diesen modernen Lindwurm, der sämmtliche Bewohner der Umgegend in Furcht gesetzt hatte, paradirte sein Fell an der Hüttenmauer, während sein Fleisch, trotzdem es die Indianer zu essen verschmähten, geräuchert in der Hütte aufbewahrt und von mir als delicates Nahrungsmittel mit Vergnügen in Beschlag genommen wurde.

Das Thier war jedenfalls von einer der großen Fazendas do gado[35]) am Rio branco entlaufen und hatte den mehr als 200 Meilen weiten Weg ungehindert hierher gemacht, was nur dadurch zu erklären war, daß sich sämmtliche Indianer, denen es auf seinem Marsche begegnet war, vor ihm, als vor einem noch nie gesehenen, übernatürlichen Wesen, gefürchtet hatten.

Ein Theil der Arekunas begab sich bald hinweg, nach einer entfernten, am Cotinga weiter abwärts liegenden Niederlassung,

um einen lohnenden Fischfang zu thun, da der Fluß hier bereits größere Fische als am Roraima aufzuweisen hat, während ich, mit Kaikurang und einigen anderen seiner Leute einen Ausflug nach dem 3/4 Stunden entfernten, gegen Südost liegenden Fluß Wai-kuah, an dessen linkem Ufer sich wiederum ein „Makunaima auté" befinden sollte, machte. Eine Strecke weit in der Savane hingehend, trafen wir auf zwei große Hütten, in denen einige Frauen, mit dem Reiben von Cassadewurzeln beschäftigt, sich befanden, und weiterhin stand ebenfalls ein großes Tucuschipang, in welchem nur ein altes Weib zugegen war, da sämmtliche Männer nach dem Cotinga, um zu fischen, sich begeben hatten.

In der Nähe des Wai-kuah zeigten sich Gesträucher und Bäume von Curatella, Bowdichia-, Psidium-, Rhopala- und Palicourea-Arten, die am Ufer zu dichtem Gebüsch sich vereinten. Der Wai-kuah, von Ost nach West fließend und unterm 4° 15′ n. Br. in den Cotinga mündend, hat hier, nicht allzuweit von seiner Mündung, eine Breite von 60 Fuß und stürzt über gewaltige, sein Bett anfüllende Felsblöcke, eine Menge kleiner Katarakte bildend, in der Savane dahin. Seine Ufer waren in der jetzigen, trockenen Zeit ziemlich hoch und steil, der Fluß selbst jedoch sehr seicht, während er in der Regenzeit seine Ufer überfluthet und die Savane weithin überschwemmt.

An den, am Fuße der Lettenmauer des Ufers theilweise sich hinziehenden Sandbänken, fand ich eine bedeutende Menge hühnereigroßer, runder, weißer und rosenrother Quarzkiesel, zerbrochener Bergkrystalle, Achat- und Carneolstücke, während das Bett des Flusses aus grobkörnigem Granit bestand. Nach dem linken Ufer auf den aus dem Wasser ragenden Felsblöcken hinüberkletternd, betrat ich eine gewaltige, abgerundete Granitplatte, die eine Breite von 300 Fuß hatte und mit großen Büschen der Agave vivipara, Melocactus, des niedlichen Mesembryanthemum guianense Kl., Gesneria u. s. w. besetzt war. Die größte Rarität

jedoch für die Indianer war eine mehrere Fuß lange und einen Fuß breite Vertiefung auf der Mitte der Felsenplatte, welche, wie mir Kaikurang mit leiser Stimme versicherte, ein Abdruck des Fußes Makunaima's sei, der natürlich hier wiederum eine Wohnung hatte und, nach dem Abdruck zu schließen, auf bedeutend großem Fuße leben mußte.

In meine Hütte in Paemonkongo-poi zurückgekehrt, sah ich in ihrem Hintergrunde einen an heftigem Fieber erkrankten Macuschi in seiner Hängematte liegen, dessen Lebensstunden, wie es mir schien, gezählt waren. Er mußte ein naher Verwandter des Oberhauptes der Niederlassung sein, denn sein schlimmer Zustand erregte große Niedergeschlagenheit bei den Bewohnern der Hütte, und die Frauen waren eifrig bemüht, ihn, was sonst bei Indianern in ihrem Benehmen gegen Kranke durchaus nicht der Fall ist, aufs Sorgfältigste zu pflegen.

Kaikurang, der sehr wohl wußte, daß ich eine Medicinkiste mit mir führte, und mitunter beobachtet hatte, daß ich bei leichten Fieberanfällen eine Dosis Chinin zu mir nahm, oder meinen Dienern davon mittheilte, bat mich, den Kranken zu curiren, was ich jedoch ausschlug, da alle Medicin den Indianern insofern nichts hilft, als sie in Krankheitsfällen nicht die mindeste Diät beobachten, sondern dabei Paiwari und allerlei fette Sachen im Uebermaß genießen und sich der Nachtkühle, wie der größten Sonnenhitze, rücksichtslos aussetzen. Im Falle sie sterben, wird sodann, bei dem steten Mißtrauen der Indianer gegen den Weißen, dem letzteren nachgesagt, daß er den Kranken vergiftet habe, und arger Haß tritt an die Stelle der Verehrung, die sie demselben zuvor gezollt haben; so ist der Charakter der Indianer, und der Weiße kann Gott danken, wenn er ihrem Zorne entgeht. Vor Antritt meiner Reise nach dem Inneren wurde ich ganz besonders vor jeglicher Cur an Indianern gewarnt und mir in Bezug darauf mehrere Beispiele angeführt, deren traurige Re-

sultate mich dermaßen abschreckten, daß ich mich nie damit befassen mochte, kranken Indianern Medicin zu reichen. Ueberdies hätte ich mir durch eine Cur an dem Kranken den Haß des Piaï zugezogen, der ohnedies mit scheelen Augen mich betrachtete und meine Medicinkiste, wenn es in seiner Macht gestanden, in tausend Atome zertrümmert hätte.

Als Piaï aber trat bei diesem Krankheitsfalle Manuel auf, der mir bereits von früher her wenig gewogen war.

Sobald das Dunkel der Nacht einbrach, wurde die Thüröffnung der Hütte, nach der Weise der Macuschis, durch Baumstämme verrammelt, sämmtliche in der Hütte brennende Feuer ausgelöscht, und der Piaï begann im tiefsten Dunkel sein Beschwörungswerk, wobei sich sämmtliche Bewohner der Hütte mäuschenstill verhielten.

Er begann damit, seine Zauberklapper in abwechselndem Tempo unter monotonem Gesang um den Kopf zu schwingen, um den bösen Geist, der den Kranken quälte, zu verscheuchen, ein eigenthümliches Amusement, das an zwei Stunden währte, und dessen Einförmigkeit er dadurch zu vertreiben suchte, daß er dem Kranken von Zeit zu Zeit aus einem hohlen Jaguarknochen ganze Wolken von Tabakrauch ins Gesicht blies, was diesem keinesweges große Annehmlichkeit zu bereiten schien, da er dabei gewaltig seufzte und ächzte.

Als der böse Geist der Zauberklapper nicht weichen wollte, begann der Piaï eine stärkere Dosis seiner Zauberkraft gegen ihn anzuwenden, indem er in ein Mark und Bein durchdringendes Geheul ausbrach, mit Palmwedeln den Boden peitschte und dies Unwesen längere Zeit in dieser Weise forttrieb, wobei natürlich nicht einer der in der Hütte Befindlichen an Schlaf denken konnte.

Diesem wahrhaft antediluvianischen Geheul folgte eine kleine Pause, die der gefeierte Sänger benutzte, um frischen Athem für seine nächste Vorstellung, die in einer Unterhandlung mit dem bösen

Geiste bestand, zu holen. Hierbei trat er als geschickter Bauchredner auf und wußte aufs Täuschendste zwei verschiedene Stimmen hervorzubringen, die bald nahe, bald fern ertönten und in einer, allen Anderen unverständlichen Weise, mit einander eine Verhandlung pflogen. Diese Conversation dauerte fast die ganze Nacht, da der böse Geist nicht Willens schien, von dem Kranken abzulassen, obgleich der Piaï seine Rede an ihn bald zum herrischen Befehl steigerte, bald in demüthige Bitten verwandelte, wobei er dem Kranken von Zeit zu Zeit eine mit Tabaksaft gefüllte Calabasse, als Neutralisirungsmittel der Einwirkungen des bösen Geistes reichte, dessen Genuß ihm natürlich in kurzer Zeit jede Spur von Geist aus seinem Körper treiben mußte.

Wiederum begann der Zauberer sein vorsündfluthliches Gebrüll, das ich nicht länger mit anhören mochte, sondern, mit meiner Hängematte über der Schulter, gewaltsam durch die verrammelte Thür brach und draußen in der Savane, in der an zwei Bäume aufgehängten Hängematte, in gehöriger Entfernung von der Hütte, den Schlaf suchte, der in der Nähe des Piaï mir unmöglich wurde. Meine beiden Diener folgten mir bald in derselben Absicht nach und wünschten sehnlichst den Tod des Kranken, damit der gräßliche Lärm endete.

Doch die Indianer haben ein zähes Leben und trotz des Lärmen des Piaï, der dem Kranken nicht einen Augenblick Schlaf gönnte, trotz der gewaltigen Dosis Nicotin, die letzterer als Cur zu sich zu nehmen hatte, lebte der fieberkranke Mann noch zwei Tage länger, so daß ich zwei fernere Nächte vor den durchdringenden Zaubertönen des Piaï fliehen und in der offenen Savane mein Nachtlager suchen mußte.

Zu Anfang der dritten Zaubernacht starb der Kranke und die die Dur-Töne des Piaï gingen in die mollartigen Trauerklänge sämmtlicher Bewohner der Hütte über, die in gemischtem Chor. ihre Wehklagen über den Verstorbenen vortrugen, bald aber ihre

Stimmen zu einem Fortissimo steigerten, gegen welches das frühere Geheul des Piaï Seraphsgesang zu nennen war, so daß ich mich bis zum Begräbnisse des Verstorbenen freiwillig aus der Hütte bannte.

Sobald der Kranke gestorben, wurde er in der Hängematte in sitzende Stellung gebracht und die Oberschenkel mit den Unterschenkeln zusammengebunden, worauf ihm Kaikurang, der ebenfalls ein Verwandter von ihm war, seinen, ihm von mir geschenkten, blauen Plüschrock anzog, und einen alten, abgenutzten schwarzen Cylinder ohne Krämpe, der in räthselhafter Weise seinen Weg in diese Wildniß gefunden hatte, auf den Kopf setzte.

Außerdem wurden sofort alle in der Niederlassung befindlichen Flinten vor der Hütte, in welcher der Todte lag, abgefeuert, um sowohl, so weit der Schall reichte, die Nachricht von dessen Ableben zu verbreiten, als auch den bösen Geist aus der Niederlassung durch das laute Knallen zu entfernen.

Der Nimbus, den der Piaï Manuel durch seinen Spectakel während der Cur um sich her verbreitet, war durch den Tod des Kranken ein wenig verflogen, und obgleich er eine Menge Entschuldigungen für den schlechten Erfolg seiner Cur anzuführen wußte, fand er es doch für das Gerathenste, sich bis zu meiner Weiterreise in eine Hängematte zurückzuziehen, um, wie er sagte, den versäumten Schlaf nachzuholen.

Das Begräbniß des Verstorbenen fand den nächsten Tag um zehn Uhr Morgens, statt.

An diesem Morgen borgten sich einige der Macuschis meinen Crow-bar und zwei Drills [36]), damit sie das Grab für den Todten schneller, als es ihnen in ihrer gewohnten Manier, vermittelst des Cutlaß, möglich war, machen konnten, und nach diesem wurde der Todte, in zusammengekauerter Stellung, in seiner Hängematte nach dem, von der Niederlassung 1/4 Stunde entfernten Grabe in der Savane, hinausgetragen. Dort zog ihm Kaikurang den, ihm bis dahin geliehenen, Rock aus und bekleidete sich selbst

damit, worauf der Todte, aus der Hängematte gehoben, in die etwa 5 Fuß tiefe Grube in sitzender Stellung, mit dem hohen Hut auf dem Kopfe, hinabgelassen wurde. Hierauf wurde eine Calabasse mit dem milchigen Saft einer giftigen Ariodee über ihn ausgegossen und über seinen Kopf, der zu diesem Behufe entblößt wurde, eine bedeutende Quantität Tabaksaft geschüttet, ihm sodann Cassadebrot, sein Feuerzeug, der mehrere Zoll dicke Stengel der bereits erwähnten, giftigen Aroidee, als Abwehr gegen den bösen Geist und außerdem eine Quantität Feuerholz ins Grab gegeben, das, nachdem der Cylinder der Leiche wiederum aufgestülpt war, mit trockenem Grase, auf das dann erst die ausgeworfene Erde kam, ausgefüllt wurde.

Das Feuerholz und Feuerzeug, sowie ein Bogen mit Pfeilen, wurden ihm auf seine weite Reise nach den jenseitigen Jagdgefilden deshalb mitgegeben, damit er seine Nahrung während der Reise schießen und rösten könne, nur war das ihm zugetheilte Stückchen Cassadebrot für einen indianischen Appetit nicht genügend, um für einen so weiten Marsch auszureichen.

Nachdem ich drei Hände voll Erde in das Grab geworfen und ein Vaterunser am Grabe des armen Heiden gebetet hatte, worüber die umstehenden Indianer sich gegenseitig verwundert anschauten, begab ich mich in Begleitung einiger Frauen und Mädchen, von denen die eine die Hängematte des Verstorbenen trug, nach der Niederlassung zurück.

Noch an demselben Tage wurde Kaikurang in Folge der Aufregung, sowie seiner Anstrengung, das möglichst kräftigste Klagegeheul über den Verlust des Todten zu liefern, auch wohl deshalb, daß er den der Leiche abgestreiften Flausrock sofort, bei einer Hitze von 90° Fahrh., angezogen, von einem leichten Fieber befallen und bat mich inständigst, da er seinem Schwiegersohn Manuel in dessen Eigenschaft als Piaï nicht mehr traute, um eine Dosis Chinin, die ich ihm auf seine, wie seiner Verwandten,

viele Bitten endlich reichte, worauf er den nächsten Tag wieder völlig wohl sich fühlte. Natürlich hatte Manuel dies erfahren, und sein Haß gegen mich steigerte sich dadurch nur desto mehr. —

Während dieser Zeit waren mehrfache Besuche fremder Macuschis aus der Umgegend hier angekommen, die mir Lebensmittel, lebende Thiere, wie verschiedenartige, indianische Curiositäten, Waffen, Federschmuck, Blaserohre u. s. w. zum Verkauf brachten.

Unter ihnen befand sich ein Macuschi, der früher einige Monate an der Küste in einem Holzetablissement sich aufgehalten hatte und ein wenig der englischen Sprache mächtig war. Um meine Meinung über dergleichen Indianer, die mit civilisirten Menschen längeren Umgang gehabt, und deren Charakter ich bereits früher angeführt habe, zu bekräftigen, machte mir dieser Macuschi eine Offerte, die mir, zu Ehren der Indianer sei es bemerkt, während meines neunjährigen Aufenthaltes unter ihnen nur einmal noch, und zwar nur wenige Tage nachher, wie ich später bemerken werde, gemacht wurde. Er bot mir nämlich zwei junge Mädchen an, die ich für einige Tage zu meinem Vergnügen bei mir behalten dürfe, und verlangte für jede derselben 15 Dollars, ein civiler Preis, wenn man bedenkt, daß die meisten Indianer den Werth eines Geldstückes nicht kennen und die kleinste Silbermünze mit dem Namen „Dollar" bezeichnen. Da ich natürlich auf sein Anerbieten nicht einging, entfernte er sich im höchsten Grade verstimmt und ließ sich während meines Aufenthaltes in Paemonkongo-poi nicht mehr vor mir sehen. —

Am Begräbnißtage des Verstorbenen kamen die auf den Fischfang gewesenen Arekunas zurück und brachten mehrere Körbe geräucherter Fische, die meistens in dem wohlschmeckenden Lucanani oder Sunfisch (Cichla ocellaris Bl. Schn.), dessen größere, 2½ Fuß lange Art die Macuschis „Tucunare", die kleinere, 1 Fuß lange, „Camácara" nennen, bestanden. Sofort nach ihrem Er-

scheinen in der Hütte wurde ihnen der Tod des Macuschis mitgetheilt, und die gräßlichen Todtenklagen, in welche die ganze Versammlung einstimmte, begannen aufs Neue und wurden dermaßen forcirt, daß bald eine reichliche Thränenfluth den Augen der Klagenden entströmte, die nur durch das umsichtige Benehmen der, gewaltige mit Paiwari gefüllte Calabassen umherreichenden Indianerinnen gedämpft wurde.

Bei einem Ausfluge, den ich am zweiten Tage meines hiesigen Aufenthaltes wiederum nach dem Flusse Wai-kuah machte, war ich, in der Nähe des seine Ufer begrenzenden Gebüsches angekommen, verwundert, ein seltsames Geheul, das keine Aehnlichkeit mit dem eines Thieres hatte, in dem Dickicht zu vernehmen. Nach dem Orte, von woher es schallte, mich begebend, erblickte ich zwei Indianer, von denen der eine Manuel, der andere ein, in meinen Diensten als Conservator stehender Accawai war, dem ich seines grimmigen Gesichtes wegen den Namen „Vandamme" gegeben hatte. Beide beeiferten sich in der abgelegenen Gegend, mit einander um die Wette zu heulen und mit, in ihren Händen befindlichen, aus der ausgehöhlten, mit Steinchen gefüllten Frucht der Crescentia gefertigten Klappern, den Tact zu dieser gräulichen Musik zu schlagen.

Da beide, sobald sie mich erblickten, ihr schauderhaftes Duett plötzlich unterbrachen und sich hinweg begaben, konnte ich erst bei meiner Zurückkunft in die Niederlassung von Weytorreh die Veranlassung dieser Gesangübung erfahren, der mir mittheilte, daß Vandamme Unterricht von Manuel in der Piaïkunst erhielte, um später unter seinem Stamme als gewaltiger Zauberer, für welches Metier seine Gesichtsbildung extra geschaffen schien, auftreten zu können.

Die Krankheit des Macuschis, deren Verlauf meine Begleiter durchaus abwarten wollten, hatte mich länger als ich beabsichtigte, in Paemonkongo-poi aufgehalten; durch seinen Tod stand nunmehr

meiner Abreise nichts im Wege, und ich trat am Morgen des 20. März dieselbe an, nicht ohne vorher herzlichen Abschied von mehreren, bis hierher mich begleitet habenden Arekunas zu nehmen.

Außer dem alten Häuptling Kaikurang und einigen seiner Familie, war es vor Allen Kamaima, meine Geliebte, die hier von mir Abschied nahm, indem ihre Eltern es ihr unter keiner Bedingung gestatteten, mich weiter hinein in das Gebiet der Macuschis zu begleiten, aus Furcht, daß sie, als die Geliebte eines Weißen, mit neidischen Augen von den Macuschimädchen betrachtet und wohl gar von ihnen vergiftet werden möchte, welche Todesart bei den Indianern leider nicht selten vorkommt.

Das arme Mädchen vergoß die heftigsten Thränen und begleitete mich mit ihren Eltern, die ebenfalls nach dem Roráima zurückkehrten, noch eine Stunde weit, worauf der letzte, herzlichste Abschied folgte.

Auffallend war es mir, daß die mich begleitenden Arekunas, Männer, Frauen und Mädchen, beim Eintritt in das Macuschigebiet all ihren Schmuck abgelegt und theils in Paemonkongopoi zur Aufbewahrung zurückgelassen hatten, theils ihren, nach dem Roráima zurückkehrenden, Freunden mitgaben. Frauen und Mädchen trugen nunmehr, statt der aus Perlen gefertigten Schamschürzen, dergleichen von Wollfransen, deren ich bereits früher erwähnt habe. Der Grund dazu lag wahrscheinlich darin, daß sie durch ihren Schmuck, der hauptsächlich in den von mir reichlich erhaltenen Glasperlenschnüren, Spiegeln u. s. w. bestand, nicht den Neid und die Habsucht der ihnen keineswegs freundlich zugethanen Macuschis erregen wollten. —

Den Wai-kuah überschreitend, wandten wir uns nach Südost über die weite Savane, in ein schmäleres, von einem Theil der Gebirgskette des Pacaráima gebildetes Thal, das nur spärlich von einigen halb vertrockneten Bächen durchzogen war.

Das Pacaráima-Gebirge erstreckt sich nahe an 200 Miles von Ost nach Nordwest, vom unteren Rupununi bis zum Cotinga und bildet zugleich die Wasserscheide zwischen dem Flußgebiet des Orinoco und Essequibo und im Süden die des Rio branco, eines Nebenflusses des Amazonenstroms, sowie es auch die üppigen Urwälder des Nordens von Guyana von den ungeheuren Savanen des Südens trennt. Es kann kaum als eine eigentliche Cordillere betrachtet werden, da es nicht aus einer zusammenhängenden, ununterbrochenen Gebirgskette, vielmehr aus unregelmäßigen Gruppirungen meistentheils kahler Berge besteht, die öfter durch ebene Savanen von einander getrennt sind und sich durch bizarre Felsenbildungen, theils an den Abhängen, theils an den Gipfeln, auszeichnen. Nur durch eine tageweite Ebene sind seine westlichen Theile von dem gegen Norden gelegenen Humirida-Gebirge getrennt.

Seinen Namen hat das Pacaráima-Gebirge von der Aehnlichkeit einzelner seiner kahlen, felsigen Höhen mit den indianischen Körben, welche „Pacara"[37]) genannt werden. Seine Höhe beträgt, durchschnittlich gerechnet, 1500 Fuß; doch erreichen einige der höchsten Gipfel die Höhe von 2000 bis 2500 Fuß. —

Das Gehen in der ebenen, schattenlosen Savane wurde durch die drückende Hitze, die in dem Thale herrschte, ungemein beschwerlich, um so mehr, als der heftige Durst nur selten und dann nur mit dem lauwarmen, unreinen Wasser der in den ausgetrockneten Flußbetten stehen gebliebenen Lachen, gelöscht werden konnte.

Gegen Mittag gelangten wir aus dem engen Thale nach einer offeneren Savanengegend und lagerten an einem kleinen, von schwarzen Felsblöcken umgebenen Teiche, um etwas Nahrung zu uns zu nehmen. Es herrschte eine förmliche Siedehitze in der Atmosphäre und an Schutz gegen die drückend heißen Sonnenstrahlen war dabei nicht zu denken, wodurch die Annehmlichkeit des

Ausruhens, für mich und meine Diener, zur Qual wurde; mein großer Sonnenschirm, der mir wenigstens einigen Schutz geleistet hätte, war bereits am Roráima, durch die Neugierde der Indianer, die ihn tagtäglich hundertmal auf- und zugeklappt hatten, total ruinirt worden, und so wartete ich mit größter Ungeduld auf den Aufbruch der in größter Behaglichkeit ausruhenden Indianer, denen solche schattenlose, der Sonne ausgesetzten Stellen die angenehmsten Ruheplätze waren.

Endlich doch, als ihre Haut gehörig kochte, erwachten sie aus ihrem lethargischen Zustande und setzten die Reise weiter fort.

Das Terrain wurde nunmehr hügelig und nach zwei Stunden anhaltenden Gehens kamen wir in eine mit Gebüsch von Rhopala, Palicourea, Curatella, Psidium und anderen Savanenbäumen und Sträuchern bedeckte Gegend, in welcher gewaltige, oft 80—100 Fuß hohe, aufs Seltsamste geformte Felsmassen in die Höhe starrten. Die Kegel- und Obeliskenform war bei diesen Felsblöcken die gewöhnlichste und die Bemerkung eines hinter mir gehenden Arekunas „Makunaima auté" konnte natürlich nicht ausbleiben, denn die Steinmassen sahen gar zu sonderbar und verlockend aus, um nicht als Wohnsitze des großen Geistes zu gelten. Die meisten der Felsblöcke waren an ihren Wänden mit gewaltigen, weißen Flecken wie angetüncht, die jedoch nicht vom großen Geiste, sondern von einer Menge Wasservögel, besonders Reiher-Arten, herrührten, deren Rastort auf den Felsen war, auf deren Oberfläche, wie an deren Wänden, sie diese bedeutenden Guano-Niederlagen errichtet hatten. In der Nähe rauschte ein Flüßchen dahin, das weiter gegen Süden einen kleinen See bildete, wodurch die Landschaft, mit den kahlen Felsbergen, ein interessantes Aussehen gewann.

Das Flüßchen erinnerte durch sein klares, kühles Wasser, das über gewaltige Felsblöcke stürzte, an die krystallhellen, eiskalten Gebirgswässer des Roráima und wurde mit großer Freude

von uns allen begrüßt, um so mehr, als in seiner Nähe, am linken Ufer auf einer felsigen Anhöhe, eine Macuschihütte lag, in der wir unser Nachtlager zu nehmen gedachten.

Doch die Bewohner der Hütte, drei Macuschis mit ihren Frauen, zeigten bei meiner Ankunft ein dermaßen abstoßendes und arrogantes Benehmen, daß ich nicht einen Schritt in die Hütte that und die Nacht über in einiger Entfernung davon, unter meinem Zelte, campirte. Die Arekunas hatte jedoch die Begierde nach Paiwari in die Hütte getrieben, und ihnen, als Indianern, schien eine freundlichere Behandlung von Seiten der Macuschis zu Theil zu werden; ich jedoch nahm nicht die geringste Notiz von letzteren und schlug ihr Gesuch um einige Zündhütchen, wofür sie mir einen brasilianischen Crusado[38]), den der Eine als Schmuck um den Hals trug, offerirten, rund ab.

Dafür wußten sie sich aber zu rächen, denn als ich am anderen Morgen meine Arekunas erwartete, um mein Gepäck, das ich am Abend vorher in mein Zelt hatte bringen lassen, zur Weiterreise abzuholen, erschien Niemand, und längere Zeit nach ihnen suchend, fand ich sie sämmtlich zu einer großen Berathung, in der Nähe des Flusses, versammelt.

Mich ihnen nähernd, forderte ich sie zur Weiterreise auf, worauf mir Wey-torrey erklärte, daß sie sich sämmtlich entschlossen hätten, mich nicht weiter zu begleiten, sondern nach dem Roráima zurückzukehren, da die Bewohner der Hütte ihnen mitgetheilt, daß die Macuschis von Pirára und anderen Niederlassungen, von ihrem Eintritt in ihr Gebiet benachrichtigt, sich vereint hätten, ihnen unterweges aufzulauern und sie sämmtlich ums Leben zu bringen. Natürlich war es nur die Absicht der hier wohnenden Macuschis, mir dadurch zu schaden und meine Begleiter mir abspänstig zu machen, wodurch ich, wenn sie ihren Zweck erreicht hätten, in die allergrößte Verlegenheit gekommen wäre, da ich

auf eine Hilfe von Seiten der wenigen hier umher wohnenden Macuschis nicht rechnen konnte.

Trotz meiner Gegenvorstellungen beharrten die Arekunas auf ihrem Vorsatz, mich zu verlassen, da sie den Lügen der Macuschis völlig Glauben schenkten, so daß ich mich genöthigt sah, determinirter gegen sie aufzutreten. Sofort ließ ich mir die den Jägern geliehenen Flinten zurückgeben, lud alle meine Flinten mit Kugeln, nahm sämmtliche Bogen, Pfeile und Kriegskeulen der Arekunas, die sie am Abend zuvor in mein Zelt gebracht hatten, in Beschlag und erklärte letzteren, daß, wenn sie bei ihrer Weigerung beharrten, ich sofort alle ihre Waffen in das vor dem Zelt brennende Feuer werfen und ihre etwaigen Versuche, in deren Besitz zu gelangen, durch scharfe Schüsse vereiteln würde, wobei mich Cornelissen und William aufs Energischeste zu unterstützen versprachen. Ueberdies bemerkte ich ihnen, daß ich ihnen mehr Courage zugetraut hätte, indem es eine Schande sei, wenn ein Trupp von 50 Arekunas, wohlbewaffnet wie sie, vor einem Haufen Macuschis sich fürchtete, und erklärte mich bereit, während der Reise stets mit meinen beiden Dienern, mit scharfgeladenen Flinten versehen, dem Zuge voran zu gehen. Das ganze Gerede der hiesigen Macuschis, bemerkte ich ferner, wäre überdies nur ein Lügengewebe, da der Häuptling des Macuschistammes, Paschiko, mein Freund sei und bereits nach Paemonkongo-poi einige seiner Leute zu mir mit der Einladung, ihn in Pirára zu besuchen, gesendet hätte, wodurch die Aufhetzereien der Hüttenbewohner sich am Deutlichsten als Lug und Trug erwiesen.

Meine, von Wey-torreh seinen Landsleuten übersetzte Ansprache schien zu wirken, und er selbst war der Erste, der nach meinem Zelt kam und erklärte, mich auf meiner weiteren Reise zu begleiten. Seinem Beispiele folgten bald alle Anderen, besonders die Mädchen, welche die ganze Zeit über im höchsten Grade verdutzt durch mein barsches Benehmen dagestanden, sich

jetzt aber schnell, doch nicht ohne Furcht in ihren Mienen, näher- ten, um ihre Tragekörbe von mir in Empfang zu nehmen.

Ohne die geringste Notiz mehr von den heimtückischen Macuschi's zu nehmen, stellte ich mich versprochenermaßen mit meinen Dienern, mit Flinten bewaffnet, an die Spitze des Zuges, nachdem ich den drei Jägern ihre Flinten, um ihr Jagdglück zu versuchen, zurückgegeben hatte. Zum Hohne wurde den, an der Hüttenthür stehenden Macuschis, eine Salve aus sämmtlichen Flinten vor der Nase abgefeuert, letztere wieder geladen und der Zug setzte sich in Indianerreihe in Bewegung. Die Indianer lassen sich durch ein entschiedenes Benehmen leicht einschüchtern und erkennen dadurch die Ueberlegenheit der Weißen über sie, da sie, im Grunde genommen, trotz aller ihrer Naturgaben und Kräfte, einen furchtsamen, fast feig zu nennenden Charakter be- sitzen, der nur durch Hinterlist dem Gegner gefährlich wird. —

Dieser Tag war für mich einer der fatiguantesten der ganzen Reise, die heut durch hügelige, schattenlose Savane, auf der nicht ein Tropfen Wasser anzutreffen war, führte, so daß ich aufs Empfindlichste durch arge Hitze und brennenden Durst litt. Es wurde daher nur eine kleine Rast, um etwas trockenes Cassadebrot die noch trockenere Kehle hinunterzuwürgen, gemacht und der Marsch schnell wieder fortgesetzt, um noch vor Dunkelheit einen Bach zu erreichen, dessen Ufer die Indianer zum Nachtlager be- stimmt hatten. Jeden Morgen hatte ich es den Arekunamädchen eingeschärft, Trinkwasser in den mit sich führenden Flaschen- kürbissen mitzunehmen, da auf der jetzigen Tour durch die wasser- leeren, ausgetrockneten Ebenen der Wassermangel von Tag zu Tage fühlbarer wurde, jedoch stets wurde dies von ihnen ver- gessen, da sie selbst durch Gewohnheit Hunger und Durst leichter ertragen konnten.

Am Nachmittag zeigte sich gegen Nordwesten eine schöne Kette schluchtenreicher Felsberge meinen Blicken, von denen besonders

ein aufs Aeußerste zerklüfteter Berg durch seine völlig weißen, gleich Silber glitzernden Abstürze, die aufs Täuschendste einer gewaltigen, mit Hunderten von Sprüngen und Rissen versehenen Gletschermasse glichen, sich auszeichnete, hinter welchem ein ähnlich geformter Felsgipfel in röthlicher Färbung sich erhob. Der erstere war der aus mächtigen, zu Tage tretenden Quarzfelsen gebildete, 2000 Fuß hohe, Haimatong oder weiße Berg, der dahinter liegende der wild zerklüftete Curataki.

Alle die anderen Berge der Kette zeigten sich ebenfalls kahl, und ihre Abhänge bedeckten jetzt vertrocknete, oder durch Brände schwarz gefärbte Grasmatten, vom Fuß bis zu den Gipfeln, die nur hin und wieder mit kahlen Granitriffen, oder in den Schluchten und Klüften mit niederer Waldung abwechselten. Von tropischer Landschaftsscenerie war hier nicht die mindeste Spur zu sehen, und die ganze Landschaft in ihrem öden, wilden Charakter glich eher den traurigen Steppen und Wüsten Central-Asiens, als dem weiten Gebirgsthale einer südamerikanischen Tropengegend.

Im höchsten Grade ermüdet von der heutigen, anstrengenden Fußtour langten wir beim Einbruch der Dunkelheit am Ufer des ersehnten Baches an, der glücklicherweise Wasser, und zwar klares, frisches, über Felsblöcke dahin springendes Wasser, enthielt, hatten jedoch, bevor wir uns lagern konnten, noch das mannshohe Gras in Brand zu stecken, das weite Strecken am Ufer überzog und uns am Aufschlingen der Hängematten und dem Anmachen von Feuern hinderte. Endlich war dies beseitigt, der brennende Durst gelöscht, und nach einem kurzen Abendessen warf Jeder sich mit wahrem Vergnügen in seine Hängematte, um bei dem traulichen Murmeln des Baches aufs Baldigste in einen wohlthuenden Schlaf zu sinken.

Am nächsten Morgen brachen wir sehr zeitig auf, da wir mit unserem Frühstück einzig und allein auf Cassadebrot beschränkt waren und wir gegen Mittag eine Macuschiniederlassung zu er-

reichen hofften, wo den Indianern, außer Fleisch, gefüllte Paiwaricalabassen winkten, die sie zu einem schnellen Marsche antrieben. Mit der Jagd war es, seit wir die Gebirgsgegenden verlassen hatten, schlecht bestellt, und meine Jäger hatten weder am ersten, noch am zweiten Tage meiner Abreise von Pämonkongo-poi etwas geschossen, da sich sämmtliches Hochwild aus der theils vertrockneten, theils abgebrannten Grassteppe nach den entfernten, wasserreichen Plätzen am Cotinga und anderen Savanenflüssen, die noch in frischer, grüner Vegetation prangten, hingezogen hatte. Ein Gleiches war es mit den Vögeln, von denen nur kleine Arten, deren Skelette in höchst homöopathischer Weise mit Fleisch bekleidet waren und in dieser Beziehung den Schuß nicht lohnten, die Savane belebten.

Vom Ufer des Baches an wurde das Terrain hügelig und verursachte ein fortwährendes Auf- und Abwärtssteigen, bis wir endlich in einiger Entfernung, auf dem Gipfel eines hohen Hügels, die runde Hütte einer Macuschifamilie liegen sahen, der wir uns mit gewaltig hungrigem Magen in Eilschritten näherten.

Bei dem Rufe „Tu, tu, tu!" und dem Stampfen der Füße, dem Zeichen des Einlaßbegehrens bei den Macuschis, das von einigen meiner Arekunas vor der durch Stämme verbarricadirten Thür der Hütte gegeben wurde, wurden die Pfosten derselben bei Seite geschoben und ein noch schlaftrunkener Macuschi trat heraus, wie es schien, nicht sonderlich erfreut über unsere Anwesenheit. Auf unseren Wunsch, hier zu rasten, zeigte er nach einer anderen, entfernt im Thale liegenden Hütte, mit dem Bemerken, daß wir dort ein gutes Unterkommen finden würden, da er auf Gäste nicht eingerichtet sei und selbst mit seiner Familie nicht Ueberfluß an Lebensmitteln hätte. Ohne seine weiteren Entschuldigungen abzuwarten, eilten wir im Trabe nach dem Thal hinab und der bezeichneten Hütte zu, von deren Bewohnern wir freundlich empfangen und eingeladen wurden, in derselben unsere

Hängematten aufzuhängen. Das Interessanteste aber für meine Begleiter waren die gefüllten Fleischtöpfe, die frische Cassade und vor Allem der Paiwari, die uns, auf an der Erde ausgebreiteten Matten, zu unserer Benutzung hingestellt und in kürzester Zeit den ausgehungerten Magen zu fernerer Bearbeitung und Weitervertheilung überliefert wurden. Vor Hunger aß ich selbst von dem Maipurifleische, nachdem ich dessen daranhängende Haut und Haare aufs Sorgfältigste entfernt hatte, dann erst betrachtete ich die nähere Umgebung, die in einigen felsigen Hügeln bestand, an denen zu meiner größten Freude ein wasserreicher Fluß, der nach der Aussage der Macuschis Fische enthalten sollte, dahin strömte. Die Hütte selbst war von bedeutender Größe, völlig rund und in derselben eine Anzahl Frauen und Mädchen mit Fertigung von Cassadebrot beschäftigt.

Das Oberhaupt der hier lebenden Indianer, deren Zahl wohl 30 betragen konnte, war ein freundlicher, alter Mann, der uns einlud, einige Tage bei ihm zu rasten, was wir, da wir höchst nöthig Cassadebrot für die fernere Reise gebrauchten, bereitwillig annahmen. Zugleich ertheilte er den mich begleitenden Indianerinnen die Erlaubniß, so viel Körbe Cassadewurzeln, als sie zur Bereitung des für die Reise zu fertigenden Brotes nöthig hätten, von seinen Feldern zu holen, wofür ich ihm natürlich ein gutes Gegengeschenk machte.

Um seiner Güte die Krone aufzusetzen, begleitete er, mit einigen seiner Leute, meine Jäger nach einer wildreichen Gegend, so daß dieser Jagdausflug so überaus günstig ausfiel, daß sie am Abend mit der Ausbeute von zwei Savanen-Hirschen und einem halben Dutzend Moschusenten (Cairina moschata Flem.), von den Macuschis „Maiwa" genannt, zurückkehrten.

Von hier nach Süden zu, bis nach den großen Savanen des Takutu und Rio branco, erstreckt sich der Aufenthalt der großen, wohlschmeckenden Moschusente, welche die Stammente der in

Europa häufig im gezähmten Zustande vorkommenden Bisam- oder türkischen Ente ist. Die große, an ihrem Steiße befindliche Fettdrüse muß, bei der Zubereitung des Fleisches für die Küche, sorgfältig herausgeschnitten werden, da sie dem Fleische einen unangenehmen Geschmack mittheilt; daß aber diese Ente einen moschusähnlichen Geruch an sich habe, wie vielfach behauptet wird, habe ich nie gefunden. Trotz des Wohlgeschmackes ihres ungemein fetten Fleisches schätzen die Indianer dasselbe nicht sonderlich und ziehen das der Fische bei weitem vor, während ich, wie meine Diener, das erstere im höchsten Grade liebten und es uns nie, trotz dessen fast täglichen Genusses, zum Ueberdruß aßen.

Während einige der Arekunas in dem Flusse eine Menge kleiner Fische fingen, nahm ich ein erquickendes Bad in dem kühlen Wasser desselben und begab mich sodann auf eine kleine Excursion, die jedoch wenig erfolgreich ausfiel, da die Savane, weit in der Gegend umher, von den Macuschis erst kürzlich abgebrannt war.

Zwei Tage hielt ich mich in dieser Niederlassung auf, die ich zur Untersuchung meiner Sammlungen verwandte, welche sämmtlich, bis auf die lebenden Pflanzen, noch in bestem Zustande sich befanden. Von letzteren waren einige vertrocknet, andere verfault, was bei deren mangelhafter Verpackung, in welcher sie während der Reise den heftigsten Sonnenstrahlen ausgesetzt waren, nicht anders zu erwarten stand.

Die noch lebenden Pflanzen verpackte ich hier wiederum aufs Sorgfältigste in frische Bananenblätter nnd schärfte den sie tragenden Indianern die größte Vorsicht in ihrem Transporte ein, ganz besonders aber, daß sie während der Rasttage an feuchten, schattigen Orten aufbewahrt würden.

Nachdem die Indianerinnen einen großen Vorrath Cassadebrot gefertigt, traten wir am Morgen des 25. März die Weiterreise an, begleitet von einem hier wohnenden Macuschi, der nach

der Stadt Kaembu, wie die Indianer Georgetown nennen, reisen wollte. Die Veranlassung zu seiner Reise gab ein ihm gehöriger grüner Papagei, den er dort vortheilhaft zu verhandeln gedachte, um sich für dessen Erlös Pulver, Schrot und Zündhütchen kaufen zu können. Um ihm die einige hundert Meilen weite Reise, die er wegen des Gewinnes von 2 Dollars machte, zu ersparen, bot ich ihm für den Vogel, der für mich nicht den geringsten Werth hatte, die von ihm gewünschte Munition, worauf er jedoch nicht einging, da er wahrscheinlich glaubte, einen höheren Preis dafür in Georgetown zu erhalten und überdies diese, in den Augen der Indianer des Inneren fabelhafte Stadt der Weißen, gern selbst sehen wollte. Die Zeit hat für den Indianer nicht den mindesten Werth und die beschwerlichsten, weitesten Reisen zu Fuß oder zu Wasser machen ihm Vergnügen, wenn er nur dabei etwas Neues sehen und zugleich einzelne, ihm nöthige Sachen, selbst wenn sie nur in einigen Angeln oder Stecknadeln bestehen, gewinnen kann.

Unser Weg führte einige steile Abhänge hinan, auf ein hoch gelegenes, mit Grasvegetation bedecktes Plateau, auf dem sich hin und wieder einzelne felsige Hügel erhoben.

Unter einer großen Curatella, am Ufer eines Baches, hatte eine Macuschi-Familie ihren Wohnsitz aufgeschlagen und schien in dessen Nähe eine Hütte erbauen zu wollen.

Vorläufig campirten sämmtliche Familienglieder im Freien, und ich konnte nicht genug die lieblichen Gesichter zweier Mädchen mit großen, schwarzen Augen, die mich treuherzig und ohne Furcht anschauten, bewundern und nur bedauern, daß sie in solcher Einöde, ohne irgend die geringste Hoffnung eines besseren Lebens, ihr Dasein zu verbringen bestimmt waren.

Doch sie waren vielleicht so glücklicher, als wenn sie unerreichbare Hoffnungen gehegt hätten!

Am Drolligsten sahen zwei in einer Hängematte liegende Säuglinge aus, die still vor sich hin lächelten und deren paus-

backige Gesichter und fleischigen Füßchen bereits mit der rothen Farbe des Roucou bemalt waren. —

Die heutige Fußtour wurde durch die gewaltige Hitze des Tages im höchsten Grade anstrengend und steigerte sich bei dem heftigen Durst, der mich und Cornelissen plagte, zur Unerträglichkeit. Wie gewöhnlich hatten die Indianerinnen nicht Wasser mitgenommen, und so dankte ich Gott, als ich, auf eine bedeutend hohe, felsige Anhöhe gekommen, in weiter Ferne den bläulichen Wasserspiegel eines großen Teiches erblickte. Während die Indianer auf der Anhöhe, um zu essen, rasteten, lief ich mit Cornelissen eiligen Schrittes den Berg hinab, dem fernen Teiche zu, um sobald als möglich die heftigen Qualen des Durstes zu stillen.

Es war ein weiter Weg, der uns Beide noch mehr erhitzte und die Lungen in die größte Aufregung brachte; unsere Kehlen waren förmlich ausgetrocknet, als wir wie gejagte Hirsche durch das den Wasserspiegel umgebende Wäldchen brachen und uns am Rande einer gewaltigen, gelbweißen Sandfläche befanden, die wir wegen der bläulichen, duftigen Färbung, die sie, aus weiter Entfernung gesehen, annahm, irrthümlich für Wasser gehalten hatten!

Die Enttäuschung war gräßlich, und im höchsten Grade gequält von der empfindlichen Pein des Durstes, warf ich mich im Schatten des Wäldchens auf den Boden hin und wartete die Ankunft der Indianer ab, die erst eine Stunde später erschienen und die größten Vorwürfe von mir erhielten, daß sie mich nicht vorher über die Täuschung aufgeklärt hatten, auf die sie nach ihrer gewöhnlichen Manier mit schallendem Gelächter antworteten.

Mißmuthig raffte ich mich vom Boden auf und schlich hinter ihnen her, denn der gewaltige Durst hatte alle meine Kräfte gelähmt.

Der Weg bis zur Niederlassung, in der wir zu übernachten gedachten, war noch sehr lang, und bis zum späten Nachmittag hatte ich die heißen, unmittelbaren Sonnenstrahlen, wie den schrecklichen Durst, zu ertragen.

Endlich kurz vor Sonnenuntergang erblickte ich, auf der Anhöhe eines Gebirgszuges angekommen, im tiefen Thale Wasser und zwar einen größeren, zwischen felsigen Ufern und über Felstrümmer dahin rauschenden Fluß, den Virua, an dessen rechtem Ufer eine aus drei runden Hütten bestehende Macuschi-Niederlassung lag, die wir, in größter Eile die steilen Abhänge hinabkletternd, in kurzer Zeit erreichten, nachdem ich vorher am Fluße im reichlichsten Maße meinen riesigen Durst gestillt hatte.

Zum Nachtquartier bezog ich eine im Bau begriffene Hütte, während die Arekunas sich in die drei bewohnten Hütten der Macuschis vertheilten.

Bald nach meiner Ankunft brachten mir die Indianerinnen der Niederlassung eine Menge Lebensmittel, Cassadebrot, Bananen, Yams, Bataten, Ananas u. s. w., zum Verkauf, um dafür ihren Lieblingsschmuck, bunte Glasperlen, zu erhalten, und bald sah der weite Raum in meiner Hütte einer großen Fruchtausstellung ähnlich, zu deren Fortschaffung am nächsten Tage ich einige Macuschis von hier miethen mußte. Der angenehmste Gegenstand für mich waren eine große Anzahl 1—2 Fuß langer Fische, besonders der wohlschmeckende Lucanani (Cichla ocellaris Bloch. Schn.) und Huri (Erythrinus unitaeniatus Spix.), welche mir einige so eben vom Fischfange zurückgekehrte Macuschis brachten, die eine köstliche Abendmahlzeit gaben. Außerdem erhandelte ich, im Tausch gegen eine Axt, einen großen, schwarzen Hund, der, wie mir sein früherer Eigner versicherte, auf Hirsche dressirt war und ein ausgezeichneter Jagdhund sein sollte.

Die ganze Nacht hindurch dauerte der Lärm und Heia-heia-Gesang der um einen gefüllten Paiwaritrog tanzenden Indianer und dies war die Ursache, daß ich am anderen Morgen erst sehr spät von hier aufbrechen konnte, da die halb berauschten Arekunas erst um 10 Uhr aus den Hängematten sich erhoben.

Nicht geringe Umstände verursachte es, den großen Hund,

den ich wegen seiner Farbe Negro nannte, zu bewegen, mich zu begleiten. Ihn an einen Strick gebunden mit mir zu nehmen, war unmöglich, da er sich platt zur Erde warf und trotz der schönsten Hiebe nicht einen Fuß rührte, so daß mir nichts übrig blieb, als seinen früheren Eigner als Begleiter bis Pirára zu engagiren, dem er natürlich willig folgte.

Den Fluß Virua, der sich kurz unterhalb der Mündung des Mahu in den Takutú ergießt, überschreitend, zogen wir in dem an zwei Seiten von hohen, felsigen Bergen eingeschlossenen Thale einige Stunden dahin, bis sich dasselbe allmälig erweiterte, die an der östlichen Seite gelegenen Berge weit zurücktraten und nur die westlichen Höhen in unserer Nähe blieben. Gegen 3 Uhr Nachmittags befanden wir uns bereits wieder in einer anderen, von zwei Hütten gebildeten Macuschi-Niederlassung, die zahlreich bewohnt war. In der Nähe derselben lagen einige kleine Teiche, nach denen die Arekunas bald nach der Ankunft sich, um zu fischen, begaben.

Die hier wohnenden Macuschis waren von einem, in gestriger Nacht statt gehabten Trinkfeste, noch halb berauscht und im höchsten Grade zudringlich und unverschämt, so daß ich es vorzog, bis zu einbrechender Dunkelheit einen Ausflug in die Umgegend zu machen, auf welchem sich ein junger Indianer gegen meinen Willen zu mir gesellte. Er war einer derjenigen, die bereits einige Monate an der Küste gelebt und, mit einiger Kenntniß der englischen Sprache, zugleich auch in hinreichendem Maße die Untugenden der Mischlingsracen Guyana's sich angeeignet hatten, was ich aus seinen wenig decenten Redensarten, mit denen er mich zu unterhalten versuchte, schließen konnte. Da ich auf seine Conversation nicht einging, nahm er mir das Versprechen ab, morgen in seiner, einige Stunden entfernten Wohnung, zu übernachten, wo er mich gut bewirthen und mir außerdem viel Vergnügen verschaffen wolle, und entfernte sich dann, um, wie ich

nachher erfuhr, Cornelissen und William durch seine ausgewählte Unterhaltung zu erfreuen.

Mein Ausflug war in botanischer Hinsicht durchaus nicht lohnend, da die ganze Savane umher von den Macuschis niedergebrannt war und nicht die geringste Spur von frischer Vegetation zeigte, dagegen amüsirte ich mich in Gesellschaft der Arekunamädchen, die am Ufer eines der Teiche stehend, in dem sie so eben durch ein Bad sich erfrischt hatten, bei meinem Anblick eiligst davonliefen und mir die größte Mühe machten, sie eine nach der anderen einzuholen und zur Strafe ihrer Flucht tüchtig abzuküssen, mit welcher Strafe sie bereits völlig vertraut waren und dieselbe sehr oft absichtlich sich zuzuziehen suchten. Unter heiteren Scherzen gingen wir zusammen, nachdem es dunkel geworden, nach der Niederlassung zurück, wo wir die vom Fischfange zurückgekehrten Arekunas mit einer überaus reichlichen Ausbeute an Fischen, besonders der Huri's, antrafen. Sobald ich meine Fischmahlzeit zu mir genommen, legte ich mich in meine Hängematte und stellte mich schlafend, um nicht von dem jungen Macuschi, der sich John nannte und der bereits auf eine Gelegenheit, sich mir zu nähern, lauerte, durch seine langweilige, dabei schlüpfrige Conversation belästigt zu werden.

Am anderen Morgen, den 27. März, reisten wir frühzeitig ab, unter Anführung des Macuschi John, der ebenfalls den Arekunas versprochen hatte, sie nach seiner Niederlassung zu bringen und dort aufs Beste zu bewirthen. Der Weg führte an der gen Südost gelegenen Bergkette, am linken Ufer des Flusses Inamara, den wir hier überschritten, hin, durch hohe Waldung, in welcher mehrere Provisionsfelder der Macuschis lagen, die wir passiren mußten.

Nach zwei Stunden aus dem Walde in die mit Gebüsch bedeckte Savane tretend, erstaunte ich, hier ähnliche, 100—120 Fuß hohe Felsblöcke, als am ersten Tage der Tour von Paemonkongo-

poi aus, zu erblicken. In ihrer Kegel- und Obeliskenform ähnelten sie völlig denselben und waren ebenfalls mit gewaltigen, weißen Streifen von Vogel-Excrementen theilweise überzogen.

Unser Weg führte jetzt mehr östlich nach der weiten Savane, und nach dem Ueberschreiten einiger Nebenflüße des Inamara zeigte sich in der Entfernung die Hütte John's, des Macuschis.

Hier erblickte ich zum ersten Male die den Savanen eigenthümlichen Wälder der Mauritia flexuosa, die sich in der Ausdehnung von vielen Meilen, jedoch bei geringer Breite, längs der Ufer der Savanen-Gewässer und Sümpfe hinziehen, in denen Stamm an Stamm dieser stolzen Palmen dicht gedrängt bei einander stehen und auf den Beschauer den Eindruck einer Riesenpallisade machen, der nur durch den Anblick ihrer saftiggrünen Kronen kolossaler Fächerwedel verschwindet. Weiter gegen Süden zu finden sich diese Mauritia-Wälder in bedeutenderer Menge und ich werde Gelegenheit nehmen, bei meiner Erwähnung von Pirára dieselben näher zu beschreiben.

Die hier auftretende Mauritia-Waldung war höchstens eine halbe Meile lang und zog sich am Ufer eines in den Inamara fließenden Baches dahin.

Es war Nachmittags 1 Uhr als wir in der Niederlassung John's ankamen, die nur aus einer großen, inmitten der Ebene gelegenen, runden Hütte bestand, sich aber durch eine gewaltige Verpallisadirung von allen bisher gesehenen Indianerhütten auszeichnete.

Diese, in einem Halbkreise gegen Süden um die Hütte sich ziehende, Verpallisadirung bestand aus starken, tief in die Erde gegrabenen und in schiefer Richtung, mit ihrem oberen Ende der Wohnung zugekehrt stehenden, 20 Fuß über die Erdoberfläche hervor ragenden Stämmen, die, wenige Zoll von einander entfernt, aufs Stärkste durch wagerecht liegende Latten mit einander verbunden waren. Einzelne gewaltige, schief dagegengesetzte Strebe-

pfeiler bewahrten die gewaltige Pallisade, die gegen den Erdboden im ziemlich spitzen Winkel stand, vor dem Umsturz.

Dies Bollwerk schien gegen etwaige Ueberfälle feindlicher Indianer errichtet zu sein, war jedoch nur bei einem Angriff von Süden her von Nutzen, da, gegen Norden zu, die Hütte völlig frei lag und jedem feindlichen Angriffe ausgesetzt war; vielleicht hatte der Erbauer desselben, dessen Errichtung, bei der meilenweiten Entfernung eines Waldes von hier, nicht unbedeutende Mühe verursacht haben mußte, die Lust zu dessen Vollendung verloren.

Durch seine schräge Richtung schützte es die Dahinterstehenden vor den Pfeilschüssen der Angreifenden, während die ersteren durch die Oeffnungen zwischen den Stämmen ihre Pfeile ungehindert nach den Feinden absenden konnten.

Für heut wurde die Pallisade zu einem friedlichen Zwecke benutzt, indem die Arekunas ihre Hängematten daran hingen und im Schatten der Stämme von ihrer Tour ausruhten.

Nur die Familie John's, die aus seiner Mutter, drei Töchtern und einigen Söhnen bestand, bewohnte diesen Platz, und ich fand die Versprechungen des jungen Macuschis, wegen der guten Bewirthung, auf die ich glücklicherweise nicht gerechnet hatte, wenig erfüllt. Was er jedoch unter dem anderen Vergnügen, das er mir hier versprochen, gestern gemeint hatte, das lernte ich aus einem Vorschlage, den er mir am Abend machte, kennen.

Seine drei Schwestern waren wirkliche Schönheiten in jeder Beziehung, obgleich die älteste bereits etwas die Jahre überschritten hatte, in denen die Körperformen der Indianerinnen am ebenmäßigsten und interessantesten sind. Die zweite derselben mochte etwa 17 Jahre zählen und zeichnete sich, nebst der jüngsten, 13 Jahr alten, durch vollendete Schönheit aus, so daß beide in dieser Beziehung den Arekunamädchen den Rang streitig machten, sie an Ueppigkeit der Formen sogar übertrafen.

Auf diese drei Mädchen bezog sich der mir von ihrem Bru-

der gemachte Vorschlag, daß er mir den Besitz seiner Schwestern auf einige Tage gestatten wolle, wenn ich ihm dafür für die älteste fünf, die jüngere zehn, und die jüngste fünfzehn Dollars zahle. Zugleich lud er mich ein, die Nacht bei seiner Familie in der Hütte zuzubringen, welche Gunst natürlich Niemandem meiner Begleitung gestattet sein sollte.

Zu seiner Verwunderung wies ich sein Anerbieten ab, und sagte ihm, daß ich außerhalb der Hütte schlafen würde, da mir schon vor der Nähe eines Menschen, der seine eigenen Schwestern der Schande überliefern wolle, graue. Er schien dadurch beleidigt zu sein und ließ sich an diesem Abende nicht mehr bei mir sehen.

Ich führe diese delicate Sache nur deshalb an, um den wiederholten Beweis zu liefern, wie leicht verdorben die Indianer durch den Umgang mit sogenanntem civilisirtem Volk werden, dessen Laster, nicht aber dessen Tugenden sie annehmen, wahrscheinlich weil die letzteren sich fast auf Null reduciren; außerdem aber benutze ich diese Gelegenheit, zu versichern, daß mir, während meines langjährigen Aufenthaltes unter den wilden Indianern des Inneren Guyana's, nur noch ein ähnlicher Fall, den ich bei der Schilderung meines Aufenthaltes zu Paemonkongo-poi bereits erwähnte, vorkam, indem ich sonst den Indianern, besonders dem weiblichen Geschlecht, das Zeugniß der decentesten Aufführung geben kann, die in höchst seltenen Fällen, und zwar nur dann etwas bei Seite gesetzt wird, wenn sie bei einem großen Trinkfest im Zustande der Berauschung sich befinden, in welchem selbst der gebildetste Mensch nicht immer Gebieter seiner Sinne ist.

Die Umgebung der Niederlassung war im höchsten Grade traurig, nichts als grasbewachsene Savane, die überdies jetzt niedergebrannt war und durch ihre schwarze Färbung einen kläglichen Anblick darbot.

Einen schönen Zuwachs meiner Menagerie erwarb ich hier

durch den Ankauf eines prachtvoll gefärbten Savanen-Arára (Macrocercus Aracanga Gmel.), von den Macuschis Cuyaeri genannt, der sogar einige Worte sprechen konnte, was bei den Arára-Arten selten vorkommt. Der Vogel war in seinem Hochzeitkleide und das Gelb der oberen Flügeldeckfedern schimmerte gleich dem reinsten Gold, während das helle Scharlachroth des Kopfes, Halses, Rumpfes, wie der langen Schwanzfedern, in den feurigsten Tönen prangte. Ich habe diesen Arára nur in der Savanenregion des Inneren, nie in der Nähe der Küste, wo er jedoch periodisch erscheinen soll, angetroffen; er hält sich in den die Ufer der Savanenflüsse begleitenden Wäldern auf, in deren hohlen Bäumen er nistet, von wo aus er in die reifen Maispflanzungen der Indianer einfällt, in denen er gewaltige Verwüstungen anrichtet. Er fliegt, wie alle anderen Aráras, stets paarweise und zwar nur in kleinen Gesellschaften, wobei er sein widerlich krächzendes Geschrei ausstößt, sobald er nur einen ihm verdächtig vorkommenden Gegenstand erblickt. Von den Indianern wird ihm wegen seiner langen, prachtvoll rothen Schwanzfedern, die sie zu ihrem Federschmuck benutzen, ungemein nachgestellt.

Bei meiner Abreise am nächsten Morgen fand ich, daß der Macuschi John mit seiner ganzen Familie, außer der ältesten Schwester, welche die Hütte behüten mußte, mich nach Pirára begleiten wollte, indem er im Sinne hatte, nach Georgetown zu reisen und in meinem dahin fahrenden Boote als Ruderer zu dienen, was ich ihm gern gestattete, da ich bis jetzt nicht wußte, ob ich in Pirára die nöthige Anzahl Bootsleute auftreiben würde. Der Weg führte abwechselnd durch Savane und Busch, jedoch von Wasser war keine Spur in der ganzen Gegend umher, und wie gewöhnlich hatten die Mädchen nicht einen Tropfen davon in ihren Flaschenkürbissen mitgenommen, so daß ich den Tag über wieder den größten Durst zu leiden hatte. Gegen Mittag kamen wir in ein weites, rings von kahlen, mit einer Unmasse

schwarzer Felsblöcke bedeckten Bergen, eingeschlossenes Thal, das durch seine Form und den gelben, grobkörnigen Sandboden, dem ausgetrockneten Bette eines Sees ähnelte. Ich hatte mich in dieser Vermuthung auch nicht getäuscht, da John mir mittheilte, daß zur Regenzeit das ganze Thal durch die gewaltige, von den Gebirgen herabströmende Regenmasse und die Ueberschwemmungen des am südlichen Ende dahinfließenden Inamara, in einen See verwandelt würde, der den Namen Karakarang führe. Das große Thal mit der niedergebrannten Grasvegetation auf den Abhängen der Berge, die im wahren Sinne des Wortes mit schwarzen Felsblöcken übersäet waren, und mit der gelben Sandwüste, die kaum eine Spur von Vegetation zeigte, bot einen traurigen Anblick dar, der mir durch die dabei auszustehenden Qualen des Durstes noch unangenehmer wurde.

Erst am späten Nachmittage erreichten wir den ruhig dahin fließenden Inamara, der hier, am südlichen Ausgange des Thales, eine seeartige Ausbreitung bildete, an deren mit Gebüsch bedecktem Ufer wir unser Nachtlager aufschlugen. Das Wasser des Flusses war von gelbbrauner, lehmiger Färbung und seine Lettenufer kaum einen Fuß über das Niveau des Flusses erhaben, so daß er in angeschwollenem Zustande, zur Regenzeit, bei seinem geringen Gefäll bedeutende Ueberschwemmungen in den naheliegenden Thälern verursachen muß. Gegen Südost eröffnete sich von hier ein anderes großes, dem eben beschriebenen ähnliches Thal, aus dem sich in der Ferne zwei etwa 200 Fuß hohe, in geringer Entfernung von einander liegende Felsenhügel erhoben, auf deren jedem eine runde Macuschihütte stand, die von unserem Nachtlager aus jedoch schwer von den sie umgebenden Felsblöcken zu unterscheiden war.

Im Begriffe ein Bad zu nehmen, hatte ich kaum meinen Körper in dem lauwarmen Wasser des Inamara untergetaucht, als ich im Nu wieder daraus emporschnellte und ans Ufer retirirte, da ich

den Biß eines Piraï an meinem Schenkel, da, wo ich eine durch Mosquitos zerstochene und von mir blutig gekratzte Stelle hatte, verspürte.

Die Piraïs (Pygocentrus piraya Müll. Trosch., nigricans Müll. Trosch., niger Müll. Trosch.; Pygopristis denticulatus Müll. Trosch., fumarius Müll. Trosch.), die auch in Venezuela, unter dem Namen „Caribes", jedoch nur in den Flüssen der Llanos vorkommen, sind in Guyana, wo sie, außer in den Gebirgswässern, in jedem Flusse in ungeheurer Menge sich aufhalten, eine der schlimmsten Plagen der Gewässer und verbieten dem Menschen das in diesem Klima, und ganz vorzüglich auf Reisen, so wohlthuende und nöthige Baden des Körpers, das durch eine Abwaschung am Flußufer nur ungenügend vertreten wird.

Diese Fische, von denen Pygocentrus niger, von den Caraiben „Piraï", den Macuschis „Araï" genannt, wegen seiner Gefräßigkeit der gefürchtetste ist, erreichen eine Länge von 18—20 Zoll und sind mit zwei Reihen der schärfsten Zähne bewaffnet, mit denen sie ihren Opfern die gefährlichsten Wunden beibringen.

Die Flüsse, wo sie, vereint mit Sting-ray's (Trygon div. spec., Stechrochen), Zitteraalen (Gymnotus electricus Linn.) und Alligatoren vorkommen, sind für Menschen nicht geheuer zu durchwaten, lebensgefährlich aber ist es jedenfalls, in ihnen sich zu baden.

Einen interessanten Zuwachs erhielt meine Fischcollection in dem im höchsten Grade abschreckend aussehenden, zu den Siluroiden gehörenden Acanthicus hystrix Spix., dessen ganzer Körper, mit Einschluß der Flossen, mit seltsamen, langen Stacheln und Höckern dicht besetzt ist. Die Arekunas, die ihn „Uacari" nannten, fingen ihn unter den Wurzeln der Uferbäume und rühmten ihn ungemein wegen seines wohlschmeckenden Fleisches; der hier gefangene hatte nur eine Länge von 1 Fuß, während im Rio branco, in dem er sehr häufig ist, die Brasilianer zur

Zeit meines dortigen Aufenthaltes, öfters Exemplare von 3½ bis 4 Fuß Länge fingen. —

Die Jäger brachten am Abend als Ausbeute mehrere Moschusenten und einige Dutzend der prächtigen Kessi-kessi-Papageien, die in dieser, dem Flusse Mahu nahe gelegenen Gegend, ungemein häufig sind und in großen Heerden, unter kreischendem Geschrei, von Busch zu Busch fliegen.

Bald nach Einbruch der Dunkelheit begann heftiger Regen, der, mit kleinen Unterbrechungen, die ganze Nacht hindurch anhielt und mich an Schlaf nicht denken ließ. Das Wasser strömte durch die Löcher des halbverrotteten Zeltdaches in meine Hängematte herab, so daß ich mich, in der Dunkelheit der Nacht, da der Regen weder Feuer noch irgend ein Licht zu machen erlaubte, vor Nässe nicht zu bergen wußte und im höchsten Grade ungemüthlich mich befand. Die Indianer waren nach einem nahen Hügel geflüchtet, unter dessen überhängende Felsenabstürze gekauert, sie die Nacht, zwar vor dem Regen geschützt, aber desto heftiger fröstelnd, zubrachten.

Bald nach Sonnenaufgang am nächsten Morgen klärte sich das Wetter auf, so daß wir unsere Reise fortsetzen konnten, die jedoch nur eine halbe Stunde dauerte, denn sobald wir nur um den in der Nähe liegenden Hügel nach Süden zu gegangen waren, erblickten wir eine Macuschihütte, in der wir einige Tage, um Cassadebrot fertigen zu lassen, uns aufzuhalten genöthigt waren.

Weshalb die Arekunas nicht bereits gestern bis hierher gingen, wo wir guten Schutz gegen den Regen gehabt hätten, blieb mir unerklärlich; so viel jedoch hatte ich bereits aus ihrem bis jetzt beobachteten Benehmen bemerkt, daß sie, wahrscheinlich aus Furcht, ein Nachtlager im Freien, dem in einer Macuschihütte vorzogen.

Nur eine einzige Macuschifamilie, deren männliche Mitglieder auf die Jagd gegangen waren, lebte in der Hütte, in deren unmittelbarer Nähe ein 300 Fuß hoher, felsiger Hügel sich erhob,

von dessen Gipfel herab das ausgetrocknete, mit großen Felsblöcken angefüllte Bett eines Baches sich zog; an seinem Fuße dagegen befand sich ein, von gewaltigen Felsenplatten gebildetes, wasserreiches Bassin.

Sobald ich mein Zelt auf einem Abhange in der Nähe der Hütte hatte aufschlagen und meine Einrichtung in Ordnung bringen lassen, unternahm ich einen Ausflug nach den, vom gestrigen Nachtlager aus gesehenen, auf zwei Hügeln, in einem gegen Südost gelegenen Thale, befindlichen Macuschihütten. Ich hatte dabei mein gestriges Nachtlager zu passiren, bevor ich in das große, in der Regenzeit jedenfalls auch vom Inamara überschwemmte Thal eintrat, und erreichte nach zwei Stunden den ersten der 200 Fuß hohen, kegelförmigen Hügel, der mit gewaltigen, schwarzen Felsblöcken bedeckt war und auf seinem wenig abgeflachten Gipfel die runde, mit sehr hohem Palmenbach versehene Hütte trug. Ringsum war diese von einer niedrigen Mauer lose auf einander gelegter Felsstücke umgeben, und auf dem schmalen Platze davor ragten über einige Baumwollsträucher mehrere Papayabäume mit ihrer schönen Krone großer, tief ausgeschnittener Blätter empor.

Die Hütte war nur von drei Männern, zwei Frauen und einem jungen, recht hübschen Mädchen bewohnt, die aber sämmtlich ein ungemein abstoßendes Benehmen gegen mich zeigten und meine Frage nach lebenden Thieren, die ich zu kaufen wünschte, völlig unbeantwortet ließen. Empfindlich über das barsche Wesen des Volkes verließ ich mit Cornelissen das Innere der Hütte und übertrug es dem Macuschi John, meinem einzigen indianischen Begleiter, den Handel mit seinen Landsleuten für mich abzuschließen. In dieser Weise erhielt ich ein schönes Paar Moschusenten, mehrere Visisi-Enten (Dendrocygna viduata Eyton), von den Macuschis „Waving" genannt, und acht Kessi-kessi-Papageien. Wegen eines schönen Savanen-Arára (Macrocercus Ara-

canga Gmel.), den die Leute besaßen, kam eine Einigung über den Preis nicht zu Stande, da sie eine Axt für den Vogel verlangten, den ich in anderen Niederlassungen für eine Kleinigkeit erhandeln konnte. Ohne Abschied schied ich von den unfreundlichen Leuten, um bei den auf dem anderen Hügel wohnenden Macuschis einen ähnlichen Empfang zu haben, so daß ich, mißgestimmt über das Benehmen dieser Leute, die überdies nicht lebende Thiere besaßen, wieder zurück nach meinem Lagerorte ging, wo mir von den hier lebenden Macuschis, die Zeit meines Aufenthaltes über, ein ungemein freundliches Entgegenkommen und jegliche Aufmerksamkeit zu Theil wurde.

Sobald nur die männliche Bevölkerung der Hütte von der Jagd zurückgekommen war, theilte sie mit mir sogleich ihre Jagdbeute, die in zwei Hirschen und einigen Dutzend Moschus- und Visisi-Enten bestand, und lud außerdem meine sämmtlichen Indianer zum Essen ein, sie überhaupt die ganze Zeit meines Aufenthaltes, ohne irgend eine Forderung dafür zu machen, beköstigend. Am nächsten Morgen wurde eine große Jagd veranstaltet, bei welcher die gastfreundschaftlichen Macuschis die Anführer machten, da sie die wildreichen Stellen der Gegend genau kannten.

Am Nachmittage fand sich einer der gestern besuchten, auf einem der Hügel des Nachbarthales wohnenden, unfreundlichen Indianer mit dem Arára, um den ich bereits gehandelt hatte, bei mir ein, um ihn mir nochmals zum Tausch gegen eine Axt, die er höchst nothwendig zu gebrauchen schien, anzubieten, worauf ich jedoch nicht einging, so daß er sich unwillig entfernte, ohne seine in der Hütte wohnenden Landsleute besucht zu haben. Auf meine Erkundigung bei letzteren über denselben, theilten sie mir mit, daß die auf den zwei Hügeln wohnenden Macuschis von ihren Landsleuten als Ausgestoßene betrachtet würden, da einige derselben Morde begangen hätten, wodurch ich mir ihre separirte Wohnungen und ihr unfreundliches Benehmen sehr wohl erklären konnte.

Die Niederlassung, in der ich mich aufhielt, lag in der Nähe des großen Savanenflusses Mahu („Ireng" der Macuschis), unweit der Mündung des Inamara in diesen, und hier war zugleich die südliche Grenze des Pacaráima-Gebirges erreicht, das sich im Westen nach dem Cotinga, im Osten nach dem unteren Rupununi hinzieht, den es eine weite Strecke am linken Ufer abwärts, bis zum 59° w. L. Grwch., in die Nähe des Macarapang-Gebirges, begleitet; mit dem Betreten des linken Ufers des Mahu befand ich mich in der großen Savane von Britisch Guyana. —

Die am Abend von der Jagd zurückkehrenden Indianer brachten eine große Ausbeute, die in drei Hirschen, sechs Moschus- und einigen vierzig Visisi-Enten bestand, heim, worauf sofort alle Kochtöpfe in Bereitschaft gehalten und mehrere Roste (barbacues) zum Räuchern des zu conservirenden Fleisches errichtet wurden. Die Jagd zeigte sich hier bei Weitem ergiebiger, als in den öden, wasserarmen Thälern des Pacaráima-Gebirges und sollte es noch mehr in der weiten, von großen, wasserreichen Flüssen durchzogenen Savane werden. —

Die Gegend in der Nähe der Niederlassung bot nichts Interessantes für Naturstudien und Sammlungen dar, felsige Hügel mit halbvertrocknetem Gebüsch und steinige, niedergebrannte Savane, kaum ohne Spur von Vegetation, die erst mit der bald beginnenden Regenzeit zu neuem Leben erweckt werden sollte! In der ganzen umherliegenden Landschaft war, außer dem gelben, halbverbrannten Gebüsch stachelblättriger Agaven und Fourcroyen mit ihren grauen, vertrockneten, Kiefern ähnlichen Blüthenstengeln und 40—50 Fuß hohen, dicht stehenden, Säulengruppen gleichenden, graugrünen Cacteen, nichts an die Tropen Erinnerndes zu erblicken, und allein nur die nackten, braunen, wild aussehenden, die öde Umgebung belebenden Indianergestalten gaben dem Gemälde einen tropischen Charakter.

Noch einen anderen Tag hier rastend, bis die Indianerinnen einen reichlichen Vorrath von Cassadebrot gefertigt hatten, traten wir am 1. April die Weiterreise an, begleitet von einigen der hier wohnenden Macuschis, die als Führer dienten. Nach halbstündigem Marsche gelangten wir an das mit Gebüsch bewachsene, steile Lettenufer des Mahu, dessen lehmfarbiges Wasser ziemlich ruhig dahinströmte. Trotz seines jetzt niedrigen Wasserstandes war er doch noch ziemlich tief, so daß die Indianer hindurchschwimmen mußten, während ich es vorzog, in einem, am Bug durchlöcherten, halbverrotteten Corial überzusetzen, in dem ich mich ganz hinten im Stern placiren mußte, damit der Bug des Fahrzeuges hoch über dem Wasser ragte, um dadurch dessen gewaltsames Eindringen zu verhindern. Sämmtliches Gepäck wurde in gleicher Weise über den Fluß geschafft, die Indianer nahmen darauf ihre Last auf den Rücken und aus dem dichten Ufergebüsch hinaustretend, befanden wir uns nunmehr in der ungeheuren Savane des Innern von Britisch Guyana.

Die sich zwischen dem 58 und 62° westlicher Länge Grwch. hinziehende, große Savane von Britisch Guyana wird im Norden von dem kahlen Pacaráima-Gebirge (4° nördl. Br.), im Süden vom Carawaimen-Gebirge (3° 40′ n. Br.), im Osten von den, den Lauf des Essequibo begleitenden Urwäldern und im Westen von der am rechten Ufer des Rio branco gelegenen, von Südwest nach Nordost sich hinziehenden Sierra Mocajahi und mehreren Ausläufern des Parima-Gebirges begrenzt.

Der totale Flächeninhalt dieser Savane, die in einer Höhe von 350—400 Fuß über dem Meere liegt, beträgt nach Schomburgks Rechnung ungefähr 14,400 □Miles.

Die Savanenregion ist stark bewässert und ihre Hauptströme sind der Rio branco, Takutú, Rupununi, Mahu, Xurumú und Cotinga, in welche sich eine Unzahl kleinerer Flüsse ergießen, so daß sie von einem sehr reichen, ziemlich gleichmäßig vertheilten

Flußnetze durchzogen ist. Die großen, genannten Flüsse führen das ganze Jahr hindurch Wasser, während die kleineren meistens in der trockenen Zeit versiegen.

Ihrem Charakter nach weichen die Savanen von Britisch Guyana bedeutend von den Llanos von Venezuela und den Pampas des südlichen Theiles von Süd-Amerika ab, indem sie nicht die ungeheuren Ebenen der letzteren aufweisen, vielmehr ihre Oberfläche in wellenförmigen Erhebungen besteht, die hier und dort durch Hügelgruppen und isolirt stehende, gewaltige, oft 500 bis 600 Fuß hohe Massen von Granit- und Gneißfelsen unterbrochen werden. Außerdem bedecken ihre Oberfläche an vielen Stellen mächtige Conglomeratblöcke in den verschiedensten Dimensionen, die aus einem Conglomerat von gerollten Sandstein- und Brauneisenstein-Fragmenten, rothbraun gefärbten Quarzstücken und Thonmassen, durch einen rothen, zelligen Cement von Eisenoxyd-Hydrat zusammengebacken, bestehen.

Die Höhen des wellenförmigen Bodens, die bei den in der Regenzeit gewöhnlichen Ueberschwemmungen der Savane, stets aus dem Wasser ragen, sind fast durchgängig mit kleinen, mit scharfen Quarz- und Granitfragmenten untermischten Brauneisensteinkörnern bedeckt, und nur die tiefer gelegenen, während drei bis vier Monate unter Wasser befindlichen Stellen, zeigen einen meist sandigen, mitunter auch Marschen ähnlichen Boden.

Hin und wieder erheben sich aus der grasbewachsenen Savane, gleich Inseln aus dem Meere oder Oasen in der Wüste, liebliche Waldungen, bald von großer, bald von geringer Ausdehnung, meistens in kreisförmigem Umfange, deren Boden aus einer reichen Dammerde besteht, die oft mit schwerem Lehm, mit Sand oder verwitterten, vegetabilischen Bestandtheilen vermischt ist. Die Waldungen selbst bestehen aus selteneren hartholzigen, weniger in den großen Urwäldern der Küste vorkommenden Baumarten, die in sumpfigen oder überhaupt wasserreichen

Gegenden durch eine überaus üppige Vegetation großblättriger Scitamineen, besonders Ravenala's (Phenakospermum guianense Miq., Ravenala guianensis Rich.), Palmen (Hyospathe elegans Mart.; Euterpe oleracea Mart., edulis Mart.; Oenocarpus Bataua Mart., Bacaba Mart.; Mauritia flexuosa Lin. fil.; Lepidocaryum gracile Mart.; Geonoma laxiflora Mart., acutiflora Mart., arundinacea Mart., acaulis Mart.; Desmoncus polyacanthos Mart.; Maximiliana regia Mart.) und Farn vertreten werden. Außerdem ist ein mehrere hundert Fuß breiter Waldsaum dicht verwachsener, öfters verkrüppelter, durch Tausende zäher Schlingpflanzen verbundener Bäume und Sträucher der stete Begleiter der Savanenflüsse, deren Ufer außerdem an vielen Stellen mit langen Reihen graustämmiger Stachelpalmen (Bactris Maraja Mart., concinna Mart., major Jacq.; Astrocaryum Iauari Mart., Murumuru Mart.) dicht eingefaßt sind, die sogar öfters, zum größten Hinderniß der im Corial Reisenden, sich weit in die Flüsse hinein ziehen.

Die eigentliche Savane ist nur mit meist dicht stehenden, sparrigen, rauhhaarigen Gräsern bedeckt, die an vielen Stellen mit einer Menge stacheliger, holziger, krautartiger Pflanzen der verschiedensten Familien untermischt stehen, ganz besonders oft aber finden sich große Savanenflächen mit vereinzelt stehenden, krüppelhaften Bäumen der Gattungen Curatella, Bowdichia, Rhopala, Psidium, Palicourea u. s. w. besetzt, die jedoch nie förmliche Waldungen bilden.

Die sumpfigen Stellen der Savane, wie die Ufer der kleineren Bäche, werden von der prachtvollen Itapalme (Mauritia flexuosa Lin. fil.), die bald vereinzelt auftritt, bald meilenlange, dicht stehende Wälder von geringer Breite bildet, eingenommen.

In der Savanenregion herrscht jährlich nur eine Regenzeit, die mit Ende April beginnt und in der Mitte des August endet, in welcher Zeit die ungeheure Savane den schönen Anblick des

üppigsten Wiesenteppichs darbietet, aus dem sich mit den prächtigsten Blüthen geschmückte Kräuter, Gesträuche und Bäume erheben und der lieblichen Landschaft einen zauberhaften Reiz verleihen. Sümpfe und kleinere Flüsse, die während der trockenen Zeit, in welcher die von den Indianern niedergebrannte Savane wie mit einem schwarzen, gewaltigen Leichentuch bedeckt ist, versiegten, füllen sich aufs Neue mit Wasser und sind bald mit breiten Säumen der prächtigsten Blüthen zahlreicher Wasserpflanzen geschmückt, bis sie, täglich mehr und mehr von der ungeheuren Regenmenge anschwellend, ihre niedrigen Ufer überfluthen und, vereint mit den mächtigen Strömen, die Savane weit und breit in ein Wassermeer verwandeln, aus dem nur die größeren Erhebungen auftauchen.

Doch schon Mitte August ändert sich dieser Anblick, der Regen hört nach und nach auf, das Wasser fällt täglich aufs Sichtlichste[39]), und Anfang October ist die kurz zuvor überschwemmte Savanenfläche einem dünn gesäeten, reifen Getreidefelde in trübseligem, gelbbraunem Colorit zu vergleichen. Einen Monat später, und die ganze Savane ist in eine schwarzbraune Färbung gehüllt, aus der sich hin und wieder schwarzgeräucherte Conglomeratblöcke erheben, während die schön grüne Belaubung der Oasenränder durch die Gewalt des Feuers eine versengte, lichtgelbe Färbung zeigt; eine Folge der von den Indianern niedergebrannten Grasvegetation der Savane. —

So findet auch in der Tropengegend, aber nur allein in der Savanenregion, eine dem Auge sichtbare Veränderung der Vegetation nach den Jahreszeiten, freilich sehr unähnlich der in kälteren Zonen, statt; in der Urwaldregion wird ein Unterschied in dieser Beziehung nicht bemerkt.

An den betreffenden Orten werde ich specieller in die Schilderung des Charakters der Savane, wie in Bemerkungen über die auf derselben vorkommenden Pflanzen eingehen, indem

ich hier nur ihren Hauptcharakter anzuführen mich bestrebt habe. —

Das Terrain vom Ufer des Mahu nach Süden zu, das wir zu durchwandern hatten, war ungemein beschwerlich zu passiren, indem es im höchsten Grade holperig war und mich lebhaft an das nicht unähnliche, wiewohl nicht so fatiguante Marschiren über Sturzäcker, wie es in Deutschland dem Jagdliebhaber oft geboten wird, erinnerte. Hier wurden die Unebenheiten durch kleine, vom Uebertreten des Flusses zur Regenzeit verursachte Gräben veranlaßt, die in wahrer Unmasse das lehmige Erdreich durchzogen und Tausende, durch Graswuchs verdeckte Miniaturhügel schufen, welche den darüber hinstolpernden Fußgänger ungemein ermüdeten. Wohl eine Stunde dauerte es, bis diese Geduldprobe überstanden und eine ebenere Fläche erreicht war.

Die Savane zeigte außer den bereits erwähnten, oft 60—80 Fuß im Umfang haltenden, graugrünen, 40 Fuß hohen Säulengruppen des Cereus (Cereus euphorbioides Haw.) nicht das mindeste Strauchwerk und eine weite Ebene mit nur geringen Erhebungen dehnte sich vor uns aus.

Gegen Mittag, im höchsten Grade belästigt durch die senkrecht herabfallenden Sonnenstrahlen, an den Füßen verwundet von den stachligen, halbverbrannten Strünken des Paepalanthus capillaceus Kl., die trotz ihres todten Aussehens voller Blüthen prangten, erreichten wir einen mit Curatella americana Lin. bestandenen Ort, in deren Schatten wir uns lagerten.

Dieser Baum, von den Macuschis „Curataki" genannt, fällt durch den krüppelhaften Wuchs des Stammes und die gleichmäßig gekrümmten Aeste, deren Holz ungemein spröde ist, dem in der Savane Reisenden auf, und seine rauhen, gebogenen Blätter werden von den Indianern, in gleicher Art wie Chagrin oder Sandpapier, zum Poliren ihrer Waffen benutzt; seine grün-

lich weiße, in Rispen stehende Blüthe hat einen feinen Wohlgeruch.

Während wir hier lagerten, hatten einige Indianer, in ziemlicher Entfernung in der offenen Savane, einen äsenden Savanenhirsch entdeckt, und der älteste der uns begleitenden Macuschis ergriff hastig seine an einen Baumstamm gelehnte Flinte und machte sich zu dessen Erlegung auf, während die anderen Indianer ihre Waffen in Ordnung brachten, um im Fall eines Fehlschusses das Thier zu verfolgen. Doch bevor uns der Macuschi verließ, brach er einen dicht belaubten Curatella-Ast ab, den er, beim Beschleichen seines Opfers, vor seinen Körper hielt, damit er von den scharfen Augen des Thieres nicht so leicht entdeckt würde.

So dem Hirsche auf Schußweite nahe gekommen, ließ er die Zweige unbemerklich zur Erde sinken, bückte sich dahinter und zielte. Das Thier schien Witterung vom Jäger bekommen zu haben, denn in demselben Augenblick, als der Schuß losging, machte es einen gewaltigen Satz und sprang in der Richtung des Curatella-Gebüsches über die Savane dahin. Der Schuß des Indianers hatte trotz der plötzlichen, schnellen Bewegung des Hirsches einen seiner Hinterfüße getroffen, und außerdem wurden ihm, bei dem Passiren des Curatella-Busches, von den, hinter den Baumstämmen stehenden Indianern, mehrere Pfeilschüsse nachgesandt. Mein Hund, den ich nunmehr losließ, stürzte ihm mit Windesschnelle nach und hatte bald das durch die Pfeilschüsse verwundete Thier gefaßt, das darauf von den Indianern eingeholt und getödtet wurde. Es wurde nach dem eine Stunde von hier entfernten Ufer des Mahu, der hier eine bedeutende Krümmung machte, gebracht und, da wir hier zu übernachten beschlossen, dem Gemeinwohle geopfert.

Die Ufer des Mahu waren an dieser Stelle ebenfalls mit dicht stehendem Gebüsch, aus dem sich hier und da einige Sawaripalmen

(Astrocaryum Iauari Mart.) erhoben, bewachsen und ich suchte mir ein allerliebstes, schattiges Plätzchen in einer mit üppigen Farn (Adiantum triangulatum Kaulf., cajennense Willd.) überzogenen, muldenförmigen Vertiefung des Bodens für mein Nachtlager aus. Während ich das Herbeischaffen meines Zeltes erwartete, kam aus dem dichten Farngebüsch eine 4½ Fuß lange Schlange gekrochen, die ich anfänglich für den Coluber plumbeus Pr. Neuw. hielt, die sich jedoch, als ich sie bald darauf mit der Hand gefangen, als eine sehr seltene Art, Heterodon guianensis Trosch., herausstellte. Diese Schlange, deren Kopf und Rücken dunkelbraunroth, und deren Bauch gelblichweiß ist, gehört unter die unschädlichen und ist mir auf meinen Reisen im Inneren Guyana's nur dies eine Mal begegnet; Schomburgk hat sie ebenfalls nur einmal, ziemlich in derselben Gegend, in der Nähe von Pirára angetroffen, giebt ihre Länge jedoch nur auf 2½ Fuß an, so daß die von mir gefangene ein selten großes, altes Exemplar sein mußte.

Als ich bei Einbruch der Dämmerung bereits in der Hängematte lag, hörte ich laute, schwere Flügelschläge, die von großen Vögeln herrühren mußten, in meiner Nähe und gleich darauf über mir in den Baumästen ein gewaltiges Geräusch und das Knicken von Zweigen.

Mit der Flinte aus dem Zelte eilend, fand ich vor demselben bereits einige Indianer, ihre Flinten im Anschlage nach den Baumgipfeln gerichtet. Im Nu that ich das Gleiche, und unsere vereinten Schüsse brachten vier große, fette Moschusenten herab, während die anderen hier eingefallenen in größter Schnelle nach allen Richtungen hin wegflogen. Noch bis in die späte Nacht hatten die Indianer mit dem Abrupfen und Räuchern derselben zu thun, eine ihnen wenig willkommene Arbeit.

Am nächsten Morgen, den 3. April, brachen wir zeitig auf, um heute noch Pirára zu erreichen. Es war dies die längste

und beschwerlichste Tagereise, die ich auf der ganzen Tour vom Noráima her gemacht hatte. Der Weg führte über ziemlich ebene, völlig schattenlose Savane, in der auch nicht ein Tropfen Wasser anzutreffen war, so daß das gewöhnliche Leiden des Durstes wieder eintrat, da, wie stets, die Indianerinnen es unterlassen hatten, vor der Abreise ihre Calabassen mit Wasser zu füllen. Dabei brannte die Sonne mit einer Vehemenz auf uns herab, daß die Hitze kaum zu ertragen war.

Der den langen Zug führende Macuschi schien die Richtung des nach Pirára einzuschlagenden Weges selbst nicht genau zu kennen, denn er führte uns zu verschiedenen Malen in der Irre umher, wodurch die ohnedies strapazante Fußtour noch ungemüthlicher wurde. Ohne zu rasten, und nur während des Gehens einige Stücke trockenes Cassadebrot verzehrend, erblickten wir am späten Nachmittage, fern in der weiten Ebene, lange Reihen von Itapalmen, die unserem Führer als Merkzeichen zu dienen schienen, denn er zeigte mit der ausgestreckten Hand nach der Gegend, wo sie standen, und rief dabei aus: „Pirára! Pirára!“ Ich konnte in so großer Entfernung nicht das Geringste auf der ebenen Fläche der weiten Savane erblicken, als die Itapalmen und ein hügeliges Terrain, das in duftig blauer Färbung hinter diesen sich erhob. Die scharfen Augen der Indianer sahen aber bei Weitem besser und, den Ausruf des Macuschis freudig wiederholend, setzte sich der ganze Trupp in schnellere Bewegung.

Nach einer halben Stunde waren wir den Itapalmen bereits nahe gekommen, und jetzt konnte ich auf den dahinter liegenden Erhebungen der Savane mehrere von der Sonne hellgelb erleuchtete Indianerhütten, die ersehnte Macuschi-Niederlassung Pirára, erblicken. Der Boden in der Nähe der Itapalmen wurde äußerst sumpfig und eine weite, ebene Savanenfläche dehnte sich von Ost nach West aus, die, in der Regenzeit gänzlich unter Wasser gesetzt, von früheren Reisenden fälschlich als ein großer See, der

See Amucu, von dessen Existenz die umherwohnenden Macuschis aber nichts wissen, angeführt wurde, zu welcher Erfindung Sir Walter Raleigh den Impuls gegeben hat.

Bald hatten wir die Itapalmen hinter uns und erstiegen unter den Trompetenstößen Cornelissen's die, an ihren Abhängen mit Gebüsch und schönen Gruppen prächtiger Tucuma-Palmen besetzte Anhöhe, auf welcher die Hütten von Pirára lagen, in deren einer, zur Aufnahme von Fremden bestimmten, nach allen Seiten zu offenen Hütte, wir, umringt von sämmtlichen Bewohnern des Ortes, unser Quartier nahmen.

So hatte ich denn, nach einer anstrengenden Fußreise von 28 Tagen, mein zweites Reiseziel, Pirára, erreicht und mußte nunmehr die Wahl zwischen der Reise nach Georgetown oder dem längeren Aufenthalte unter den Indianern des Inneren von Guyana treffen, wozu ich mir eine Woche Frist stellte, und vorher von den Strapazen der Reise einige Tage auszuruhen beschloß.

VI.

Im Lande der Macuschis.

1.

El Dorado.

Die Savane von Pirára ist eine der Gegenden Süd-Amerika's, in welche die Conquistadores die Residenz des vergoldeten Königs (El Dorado), die goldene Stadt Manoa an der laguna de oro (dem See Parima) mit ihren goldreichen Ufern und den feenhaften Inselgruppen Ipomucena, umringt von hohen, nach Sir W. Raleigh's Bericht „mit Gold geschwängerten Gebirgen, die in blendendem Glanze strahlten", verlegten.

Das von den ersten Eroberern Süd-Amerika's in Europa verbreitete, fabelhaft glänzende Gemälde von den Reichthümern der neuen Welt fand überall den größten Anklang und erweckte die Begierde Tausender, dem goldenen Phantom nachzujagen, um es nie zu erreichen und das Leben unter den rächenden Händen der Indianer oder in Folge ungeheurer Anstrengungen und Entbehrungen in den Wildnissen der neuen Welt zu verlieren — eine entsetzliche Verschwendung von Menschenleben, beispiellos in der Geschichte chimärischer Projecte!

Die Manie zur Entdeckung goldener Regionen Süd-Amerika's herrschte aber nicht allein in Spanien, sondern breitete sich auch

über England und Deutschland aus, und so groß war der Einfluß des verführerischen, mit der Zeit immer glänzender und farbenreicher sich entwickelnden Gemäldes, daß, je mehr Opfer es, gleich der Scylla und Charybdis, in seinen Strudel hinabriß, desto mehr die Zahl Derer wuchs, die sehnsüchtig darnach strebten, das imaginäre Ziel zu erreichen.

Von den verschiedenen Tausenden der glänzenden Armee von Abenteurern, die, durch die Beredsamkeit des Domingo de Vera und dessen übertriebene Schilderungen der goldreichen Gegenden verführt, einen Entdeckungszug nach der neuen Welt unternahmen, kehrten nur zwei oder drei nach Spanien zurück, alle Uebrigen büßten die Sucht nach Gold mit dem Verluste ihres Lebens! Eben so wenig gelang die Entdeckung der goldreichen Stadt und Laguna dem ritterlichen Sir Walter Raleigh, und seinem Nachfolger, Capitain Keymis, wie den vielen Anderen, die nach ihm diese Chimäre verfolgten.

Die letzte unglückliche, in dieser Angelegenheit unternommene Expedition geschah zu Ende des vorigen Jahrhunderts, indem der Gouverneur von Sanct Thomas, Don Manuel Centurion, in den Jahren 1766 und 1777, zwei Expeditionen nach dem Orinoco zur Entdeckung des Sees von Parima und der Stadt Manoa ausrüstete, die natürlich eben so erfolglos als alle früheren waren und mit dem Untergange der meisten dabei Betheiligten endeten!

Niemand hat das Reich des vergoldeten Königs (el dorado) [40], den jeden Tag seine Unterthanen mit wohlriechenden Oelen salbten und ihm aus langen Blaserohren den Goldstaub auf den Leib bliesen, der jeden Abend abgewaschen und am nächsten Morgen erneuert wurde, Niemand die goldene Stadt Manoa, mit dem goldreichen Parima-See und den goldglänzenden Gebirgen, erblickt, Tausende aber für den entsetzlichen Wahn mit ihrem Leben gebüßt!

Alles dies ist jetzt längst vergessen, und der Sage vom El

Dorado wird nur noch hin und wieder in Büchern gedacht; selbst die jetzigen Bewohner des Schauplatzes der alten Mythe, die Macuschis der Gegend von Pirára [11]), wissen nicht das Geringste davon und lachen den Paranaghieri (Weißen) aus, der sie nach dem See Amucu (der laguna de oro des Sir Walter Raleigh) fragt. —

Die Gegend, in welcher die Macuschi-Niederlassung Pirára liegt, zeigt ein zauberisch schönes Landschaftsbild. In der Nähe des indianischen Dorfes zieht sich an einem Creek ein lieblicher Hain hochstämmiger, fächerblättriger Itapalmen (Mauritia flexuosa Lin.), untermischt mit schönen, langwedeligen Maripapalmen (Maximiliana regia Mart.) hin, beides Palmenarten, die zum eigenthümlichen Charakter der Savanen Guyana's hauptsächlich beitragen. Die verschiedenen Farbentöne der Savane selbst, die sich gegen Norden bis zum Pacaráima-Gebirge ausdehnt, lassen sie gleich einem See vom herrlichsten Grün erscheinen, welche Illusion durch die zitternde Bewegung der heißen Luftschicht ungemein unterstützt wird. Isolirte Gruppen schöner Bäume tauchen gleich Inseln aus dem Busen dieses Sees auf, und einige zerstreut umher stehende Palmen, mit ihren schlanken Stämmen, ragen gleich Masten in den Horizont und führen der Imagination das verführerische Bild des Sees von Parima, mit hunderten auf seiner Oberfläche dahin gleitenden Canoes, vor die Augen.

Die in ungeheurer Weite sich ausdehnende Savane, in welcher der Ort Pirára (unter 3° 39′ 20″ nördl. Br. und 59° 20′ westl. Länge) liegt, ist gegen Nord von dem Pacaráima-Gebirge, gegen Süd von dem Canuku-Gebirge, gegen Ost vom dichten Urwald des Essequibo-Gebietes und isolirten Bergen, gegen West vom Mocajahi-Gebirge und Ausläufern der Sierra Parima eingeschlossen und bedeckt einen Flächenraum von 14,400 Quadratmeilen. Die geologische Structur der ganzen Gegend läßt keinen Zweifel übrig, daß sie einst das Bett eines Binnensees war, der

bei einer gewaltigen Katastrophe der Erdrinde seine Dämme durchbrochen und sich einen Weg nach den Wassern des atlantischen Oceans gesucht hat.

Es ist keinesweges gewagt, die frühere Existenz eines solchen See's mit der Mythe des El Dorado und dem See Parima in Verbindung zu bringen!

Die Niederlassung Pirára zählte, zur Zeit als ich mich dort befand, nicht mehr als zehn zerstreut umher liegende Hütten (theils runde, sogenannte „Tucuschipang's", theils viereckige, von den Macuschis „Paracapang's" genannt), von etwa 70—80 Macuschis bewohnt, unter denen das weibliche Geschlecht am meisten vertreten war.

Indem ich mich mit meinen Begleitern bei meiner Ankunft in Pirára in die zur Beherbergung von Fremden bestimmte Hütte, die in den meisten Indianerniederlassungen existirt, einquartierte, theilte ich dieselbe mit vier anderen Macuschis, die, wie sich später herausstellte, sich seit einigen Tagen hier aufhielten, um meine Ankunft zu erwarten und sie sofort dem einige Meilen von hier entfernt wohnenden Häuptlinge der Macuschis, Paschiko, zu melden. Sie waren im Besitz sehr malerischer, aus rothen und blauen Papageienfedern und den blendend weißen, Straußfedern ähnlichen Bauchfedern der Harpyia destructor, überaus künstlich gearbeiteter Federmützen (Arro), langer, aus aneinandergereihten Hauern des Poinke (Dicotyles labiatus Cuv.) gefertigter Halsbänder (Poinkére) und zierlicher, aus dem harten Holze der Wamara (Swartzia spec.) oder des Tebacuschi (Tabiecushi, ein hartes braunschwarzes Holz mit prächtig rothen Streifen) geschnitzter Kriegskeulen (Taikeh), die sie an mich gegen andere Artikel, als Messer, Pulver u. s. w., verhandelten. Noch denselben Abend begaben sie sich auf den Weg nach ihrer Niederlassung Tarinang, in welcher der Häuptling Paschiko wohnte, um ihm meine Ankunft anzuzeigen und ihm meinen Wunsch, mich am nächsten Tage in

Pirára zu besuchen, den ich mit einigen Geschenken begleitete, zu überbringen.

Meine indianischen Begleiter, die Arekunas, konnten in dieser ersten Nacht keinen Schlaf finden, indem die rege Phantasie ihre Gedanken fortwährend mit Ueberfällen der ihnen allerdings nicht sehr freundschaftlich zugethanen Macuschis beschäftigte, die natürlich nicht stattfanden.

Bereits am anderen Morgen schon traf der Macuschihäuptling Paschiko mit einem Gefolge von einigen zwanzig Macuschis hier ein, und begab sich direct in meine Hütte; ein ältlicher Mann von mittlerer Statur und echtem Indianertypus, nur einzig und allein mit dem seltenen Luxus eines blaugestreiften, baumwollenen Hemdes bekleidet, das nach indianischen Grundsätzen nie abgelegt, und der Wäsche nur in der primitiven Manier durch Regenschauer theilhaftig wird, bis es in Fetzen von selbst vom Körper fällt. In seiner Hand trug er den ihm vom Gouverneur von Britisch Guyana übergebenen Häuptlingsstock, das Zeichen seiner Macht, während seinen Kopf die schmale, schwarze Hutkrempe eines, sowohl durch den Zahn der Zeit, als durch Mäuse abgenagten Cylinders, in der Art eines Heiligenscheines, umschloß.

Ohne Weiteres trat er in die, nach allen Seiten offene Hütte und setzte sich ohne Umstände in eine der darin befindlichen Hängematten, mir ein zusammengefaltetes Papier überreichend, das, wie ich beim Entfalten sah, sein vom Gouverneur in Georgetown ausgestelltes Häuptlingspatent enthielt.

Nach dieser Legitimation, die er mir schuldig zu sein glaubte und die wohl auch deshalb geschah, um sich sowohl vor seinen Leuten, als vor mir, in Respect zu setzen, rief er eine unter den eben angekommenen Indianern stehende Frau, sein Weib, wie ich nachher erfuhr, zu sich, die einen Tragekorb von ihrem Rücken hob und dessen Inhalt, Bataten, Bananen, Yams, Ananas u. s. w.,

zu meinen Füßen ausschüttete, ein Gegengeschenk für die von mir an Paschiko gestern gesandten Sachen.

Meinen Hauptwunsch, den ich ihm vortrug, eine der geräumigen, mit Wänden versehenen Indianerhütten des Ortes zu bewohnen, um darin ungestört meine Sammlungen ordnen, Listen darüber anfertigen und sie, nebst allen meinen lebenden Thieren, zur Absendung vorbereiten zu können, erfüllte er sofort, indem er sich mit mir in eine, ihm von mir zu diesem Zweck bezeichnete Hütte begab, und deren Bewohnern befahl, mir dieselbe ganz einzuräumen, was ich jedoch nicht in so ausgedehntem Maße, als er beabsichtigte, zugab, sondern mich nur mit der Hälfte derselben begnügte und ihren Eignern die andere Hälfte zur Benutzung freigab. Ich gedachte in Pirára nur bis zur Einschiffung meiner Sachen zu bleiben und dann nach Tarinang, dem Residenzorte Paschiko's, auf besonderen Wunsch des letzteren, überzusiedeln. Nachdem ich dem gefälligen Häuptling noch einige Geschenke gemacht, zog er mit seiner nackten Gesellschaft mit dem Versprechen ab, mir, sobald ich ihn von der Veränderung meines Wohnsitzes in Kenntniß setzen würde, die zu meinem Umzuge nöthigen Träger für mein Gepäck zu senden.

Noch an demselben Tage zog ich in die neue Wohnung ein und theilte mit der darin lebenden Macuschifamilie den Raum.

Mein Entschluß, noch länger im Indianergebiete zu verbleiben, stand nunmehr fest, nur alle meine Sammlungen wollte ich unter der Aegide von Cornelissen und William nach Georgetown senden, und mir neuen, größeren Vorrath an Tauschartikeln für Indianer hierher kommen lassen. —

Pirára war, zur Zeit da Schomburgk das Land bereiste, eine bedeutende Indianermission von einigen vierzig Hütten, einer Capelle und einem Wohnhaus für den Missionär, Mr. Youd. Leider aber wurde letzterer von den Brasilianern, die alles Land bis zum linken Ufer des Rupununi, also auch die Gegend von

Pirára beanspruchten und hier keine protestantische Mission dulden wollten, aus Pirára vertrieben und sah sich genöthigt, nach dem am rechten Rupununiufer gelegenen Macuschi-Ort Ouruwa, mit seiner ihn begleitenden, muthigen Gattin zu fliehen, wo letztere durch Gift, das ihr der heidnische Piaï der Macuschis beigebracht, ihr Leben endete. Später nach Pirára zurückgekehrt, mußte nach der Schomburgk'schen Grenzregulirung im Jahre 1843 der allgemein verehrte Missionär Youd, auf Verlangen der Brasilianer, Pirára als neutralen Boden verlassen und starb, nach England zurückberufen, auf der Reise dahin in Jamaica, in Folge von Gift, was ihm ebenfalls ein Piaï in geringerer Dosis, um es nur allmälig wirken zu lassen, unter das Essen gemischt hatte.

Letzteres erzählte mir als Thatsache ein alter, in Ouruwa lebender Macuschi, der in Diensten des „Domine Youd", wie er ihn nannte, gewesen war, und der mir die Grabstätte der unglücklichen Frau zeigte, die hier, weit von der Heimath, in der Wildniß unter Wilden ihr Leben geendet hat. Hohe Ouruwapalmen beschatten ihren Grabhügel. —

Wehmüthige Gefühle befielen mich beim ersten Anblick des jetzt so überaus ärmlich aussehenden Ortes Pirára, von dessen einstiger Größe auch nicht die geringste Spur mehr zu sehen ist. Vergebens suchte ich nach irgend einem Anzeichen der Plätze, wo einst die Kirche, das Haus des Missionärs, das kleine Fort New-Guinea gestanden, aber nicht die mindeste Spur war mehr davon zu sehen, Alles war wieder mit Gras bewachsene Savane, und nur ein alter Indianer zeigte mir die Gegend, wo die Mission, vor achtundzwanzig Jahren noch, in bestem Flor gestanden hatte.

Vom Christenthum haben die Macuschis nichts profitirt, sie sind längst wieder zu ihrem früheren, heidnischen Aberglauben zurückgekehrt; ich traf in Pirára nur noch einen alten Indianer, der sich des „Domine Youd" erinnerte, einige Verse aus dem Evan-

gelium Johannis auswendig wußte und im Besitz eines Neuen Testamentes, wie eines Psalteriums war, die er mir auf meine Bitte willig schenkte, da er, wie er sagte, „das Buch der Weißen nicht verstände und auch nichts davon wissen wolle".

Sollen die Indianer des Inneren Guyana's civilisirt werden, so muß es zuerst durch Handelsverkehr geschehen; ist dieser einmal hergestellt, so wird er der Missionsthätigkeit den Weg bahnen, jeder Missionsversuch wird aber, ohne vorherige Anbahnung eines Handelsverkehrs, bei den wilden Indianern stets erfolglos bleiben, wie sich dies bis jetzt bei allen früheren Missionsstationen des Inneren Guyana's, zu Pirára, Waraputa, Oumaï und Bartika-Grove, die seit Jahren bereits wieder verlassen worden sind, gezeigt hat. —

Die Savane in der Nähe von Pirára ist ungemein hügelig, und lange Schluchten, theilweise von kleinen Gewässern durchzogen, geben der lieblichen Gegend eine angenehme Abwechselung, zu deren Schönheit außerdem kleine Gruppen herrlicher Yawailé-palmen (Astrocaryum Tucuma Mart.), mit ihren in der Mitte dick angeschwollenen, grauen, stachligen Stämmen und üppigen, leichtgefiederten, vom Winde meist nach einer Seite hin getriebenen Wedelkronen, ungemein beitragen. Weiterhin aber zeigt die Savane ihren wahren Charakter, in einer weiten, endlosen, grasbewachsenen, mit kleinen Baumgruppen bestandenen Ebene, die allein nur gegen Nord und Süd von den bereits erwähnten, langen Gebirgsketten begrenzt wird. Ein weißer, dünner Nebelstreif wird am Fuße des Pacaráima-Gebirges, von Ost nach West, in der Entfernung von zwanzig Miles von Pirára sich hinziehend, sichtbar, er bezeichnet den Lauf des Flusses Mahu, der zwischen dem Pic von Cucuyé und dem platten Hügel von Tupanaghé hervorbrechend, nach einem kurzen Laufe gegen Südwest, sein braunes Wasser in den Takutú ergießt.

Zu Zeiten erscheinen die fernen Gebirge so nahe, daß fast

jeder Baum der dichten Buschmassen, die zum Theil deren Abhänge bedecken, scheinbar gezählt werden kann und deren Entfernung kaum eine halbe Meile zu sein scheint, während sie in Wirklichkeit zwanzig Miles beträgt, zu anderen Zeiten wieder sind sie in bläulichen Dunst dem Auge in ungeheure Weite entrückt. Ihr schönster Anblick aber ist zur Nachtzeit, wenn in der trockenen Zeit die Indianer das vertrocknete Gras der Savane angezündet haben, und das Feuer, nachdem es tagelang in der Ebene dahingewüthet, die kahle, grasbewachsene Kette des Pacaráima-Gebirges erreicht hat, und viele Meilen weit auf derselben hinläuft. Ein Gewitter aus Nordwest setzt alsdann der erhabenen, zauberischen Scene die Krone auf und vermischt seine zackigen, blendenden Blitze mit den gewaltigen Feuersäulen, welche gleichsam in Schlachtordnung, die Gipfel der Sierra, unter dem Batterien gleichen Rollen des Donners und dem lebhaften Feuer des Blitzes, zu stürmen scheinen.

Die Macuschis von Pirára, wie die der Niederlassungen längs des Canukugebirges, sind eifrige Jäger und leidenschaftliche Fischer, wozu ihnen die Savane, wie das gewaltige, dieselbe durchziehende Flußnetz, die beste Gelegenheit bieten. Außerdem beschäftigen sie sich mit der Anfertigung von Hängematten, die sie nebst lebenden Thieren, besonders Affen und Papageien, nach der Küste, besonders nach Georgetown, zum Verkauf bringen, um dagegen andere ihnen nöthige Artikel, als Munition, Messer, Angeln u. s. w., einzutauschen.

Mein diesmaliger Aufenthalt in Pirára währte bis Ende April, indem das Ordnen, wie die Verpackung meiner Sammlungen, mir in dem armseligen, halb verwilderten Orte genug Schwierigkeiten verursachte und meine Zeit außerdem noch durch einen größern Ausflug nach dem Canukugebirge in Anspruch genommen wurde, um von da einige, zur Completirung meiner Sammlungen noch fehlende Gegenstände zu holen.

Endlich war alles zur Abreise Nöthige in Ordnung gebracht, und Cornelissen und William begaben sich am 29. April mit den, als Mannschaft für das große Boot bestimmten Arekunas und einer großen Anzahl Macuschis, als Träger der Sammlungen, nach dem vier Stunden entfernten Einschiffungsorte von Pirära, der Bucht von Waï-pukare am Rupununi; ich begleitete sie dahin.

Der Weg dahin war ziemlich einförmig, denn die Savane wurde in kurzer Entfernung von der Niederlassung völlig eben und war nur hier und da mit krüppligen Rhopala- und Curatella-bäumen bewachsen; nur dann erst, als wir uns dem Rupununi näherten, wurde die Landschaftsscenerie abwechselnder und malerischer.

Durch schönes, hügeliges Land, bedeckt mit üppigem Graswuchs und untermischt mit lieblichen Baumgruppen oder kleinen Wäldchen, führte jetzt unser Weg, der längere Zeit dicht am bewaldeten Ufer des Awaricuru, der sich bei Waï-pukare in den Rupununi ergießt, hinlief. Hohes Schilf drängte sich, bisweilen gewaltige Flächen überziehend, vom Ufer aus bis an den Weg heran, hauptsächlich aber waren es dichtes Gebüsch und ziemlich hohe Bäume, welche die Ufer des kleinen Flusses bis zu seiner Ausmündung begleiteten. Die Aeste dieser Bäume sind überladen mit Parasiten und Schmarotzergewächsen, und unter diesen ist es die schöne Cattleya superba Rob. Schomb., die durch die Pracht ihrer großen, rosafarbigen Blumen, von denen oft acht bis zehn an einem Stengel sitzen, ganz besonders die Bewunderung des Reisenden in Anspruch nimmt; fast ein jeder Baum in dieser Gegend birgt wahre Riesenexemplare dieser prächtigen Orchidee, deren Schönheit sogar die Macuschis entzückt, so daß sie dieselbe als Handelsartikel würdig erachten und zum Verkaufe nach Georgetown bringen. Außer dieser Orchidee finden sich hier noch eine Menge Arten von Epidendrum, Aspasia, Bifrenaria, Catasetum und in ganz besonderer Anzahl die Schomburgkia crispa Lindl. —

Einzelne Hügel sind noch zu ersteigen, bevor wir an den Rupununi gelangen; von ihren Höhen genießt man eine herrliche Aussicht auf die 20 Meilen lange Kette des Canuku-Gebirges, dessen östlicher Theil, von dem Rupununi durchbrochen, in nicht allzuweiter Entfernung von hier liegt, welche einzig und allein durch ununterbrochene Waldung ausgefüllt ist, aus deren dunklem Grün hier und da ein im reinsten Blau sich kräuselnder Rauch, das Zeichen einzelner Indianerhütten, emporsteigt. —

Eine kleine grasbewachsene, durch herrliche Gruppen hoher, schön belaubter, schattenreicher Bäume, der schönsten Parkanlage ähnelnde Hochebene überschreitend, traten wir in einen düsteren Wald, die Uferwaldung des Rupununi, ein, aus welchem, nach einer kurzen Wanderung von einer Viertelstunde, hinaustretend, sich die silberglänzende, ruhige Wasserfläche der Bucht Waï-pukare plötzlich vor uns ausbreitete.

Eine kleine Strecke oberhalb der Bucht, am linken Ufer des Rupununi, mündet der Awaricuru in diesen ein und bildet, vermittelst des Quatata, während der Regenzeit eine, nur durch eine überaus schmale Landstrecke (über welche die Boote auf Rollen von Baumstämmen innerhalb einiger Stunden mit Leichtigkeit geschoben werden) getrennte Wasserstraße zum Flusse Pirára, von wo aus man im Boote auf dem Mahu, Takutú, Rio branco und Rio negro in den Amazonas gelangen kann. —

Das Flußufer fällt in der trockenen Zeit ziemlich steil nach dem Wasser zu, das hier von ziemlicher Tiefe ist, ab und ist mit dichter Waldung bedeckt. Nur in unmittelbarer Nähe des Wassers erhebt sich eine abgeplattete, von den Indianern etwas gelichtete, von gewaltigen Bäumen beschattete Stelle, der Lagerplatz der hier landenden oder abfahrenden Reisenden, der auch in dieser Eigenschaft von uns in Anspruch genommen wurde.

Waï-pukare, in der Mythe der Hafen „der Residenz des großen Patiti, der Stadt Manoa mit ihren mit massiven Gold-

platten bedeckten Palästen", in Wirklichkeit aber der im höchsten Grade verwilderte Landungsplatz des armseligen Macuschi-Ortes Pirára, liegt unter 3° 38′ nördl. Br. nnd 59° 11′ westl. L. und ist einzig und allein belebt von einer großen Menge Wasservögel, besonders Plotus-, Carbo-, Anas-, Ardea-, Ibis- und riesigen Ciconia-Arten (Mycteria americana L und Ciconia Maguari Temm.), die in Schaaren den ruhigen Wasserspiegel umkreisen, an seinen Ufern auf und ab stolziren oder in träger Ruhe, mit eingezogenem Halse, auf den Bäumen umher sitzen.

Bei weitem zahlreicher aber sind die beschuppten Bewohner der kleinen Bucht, die durch ihr schnelles Auftauchen oder plötzliches Emporspringen aus dem Wasser fast ununterbrochen dessen glatte Spiegelfläche trüben. Ebenso häufig sieht man die scheußlichen Köpfe und widerlichen Gestalten großer Alligator's (Champsa nigra Wagl.), oft von 18—20 Fuß Länge, die Bucht langsam durchkreuzen, ihre zusammengezogene Pupille starr auf die am Ufer stehenden, nackten Gestalten der Indianer gerichtet, deren schön blutroth gefärbtes Fleisch ihnen appetitlich in die Augen sticht. —

Ein Theil der Indianer begiebt sich in kleinen Corials, deren eine Anzahl unter dem, das Wasser dicht begrenzenden Gebüsch, versteckt liegen, nach den besonders fischreichen Stellen der Bucht und des Flusses, um Fische zu schießen, ein anderer Theil dringt in den dichten Urwald ein, um Wild zu schießen, während die Zurückbleibenden die Hängematten aufschlingen, das Boot beladen und die Weiber Holz herbeischleppen, Feuer anmachen, und ihre Köcherei beginnen. Alles ist beschäftigt, selbst die kleinen mitgelaufenen Kinder und alten, hexenähnlichen Weiber, welche Säuglinge warten oder die, ebenfalls zur Reise nach Georgetown bestimmten zahmen Affen, Papageien und anderes Vieh füttern und pflegen müssen.

Gegen Abend kommen die Jäger und Fischer ins Lager zurück

und ihre reiche Ausbeute wird theils noch dem Inhalte der Kochtöpfe hinzugefügt, theils auf aus Stäben errichteten Rosten (barbacos) geräuchert und dadurch für längere Zeit genießbar erhalten.

Ungemein reges Leben herrscht nun im Lager, ein Theil der Indianer beschäftigt sich mit dem Reinigen und Räuchern der Fische, ein anderer mit der Zubereitung der Jagdbeute für den Kochtopf und Rost, noch andere schaffen das für die Feuer unter den Hängematten nöthige Holz herbei, während die von der Jagd und dem Fischfang Zurückgekehrten theils in den Hängematten ausruhen, theils um die Kochtöpfe kauern und mittelst zugespitzter Stäbchen einiges von deren Inhalt herausholen, um ihre leeren Magen ein wenig zu beruhigen.

Bald erfolgt das gemeinschaftliche Mahl, das jedoch die Indianer beider Stämme, die Arekunas und Macuschis, separirt einnehmen; das noch halb rohe, mit Haut und Haaren in Capsicumbrühe gekochte Fleisch wird in den Kochtöpfen auf die Erde gestellt, auf eine aus Palmblättern geflochtene Matte (Sumpa) Cassadebrot daneben gelegt und die braune Männergesellschaft hockt um das Ganze her und führt mit den Fingern die Fleischstücke aus dem Topfe zum Munde, während ich, in der Hängematte sitzend, das, von William in civilisirter Manier zubereitete, Abendessen verzehre.

Nachdem die Männer gegessen, kommen Weiber und Kinder an die Reihe, die sich mit den oft geringen Ueberresten begnügen müssen und Hunger leiden würden, sähen sie sich nicht bei Zeiten vor und prakticirten einen Theil des Inhaltes der Kochtöpfe, noch während des Kochens, heimlich bei Seite oder äßen bereits während ihrer Arbeit.

Nach der Stärkung des Magens zündet ein Jeder das wegen der Nachtkühle und Mosquitos unter der Hängematte nöthige Feuer an und legt sich zur Ruhe.

An Schlaf ist wenig zu denken, denn Mosquitos giebt es in Waï-pukare in wahrer Unzahl und überdies fangen die Alligatoren, die während des Tages ziemlich ruhig sich verhalten haben, ihren wilden Lärm an.

Der Geruch der, von den gereinigten Fischen am Ufer umherliegenden Abfälle, lockt sie dicht in unsere Nähe, und mit gewaltigen Schlägen ihres langen Schwanzes peitschen sie mit wildem Ungestüm das Wasser, um die in ihrer Nähe befindlichen Fische zu betäuben und sie dann zu verschlingen, mitunter wohl geben sie dem am Ufer liegenden Boote, das sie für einen großen Fisch halten mögen, dermaßen starke Schläge, daß ich dessen Zertrümmerung befürchtete. Das Allergräßlichste jedoch, wodurch sie den Schlaf des Menschen verscheuchen, ist ihr wirklich schauerliches Gebrüll, das sich kaum mit einer anderen, furchtbaren Thierstimme vergleichen läßt. Es ähnelt weder dem Heulen des Jaguars, noch dem Gebrüll des Ochsen oder Löwen, sondern ist ein Gemisch von allen diesen schauderhaften Tönen, welches Mark und Bein durchschüttert; am meisten ähnelt es dem starken Schnauben eines in Furcht gesetzten Pferdes, klingt aber wohl zwanzig- bis dreißigmal stärker als dieses und wird in stiller Nacht 1—2 Miles weit gehört. Meine weißen und farbigen Diener flüchteten in den ersten Nächten, in denen sie das entsetzliche Brüllen der Alligatoren hörten, stets mit ihren Hängematten in die Tiefe des Urwaldes, indem sie befürchteten, die scheußlichen Thiere würden ans Land kommen und über sie herfallen, was jedoch wohl selten passiren mag, und wovon mir, während meiner vielen und weiten Flußreisen, nie ein Fall vorgekommen ist. —

Am anderen Morgen fuhren meine Leute im großen Boote nach Georgetown ab, während ich mit den zurückgebliebenen Macuschis nach Pirära zurückkehrte und noch an demselben Tage einen Boten zu Paschiko sandte, um ihn um Träger meines Gepäckes zur Uebersiedelung nach Tarinang zu ersuchen.

In aller Frühe des nächsten Tages erschienen letztere bei mir, und ich verließ in ihrer Begleitung das vereinsamte Pirára, nachdem ich die Familie meines Wirthes mit einigen Kleinigkeiten beschenkt hatte.

Von Pirára nach Süden zu mich wendend, passirte ich zuerst den bereits erwähnten Hain von Itapalmen (Mauritia flexuosa Lin.), der an dem Creek, welcher die Bewohner Pirára's mit Wasser versorgt, sich hinzieht.

Die Mauritia flexuosa (von den Macuschis „Guai", den Wapischianna's „Yure", den Colonisten „Ita" und den Brasilianern „Miriti" genannt) tritt in den Savanen Guyana's in ungeheurer Anzahl, und zwar nur an sumpfigen, das ganze Jahr hindurch wasserreichen Stellen auf und trägt ganz besonders zur eigenthümlichen Physiognomie dieser gewaltigen Ebenen bei. Sie kommt auf ihnen sowohl in kleinen Gruppen, als auch, und zwar hauptsächlich, in oft meilenlangen Wäldern von geringer Breite, die sich an einem Flusse oder Bache hinziehen und nach dem Aequator zu immer häufiger auftreten, vor. Ein solcher Wald von Itapalmen gewährt durch seine Tausende von 120 Fuß hohen, dicht beisammenstehenden Stämmen, die fast sämmtlich gleiche Höhe haben und, grauen, glatten Säulen ähnlich, gerade aufsteigen, einen überraschenden Anblick, der durch das dicke, dunkelgrüne, aus riesigen Fächerwedeln bestehende Blätterdach, aus welchem gewaltige Trauben großer, schuppiger, rother Früchte hervorschauen, noch um vieles erhöht wird. Malerisch ragen die kolossalen, fächerförmig stehenden Uranienblätter der Ravenala und des Phenakospermum, wie die 30 Fuß langen, aufwärts gerichteten Riesenwedel der Maripa-Palme, zwischen den Stämmen hervor, während zu ihren Füßen eine üppige Vegetation großblättriger Cannaceen, Zingiberaceen und Farn wuchert.

Vor diesen Hainen oder auch in deren Mitte, breitet sich der, von ihren herabgefallenen, reifen Früchten röthlich gefärbte Sumpf

oder Bach aus, auf dessen Oberfläche schöne Nymphäen und die seltsam gestellten, zu einem dichten Kranz vereinten Blättchen der Iussiaea sedoides Humb., aus der Entfernung großen, aufs Feinste und Symmetrischeste durchbrochenen Blättern ähnlich, von schön gelben Blüthen umgeben, schwimmen. In dem Wasser umher stolziren gravitätisch weiße Riesenstörche, der mit nacktem, schwarzem Kopf und Halse und scharlachrothem Halsring gezierte Taráramu (Mycteria americana Lin.), wie der, ihm an Größe und Färbung ähnliche Wakriang (Ciconia Maguari Temm.), und blaue, gelbbrüstige Araraung (Macrocercus Araraung), sowie blaugrüne Maracang's (Conurus Macavuana) sitzen in Menge in den Palmenkronen, ihre Lieblingsnahrung, die reifen Früchte der Ita verzehrend.

Hier ist der Lieblingsaufenthalt der großen, oft 20 Fuß langen Wasserschlangen, der Coulacanara oder Wasser-Camudi (Eunectes murinus Wagl.), die, träge ausgestreckt, am Wasserrande liegen und auf kleinere Säugethiere, die der Durst von der dürren Savane zum Wasser treibt, Jagd machen, aber im Nothfalle auch große Frösche, Kröten und Eidechsen nicht verschmähen.

So schön und echt tropisch ein meilenlang ausgedehnter Ita-Wald aussieht und so sehr er auch den, diesen Grassteppen eigenthümlichen, öden, monotonen Charakter mildert, ist doch sein Betreten für den Reisenden keineswegs angenehm, denn das um ihn her befindliche Erdreich besteht aus Schlamm, und große Flächen desselben befinden sich völlig unter Wasser, wodurch dieser leicht Gefahr läuft, im Sumpfe stecken zu bleiben oder, im Falle er, bis an die Hüften einsinkend, ihn glücklich durchwatet, seine Beine von dem Sumpfe rothbraun gefärbt findet, welches Pigment, wenn es nicht sofort in reinem Wasser abgewaschen wird, einen heftig juckenden Ausschlag und Anschwellungen der Beine (die sogenannte ground-itch) zur Folge hat.

Im ersten Theile dieses Werkes habe ich bereits den Nutzen

dieser Palme, den sie den am Orinoco lebenden Guaraunos gewährt, angeführt und beschränke mich hier nur darauf, die Nützlichkeit derselben für die Indianerstämme des Inneren Guyana's darzuthun.

Letztere, unter denen ich besonders die Macuschis, Arekunas, Wapischiannas, Tarumas, Atoraïs, u. s. w. verstehe, tragen zum Schutz ihrer Füße gegen die, auf den schmalen Savanen-Pfaden in unendlicher Menge befindlichen, scharfen Kiesel, sowie gegen die stachligen Strünke des Paepalanthus capillaceus Kl., der ebenfalls in Unzahl diese Ebenen überzieht, selbst auf den kleinsten Ausflügen, die bereits früher erwähnten, aus den unteren, breiten Blattstielen der Itapalme geschnittenen Sandalen, welche ungemein elastisch sind, aber in der kurzen Zeit von einigen Tagen sich völlig abnutzen. Sie sind jedoch bald wieder bei der ersten besten Itapalme ersetzt und in einem Zeitraum von zehn Minuten hergestellt. Die zu ihrer Befestigung an die Füße nöthigen Schnüre (Tibisiri) werden aus der feinen, zähen Epidermis der noch unentfalteten Wedel derselben Palme gedreht, von denen ein einziger dem Indianer die Fußbekleidung liefert.

Außerdem genießen die Indianer den Saft des Blüthenstandes und des Stammes der Ita. Zur Erlangung des ersteren hauen sie den unreifen Blüthenkolben durch und sammeln den, während 2—3 Tagen reichlich aus ihm laufenden Saft in untergehängten Calabassen, wobei sie von Zeit zu Zeit die Schnittfläche erneuern, um das schnelle Auslaufen des Saftes zu befördern, oder sie hauen die Palme um und machen runde Höhlungen in deren Stamm, in welchen sich der Saft reichlich sammelt, den sie entweder mit Calabassen ausschöpfen oder unmittelbar, indem sie davor niederknien, austrinken. Das schnellere Ausfließen des Saftes bewirken sie auch dadurch, daß sie das obere Ende des Stammes auf eine etwa $^1/_2$ Fuß hohe Unterlage legen und unter dessen ganze Länge ein Feuer anzünden. Der aus dem Blüthenstande gewonnene Saft ist der beste und ähnelt im Geschmack

dem Champagner, muß jedoch bald getrunken werden, da er bereits am zweiten Tage nach dem Abzapfen in Gährung übergeht.

Durch Kneten des, die Samen umgebenden, orangefarbigen, breiartigen Fleisches der Früchte gewinnen sie eine teigartige Masse, die, in die Blätter junger Maripapalmen eingeschnürt, sich längere Zeit hält und gegessen oder, in Wasser aufgelöst, als kühlendes Getränk genossen wird; beides ist jedoch nur für Indianer genießbar, da alle den, aus der Mauritia gewonnenen, Nahrungsmitteln ein unangenehmer, der Palme eigenthümlicher, fauliger Geruch eigen ist, der den Europäer anekelt.

Aus den Fiedern der Fächerwedel flechten die Indianer zierliche Matten, und ein einziges Blatt der Itapalme genügt, um daraus innerhalb zehn Minuten einen netten Tragekorb zu fertigen; am meisten aber erstaunte ich, als, während meines Aufenthaltes in Pirára, ein Macuschi mir ein aus den vertrockneten Blattstielen dieser Palme gefertigtes, musikalisches Instrument brachte, das einer Aeolsharfe nachgebildet war und, dem Luftzuge ausgesetzt, derselben ähnliche, harmonikaartige Töne hören ließ.

Für den in den unermeßlichen Llanos und Savanen des tropischen Süd-Amerika Reisenden ist der Anblick der Itapalme in der trockenen Jahreszeit, ein sehr willkommener, da sie das sicherste Anzeichen von in ihrer Nähe befindlichem Wasser, ohne welches sie nicht vegetiren kann, ist; im Falle auch das Erdreich rund um sie trocken erscheint, läßt der Indianer dadurch sich nicht irre machen, sondern gräbt in ihrer unmittelbaren Nähe ein höchstens einen Fuß tiefes Loch, in welchem sich sofort Wasser ansammelt. —

Aus dem, die Ufer des Creeks umsäumenden Itahain heraustretend, gelangte ich wieder in die offene Savane, die nur mit Rhopala- und Curatella-Gebüsch bestanden war. Groß ist hier die Zahl der Termitenbauten (Menénne), deren Höhe mitunter 14 Fuß, bei einem Umfang von 20 Fuß an der Basis, betrug,

die theils spiralförmigen Pyramiden, Säulen mit Capitälen oder auch runden Indianerhütten ähnelten und an Festigkeit der äußeren Umhüllung, der von gebrannten Steinen keinesweges nachgaben; es war schon ein gewaltiger Schlag mit einem eisernen oder aus hartem Holze gefertigten Instrumente nöthig, um ein Stück davon abzusprengen, und nur der Tamanuá (Myrmecophaga jubata Lin.) vermag dies bei seiner ungeheuren Muskelkraft, vermittelst der langen, scharfen Vorderkrallen, mit Leichtigkeit. —

Unter einer gewaltigen Hitze von 120° Fahrh. setzte ich meinen Weg über sanften Wellengrund fort, der auf seinen Höhen mit Quarz- und Granitfragmenten und grobkörnigen, braunrothen Conglomerat-Blöcken aus Quarz und eisenhaltigem Thon bedeckt war. Die Höhe der, zwischen dem Rupununi und und Rio branco liegenden Savane, beträgt 350—400 Fuß über dem Meere und die, auf diesen meist schattenlosen Ebenen herrschende, gewaltige Hitze wird den Tag über durch eine von dem Canuku-Gebirge kommende, frische Brise, die öfter, besonders in der Regenzeit, in heftige Windstöße (squall's) ausartet, gemildert.

Auf dem höchsten Punkte des Weges standen zwei große, runde Indianerhütten, deren zahlreiche Bewohner sich davor versammelt hatten, um mich anzustaunen und von mir wo möglich einige kleine Geschenke dadurch zu erlangen, daß sie mir eine Calabasse mit Paiwari reichten, aus der ich zu meinem größten Ekel einige Schlucke nehmen mußte, um die Leute nicht zu beleidigen. Meine Begleiter legten, in Folge des Paiwarivorrathes, den es in der einen Hütte gab, ihr Gepäck nieder und begaben sich in das Innere derselben, während ich eine kleine botanische Excursion in der Nähe unternahm, auf welcher ich recht interessante Pflanzen (Polygala angustifolia Humb., camporum Benth., Amasonia erecta Lin., Pavonia speciosa Humb. Bonpl., — Scoparia dulcis Lin., Wulfia platyglossa Dec., Coutoubea ramosa Aubl. — Bidens bipinnata Lin., Turnera parviflora

Benth., T. aurantiaca Benth., Byrsonima verbascifolia H. Bonpl., Helicteres guazumaefolia H. Bonpl., Sterculia Ivira Sw., etc.) fand.

Als ich nach den Hütten zurückkehrte, fand ich meine Begleiter noch eifrig mit Paiwaritrinken beschäftigt und durchaus nicht Willens, den ihnen angenehmen Ort bald zu verlassen. Um sie nicht gegen mich einzunehmen, deutete ich ihnen an, daß ich vorausgehen würde, und begab mich, nachdem ich den Bewohnern der kleinen Niederlassung Sarrabarru einige unbedeutende Geschenke gegeben hatte, auf die Weiterreise. Die Hälfte des Weges nach Tarinang bildete ein kleiner, mit Itapalmen eingesäumter Creek, der an einem dichten Busch, den ich durchwandern mußte, vorüber floß. Das Untergebüsch des sumpfreichen Waldes wurde von zahllosen Heliconien, Rapateen, Bromelien, Calatheen, Alpinia latifolia Willd., mächtigen Farnkräutern und baumartigen Gräsern gebildet, über welche uranienblättrige Ravenala's und prachtvolle Maripapalmen, an deren Stämmen schönblättrige Farn, besonders das herrlich gefingerte Polypodium aureum Lin. in üppigster Fülle hingen, emporragten.

Wiederum gelangte ich aus dem Walde auf eine Strecke offener Savane und von dieser in einen größeren, dichten Wald, in der ein gewaltiges, mit Cassade bepflanztes Provisionsfeld lag. Der Busch endete in einen großen Itasumpf, aus welchem sich Tausende und aber Tausende der gewaltigen Fächerpalmen, dicht an einander gedrängt stehend, erhoben. Riesenhafte Gräser, gewaltige Farn (Blechnum serrulatum Rich., B. ceteraccium Raddi, Aspidium gongylodes Schkr.) und eine Menge großblättriger Scitamineen ragten aus dem braunrothen Wasser und waren überrankt mit gefährlichen Schneidegräsern (Scleria bracteata Cav., Sc. capitata Willd.), die, gleich dem feinsten Rasirmesser, beim Durchpassiren des Sumpfes an meinen nackten Beinen blutige Streifen zogen. Die in der Nähe wohnenden Macuschis hatten, um den breiten, an manchen Stellen ziemlich

tiefen Sumpf bequemer passiren zu können, eine Reihe von Ita-palmen niedergehauen, auf deren Stämmen ich den Sumpf durchschritt; trotzdem war diese Passage wegen der dichten, mit Dornen und schneidenden Blättern bewaffneten Vegetation, welche die, die Brücke bildenden Stämme theilweise verbarg und öfteres Abglitschen der Füße in das rothbraune Wasser verursachte, eine höchst unangenehme, und ich war froh, als ich wieder das Gras der Savane betrat. Auf zwei sich gegenüberliegenden Anhöhen zeigten sich einige runde Macuschi-Hütten, gleich kleinen, die Gegend beherrschenden Castells, während im Grunde zwei mit Schilf eingefaßte Teiche das schöne Azurblau des Himmels reflectirten.

Beim Näherkommen flogen einige Bisam-Enten (Cairina moschata Flem.) und ein Pärchen des Ibis oxycercus Spix. vom Ufer des vordersten Teiches auf, nach dem anderen, abseits vom Wege liegenden Gewässer.

Dieser Ibis, von den Macuschis und Wapischiannas „Tah-rah" genannt, hält sich stets paarweise zusammen und fällt dem Reisenden durch sein laut schnarrendes, langgezogenes, durchdringendes Geschrei, das dem Worte Tah-rah ähnelt, sowie durch sein metallglänzendes Gefieder und die orangerothe Wachshaut des Schnabels und der Augenringe, sogleich auf. Er kommt nur in den zwischen dem Takutú und Rupununi gelegenen Savanen vor, anderwärts habe ich ihn in Guyana nicht angetroffen, wohl aber in den Llanos des Baúl in Venezuela. Teiche und Hütten hinter mir lassend, gelangte ich in einen, von einem kleinen Creek durchzogenen Wald, der einen ungemeinen Reichthum an Palmen zeigte.

Besonders waren hier Bactris concinna Mart., Acrocomia sclerocarpa Mart., Oenocarpus Bataua und minor Mart., Euterpe oleracea Mart., Astrocaryum Iauari Mart., Maximiliana regia Mart. und Mauritia flexuosa Lin., welche letztere beiden in

wahren Unmassen, Stamm an Stamm dicht gedrängt an einander standen, vertreten. An dem Creek entlang, kleine Wäldchen bildend, prangte die zu den Uranien gehörende Ravenala guianensis L. C. Rich., die im Vereine mit dem ihr ähnlichen Phenakospermum guianense L. C. Rich., in der zwischen dem Rupununi und Takutú gelegenen, sumpfigen Gegend ungemein häufig ist. Auf dem 12 — 16 Fuß hohen, pisangähnlichen Stamme breiten sich ihre riesigen, dick lederartigen Blätter, auf langen, starken, scheidenförmigen Blattstielen, in strenger Fächerform aus und aus ihrer Mitte ragt der, auf dicker, gerader Spindel stehende, endständige, kolossale Fruchtkolben starr in die Höhe. Die bananenähnliche Pflanze gewährt, besonders wenn sie allein oder in nur kleinen Gruppen steht, einen überraschenden, prächtigen Anblick, verliert jedoch, gleich allen anderen Musaceen, in großer Anzahl beisammen stehend, bedeutend an ihrem großartigen Effect.

Ich setzte mich auf einen am Ufer des Creek liegenden, gewaltigen Baumstamm und sah dem neckischen Spiel zahlreicher rother und blauer Libellen, wie dem auf und nieder tanzenden, langsamen Fluge des großen, prächtig blauen Morpho Menelaus God., der hier besonders häufig war, lange Zeit zu, bis ich durch die Ankunft der gepäcktragenden Indianer, die sich endlich vom Paiwari getrennt hatten, in meinen stillen Betrachtungen gestört wurde. Sie legten auch hier wieder ihr Gepäck ab, diesmal jedoch nicht um zu trinken, sondern sich in dem klaren Wasser des Creek, das durch ihr Hineinspringen arg getrübt wurde, zu baden, was die Indianer auf ihren Ausflügen, sobald sie in die Nähe einer Niederlassung kommen, nie versäumen. Sowie sie aus dem Wasser kamen, holten sie ihre in den Tragkörben stets mit sich führenden Toilettengegenstände, als Spiegel, Kamm und Farbe, welche letztere in einem Bambusrohr sich befindet, hervor und begannen ihr Gesicht mit

Carawern zu bemalen und das Haar sorgfältig zu kämmen, womit sie gar nicht zu Ende kommen konnten. Endlich wurde der letzte Blick in den Spiegel geworfen, ihre Eitelkeit schien befriedigt, sie nahmen ihr Gepäck wieder auf und trabten, auf ihren kleinen Rohrflöten eine monotone Melodie blasend, rüstig weiter.

Aus dem Busche gelangte ich in eine schöne, üppige Savane mit herrlich gebirgigem Hintergrunde und dann aufs Neue in einen, mit Maripapalmen überfüllten Wald, den letzten vor der Niederlassung. Eine Anzahl Macuschifrauen und Mädchen mit Tragekörben auf dem Rücken und Cutlasses in den Händen, einzelne mit jungen Hunden unter den Armen oder zahmen Affen und Papageien auf den Rändern der Körbe, im Begriff, nach ihren in der Nähe des Creek liegenden Provisionsfeldern zu gehen, begegneten mir hier und ergriffen, besonders die Kinder, bei meinem Anblick heftig schreiend, die schnellste Flucht in den Wald, um auf großen Umwegen wieder auf den Pfad zu gelangen; mein bärtiges Gesicht schien, wie früher die Arekunas, auch jetzt die Macuschis, wenigstens das zartere Geschlecht, in Schrecken zu setzen.

Sobald meine indianischen Begleiter aus dem Walde traten und die ersten auf einer steilen Anhöhe liegenden Hütten der Niederlassung erblickten, ließen sie zum Zeichen ihrer Ankunft ein wieherndes, gellendes Geschrei, das allen Macuschis eigenthümlich ist und von ihnen bei vielen Gelegenheiten in Anwendung gebracht wird, ertönen, was von sämmtlichen Hunden des Dorfes durch kolossales Bellen erwiedert wurde.

Am Rande des ausgetrockneten Bettes eines Teiches eine Weile entlang schreitend, betrat ich den steilen, rothbraunen Weg, der auf die Anhöhe führte, und stand bald vor dem Eingange einer großen, halb ovalen Palmenhütte, deren Bewohner mir und meinen Begleitern den ersten Labetrunk, in einer gewaltigen

Calabasse Paiwari, reichten, was sich bei jeder Hütte, an der wir vorbeipassirten, wiederholte.

In Folge dieser, geraume Zeit in Anspruch nehmenden, Libationen von Seiten meiner Begleiter, währte es weit über eine Stunde, bis ich zu dem großen, runden Tucuschipang des Häuptlings Paschiko gelangte, der mich in der dicht daneben befindlichen, zur Aufnahme von Fremden bestimmten, Hütte empfing. Auch hier wurde der Empfang durch Paiwari, mit dem einige große, an der Erde stehende Flaschenkürbisse gefüllt, aber bald von meinen Begleitern geleert waren, gefeiert.

Nachdem dies geschehen und ich letztere für ihre heutigen Dienste mit einigen Kleinigkeiten beschenkt hatte, entließ ich sie und befand mich mit dem Häuptling allein, mit dem ich die Verhältnisse, unter denen ich im Orte zu wohnen gedachte, besprach, in Folge dessen er mir die Hütte, in der wir uns eben befanden, zu meinem Wohnsitz einräumte. Da sie nur aus einem großen, sehr sauber und zierlich gefertigten, auf Baumstämmen ruhenden Palmendach (einem sogenannten Tapui) bestand, versprach er mir, sie mit leichten Wänden aus Palmblättern versehen zu lassen, und bestimmte zu meinem Dienste drei junge Indianer von 12—14 Jahren, deren Abrichtung zu Dienern mir viel Mühe und Aergerniß machte.

Der Ort Tarinang, der Sitz des Häuptlings des mächtigen Macuschi-Stammes, ist die größte indianische Niederlassung, die ich im Innern Guyana's antraf, indem sie 25 große Hütten und etwa 200 Einwohner zählt. Sie liegt auf einer kleinen Hochebene in der Savane, ziemlich in der Mitte zwischen dem Pacaráima- und Canuku-Gebirge und gewährt eine prächtige Aussicht nach diesen beiden gewaltigen Gebirgsketten, während nach Osten die weite, unermeßliche Savane bis zum steilen Macarapang-Gebirge am Rupununi, nach Westen eine ähnliche Savanenlandschaft bis nach dem Takutú, mit der fernen Sierra Tucana

und dem Waiking-epping als Grenze, vor den erstaunten Blicken des Reisenden sich ausbreitet.

Die zerstreut umher liegenden Hütten zeigen sämmtlich die verschiedensten Bauarten der Indianer, theils sind sie von viereckiger Gestalt mit oder ohne Lehmwände, theils rund mit hohem, konischen Dach und von gewaltigem Umfange und theils bestehen sie aus einem bloßen konischen Palmdach, das unmittelbar auf der Erde sitzt, sind aber darin völlig übereinstimmend, daß die mit Wänden versehenen nicht die geringste Fensteröffnung und nur einen niedrigen Eingang haben, der vermittelst einer aus Maripawedeln gefertigten oder auch aus bloßen Stämmen bestehenden Thür geschlossen werden kann. Natürlich hat eine derartige Thür weder Schloß noch Riegel, es wird jedoch kein Indianer sich erlauben, in eine Hütte, deren Eingang in solcher Weise verwahrt ist, einzudringen.

Am Tage nach meiner Ankunft schleppten bereits eine Anzahl Indianer große Bündel junger, noch unentfalteter Wedel der Maripapalme herbei, um aus ihnen die Wände meiner Hütte herzustellen. Zu diesem Zwecke werden die jungen Palmwedel künstlich entfaltet und an die Hüttenpfosten dicht über einander, vermittelst Schlingpflanzen, gebunden, wodurch eine ungemein dicke Bedeckung entsteht, an welcher der heftige Regen, ohne sie im Geringsten zu durchdringen, schnell abläuft. Aeltere Wedel taugen hierzu nicht, da sie bei anhaltend nassem Wetter leicht faulen oder in der Sonnenhitze zusammenschrumpfen und brechen, während die jungen, noch unentfalteten Fiederblättchen des Wedels, bei großer Elasticität, von dauerhafter, lederartiger Consistenz sind, die sie den Einflüssen der Witterung gut widerstehen läßt.

In der Hütte selbst ließ ich eine Scheidewand von Palmblättern anbringen, um mich von meinen indianischen Dienern zu separiren, die besonders gegen Abend viel Besuch anderer, junger Burschen erhielten, wodurch ich oft belästigt wurde.

Mit meinem Umzug nach Tarinang begann die Regenzeit, die sich durch heftiges Wetterleuchten, starke Stürme aus West oder Nordwest und graue, dunkle Wolkenmassen, die, den größten Theil des Tages über, die Sonne verdunkelten, ankündigte.

Zugleich mit ihr erschienen zur Abendzeit, anfangs vereinzelt, nach einigen Tagen jedoch große Schwärme geflügelter Termiten (Termes morio Fabr. und T. decumanus Erichs.), die in dieser Periode für wenige Stunden mit Flügeln begabt sind, um in solchem Zustande ihre Begattung in der Luft vollziehen zu können. Die vier gleich langen Flügel, von mehr als doppelter Körperlänge, sitzen übrigens so wenig fest am Körper, daß sie bei der geringsten Berührung abfallen, ja, die Thierchen verlieren sie, indem sie gleich dichten Regenwolken über der Erde schweben, oft schon im Fluge und fallen alsdann in Unmassen nieder, um die Beute der Menschen, mehrerer Vögel und Eidechsen (Ecphymotes torquatus Dum. Bibr.) zu werden.

Mit ihnen zugleich erscheinen auch die geflügelten Männchen und Weibchen der großen Ameise Atta cephalotes Fab., die, so wie jene, und zwar nur auf eben so kurze Zeit und zu gleichem Zweck, Flügel erhalten.

Das Erscheinen beider Gattungen wird von den Macuschis mit gewaltiger Freude begrüßt; die ganze Bevölkerung der Niederlassung begiebt sich unter vielem Jubel nach den in der Savane und an den Oasenrändern befindlichen, hügelähnlichen Nestern derselben und zündet hier große Feuer an, die von den Ameisen in immer engeren Kreisen umschwärmt werden, bis sie mit versengten Flügeln zur Erde fallen und in Calabassen oder kleinen Körben von der lärmenden Menge gesammelt werden. Außerdem schlagen Weiber und Kinder mit brennenden Palmenwedeln in die dichten Schwärme der Atta cephalotes und lesen die zahllos Herabgefallenen mit den Fingern auf, oder ergreifen jede geflügelte Ameise, sobald sie aus ihrer Höhlung hervorkriecht,

wobei allerdings die Finger durch die scharfen, zangenartigen Mandibeln, womit die Ameisen bewaffnet sind, arg genug verletzt werden. Den Ergriffenen wird sofort der Kopf abgerissen, ihr fettes, dickes Abdomen geröstet oder in Capsicumsauce gekocht und als größte Delicatesse von den Indianern verzehrt.

Das Schwärmen der Ameisen und Termiten findet nur in den ersten Tagen der Regenzeit statt, worauf die wiederum ihrer Flügel beraubten Weibchen sich unter die Erde begeben und neue Colonien gründen, während die Männchen, vom Liebesgenuß erschöpft, sterben.

Unter den Coleopteren sind es ganz besonders einige Scarabäiden, die beim Beginn der Regenzeit in großer Unzahl sich einstellen, von denen der schöne Phanaeus Mimas Fab., von den Macuschis „Bombocu" genannt, der allerhäufigste ist.

Ich hätte wahrlich viele hundert Packete Stecknadeln mit mir führen müssen, hätte ich alle die, mir in dieser Zeit von meinen Naturalien-Agenten, den indianischen Knaben und Mädchen, gebrachten Bombocu's, für deren jeden, wie überhaupt für jedes mir zum Verkauf offerirte Insect, ich ihnen ein oder mehrere Stecknadeln gab, annehmen wollen; ich wurde damit dermaßen überhäuft, daß ich mich zuletzt genöthigt sah, Jedem den Eintritt in meine Hütte zu verbieten, der einen solchen Käfer bei sich führte. Außer diesem waren die minder schönen Phanaeus Iasius und Hermes besonders häufig, dagegen die großen, schön blau schillernden, mit langen Hörnern bewaffneten, Phanaeus faunus, lancifer und festivus, seltener.

Possierlich war die Manier, in welcher meine kleinen, braunen Agenten die gefangenen Käfer sich sicherten, indem sie oft mehrere Dutzend derselben an einen Faden in langer Reihe geknüpft, oder in hohle Bambusrohre gesteckt, auch wohl jeden einzelnen in ein mit Schlingpflanzen umschnürtes Blatt, gewickelt hatten; am spaßhaftesten aber war es, wenn alle gefangenen Käfer von ihnen zu-

sammen in einen großen Flaschenkürbis gesteckt waren und nun, beim Herausschütteln, große, lebende Klumpen oder lange Ketten, mit Füßen und Mandibeln aneinanderhängender Käfer, theilweise in einer seltsamen, durchaus nicht wohlriechenden Sauce schwimmend, sich präsentirten und keines der Kinder das Entwirren derselben unternehmen wollte, bis plötzlich einer meiner gezähmten Trompetenvögel herbeirannte, den ganzen Käferrummel mit dem Schnabel aufpickte und damit im Trabe davonlief. —

Ueberhaupt begannen die Insecten zur Regenzeit in der Fauna der Savanenregion eine bedeutende Rolle zu spielen und ich fand diese Klasse hier viel reicher, besonders in verschiedeneren Ordnungen und Species, als an der Küste, vertreten.

Die Diurna und Nocturna unter den Lepidopteren waren besonders häufig, und ich sammelte mehrere neue Arten der letzteren, die sich durch ihre Größe und Farbenpracht von den gewöhnlicheren, bekannteren, ungemein auszeichneten.

Zu dem Zwecke, nur möglichst unlädirte Exemplare und seltene Arten von Schmetterlingen zu erhalten, legte ich mich auf die Zucht derselben aus Raupen, die ich theils selbst sammelte, theils in großer Menge von den Indianerkindern erhielt, die mir nach Vorschrift stets einen Zweig der Pflanze, auf dem sie sie gefunden, mitbringen mußten. In dieser Weise erhielt ich die seltensten Schmetterlinge, die, besonders Nachtfalter, auf andere Art nur äußerst selten zu erlangen sind. Von den glatten Raupen der tropischen Sphingides und den mit langen, verästelten, heftig brennenden Haaren besetzten der Bombyces leben die meisten, gleich den des deutschen Prozessionsspinners (Gastropacha processionea), gesellschaftlich und sitzen oft in einer Anzahl von Tausenden in langen Reihen, 2—4 Stück hoch, an den Stämmen der Bäume, um Morgens und Abends, eng zusammen gedrängt, unter dem Commando von einem oder zweien marschirend, ihre Nahrung zu suchen.

Einige Arten der Sphinx-Raupen werden geröstet von den Indianern gegessen, andere derselben, wie der haarigen Gastropacha-Raupen, werden, ebenfalls geröstet, den Jagdhunden vor Antritt der Jagd in die Nase gerieben, wodurch sie nach der Meinung der Indianer einen feinen Geruch bekommen sollen.

Meine Raupenzucht machte mir, sowohl wegen des täglich nöthigen, verschiedenartigen, frischen Futters, als auch wegen der vielen, für die strengste Separirung der verschiedenen Gattungen, unumgänglich nöthigen Behälter für Raupen und Puppen, große Mühe, besonders in einem solchem, von der Civilisaton Hunderte von Meilen entfernten, Erdenwinkel, wo ich, in allen professionellen Arbeiten, à la Robinson Crusoe auf mich selbst angewiesen war; jedoch wurde ich durch eine ungemein reiche und seltene Collection von Lepidopteren hinlänglich belohnt.

Unter den Coleopteren waren die Familien der Buprestiden, Scarabäiden, Cerambiciden, Curculioniden und Chrysomeliden am meisten vertreten und in den neu angelegten Provisionsfeldern, auf den gefällten Baumstämmen, ganz besonders häufig. Aus den Käferlarven, von denen ich jedoch nur die ausgewachsenen, im Verpuppen begriffenen Exemplare sammelte, zog ich ebenfalls schöne und seltene Käfer, unter anderen einen riesenhaften, sechs Zoll langen Enoplocerus armillatus und mehrere gewaltig große Macrodontia cervicornis Serv., die hier ziemlich häufig waren und mit ihren gezähnten Mandibeln ziemlich starke Zweige, rund um dieselben lange Zeit sich schwingend, durchsägten. Acrocinus longimanus Illig. Schoenh. kommt ebenfalls hier, jedoch lange nicht so häufig als in Venezuela, vor; der schön gezeichnete, große Käfer stützt beim Laufen seinen Körper nie auf die außerordentlich langen Vorderbeine, sondern hält diese stets zur Seite ausgestreckt und hebt sie nur wenig in die Höhe.

Von Wasserkäfern, die in den Tropen seltener als in Europa

vorkommen, erhielt ich drei Arten in zwei Gattungen, Cybister laevigatus, C. latus Aubé, Gyretes discus Erichs.

Unter den Hemiptera waren Belostoma grandis und B. Stollii Amyot in den vom Regen neu entstandenen Teichen häufig, in wahrhaft großartigen Mengen aber erschienen mit der Regenzeit die Cicaden, deren unangenehmes, ohrenzerreißendes Geschrill und Gezirpe den ganzen Tag über andauerte und mich während der Arbeit in meiner Hütte oft zur Verzweiflung brachte. —

Auch die Reptilienwelt der Savane begann bald nach den ersten, täglich eintretenden Regenschauern sich öffentlich zu zeigen und mir, in einzelnen ihrer Mitglieder, Besuche in meiner Hütte abzustatten. Besondere Anhänglichkeit erwiesen mir die großen Kröten (Bufo Agua Daud.), die mir ihre Aufwartung in der Nacht machten, während sie bei Tage in den dunkeln Winkeln oder unter den Kisten, die ich wegen der Feuchtigkeit des Bodens stets auf untergelegten Holzstücken stehen hatte, sich verborgen hielten. So oft ich auch jedes aufgespürte Krötenmonstrum zur Thür hinaus transportirte und eine Strecke von der Hütte wegjagte, konnte ich doch sicher sein, dasselbe Thier innerhalb kurzer Zeit wieder bei mir zu sehen.

Noch ekliger waren die häßlichen Geckonen (Hemidactylus Mabouia Cuv., Platydactylus rapicauda), die seit Beginn der Regenzeit unter widrigen, lauten Tönen an den Wänden und am Dache der Hütte in großer Anzahl umherliefen und sich es, besonders in der Nacht, zum Privatvergnügen zu machen schienen, auf mich, sobald ich in der Hängematte lag, herabzufallen und mit ihrem klebrigen, kalten Körper über mein Gesicht zu kriechen. Sobald ich nur am Abend Licht angezündet hatte, erschienen sie in dessen Nähe, um, unter dem Ausstoßen ihrer unangenehmen Töne, Jagd auf die zahlreich versammelten Mosquitos, beflügelten Ameisen, Ichneumoniden, Motten, u. s. w. zu machen, wobei sie gegenseitig sich fortwährend zankten und bissen.

Die unangenehmsten Besucher meiner Hütte jedoch waren einige ziemlich große Giftschlangen, die in den ersten Tagen der Regenzeit bei mir sich einfanden, indem sie unter der, nicht dicht an der Erde schließenden Wand aus Palmblättern, hindurch gekrochen waren. Die eine war der in ganz Guyana gewöhnliche, aber sehr giftige Bothrops atrox Wagl. („Labaria" der Colonisten; „Sororaima" der Macuschis), die andere die noch schlimmere Klapperschlange (Crotalus horridus Daud.), von 5 Fuß Länge und mit 11 Ringen an ihrer Klapper. Letztere habe ich weder in Venezuela noch in Guyana an der Küste oder in dichten Waldungen, sondern stets nur auf der Savane in deren niederem Gebüsch oder Oasen angetroffen. Sie ist jedenfalls die gefährlichste Giftschlange Süd-Amerikas und von lebhafterem Temperament als die trägeren Bothrops- und Lachesis-Arten, so daß jede plötzliche Annäherung sie augenblicklich in solche Wuth versetzt, daß sie, mit eigenthümlichem Zischen und weit geöffnetem Rachen, ihre langen Giftzähne so weit als möglich vorgestreckt, zum sofortigen Sprunge bereit ist, wobei sie ihr Ziel selten verfehlt. Die dabei heftig zitternde Bewegung des Schwanzes läßt die daran befindliche, zart hornartige Klapper, ähnlich dem Knittern eines Stückchen Rauschgoldes ertönen, aber viel zu schwach, als daß ein Mensch durch dies Geräusch gewarnt würde. —

Einige Wochen nach dem Besuche dieser Schlangen, als ich zur Siesta rauchend in der Hängematte lag und nach dem Dache emporblickte, gewahrte ich eine lange, grüne Schlange zwischen den Palmblättern hindurch sich windend und in dieser Weise eine lange Strecke unter dem Dache hingleitend. Ich sprang natürlich sogleich auf, ergriff eine nahebei stehende lange Lanze und stocherte damit so lange nach dem nunmehr die Flucht ergreifenden Reptil, daß ich es glücklich erreichte und zur Erde schleuderte wo ich es sofort tödtete und in Spiritus warf. Kaum hatte ich mich wieder niedergelegt und zufälliger Weise nach dem Dache ge-

blickt, als ich eine zweite Schlange derselben Art in der Nähe des Ortes, wo ich die erste gesehen, gewahrte, die ich bald so glücklich war, in eben derselben Weise, als die erstere, zu erlegen. Das Schlangenpaar gehörte zu einer der giftigsten Arten Guyanas, dem Bothrops bilineatus Wagl. („Parrot-snake" der Colonisten), die eine Länge von 2½ Fuß erreicht und von schön hellgrüner Färbung, mit zwei gelben Längsstreifen auf dem Rücken geziert ist. Ihre Giftfänge sind im Verhältniß zur Länge des Körpers von bedeutender Größe. Sie lebt in den Wäldern, sowohl der Küste als auch des Inneren Guyanas und kommt nur selten auf den Savanen vor; das hier getödtete Pärchen mochte sich aus einem in der Nähe von Tarinang liegenden Gebüsch nach meiner Hütte gezogen haben, in deren dichtem, trockenem Palmendach es wahrscheinlich seinen Aufenthalt hatte; übrigens schwimmt diese Art sehr gut, und ich traf sie mehremals in breiten Flüssen, unter anderen in der ¼ deutsche Meile breiten Mündung des Massaruni an, wo sie auf einer Wanderung von einem Ufer nach dem anderen begriffen war. Sie scheint sich überhaupt gern auf Dächern verborgen zu halten, denn während meines Aufenthaltes im Massaruni-Settlement fiel einst eine eben solche Schlange aus dem mit Schindeln gedeckten Dache meiner Cottage herab in meine Hängematte, in der ich mich, lesend, befand, aus welcher ich aber sofort in einem gewaltigen Sprunge setzte und das in der Hängematte zurückgebliebene Thier tödtete; wahrscheinlich stellen diese Schlangen den in Dächern reichlich sich aufhaltenden Mäusen nach.

In der Savane fand ich überdies zur Regenzeit, hauptsächlich auf den, einige Zoll unter Wasser stehenden Pfaden, öfters eine kleine Giftschlange, wahrscheinlich eine Bothrops-Art, die äußerst lebhaft im Wasser sich umherbewegte, oft auch schlafend unterm Wasser lag; ich habe sie mehrfach in Spiritus aufbewahrt, um sie später in Georgetown genauer zu untersuchen, leider wurden

jedoch alle meine Sammlungen, wie mein übriges Eigenthum, beim Brande meiner Hütte in Tarinang ein Raub der Flammen! Seltsamer Weise fand ich in der trockenen Zeit von dieser kleinen Schlange nicht ein Exemplar, während ich von anderen Schlangenarten in dieser Zeit eine hinreichende Anzahl sah und tödtete.

Ueberhaupt ist die Region der Savane an Schlangenarten weniger reich, als die der Küste und des Urwaldes und kommen in ihr von wirklichen Giftschlangen nur die hier erwähnten, und zwar durchaus nicht häufig, vor. Von den zweifelhaft giftigen, sogenannten Trugnattern, kommen in der Savane vor: Dipsas Mikanii, Weigelii Fitz., pavonina Cuv., leucocephala Schl., punctatissima Schl., sämmtlich jedoch häufiger in Küstenwaldungen und Plantagen, als in den Savanen des Inneren lebend. Sie erklimmen mit größter Schnelligkeit Bäume und Sträucher, auf denen sie meistens sich aufhalten, und werden selten an der Erde, und dann nur auf lichten, sonnigen Waldstellen angetroffen. Von nicht giftigen Schlangen sind einzig und allein nur der Savane eigen: Coronella Merremii Pr. Neuw., Reginae Lin., Cobella Lin.; Heterodon guianensis Trosch.; Coluber pantherinus Daud.; während Coluber poecilostoma sowohl an der Küste, als auch im Inneren Guyanas vorkommt. Die schön gezeichnete, mennigrothe, 3—4 Fuß lange Wasserschlange, Homalopsis angulata Schl., deren ich bereits bei meiner Reise nach dem Roráima erwähnte, findet sich nur in den Savanenflüssen.

Die vier in Guyana vorkommenden Boa-Arten, Boa constrictor Lin.; Eunectes murinus Wagl.; Xiphosoma hortulanum Wagl.; Epicrates cenchris Wagl. sind zwar über das ganze Land verbreitet, jedoch mehr an der Küste und deren Wäldern, als auf den Savanen des Inneren anzutreffen. —

Die dichten, feuchten Waldungen, welche die Flüsse von ihren Mündungen an der Küste 100—150 Meilen nach dem Inneren, in ungeheurer Ausdehnung von ihren Ufern landeinwärts

begleiten, sind der Aufenthalt der gefährlichsten Giftschlangen und zahlreicher anderer, zum Theil großer Arten, ungefährlicher Schlangen, und in ihnen hat der Reisende sich am meisten auf deren Begegnungen gefaßt zu machen, ohne daß sie jedoch in solcher Anzahl und Größe anzutreffen sind, als bisher von vielen Reisenden gefabelt worden ist; vollends lächerlich ist die Fabel von einer Bezauberung der Menschen und Thiere durch den Blick der Schlangen. —

Doch ich breche hier das Schlangenthema ab, um später, bei meinen Schilderungen der Küste, noch einmal darauf zurückzukommen.

Zu den erwähnten Hüttengästen, die in der Regenzeit sich einstellen, gesellen sich noch eine zahlreiche Menge kleinerer, jedoch nicht minder lästiger Besucher, als lange Scolopender, Scorpione, Blatta's, Ameisen und besonders Mosquitos, über deren äußerst fühlbare Zudringlichkeiten sich leicht ein voluminöses Buch schreiben ließe.

Je kleiner die Plagegeister, desto nichtswürdiger, und dies ist besonders bei den Ameisen der Fall, von denen sich in dieser Zeit einige winzige Arten in unzähliger Menge einfanden, die über alles Eßbare, was sich ihnen irgend darbot, selbst über meine aufs Sorgfältigste verwahrten Sammlungen, herfielen, trotzdem daß die Kästen, worin ich diese aufbewahrte, mit Creosot getränkt, an mit Mercurial beschmiertem Draht hingen und die Schnüre, an denen dieser Draht befestigt, mit Arsenikseife reichlich eingerieben waren; kurz, nichts half gegen diese Zerstörer, die außerdem noch die gewaltige Untugend hatten, auf das Entsetzlichste zu beißen. Oefter, wenn ich bei Nacht aus der Hängematte aufstand, waren meine bloßen Füße im Nu mit Hunderten kleiner, rother Ameisen bedeckt, die mich mit dermaßen schmerzhaften Bissen tractirten, daß ich unwillkürlich laut aufschreien mußte, indem jeder solcher Biß wie ein auf die bloße Haut ge-

fallener Feuerfunke brannte. Die Erinnerung an diese winzigen Bestien macht jetzt noch meine Füße plötzlich zusammenfahren.

Der Stich einer Mosquito ist eine wohlthuende Empfindung im Vergleich zu den Bissen dieser Ameisen, obgleich ich eben so wenig für eine derartige Wohlthat schwärme. Von allen diesen zudringlichen Besuchern amüsirte mich eine große Wespe (Sphex latro Erichs.), die unter gewaltigem Summen in der Hütte erschien, um mit Freßzangen und Füßen ein tiefes Loch in den Boden zu graben, für welches sie täglich zu verschiedenen Malen große Heuschrecken, die vier- bis fünfmal größer, als sie selbst, waren, herbeischleppte, und mit vieler Mühe in dasselbe practicirte. War dann die Höhlung mit Leichnamen der Heuschrecken (Conocephalus maxillosus Serv.) ausgefüllt, so legte sie ihre Eier darein und verschwand sodann, um nie mehr wiederzukehren; sie hatte aufs Fürsorglichste für die auskriechende Wespenmade gehandelt! Oft hatte ich ein Dutzend solcher Wespen in meiner Hütte, die mich durch ihre unermüdete Arbeit und das Herbeischleppen der großen Heuschrecken sehr ergötzten.

Trotzdem die tropische Regenzeit viel Unangenehmes und Lästiges mit sich bringt, ist sie doch die schönste Jahreszeit, und ihr Herannahen erfreute mich eben so sehr, als es das des Frühlings in Deutschland stets bei mir gethan hatte. So große Gewitterstürme und gewaltige, wolkenbruchähnliche Regenschauer auch täglich stattfanden, waren sie doch nur auf wenige Stunden, meist auf Nachmittag und Mitternacht beschränkt, und der Himmel klärte sich bald wieder auf und ließ die Natur in ihrer größten Ueppigkeit und schönsten Frische erscheinen. Natürlich wurde die Savane von dem täglichen, heftigen Regen, dessen Quantität meist 3—4 Zoll betrug, bald überschwemmt und die niedrig gelegene Ebene unter Wasser gesetzt, so daß bereits im Juni da große, seeähnliche Flächen sich zeigten, wo in der trockenen Zeit lehmiges, mit üppigem Gras bewachsenes Erdreich zu

sehen war, und allein nur die hügeligen Erhebungen inselgleich aus dem neugeschaffenen Binnenmeere, das außerdem durch die, ihre Ufer überfluthenden Savanenflüsse, einen plötzlichen, ungeheuren Zufluß erhielt, hervorragten. Oft drang, bei den gewaltigen Regenschauern, das Wasser in Strömen in meine Hütte und überschwemmte deren Boden, trotzdem ich rings um dieselbe einen tiefen Graben zum Abflusse des Regenwassers gezogen hatte. Am meisten litten durch die Feuchtigkeit des Bodens und der Luft meine Sammlungen und besonders schwer wurde mir dadurch, wie durch den öfteren Mangel des Sonnenscheins, das Trocknen der Pflanzen, das ich oft nur durch Feuerwärme erzielen konnte, indem ich die zu diesem Behufe mit mir führende, wohlweislich nicht verlöthete, große Zinkkiste mit den darin enthaltenen, in Trockenpapier gelegten Pflanzen, über schwaches Feuer stellte.

Bei meinen botanischen Excursionen im tropischen Süd-Amerika bediente ich mich übrigens stets zum Aufbewahren der gesammelten Pflanzen, anstatt der in Deutschland üblichen, blechernen Botanisirbüchse, in welcher die darin aufbewahrten Pflanzen, durch das während der Excursion von der Sonne erhitzte Blech stets welken, einer mit Trockenpapier gefüllten Halbfoliomappe, in welche ich die gesammelten Pflanzen sofort an Ort und Stelle zwischen das Trockenpapier legte und in dieser Weise die schönsten Herbarienexemplare erhielt. Pflanzen, besonders zartblättrige, wie Kryptogamen u. s. w., lassen sich in dieser Manier am schnellsten, leichtesten und besten fürs Herbarium präpariren, eine Methode, die deutschen Botanikern ebenfalls zu empfehlen ist, da an heißen Sommertagen in Deutschland die, in blechernen Botanisirbüchsen gesammelten, Pflanzen nicht minder welken, als in der tropischen Hitze Süd-Amerika's. —

Alle höheren, wasserfreien Stellen der Savane kleideten sich in ihr schönstes, grünes Prachtgewand, das an Schönheit und Frische dem des Nordens nichts nachgab, und zahlreiche, kleine

Liliengewächse und andere krautartige Pflanzen bildeten mit ihren reizenden Blüthen eine angenehme Unterbrechung in dem weiten, grünen Sammetteppich. Gleich üppigen Blumenbeeten leuchten die, ganze Strecken mit ihren zarten, blau und rosa Blüthen überziehenden Abobolda Aubletii Kunth, Schultesia stenophylla Mart. und heterophylla Miq. aus dem zarten Grün hervor, während die großen, wohlriechenden Blüthen des Neurocarpum longifolium Mart., die gelben, schwarzschlundigen Blumen der Pavonia speciosa H. B. et Kth., die Amasonia erecta mit ihren herrlich roth und gelben Bracteen, die phantastisch gebildeten Blüthenformen der Erdorchideen, die auf hohem Blüthenstengel stehenden, wohlriechenden, leuchtend weißen Trompetenblumen des Hippeastrum solandraeflorum Herb. und die orangerothen Glocken der ihm verwandten Amaryllis Belladonna Lin. unter einander in der Ausschmückung des saftiggrünen Grasteppichs wetteifern. Die isolirt stehenden Sträucher der Myrtaceen bedecken sich mit einem schönen, weißen Blüthenflor, Hibiscus und andere Malvaceen entwickeln ihre schwefelgelben und rosa Blüthen, die zur Zeit noch blattlose Bowdichia major Mart. prangt mit ihren prachtvollen, leuchtend blauen Blüthenrispen, die Cassia- und Palicourea-Arten ziert ein üppiger, gelber Blüthenflor, die Rhopala nitida Rudge würzt die Luft mit ihren vanilleduftenden Blüthen, die Rhopala complicata H. B. et Kth. streckt ihre lange, leuchtend gelbe Blüthenähre zwischen den starren, seltsam gebogenen, stark genervten Blättern kerzengerade in die Höhe, und die sammetblättrige, niedrige Byrsonima verbascifolia Rich. läßt ihre lange, goldlackähnliche Blüthentraube zur Erde herabhängen, während die krüppelhafte Curatella americana Lin. die Unscheinbarkeit ihrer weißlichgrünen Blüthendolden durch ihren angenehmen Wohlgeruch auszugleichen sucht.

An den Zweigen schönblühender Melastomaceen ranken herrliche Alströmerien mit ihren prachtvollen Purpur- und Orange-

blüthen empor, während zartere Phaseolus- und Clitoria-Arten die niederen Kräuter mit dem Schmuck ihrer großen violetten und rosa Blüthen überziehen.

Die aus den Savanen inselgleich auftauchenden Oasen zeigen nunmehr einen prächtigen Blüthenflor, Mimosen, Eugenien, Clusien, Psidien sind bedeckt mit einem in üppigster Fülle prangenden, weißen Blüthenmeere, das ringsum von den prahlenden, orangefarbenen Blüthen buschiger Lantanen und leuchtend scharlachrother, strauchartiger Helicteres (H. guazumaefolia H. B. et Kth.) eingeschlossen ist.

Ein schneeweißer Gürtel eigenthümlich gebildeter Blüthen des Ionidium Itoubou[12]) H. B. et Kth., bisweilen unterbrochen von den schönen, gelben Blumen der Hypoxis breviscapa H. et Bonpl. bildet den Saum der Oase, über welche prachtvolle Bignonien und Passifloren die reizendsten Guirlanden ziehen.

An den Rändern der mit neuem Wasser gefüllten Sümpfe zieht sich ein breiter Saum zarter, weißer Blüthen der Alisma cordifolium Lin., Sagittaria guianensis H. B. et Kunth. und des Limnanthemum Humboldtianum Griseb., gemischt mit den gelben Blumen der Hydrocleis Plumerii L. C. Rich. und Jussiaea sedoides Humb. und den azurblauen, über dem Wasserspiegel hervorstehenden Blüthenrispen der Heteranthera reniformis Ruiz et Pav. und Eichhornia azurea Kunth. —

Mit dem Aufsprossen der mannigfachsten Grasarten war eine neue Delicatesse für die Indianer in der Raupe einer, zu den Blattwicklern gehörigen, Phaläna-Art erschienen, welche die breiteren Blätter der Gräser röhrenförmig zusammenwickelte und sich darin in kurzer Zeit verpuppte. Den ganzen Tag über waren die Indianerkinder der Niederlassung mit dem Einsammeln dieser Raupen und Puppen beschäftigt, um den herrlichen Leckerbissen sowohl selbst zu verzehren, als ihn auch ihren Eltern zu bringen, den diese haufenweise in den Mund stopften; sie boten

mir sogar diese Delicatesse, die ich jedoch nicht zu würdigen wußte, zum Tausch an.

Die ersten Wochen in Tarinang brachte ich, wegen der Neuheit der Umgebung und meiner Einrichtung im neuen Wohnorte, in angenehmer Zerstreuung hin, dann begann jedoch die Langeweile fühlbar zu werden, um so mehr, als ich wegen der überschwemmten Savane größere Ausflüge nicht unternehmen konnte.

Der große, freie Platz vor meiner Hütte war am späten Mittag der tägliche Versammlungsort der Indianer der Niederlassung, zu welcher Zeit ich mich, so gut es anging, mit ihnen unterhielt. Da die Frauen bald merkten, daß ich kleine Kinder gern leiden mochte, erschienen sie regelmäßig mit ihren reichen Vorräthen davon, die in ihrem nackten Zustande, den scharlachroth bemalten Stirnen und Wangen, sowie den mit rother Farbe eingeriebenen Füßchen gar drollig aussahen, obgleich sie in der ersten Zeit, beim Erblicken meines bärtigen Gesichtes, gewaltig schrien, sich aber bald durch kleine Geschenke von Glasperlen beruhigen ließen. Es kam dabei bisweilen vor, daß ich meine ihnen erwiesene Zärtlichkeit auch auf die Mütter und erwachsenen Schwestern übertrug, die nicht im Mindesten zimperlich und spröde sich zeigten, obwohl ich ihnen eine gewisse Decenz, trotz ihres so gut als unbekleideten Zustandes, durchaus nicht absprechen konnte.

So herzlich auch die zugegen befindlichen Männer über meine, ihren Frauen erwiesenen Schmeicheleien und Aufmerksamkeiten sich freuten und lachten, besonders wenn ich mit den Schönsten von ihnen und den jungen Mädchen scherzte (was bei ihnen nicht Sitte ist), würden sie doch ein intimeres Verhältniß mit ihren Frauen nicht gestattet haben und letztere auch nie, theils aus knechtischer Furcht vor den Männern, theils aus Decenz, und der geringeren Neigung aller Indianerinnen zu physischer Liebe, ein solches eingegangen sein. —

2.

Am Canuku-Gebirge.

Länger als bis Ende Mai hielt mich das trübe, regnichte Wetter nicht in Tarinang zurück und ich beschloß unter allen Umständen, trotz des ernsten Abmahnens Paschiko's und der Macuschis, einen Ausflug nach dem nahen Canuku-Gebirge, das beim Hinaustreten aus der Hütte in seiner ganzen Pracht und gewaltigen Ausdehnung vor meinen Augen lag, zu machen.

Der Morgen des 27. Mai zeigte sich ungemein günstig zu einem weiten Ausfluge, es drohte kein Regen, und der Himmel war einfach grau mit einem Wolkenschleier überzogen, der die Sonnenhitze minder fühlbar machte.

Ich eröffnete dem Häuptling meinen Wunsch, einige Reisebegleiter, als Gepäckträger, Jäger u. s. w., zu haben, packte die nöthigen Sachen zusammen und stand um 10 Uhr mit meinen drei jungen, indianischen Dienern (von denen der eine ein Arekuna war, den mir sein Vater zur Erziehung übergeben) vor meiner Hütte, in Erwartung der mir von Paschiko besorgten Leute.

Sie kamen bald genug, unter ihnen mein Jäger Wey-torreh mit seiner Frau, die ihren, erst vor einigen Tagen geborenen Säugling in einer kleinen, über die Schulter geworfenen Hängematte mit sich führte, im Ganzen 10 Indianer, denen sich noch, zu meiner größten Ueberraschung, der Häuptling Paschiko, mit der Hutkrempe auf dem Kopf, beigesellte.

Sobald wir die kleine Hochebene, auf welcher Tarinang liegt, verlassen hatten und uns in niedrig gelegener Savane befanden, begann das Waten in fußtiefem Wasser, das öfters, je nach der Beschaffenheit der Oberfläche des Bodens, bis an die Hüften reichte und die Fußtour zu einer recht beschwerlichen machte. Hier war es, wo ich auf dem Grunde des überschwemmten

Pfades ruhig liegend, die bereits erwähnte, kleine Giftschlange erblickte, die bei meiner Annäherung, mit der Schnelligkeit und Bewegung eines jungen Aales, sofort in dem unter Wasser befindlichen Grase entwischte; trotzdem aber tödtete ich an diesem Tage drei derselben. Ebenfalls traf ich in den Pfaden viele todte, oft bis auf Kopf und Gräten abgefressene Fische, die wahrscheinlich durch die Ueberschwemmung hierhergebracht und in dem seichten, von der Sonne stark erhitzten Wasser ums Leben gekommen waren, in deren ausgefressenen Augenhöhlen ich vielfach einen 9—10 Linien langen, 6 Linien breiten Wasserkäfer (Cybister latus) fing, der sich mit dem sorgfältigen Präpariren von Fischskeletten zu beschäftigen schien.

Der Boden wurde nahezu grundlos, als wir einen Wald von Itapalmen betraten, dessen sumpfiges Terrain in der trockenen Zeit kaum zu passiren war, und ich mußte alle sich mir darbietenden, selbst die riskantesten, Chancen benutzen, um den gräulichen, dabei sehr breiten Sumpf zu durchwaten, wobei mir das braunrothe Wasser oft bis an die Brust reichte und ich dabei froh sein mußte, die freie Bewegung meiner Füße durch den dicken Schlammgrund nicht beeinträchtigt zu sehen.

Endlich gelangten wir zur Abwechselung wieder auf ein mit Curatella und Rhopala besetztes Plateau, auf welchem während der Stunde, die ich zu dessen Ueberschreiten gebrauchte, meine reichlich mit Wasser getränkten Beinkleider und andere Wäsche wieder trocknen konnten, trotzdem aber vom Sumpfwasser eine schön braunrothe Färbung behielten. Bevor wir aufs Neue in die überfluthete Savane uns begaben, hatten wir einen der lieblichen Haine zu passiren, die in der Savane von Pirára so überaus häufig sind und ihren Hauptreiz durch die verschiedenen Palmenarten, die theils zerstreut, theils in großen Gruppen in ihnen umherstehen, erhalten.

Es sind, außer der Ita (Mauritia flexuosa Lin.), vorzüglich

die Yawailé- (Astrocaryum Tucuma Mart.) und Maripa-Palme (Maximiliana regia Mart.), die diesen Oasen ihren eigenthümlichen Charakter geben. Die Yawailé-Palme trägt mit ihrer langen, dichten, federbuschartigen, mit feinen Fiederblättchen besetzten Wedelkrone, die dem leisesten Luftzuge nachgiebt, ganz besonders zur Verschönerung der Savanenwäldchen, an deren Säumen sie meistens steht, bei; das herrliche, frische Grün ihrer leichten Krone, die weißen, stachligen, in der Mitte dick aufgeschwollenen Stämme und die unentwickelten, in die Höhe starrenden, braunen Blüthenkolben bilden in ihrer Färbung einen schroffen Gegensatz zu der über ihnen und um sie her wogenden Blüthenpracht, in welcher, wie bereits angeführt, zur Regenzeit die die Savanen-Wäldchen bildenden Laubbäume sich zeigen. Am herrlichsten und als wahre Pracht der Schöpfung erscheinen die jungen Exemplare dieser Palme, mit ihrer streng symmetrischen Wedelstellung, der eleganten Form des zart anschwellenden Stammes, der überaus graciös auf langen Blattstielen getragenen Wedel, die vom untersten Ende des Stammes bis hinauf zum Kopfende in der schönsten Spirale stehen und im zartesten Hellgrün prangen und in diesem Stadium an Regelmäßigkeit und Schönheit ihres Wuchses jede andere Palmenart übertreffen.

Die majestätische Maripa-Palme ist durch die ungeheure Größe und Pracht ihrer Wedel allein schon hinreichend, jede, selbst die unbedeutendste Baumgruppe zu verschönern, um wie viel mehr nicht ganze Gruppen derselben einen, außerdem mit anderen Prachtpalmen, riesigen Uranien und dem herrlichsten Blüthenflor geschmückten Hain.

Doch wie es bei vielem Schönen auf der Erde der Fall, sind auch diese lieblichen Haine nur von Außen zu bewundern, ihr Inneres birgt so manches, womit ihr Besucher nicht wohl einverstanden ist, denn nicht allein eine Menge schädliches Gewürm und lästige Insecten, sondern auch der dornige, dicht mit

stachligen Bromeliaceen besetzte Unterbusch, die zahlreichen, mit gewaltigen Stacheln an Stämmen und Wedeln versehenen Palmen und die unzähligen, dicht in einander verworrenen Schlingpflanzen sind es, die dem darin Wandernden jeden Schritt erschweren. Selten, daß die Indianer durch diese Haine, die ihnen, bei ihrem nackten Körper, so zahlreiche Hindernisse bieten, ihre Pfade führen, sie vielmehr, selbst unter den größten Umwegen, zu umgehen trachten.

In die niedrige Savane hinabgestiegen, die hier, von zwei Plateau's eingeschlossen, eine wenig breite, schluchtenartige Vertiefung bildete, durch die ein schmaler Creek floß, dessen Wassermasse jedoch, jetzt angeschwollen, die ganze Breite der Schlucht einnahm, war es um so schwieriger, den nunmehr flußähnlichen Creek zu passiren, als er zugleich, wegen des plötzlichen Gefälles, eine bedeutende Strömung zeigte.

Glücklicher Weise wußte Paschiko höher hinauf eine seichtere Stelle desselben, durch die ich, mit Anstrengung aller meiner Kräfte und bis ans Kinn unter Wasser, den Strom glücklich passiren konnte, während die im Schwimmen überaus geübten Indianer, unter ihnen die Frau mit dem Säuglinge, den sie mit der linken Hand über das Wasser hielt, schwimmend das jenseitige Ufer erreichten.

Wiederum betraten wir eine ähnliche Hochebene, als die eben verlassene, und erreichten innerhalb einer Stunde die aus vier großen Hütten bestehende Macuschi-Niederlassung Pariokoi, in welcher wir diesen Tag zu rasten beschlossen.

Die hier lebenden Indianer waren von einer Größe und Fettleibigkeit, wie ich sie selten unter diesem Volke beobachtet habe, und ähnelten darin der früheren Herrscherfamilie von Honolulu.

Dabei aber waren sie ungemein gastfreundlich, was ich sonst den Indianern, gegenüber Weißen, nicht nachrühmen kann, und

luden mich sofort ein, die geräumige und saubere Fremdenhütte zu beziehen, worauf sie eine reichliche Collation von Maipurifleisch in Capsicumsauce, frisches Cassadebrot und, zur größten Freude meiner Begleiter, mehrere mit Paiwari gefüllte Flaschenkürbisse herbeischleppten. Sobald sie merkten, daß mir der Paiwari nicht behagte, lief die schöne, etwas allzu große und wohlbeleibte Tochter des Wirthes hinweg und kam eilends mit einem anderen gefüllten Flaschenkürbiß herbeigesprungen, von dessen Inhalt sie einen Theil in eine Calabasse goß und mir präsentirte. Es war in Gährung befindlicher Zuckerrohrsaft, von dem ich, nachdem ich mich von dem Vorhandensein einer Maschine zum Pressen des Zuckerrohrs überzeugt, eine ziemliche Portion zu mir nahm, da er gut schmeckte, angenehm kühlte, den Durst löschte und überdies sehr nahrhaft war.

Die Vorsicht, mich vorher zu überzeugen, ob er vermittelst der Maschine ausgepreßt sei, war deshalb nöthig, als ich am Roráima ähnlichen Zuckerrohrsaft zu trinken erhielt, den, wie ich erst später mich überzeugte, die Indianerinnen dadurch ausgepreßt, daß sie das Rohr, in ihrer beliebten Manier, mit den Zähnen gekaut und den im Munde sich ansammelnden Saft in eine Calabasse gespuckt hatten, worauf sie es mir, in einen Flaschenkürbiß gefüllt, als Getränk verhandelten; eine sehr primitive Art des Auspressens von Zuckerrohr, die durchaus nicht meinen Beifall fand. —

Der Macrocercus Aracanga Lin., der Arára der Savanen, schien in der Gegend umher sehr häufig vorzukommen, denn ich sah in jeder Hütte mehrere zahme Exemplare des schönen, scharlachroth und goldgelben Papageies. Er lebt hauptsächlich im Inneren Guyana's und zwar in der Savanenregion, wo er sich in den großen Waldungen, welche die Flüsse begleiten, aufhält und in hohlen Bäumen nistet. Den Maisfeldern der Indianer thut er bedeutenden Schaden, weshalb ihm

letztere, die seine schönen Federn als Schmuck für ihre Federmützen, sowie zu Halskragen für ihre Tänze und zu Bärten für ihre Pfeile benutzen, sehr nachstellen. Es ist der einzige Arára, der ein wenig sprechen lernt, die anderen in Guyana vorkommenden Arten, wie Macrocercus Ararauna, M. Macao, M. militaris Lin., zeigen sich in dieser Beziehung durchaus ungelehrig, während das Fleisch der Jungen sehr schmackhaft ist und das der Aelteren gute Suppen liefert.

In der Nacht fiel ein furchtbarer Regenschauer, der die Gegend umher mehrere Zoll hoch unter Wasser setzte, das in die nach allen Seiten offene Hütte eindrang und mein an der Erde liegendes Gepäck durchnäßte, was eine große Revolte unter den Indianern zu Wege brachte, die im Wasser umher wateten, um sowohl das Gepäck in Sicherheit zu bringen, als auch ihre unter den Hängematten brennenden Feuer vor dem gänzlichen Erlöschen zu bewahren. Mir hatten überdies die hier zahlreichen Mosquitos den Schlaf geraubt, und ich verbrachte eine sehr unangenehme, langweilige Nacht bis zum nächsten Morgen, an dem sich das Wetter wieder freundlicher zeigte.

Ziemlich früh verließ ich mit meinen Begleitern „the giants settlement", wie ich es nannte, und wanderte rüstig gegen Süden, dem Canuku-Gebirge zu, das in tiefer Bläue, theilweise von Wolken umlagert, in seiner gewaltigen Ausdehnung vor mir lag. Wohl eine Stunde schritten wir über die meist mit vereinzelt stehenden Curatellabäumen besetzte, hoch gelegene Savane fort, bis eine ziemlich hoch überschwemmte Thalsenkung unseren Lauf hemmte. Sie war jedoch gefahrloser und leichter als die gestrige Schlucht zu passiren, da das Wasser ruhig dahin floß und den Erwachsenen nur bis zur Brust reichte, während die Indianerbuben hindurchschwimmen mußten. Am andern Ufer betraten wir wieder die höher gelegene Savane und gelangten innerhalb einer halben Stunde in das aus vier Hütten bestehende Macuschi-Dorf

Nappi, dessen Bewohner durchaus nichts von der Freundlichkeit der Riesenfamilien in Pariokoi besaßen. Ein ebenfalls gigantisches, durchaus nicht häßliches Mädchen, mit der ich mir einen völlig unschuldigen Spaß, wie ihn alle bis jetzt mir bekannten Macuschimädchen gern hatten, erlauben wollte, zeigte sich dermaßen unfreundlich und machte mir eine so böse Miene, daß ich gern auf eine fernere Unterhaltung mit ihr verzichtete und jede Unterhandlung, die bereits mit den hier wohnenden Indianern wegen des Ankaufs lebender Thiere und anderer Artikel im Gange war, dadurch abbrach, daß ich meine Begleiter zur unverzüglichen Weiterreise aufforderte, wodurch den unfreundlichen Bewohnern, die meinen Macuschis nicht einmal Paiwari angeboten hatten, die bereits von ihnen gehofften Geschenke und Tauschartikel zu ihrem größten Verdruß, der sich deutlich genug in ihren Mienen aussprach, entgingen.

Ich habe es stets für das geeigneteste Benehmen, dem Stolz und der Anmaßung des Indianers gegenüber, gehalten, ihn in gleicher Münze zu zahlen und mit gänzlicher Nichtachtung und Geringschätzung zu behandeln, und immer das günstige Resultat dadurch erzielt, ihn für die Folge mir geneigt, ja dienstwillig zu machen; natürlich durfte mein hochtrabendes Benehmen gegen ihn nicht in Grobheit ausarten, die der Indianer durchaus nicht verträgt und die ihn leicht zur größten Wuth reizt, während ein festes, stolzes Auftreten ihn unterwürfig, oft sogar feig macht. —

Die Bewohner Nappi's mochten sich über mein Benehmen eben so wundern, als ich über das ihrige erstaunt war und schauten meiner Caravane noch nach, als diese bereits hinter der Anhöhe, auf der die Niederlassung lag, zu verschwinden begann. Vor uns breitete sich jetzt, bis zu dem zwei Miles entfernten Flusse Nappi, die völlig ebene, niedere, knietief unter Wasser stehende Savane aus, die wir zu durchwaten hatten; eine höchst mühsame Arbeit, die durch den engen, tief ausgetretenen, schlammigen Pfad,

auf dem die Füße fast bei jedem Schritt ausglitten, um Vieles beschwerlicher wurde.

Eine große Menge Wasservögel waren auf der weiten, sumpfigen Savane versammelt, um den vielen Fischen, die mit dem übergetretenen Fluß auf dieselbe gelangt waren, nachzustellen; vorzüglich waren es die gewaltig großen Taráramu (Mycteria americana), deren blendend weißes Gefieder schon aus weiter Ferne uns entgegenleuchtete, die in großer Menge in dem üppigen feuchten Grün gravitätisch umher stolzirten, aber bei unserer Annäherung unter krächzendem Geschrei aufflogen und sich auf die Aeste der hohen Uferbäume flüchteten. Mein Jäger, dem ich den Auftrag gegeben, einen dieser Riesenstörche zu erlegen, schlich sich mit indianischer Gewandtheit an sie heran, während wir unsere Wanderung einstellten und aus der Entfernung den Erfolg der Jagd abwarteten. Ich hatte bereits längere Zeit den Jäger aus den Augen verloren und erwartete jeden Augenblick den Schuß zu hören, als ich plötzlich sämmtliche Riesenvögel auffliegen und über die Gipfel des Waldes hinziehen sah, während unten aus dem Gebüsch die braune Gestalt meines Jägers trat und unsere Annäherung erwartete. Die scheuen Vögel hatten ihn zeitig genug bemerkt, um sich aus dem gefährlichen Bereich seiner Flinte zu flüchten; die Mycteria zu beschleichen, gelingt selbst dem Indianer schwer, und nur dann, wenn sie bei Nacht auf den Sandbänken der großen Savanen-Flüsse fischen, sind sie, bei der großen Sorglosigkeit, der sie sich dabei hingeben, leicht zu schießen.

Der zur trockenen Zeit fast ausgetrocknete Fluß Nappi zeigte jetzt ein grausiges Bild der Wildheit und Zerstörungswuth. Auf einem der höchsten Gipfel des nahen Canuku-Gebirges, dem Nappi-epping entspringend, von den dort überaus heftigen Regengüssen zu seltener Höhe angeschwollen und beide Ufer weit in die Savane hinein überfluthend, durchraste er, Bäume und Sträucher

mit sich reißend, die Ebene und ließ mich an der Möglichkeit seiner Passirung zweifeln. Ein ungeheurer, über den Fluß gefallener Baumstamm, der zur trockenen Zeit als Brücke diente, war mehrere Fuß hoch unter Wasser und ihn unter solchen Umständen zum Ueberschreiten des Flusses zu benutzen, wäre Tollkühnheit gewesen, da das schmutzig braune Wasser ihn den sorgfältigsten Blicken entzog und er überdies durch dasselbe dermaßen glatt geworden war, daß ein menschlicher Fuß nicht sicher auf ihm haften konnte.

Die Indianer jedoch wußten auch hier Rath zu schaffen. Vier derselben schwammen nach dem jenseitigen Ufer, das sie, obwohl vom Strom eine Strecke fortgerissen, dennoch glücklich erreichten, und hieben mit ihren Cutlasses zwei nicht allzustarke Wollbäume (Bombax globosum Aubl.) nieder, deren Stämme sie von sämmtlichen Aesten reinigten, sie, vermittelst Schlingpflanzen zusammengebunden, in den Fluß warfen und schwimmend, indem sie sich mit einem Arm daran hingen, nach dem Ufer, auf dem ich mich befand, brachten. Natürlich hatte sie die Strömung eine Strecke abwärts gerissen, und wir Zurückgebliebenen mußten bis zur Stelle, wo sie lagen, durch Dick und Dünn in tiefem Wasser waten, was mir, ohnedies total durchnäßt, völlig gleichgiltig war.

Auf den Rath der Indianer mich mit beiden Händen an die ungemein leichten Stämme hängend, brachten mich die vier Schwimmer, von denen je zwei an beiden Enden der Stämme sich befanden, glücklich nach dem jenseitigen Ufer, worauf sie zurückkehrten, um die Frau mit dem Kinde, das von ihr auf den Stämmen mit der Linken festgehalten wurde, in ähnlicher Weise überzusetzen, während die Uebrigen, mit dem Gepäck auf ihren Köpfen, schwimmend folgten.

Es war eine überaus riskante Passage, die jedoch, trotzdem uns die rasende Strömung weit abwärts führte, für alle Theile glücklich ablief.

Der Wald, in den wir nunmehr eintraten, stand fußhoch unter Wasser und war deshalb für die Indianer im höchsten Grade beschwerlich zu durchdringen, als er voller niedriger Stachelpalmen (Astrocaryum Murumuru Mart.) war, deren mit langen Stacheln bewehrte Wedel die nackte Haut derselben aufs Heftigste und Vielfachste ritzten.

Endlich gelangten wir zur Freude der Indianer wieder in die offene Savane, in welcher wir abwechselnd und aufs Lästigste zwei lange Stunden, bald im Wasser bis an die Hüften watend, bald auf trockenem, mit spitzen Kieseln übersätem Erdreich die Füße verwundend, dahinschritten, bis wir die aus vier Hütten bestehende Macuschi-Niederlassung Mapeima erreichten.

Das herrliche Canuku-Gebirge zeigte sich von hier in seiner vollen Pracht und Großartigkeit.

Gleich einer grünen Matte breitet sich, die ganze Gebirgskette entlang, dichte Waldung bis zu ihrem Scheitel aus, nur hier und da von düsteren, gigantischen, abgerundeten oder in spitze Nadeln auslaufenden Granitfelsen und Felswänden unterbrochen, deren reiche Glimmertheile, die sich an einzelnen Stellen zu förmlichen Platten angehäuft haben, die glühenden Sonnenstrahlen in tausend und abertausend Richtungen reflectiren und das Auge blenden.

Unter 3° 22′ nördl. Br. durchbricht der Rupununi das dicht bewaldete Canuku- oder Conokon-Gebirge, das etwa 30 engl. Meilen von Nordost nach West in romantischen Wellenlinien streicht, aus denen sich an einzelnen Stellen in pittoresken, himmelan strebenden Felsenriffen kolossale, nackte Gebirgsstrecken über die dunklen Laubmassen erheben. Bis zum 2° 50′ nördl. Br. stürzt der Fluß in einer Reihenfolge von Katarakten zwischen dem gewaltigen Gebirge hin, von welchem die durch ihre wilden Granitklippen und Granitnadeln besonders ins Auge fallenden Burukutuauyari, der Makaparina, Awarre-tequi die bemerkens-

werthesten sind. Die Berge des Matzienbana bilden die südöstlichen Ausläufer, der 2000 Fuß hohe Tarucaparu den südlichsten Punkt des Gebirges; überhaupt sind seine südlichsten Ausläufer weniger eine zusammenhängende Kette als vielmehr durch Savanen von einander getrennte, vereinzelte Berge.

In der westlichen Kette des Gebirges, die man von dem eben genannten Orte Mapeima gerade vor Augen hat, steigen die höchsten Gipfel auf, die mit merkwürdigen Felsenzinnen gekrönten, 3000—3500 Fuß hohen Berge Nappi-epping und Curassawaka, von denen der letztere, einem riesigen Cylinder gleich, sich kahl über den dunkeln Wald erhebt, während sein unmittelbarer Scheitel wieder mit dichter Vegetation bedeckt ist.

Gen Westen zu reihen sich diesen hohen Bergen andere beträchtliche Gipfel des Canuku-Gebirges an, der Iquari, Zanai, Ilamikipang, Quariwaka, Pasimang, Yackari-wuiburi, der die Wasser des Rupununi von denen des Takutú scheidende Cumucumu und der 2000 Fuß hohe Curata-wuiburi, mit welchem die westliche Kette des Canuku-Gebirges endet.

Der 2500 Fuß hohe Ilamikipang ist bei allen Macuschi-Indianern deshalb berühmt, als auf seinen waldbedeckten Abhängen sämmtliche zur Bereitung des Urarigiftes erforderlichen Pflanzen wachsen, unter denen die drei Strychnos-Arten, Strychnos toxifera Rob. Schomb., S. cogens Benth. und S. Schomburgkiana Kl., die wichtigsten Stoffe zur Giftbereitung liefern. —

Unser Empfang von den Bewohnern Mapeima's war ein ebenso freundschaftlicher als der, im gestrigen Nachtquartier von den Giganten uns zu Theil gewordene, und reichliches Essen und Paiwari wurden uns, zur größten Freude meiner Begleiter, vorgesetzt, von welchen Delicatessen ich jedoch nur ein Stück Cassadebrot in Anspruch nahm.

Wir nahmen in der Fremdenhütte unsern Aufenthalt, von

wo ich, bequem in der Hängematte liegend, die herrlichste Fernsicht über die ungeheure Savane, mit dem fernen Hintergrunde des Mocajahi-Gebirges in Brasilien und als Vordergrund den Anblick der höchsten Gipfel des Canuku-Gebirges, des Nappi-epping und Curassawaka, genoß.

Gegen Abend kam einer der hier wohnenden Macuschis von der Jagd zurück und brachte unter seiner reichen Ausbeute auch mehrere schöne Bälge des Felsenhuhns (Rupicola crocea Lin., das im Canuku-Gebirge, besonders auf dem Ilamikipang, häufig ist) und des prächtigen Threnoedus militaris Cab., von den Macuschis „Warára-tarika" genannt. Dieser herrlich purpurrothe, mit braunen Schwingen gezierte Schmuckvogel erscheint in Britisch Guyana, und zwar nur am Canuku-Gebirge, von Ende Mai bis Ende Juli als Strichvogel, zu welcher Zeit auch die Rupicola von ihren Felsenzinnen auf den Gipfeln des Canuku-Gebirges an den bewaldeten Fuß des Gebirges, wahrscheinlich wegen des Reifens verschiedener ihrer Lieblingsfrüchte, herabkommt.

Gern verhandelte mir der Jäger die mittelst des Blaserohres erlegten Vögel, deren Bälge er sehr sorgfältig abzuziehen wußte, und versprach mir für den nächsten Tag, den er wiederum auf die Jagd gehen wollte, eine größere Anzahl derselben.

Die Weiber der Niederlassung brachten mir eine solche Menge Früchte zum Verkauf, daß ich nicht wußte, was ich, trotz meiner vielen Begleiter, damit beginnen sollte, sie jedoch nothgedrungen sämmtlich kaufen mußte, da deren Verkäufer mir sonst nicht die mindeste Gefälligkeit mehr erwiesen hätten. Das Terrain, auf dem sich die Provisionsfelder der Bewohner Mapeimas befanden, mußte äußerst fruchtbar sein, denn ich konnte nicht genug die riesenhafte Größe der Bananen, von denen eine einzige Fruchttraube 80 Pfund wog, wie die gewaltigen, 7—8 Pfund schweren Ananasfrüchte bewundern. Von Pisangfrüchten erhielt ich eine äußerst wohlschmeckende, kleine, fingerlange Art, die ich nur in dieser Gegend

antraf und die eine Varietät der Musa chinensis Sweet. ist, deren Pflanze nur eine Höhe von 4 Fuß erreicht.

Die Nacht war im höchsten Grade unangenehm, denn außer der gewaltigen Menge Mosquitos, die uns quälten, begann es auch dermaßen heftig zu gewittern, daß Keiner von uns bei dem gräßlichen Donner, der in den nahen Bergen sein hundertfaches Echo fand, und dem wolkenbruchähnlichen Regen, den der Sturm in die von allen Seiten offene Hütte peitschte, ein Auge schließen konnte.

Der Morgen des nächsten Tages zeigte sich freundlicher und überraschte mich durch den Anblick zweier, über Nacht entstandener Seen in der Nähe der Niederlassung, die bei meiner Ankunft nur als kleine Teiche existirt, jedoch durch den heftigen Regen der Nacht, wie durch das Ueberfluthen der Ufer des nahen Flusses Mucu-mucu, einen plötzlichen, bedeutenden Zufluß erhalten hatten und bereits von einer reichen Auswahl Wasservögel, besonders Reihern und Riesenstörchen, belebt waren.

Der heutige Tag war zu einem Ausflug in das Canuku-Gebirge bestimmt, den ich mit einigen Bewohnern Mapeimas unternahm.

Ueber die größtentheils unter Wasser stehende Savane schreitend, trat ich bald in den am Fuße des Canuku-Gebirges (das ohne alle Vorberge unmittelbar aus der Savane sich erhebt) sich längs der Ufer des Mucu-mucu hinziehenden, dichten Urwald ein, in welchem die großen Provisionsfelder der Bewohner der Niederlassung lagen. Ich erstaunte über die Ueppigkeit des Pflanzenwuchses in dem, aus einem Gemisch von Dammerde, Lehm und Sand bestehenden Boden. Die Höhe des hier wachsenden Zuckerrohres betrug durchschnittlich 18—20 Fuß, die der Bananenpflanzen (Musa sapientum Lin.) 40—45 Fuß, bei einem Stammdurchmesser von 14—16 Zoll.

Unter den seltsamen, ungewöhnlichen Tönen des hier häufigen

Paranborai oder Glockenvogels (Chasmarhynchus caruneulatus Temm.), die aus den höchsten Gipfeln des Urwaldes schallten, setzte ich meinen Weg auf dem schmalen, aber trockenen Indianerpfade fort, bis ich an den Fluß gelangte, der bei seinem starken Gefäll, trotz des Regens der Nacht, bereits wieder in seine hohen Ufer zurückgetreten war und auf einem gewaltigen, quer über ihm liegenden Baumstamme überschritten wurde. Am jenseitigen Ufer befand sich eine niedrige Hütte, welche eine Indianerwittwe mit ihren zwei, wirklich bildschönen Töchtern bewohnte, die sich bei meiner Ankunft beeiferten, mich mit riesigen Früchten, besonders herrlichen Ananas (der großfrüchtigen Sorte „Maipuri-head") und Papaya's zu tractiren, während sie meinen Begleitern Paiwari kredenzten.

In ihrer Begleitung, die ich mir ganz besonders erbat, trat ich meine weitere Tour, zuvörderst durch ihr Provisionsfeld, an, das ebenso üppigen Pflanzenwuchs, als die kurz zuvor gesehenen, aufwies. Besonders schön standen die Cassadepflanzen (Manihot utilissima Pohl), welche die seltene Höhe von 9—10 Fuß erreichten, sowie die Papayas (Carica papaya L.), deren starke Stämme sich vielfach verästelt hatten, und deren jeder Ast voll großer, melonenähnlicher Früchte hing.

Behende kletterten die Mädchen das nunmehr steil werdende Terrain hinan, sich mit viel natürlicher Grazie durch das dichte Gebüsch windend, wobei ich ihnen mit erhöhter Anstrengung meiner Lungen folgte. Der Gebirgswald zeigte hier die ganze Großartigkeit und das üppige, staunenerregende Wachsthum der Küsten-Urwälder: riesige, seltsam geformte Baumstämme, schenkeldicke, vielfach gewundene, mitunter dornige Schlingpflanzen, hohe Baumfarn mit leicht gefiederten und geschwungenen Blätterkronen, Palmen mit hohen Stelzenfüßen (Iriartea ventricosa Mart.), über und über mit Stacheln besetzt (Bactris macracantha Mart.), oder stachlige Rohrpalmen (Desmoncus setosus Mart.), gleich den

ostindischen Calamus-Arten mit ihren 80—100 Fuß langen, klimmenden Stengeln an den Baumstämmen emporkletternd und undurchdringliche Gebüsche bildend, Uranien und andere Scitamineen mit riesigen Blättern, Orchideen in gewaltigen Klumpen an den Stämmen und Aesten der Bäume hängend, und Alles belebt von den verschiedensten unschädlichen und schädlichen Thieren, unter welch' letzteren Schlangen, Scorpione, Scolopender, häßliche Buschspinnen, Legionen von Ameisen und die Zerstörer der riesigsten Urwaldbäume, die winzigen Termiten, eine bedeutende, jedoch fatale Rolle spielten.

Von wahren Baumgiganten des Urwaldes erblickte ich hier kolossale Hymenaea Courbaril Lin., Humirium floribundum Mart. und Amyris ambrosiaca Lin., sämmtlich durch ihr Harz sich auszeichnende Bäume, das von den Indianern zu verschiedenen Zwecken benutzt wird, außerdem traf ich mehrere den Küstenwäldern eigenthümliche Bäume, als Mora excelsa Schomb. und Nectandra Rodiei Schomb., in diesem Gebirgswalde an, sowie mehrere Gummi gebende Bäume in den verschiedenen, Kautschuk liefernden Urostigma-Arten (Ficus spec.) und der Balata gebenden Sapota Milleri Micq. Von letzterer, wie dem Mimusops Sieberi Dec. genießen die Indianer die wohlschmeckende, fleischige, saftige, pfirsichgroße Frucht.

Noch will ich des hier ziemlich häufigen Brosimum Aubletii Poepp. Endl. gedenken, eines hohen, ziemlich schlanken Urwaldbaumes, dessen Kernholz wegen seiner schön dunkelrothen, schwarzgefleckten Färbung, seiner Festigkeit, Feinheit und Politurfähigkeit zu den ausgezeichnetsten Möbelhölzern Guyana's gehört und, wegen der Aehnlichkeit seiner tiefschwarzen Flecke mit Buchstaben, von den Colonisten „Letterwood“, auch wohl „Snake-wood“, von den Indianern „Païra“ und den Brasilianern „Mora pinima“ genannt wird.

Die mich begleitenden Mädchen machten mich außerdem auf

einen gewaltigen Baum aufmerksam, den Mapeima (Mespilodaphne pretiosa N. ab. E.), nach welchem die Niederlassung ihren Namen hat. Er zeichnet sich durch eine überaus aromatische, völlig nach Zimmet riechende, ein ätherisches Oel enthaltende Rinde aus, deren Absud die Indianer gegen Dysenterie, Ruhr und ähnliche Krankheiten benutzen; sogar die Blätter des Baumes haben, wenn zerrieben, denselben zimmetartigen Wohlgeruch.

Nach etwa einer Stunde mühseliger Wanderung gelangten wir auf ebenes Terrain, auf welchem eine verfallene Hütte, von einem Dickicht stachliger Solaneen und anderer dorniger Unkräuter umgeben, stand. Der ganze Platz mit dem lang aufgeschossenen Gebüsch der Cecropia, Hibiscus, junger Stachelpalmen, üppig wuchernder Pteris- und Gleichenia-Arten, hoher Solaneen, überrankt von dornigen Smilaceen, zeigte an, daß hier einst ein Provisionsfeld sich befunden habe; die Bewohner der Hütte waren, wie mir die Mädchen mittheilten, seit Jahren gestorben und eine neue, wenig interessante Vegetation hatte von dem bewohnt gewesenen Platz Besitz genommen und vertheidigte ihn vermittelst ihrer Stacheln und Dornen gegen jeden Eindringling aufs Heftigste. Ohne Erbarmen hieb ich mich mit dem Cutlaß bis zur Hütte durch den dichten, natürlichen Verhau und schaute neugierig unter das theilweise herabgestürzte Palmendach, um im Nu wieder zurückzufahren, indem eine ganze Schaar Fledermäuse, durch meine geräuschvolle Annäherung rebellisch gemacht, in mein Gesicht flogen, einige Male die alte Hütte umschwärmten und dann sich wieder nach ihrem dunklen Asyl begaben, worin ich sie durchaus nicht mehr zu stören gedachte.

Von hier gelangten wir an einen breiten Gebirgsbach, einen Arm des Mucu-mucu, an dessen Ufer aufwärts gehend, wir nunmehr felsiges Terrain betraten.

Gewaltige, graue Granitblöcke lagen hier und da zerstreut unter herrlichen Baumgruppen oder erhoben sich in seltsamen

Formen, meist mit abgeplatteter Kuppe, am Ufer des Baches, und üppige kleine, mit Gras oder schönen Farn und Selaginella bedeckte Flächen zogen sich gleich lieblichen Matten an den felsigen Abhängen hin und zeigten entfernte Aehnlichkeit mit europäischer Alpennatur.

Meine Begleiter lasen während des Gehens eine Menge trockener, gelber Blätter vom Boden auf und verwahrten sie sorgfältig in ihren Tragkörben; ich erfuhr auf meine Erkundigung, daß es Blätter der Bignonia Chica H. B. et Kth. seien, und sah auch bald darauf die holzige Schlingpflanze selbst, deren lange, mit herrlichen violetten Blüthentrauben gezierte Ranken sich hoch hinauf in die Urwaldbäume wanden. Durch Maceration der vertrockneten Blätter gewinnen die Indianer einen herrlich purpurrothen Bodensatz, das bekannte Chicaroth, den sie, mit dem wohlriechenden Harze der Hyawa (Icica heptaphylla Aubl.) vermischt, zum Bemalen des Gesichtes anwenden, und von ihnen „Caraweru" genannt wird.

Nach etwa zwei Stunden anstrengenden Kletterns über gewaltige Felsblöcke und öfterer Passirung des schäumend dahinrauschenden, kleine Cascaden bildenden Gebirgsbaches, gelangte ich an einen ebeneren, von Unterholz freien Platz, an welchem der Bach ein großes, von Felsen rings eingeschlossenes, natürliches Bassin bildete, dessen klares, tiefes Wasser eine Unmasse darin umherspielender Fische erblicken ließ. Die Gegend umher war äußerst malerisch, wunderschöne Farn, Bromelien und Erdorchideen wucherten in üppiger Fülle auf dem kleinen, felsigen, theilweise mit Humus bedeckten Terrain, über welches sich, hoch über die Gipfel der umgebenden Urwaldbäume, der groteske Felsen Nappi-epping mit seinen senkrechten Granitwänden aufthürmte.

Die Indianer beschlossen hier zu rasten, nicht wegen der Schönheit der Gebirgsscenerie, für die sie nicht den geringsten

Sinn hatten, sondern wegen der im Bassin befindlichen Fische, die ihrem Magen Beschäftigung geben sollten. Mit Angeln sowohl, als auch durch Pfeilschüsse, erhielten sie in kurzer Zeit eine große Anzahl derselben, die sie ohne Weiteres an Stäbe spießten und über einem zu diesem Zweck angezündeten Feuer rösteten. Die Fische gehörten sämmtlich zu einer einzigen Art, dem Erythrinus unitaeniatus Spix, der besonders in den Waldbächen und Sümpfen in der Umgebung des Canuku-Gebirges in in einer ans Unglaubliche grenzenden Menge sich aufhält und auch während der Regenzeit in die überschwemmte Savane geführt wird. Er erreicht die Länge von 8—10 Zoll und bildet, besonders zur Regenzeit, eines der Hauptnahrungsmittel der dort wohnenden Indianer, da sein Fleisch recht schmackhaft ist. Durch Vergiften des Wassers vermittelst Heierri fangen die Macuschi's oft mehr als tausend dieser Fische, die von ihnen über, aus Stäben gefertigten, Rosten geräuchert werden, damit sie sich längere Zeit halten.

Nach zweistündigem Aufenthalt an dem Bassin, in dessen Umgebung ich mehrere neue, interessante Pflanzen, besonders Farn, fand, trat ich mit meinen Begleitern die Rücktour an.

An der Hütte der jungen Mädchen angekommen, boten mir diese einen zahmen Affen (Cebus apella Erxl.) an, für den ich ihnen ein Geschenk von einigen Schnüren bunter Glasperlen machte und ihnen außerdem für ihre Begleitung durch einige herzliche Küsse dankte. Diese Cebus-Art kommt im Canuku-Gebirge besonders häufig, in Heerden von mehreren hunderten, oft zusammen mit dem Cebus capucinus Erxl., vor, die in größter Lebhaftigkeit auf den Aesten der hohen Baumgipfel dahinziehen und dabei sorgfältig das Laub und die Rinde der Bäume nach Insecten untersuchen, ja sogar fliegende Käfer und Schmetterlinge mit größter Geschicklichkeit fangen. Nur das seltsame Geräusch in den Zweigen, das Zerren und Rasseln der von den

Affen in Bewegung gesetzten Schlingpflanzen, verräth deren Anwesenheit, die, durch das vogelähnliche Zwitschern und Pfeifen und die großen, gewaltigen Sprünge der Thiere, sobald sie sich entdeckt wissen, noch offenkundiger wird. Ein Schuß nach ihnen läßt die ganze Heerde einen eigenthümlichen Schrei ausstoßen, bewegungslos bleiben Alle einen Augenblick wie festgebannt sitzen, starren hinab nach dem Verfolger, wiederholen den Schrei noch gellender als zuvor und ergreifen dann, in doppelt weiten Sprüngen, die wildeste Flucht. Die Indianer beschleichen die listigen Thiere mit großer Schlauheit, sie senden vermittelst der langen Blaserohre mit seltener Geschicklichkeit ihre vergifteten Pfeilchen geräuschlos nach ihnen und sind dadurch im Stande, aus ihrem sicheren Versteck viele derselben nach einander zu tödten. Um in Besitz halbwüchsiger Jungen zu kommen, schießen sie die Indianer mit langen, anstatt der Spitze, mit einem abgestumpften Holzstück versehenen Pfeilen, wodurch sie betäubt in die Gewalt derselben fallen oder tödten die, ihre Jungen auf dem Rücken umhertragenden Mütter.

Nur jung eingefangen, lassen sich diese Affen zähmen, in welchem Zustande man sie in den Indianer-Niederlassungen sehr häufig antrifft; alt eingefangene Exemplare dagegen werden nie zahm und bleiben in der Gefangenschaft stets wild und boshaft. Selbst die jung gezähmten werden im Alter tückisch und ungemein bissig, wobei ihr Fell langhaarig und einfarbig dunkelschwarzbraun wird, was ihnen ein zottiges, bärenartiges Ansehen giebt, so daß man bei ihrem ersten Anblick eine völlig verschiedene Affenart zu sehen vermeint.

Außer diesem kommen von Affenarten noch Mycetes seniculus Kuhl, Midas rufimanus Geoffr., Ateles paniscus Geoffr. und Chrysothrix sciureus Kaup im Canuku-Gebirge häufig vor. Letzterer, von den Macuschi's „Cabuschi" und von den Küstenindianern „Sakawinki" genannt, ist in den Küstenwaldungen

Guyana's, besonders dem Avicennien-Gebüsch, am häufigsten, findet sich aber auch in großen Heerden im Canuku-Gebirge, in dessen gewaltigen Wäldern er sich mit unglaublicher Gewandtheit von Ast zu Ast schwingt und jeden Zweig, jedes Gespinnst nach Raupen, Käfern, besonders aber Spinnen, untersucht. In der Aufregung und auf der Flucht stoßen diese Affen ein winselndes Geschrei aus; so munter und neckisch sie in der Freiheit von Zweig zu Zweig, oft in übermüthigem Muthwillen gegenseitig sich jagend, umherspringen, so still, fast traurig werden sie in der Gefangenschaft, die sie überhaupt nie längere Zeit ertragen. So oft ich auch in Besitz dieser niedlichen Affen kam, und so sehr ich ihnen die sorgfältigste Pflege angedeihen ließ, war es mir nie möglich, sie länger als einige Monate lebend zu erhalten, da sie eine ungemein zarte Constitution besitzen, und die geringste Veränderung der Temperatur, wie ihrer gewohnten Lebensweise, ein schnelles Hinsiechen und den Tod nach sich zieht.

Am niedlichsten ist jedenfalls das in großen Gesellschaften, wiewohl in den Waldungen des Canuku-Gebirges seltenere, kleine Seidenäffchen (Mydas rufimanus Geoffr.), mit schwarzen, glänzenden, seidenartigen Haaren und rostrothen Füßchen, von der Größe einer starken Ratte, das mit wunderbarer Behendigkeit, unter winselnder, zwitschernder Stimme, in den lichten Baumkronen der niederen Gebüsche umherspringt und sehr gern die an den Urwald grenzenden Provisionsfelder der Indianer, wegen seiner Lieblingsspeise, der reifen Pisang- und Bananenfrüchte, besucht. Es hält sich meist paarweise zusammen, ist aber ebenfalls, wie der vorige, zarter Constitution.

Oefters besaß ich gezähmte Pärchen dieser Art, die ihre zarte Stimme nur dann hören ließen, wenn sie sich zankten, was stets während des Fressens geschah, indem einer dem andern das Essen wegzunehmen trachtete. Sonst waren sie ein schönes Vorbild ehelicher Liebe, die jedesmal nach geschehenem Fressen ihren

Culminationspunkt erreichte; außerdem saßen sie immer bei einander und waren sich im Absuchen der Flöhe gefällig. Außer reifen Bananen und Pisang, fraßen sie Spinnen, Schaben, Käferlarven und ähnliches Ungeziefer, ganz besonders lüstern aber waren sie nach kleinen Eidechsen, die sie sich voller Begier gegenseitig aus den Pfoten, ja selbst aus dem Maule rissen. —

Es war am späten Nachmittage, als ich nach Mapeima zurückkam und hier bereits den am Morgen auf die Jagd gesandten Macuschi antraf, der mir eine reiche Ausbeute an Vögeln, besonders von Rupicola crocea Lin., Ramphastus vitellinus Ill. und zwei Threnoedus militaris Cab. überlieferte. Um deren Bälge in guter Weise anfertigen und conserviren zu lassen, beschloß ich, noch einen Tag in der Niederlassung mich aufzuhalten, den ich selbst zu einer ergiebigen, botanischen Excursion zu benutzen gedachte.

Die Bewohner der Niederlassung waren während meiner Abwesenheit geschäftig gewesen, in den neu entstandenen, kleinen Seen ovale, dichte Laubhütten, die 4—5 Fuß über dem Wasserspiegel sich erhoben, zu errichten, in denen sie sich verbargen, um aus ihnen mit dem Blaserohr und der Flinte nach den Wasservögeln zu schießen, die in großer Menge theils an dem Ufer einherstolzirten, theils im Wasser fischend umherwateten.

Vielen Spaß machten mir einige zahme Tucan's (Ramphastus Toco Gm.), die einer Macuschi-Familie gehörten und, frei umherfliegend, nur gegen Abend aus dem Walde, wo sie sich den ganzen Tag über aufhielten, nach der Niederlassung zurückkehrten, um auf dem Dache der Hütte ihrer Eigner zu übernachten und am nächsten Morgen, nachdem sie ihr Fressen erhalten, wieder nach dem Walde zurückzukehren.

Dieser große Pfefferfresser kommt nur in der Savane, sowohl gesellschaftlich als auch paarweise lebend, vor und wird, obgleich im wilden Zustande ungemein scheu, gezähmt im höchsten

Grade zutraulich. Ich hielt später in Tarinang mehrere gezähmte R. Toco zugleich mit den anderen beiden, in der Savane vorkommenden Arten R. erythrorhynchus Cuv. und R. vitellinus Ill., die in ihrer Lebensweise völlig übereinstimmten. Wo sie nur irgend ein Thier mit Fressen beschäftigt sahen, hüpften sie in größter Schnelligkeit, mit dem langen Schnabel heftig klappernd, herbei und nahmen ihm das Fressen weg, ja zerrten es den Hunden sogar aus dem Maule. Es war im höchsten Grade belustigend, wenn sodann der größere Hund, durch den plötzlich vor seinen Augen auftauchenden, gewaltigen Schnabel des frechen Räubers verdutzt, dem schnell mit der Beute davonhüpfenden Dieb traurig nachsah oder in seiner Vertheidigung gegen ihn zu bellen anfing und dafür vom Vogel mit einigen kräftigen Schnabelhieben regalirt wurde, die ihn in aller Eile, mit eingezogenem Schwanze, die Flucht ergreifen ließen.

Unter einander selbst stritten sie sich aufs Heftigste um die ihnen vorgeworfenen Bananen und Pisangs, gehorchten aber im Nu meinem Rufe. Sehr geschickt fingen sie die ihnen zugeworfene Nahrung auf, etwas unbeholfen dagegen sah es aus, wenn sie ihr auf der Erde liegendes Fressen mit der Spitze des unförmlichen Schnabels aufrafften und, es in die Höhe werfend, in die weit geöffnete Kehle hinabfallen ließen, worauf dann in der Regel ein gewaltiges Würgen erfolgte, bevor die oft sehr großen Bananenstücke glücklich weiter gelangten. Durch ihre große Dreistigkeit und Frechheit im Stehlen wurden sie mir oft zuwider, und ich konnte sie nur durch leichte Schläge mit einem dünnen Rohr, vor welchem sie großen Respect hatten, im Zaume halten.

Ein großer, zahmer Toco, (von den Macuschi's „Curawui“ genannt), war ganz besonders der Schrecken aller Hausthiere, und sogar die herrschsüchtige Psophia unterwarf sich seinem unförmlichen Schnabel, dessen zusammengedrückte, scharfe Spitze sie oft genug

fühlen mußte. Ebenso sehr fürchteten sich vor ihm die Hocco- und Jacuhühner, die er schonungslos verfolgte und ihnen in seiner Gegenwart nicht einen Bissen Nahrung gönnte, so daß sie bei seinem Anblick stets schleunigst davonliefen. Er tödtete mehrere meiner kleinen, zahmen Sperlingspapageien (Psittacula passerina Kuhl), sowie eine Menge kürzlich ausgekrochener Hühnchen, und zeigte sich überhaupt als entschiedener Feind aller kleinen Vögel.

In den Wäldern lassen sämmtliche Ramphastiden bei bevorstehendem Regen sehr häufig ihren Ruf in kurz abgestoßenen Tönen vernehmen (die den Venezuelanern wie „Dios-te-de", den Indianern wie „pia-po-co" klingen), wobei sie den Kopf in die Höhe werfen und den großen Schwanz lebhaft auf und nieder bewegen. In der Gefangenschaft nehmen sie mit jeder Nahrung fürlieb, am liebsten aber sind ihnen reife Bananen; der R. Toco frißt sehr gern die Früchte des spanischen Pfefferstrauches (Capsicum) und stellt denselben in den Provisionsfeldern der Indianer eifrig nach.

Die Indianer der Savane tödten sie in großer Menge, den sehr häufigen R. vitellinus oft zu Hunderten, um deren Bälge, an eine Baumwollenschnur in ein Bündel zusammengereiht, auf dem Rücken herabhängend, als ganz besonderen Schmuck zu tragen. Sie sind überdies, nächst den Papageien, die Lieblingsvögel der Indianer und in den meisten Niederlassungen derselben gezähmt, frei umherfliegend, zu finden.

An Possierlichkeit gleicht ihnen der Trompetenvogel (Psophia crepitans Lin.), „Yakamik" der Macuschi's und „Warracaba" der Küstenindianer, ebenfalls ein großer Favorit der Indianer. Er bewohnt die Urwälder der großen Flüsse Guyana's, besonders des Essequibo, Demerara, Berbice und Corentyn und ist in denselben in großen Heerden von mehreren Hunderten anzutreffen; ähnlich den Hühnervögeln, läuft er den Tag über am

Boden umher, nach Larven und Früchten suchend, bringt aber die Nacht stets auf Bäumen zu.

Oft hörte ich bei meinen Bivouacs an den Ufern der großen Flüsse in der Abenddämmerung die lauten, seltsamen, brummenden Töne einer Heerde dieser Vögel aus dem düsteren Urwalde erschallen und sandte die Indianer ab, um einige davon zur Nachtmahlzeit zu schießen, da ihr Fleisch sehr wohlschmeckend ist.

In Tarinang besaß ich stets mehrere dieser Vögel, die vollkommen zahm, frei umherliefen und die Oberherrschaft über Hühner und Hunde führten. Kam ihnen irgend eines dieser Thiere in den Weg oder wurde es von ihnen beim Fressen erblickt, so stürzten sie mit ausgespreizten Flügeln, unter kurz ausgestoßenen, dumpf brummenden Tönen auf dasselbe los und jagten es, aufs Heftigste mit dem spitzigen Schnabel nach ihm hackend, in die Flucht.

Alle glänzenden Gegenstände, wie Kupfernägel, Nadeln, Knöpfe u. s. w., deren sie habhaft werden konnten, entwendeten sie und kamen, sobald ich mich nur blicken ließ, mit heftigem Brummen auf mich zugelaufen, bückten Körper und Kopf dicht vor mir zur Erde, um von mir gestreichelt und am Kopf gekratzt zu werden, und waren im höchsten Grade unwillig und zudringlich, wenn ich damit aufhörte. Jedem meiner Wohnung sich Nahenden liefen sie entgegen und verfolgten ihn unter den possierlichsten Bewegungen des Körpers so lange, als er in der Nähe der Hütte sich befand. Den lächerlichsten Anblick aber gewährte es, wenn sie bei der Fütterung eines Pithecia leucocephala Geoffr., einer seltenen, äußerst phlegmatischen, von den Macuschis „Larighi" genannten Affenart, sich einfanden, um von der in den Händen des Affen befindlichen, reifen Banane große Stücke loszupicken, wobei letzterer stets das kläglichste Geschrei, ohne sich jedoch irgend zu vertheidigen, anstimmte.

Wie er auch immer die Banane vor den Bissen der gieri-

gen Vögel zu sichern trachtete, gelang ihm deren Rettung doch nie, da die Psophia ihrer stets habhaft wurden, selbst wenn er sie mit seinem Leibe bedeckte. Wurde den Vögeln die Erlangung der Frucht allzu erschwert, dann hackten sie den Affen aufs Heftigste, worauf er bald sich überwunden gab und den Räubern die Banane in größter Resignation so lange hinhielt, bis sie diese vollkommen verzehrt hatten. —

Sämmtliche selteneren, lebenden Vögel, sowie eine Anzahl anderer Curiositäten, handelte ich von den Bewohnern Mapeima's ein, um Alles sodann bei meiner Rückreise nach Tarinang mitzunehmen; gern hätte ich einige kleine Calabassen voll Urari, die mir hier ebenfalls angeboten wurden, erhandelt, jedoch war der dafür geforderte Preis (für jede der Calabassen eine nordamerikanische Axt im Werthe von zwei Dollars) zu hoch, so daß ich deren Ankauf, in der Voraussetzung, daß ich das berühmte Pfeilgift am Orte seiner Fabrikation, der nahen Niederlassung am Berge Ilamikipang, billiger erhandeln würde, unterließ.

Am frühen Morgen des vierten Tages nach meiner Ankunft in Mapeima reiste ich mit meinen Macuschis ab, der nächsten Niederlassung Arrawa zu. Der Weg dahin war wohl der abscheulichste, den ich je passirt, denn er führte durch überschwemmte Itasümpfe, tiefe Creeks und unter Wasser gesetzte Schluchten, deren glückliche Passirung alles Genie der Indianer in Anspruch nahm und mich selbst in eine Figur verwandelte, die viel Aehnlichkeit mit Lot's Weib beim Untergange von Sodom und Gomorrha haben mochte, nur daß die meinige nicht von Salz, sondern Morast starrte.

Noch kurz vor der auf einem Hügel gelegenen Niederlassung Arrawa hatte ich einen Itasumpf zu passiren, der an Unergründlichkeit Alles übertraf, was mir bis jetzt in diesem Genre vorgekommen war; hier war weder vom Durchwaten noch Durchschwimmen die Rede, und es blieb mir, um glücklich hinüber zu

kommen, nichts Anderes übrig, als eine Anzahl Itapalmen in der Weise fällen zu lassen, daß ihre in den Morast fallenden Stämme als Steg dienten, auf dem wir sämmtlich wohlbehalten den Sumpf überschritten.

Nachdem die Indianer so gut als möglich ihre mit Schlamm überzogenen Körper gereinigt, was mir mit meinen Kleidern nicht gelang, erklommen wir die Anhöhe und standen bald vor der großen, viereckigen Hütte des Häuptlings der Niederlassung, der uns im Inneren derselben in indianischer Weise empfing.

Er lag nämlich in der Hängematte, eine Winna (Cigarre mit einem aus dem Bast der Lecythis ollaria Lin. fabricirten Deckblatt) rauchend und uns den Rücken zukehrend.

Während wir alle an der Hüttenwand umherstanden, nahm Paschiko seine Position in der Nähe der Hängematte des Häuptlings und begann die übliche Begrüßungsformel mit den klassischen Worten „Ich komme!“ worauf der also Benachrichtigte, ohne sich dabei nach dem Redner umzudrehen, nicht weniger poetisch antwortete: „Es ist gut, kommst Du?“ Paschiko's Antwort hierauf zeugte von einer, bei einem Indianer seltenen Wahrheitsliebe und überraschenden Eloquenz, sie lautete einfach, aber eben dadurch um so ergreifender „Ja, ich bin da!“ —

Darauf nun wurde ihm, auf einen gebieterischen Wink des Häuptlings, von einer der in der Hütte befindlichen Frauen eine Schildkrötenschale als Sessel gebracht und er lakonisch zum Niedersitzen aufgefordert.

Nach indianischer Fashion setzte er sich jedoch noch nicht, sondern begann zuvor eine Rede, die wohl eine Viertelstunde dauerte und aufs Ausführlichste und Langweiligste unsere Reise abhandelte, während welcher er, ebenfalls streng der Sitte getreu, Niemanden ansah, sondern nach dem Dache oder einem Winkel der Hütte blickte.

Als er geendet, begann der in der Hängematte Liegende seine

Entgegnung, die nicht geringere Zeit in Anspruch nahm und mich beinahe alle Geduld verlieren ließ.

So wie er das letzte Wort gesprochen, richtete er sich in der Hängematte auf und starrte Paschiko, der sich nunmehr niedergesetzt hatte, so wie mich und meine Begleiter an, während die Weiber Töpfe mit in Capsicum-Sauce gekochtem Fleisch und Fischen, frische Cassadekuchen und mehrere, mit Paiwari gefüllte Calabassen herbeibrachten, Alles auf eine, an der Erde ausgebreitete, Matte hinstellten und uns einluden, heranzukommen und zuzulangen.

Meine Begleiter warteten eine wiederholte Einladung nicht ab, sondern eilten zu den gefüllten Fleischtöpfen, um deren Inhalt bald verschwinden zu lassen.

Da die Niederlassung keine Fremdenhütte hatte, wurden wir in verschiedenen Hütten untergebracht, ich mit meinen drei indianischen Dienern in der geräumigen Hütte eines jungen Ehepaares.

Trotzdem Arrawa nur einige Stunden Weges von dem letzten Nachtquartier Mapeima, von wo wir am frühen Morgen abgereist, entfernt lag, war es wegen der vielen Hindernisse, die auf unserer heutigen Tour sich uns entgegenstellten, bereits gegen Abend, als wir hier anlangten, so daß sich meine Geschäfte für heute nur noch auf das sehr nöthige Umkleiden beschränkten, worauf ich mich, nach dem Genuß eines Stück Cassadebrotes und einiger Bananen, in die Hängematte warf, in der ich bald entschlummerte.

Ein heftiger Regen, der bereits die ganze Nacht gewährt, wie mir gesagt wurde, prasselte bei meinem Erwachen des anderen Morgens unter starkem Geräusch auf das Dach der Hütte herab und raubte mir, bei einem Austritt aus letzterer, jegliche Aussicht.

Gleich den riesigen Gebirgsketten der Cordilleren oder des Himalaya erhob sich vor mir, in dem grauen Regenschleier ungeheure Dimensionen annehmend, das Canuku-Gebirge, von dessen

Höhen, um die Täuschung zu vollenden, unter entsetzlichem Toben und Brausen zahllose, hoch angeschwollene Wasserbäche herabstürzten, um vereint mit dem nahen, über gewaltige Felsmassen wild dahinrasenden Flusse, eine wahre Höllenmusik auszuführen. Die niedrigen Stellen der kleinen Hochebene, auf welcher die Niederlassung stand, waren zu Teichen geworden, deren braunes Lehmwasser mit dem Colorit der Regenlandschaft in vollem Einklang stand, und von lebenden Wesen waren nur einige Arára und Amazonen-Papageien zu erblicken, die mit ausgespreizten Flügeln und heftigem Krächzen, auf den Hüttendächern der Wohlthat des Regens sich erfreuten.

Die schlimme Witterung hielt den ganzen Tag an und wurde am Abend noch ungünstiger, indem der Regen wirklich wolkenbruchähnlich herabzufallen begann.

Da die Indianerinnen, wegen der durch den gewaltigen Regen verursachten Ueberschwemmung der ganzen Umgegend, kaum nach ihren entfernten Provisionsfeldern gelangen konnten, um Cassadewurzeln zum Brotbacken zu holen, und sie fast gar keinen Vorrath von Lebensmitteln, höchstens einige Bananen, Pisang oder geräucherte Fische, in ihren Hütten hatten, war die heutige Beköstigung eine sehr mangelhafte und beschränkte sich nur auf Cassadebrot.

Das Leben in der Hütte, zu dem ich durch die ungünstige Witterung verdammt war, bot mir wenig Neues. Der junge Ehemann schien seine Frau sehr zu lieben und genirte sich, was ich sonst ungemein selten bei Indianern gefunden habe, im Austheilen seiner Liebkosungen wenig vor mir, obgleich er damit stets in den Schranken der Decenz sich hielt. Das Ehepaar hatte bereits ein kleines Mädchen, dem die Mutter mit ungeheurer Liebe zugethan war, eine sehr hervorragende Eigenschaft aller Indianermütter, die ihre Kinder bis zur Zeit von deren Mannbarkeit, mit wahrer Affenliebe verehren und sie, vom Säuglingsalter an, nicht aus ihrer Nähe lassen.

Die Hauptarbeit der Frau während des ganzen Tages war das Spinnen von Baumwolle, das sie vermittelst einer höchst praktischen Spindel mit seltener Fertigkeit bewerkstelligte; das in dieser Art gesponnene Baumwollengarn wird dabei, wie beim Zwisten, mit derselben Spille stark gedreht und dadurch viel stärker, als das vermittelst Spinnräder hergestellte, so daß es sich seiner Dauerhaftigkeit wegen zum Fertigen von Hängematten besonders eignet. Der Mann war eben jetzt mit letzterer Arbeit beschäftigt, die als Handarbeit nur langsam vorwärts schritt. Die zur Anfertigung einer Hängematte nöthigen Baumwollenfäden werden über einen großen, aus Baumstämmen sorgfältig gezimmerten Rahmen, von rechts nach links gespannt und durch diese sodann die kreuzweise stehenden Fäden vermittelst der Hand gewirkt, was selbst dem Indianer äußerst geisttödtend und langweilig erscheinen muß, da er nie lange bei dieser Arbeit ausdauert, sondern sehr ofte und lange Pausen dabei eintreten läßt, weshalb die Herstellung einer einzigen Hängematte mitunter viele Monate dauert, indem ihr Fertiger oft tage-, ja wochenlang dabei pausirt.

So war es auch hier bei dem jungen Ehemann, den die Macht der Liebe fortwährend von seiner Arbeit trieb, um sich der angenehmeren der Liebeständelei hinzugeben.

Das ungünstige Wetter dauerte auch am nächsten Tage in all' seiner Heftigkeit fort und machte diesen Ort für mich zu einem wahren Gefängniß; ohne die geringste Beschäftigung, ohne jegliches Buch, nur auf die Gesellschaft der Indianer, mit denen ich mich wegen meiner mangelnden Kenntniß ihrer Sprache nur wenig unterhalten konnte, beschränkt, fühlte ich mich im höchsten Grade gelangweilt und wußte nichts Anderes zu thun, als in der Hängematte zu liegen und den Tag rauchend zu verbringen — ein nicht beneidenswerthes Loos.

Meine Indianer selbst fühlten sich in dem fremden Orte im

höchsten Grade gelangweilt, der wenige, hier vorräthig gewesene Paiwari war bereits ausgetrunken und konnte, wegen Mangel an Cassadebrot, das bei dem schauderhaften Wetter ebenfalls zu fehlen begann, nicht gemacht werden. Jagd und Fischfang waren eben so wenig zu unternehmen und Schmalhans wurde bei ihnen Küchenmeister, ein für Indianer sehr unwillkommener, lästiger Geselle, den sie nicht lange dulden mögen. Neidisch blickten sie auf mich, der ich wenigstens am Essen nicht Noth litt, sondern meinen Kochtopf stets mit Hühnern und deren famoser Brühe gefüllt hatte, und scheel genug schauten sie mir zu, wenn ich meine gastronomische Mahlzeit hielt. Sicher verwünschten sie oft genug ihr Vorurtheil, nie das Fleisch von Hühnern zu genießen, und schämten sich gewiß nur vor einander, von meiner Einladung zum Hühnermahle Gebrauch zu machen, was mir dadurch ersichtlich wurde, als ich bald in Paschiko, dem ich heimlich ein halbes Huhn zugesteckt hatte, das er, unbemerkt von den Andern, im größten Regen außerhalb der Hütte verschlang, einen Proselyten machte.

An eine Weiterreise von hier nach dem am Berge Ilamikipang gelegenen Urari-Orte Curata-kiu war wegen der totalen, gewaltigen Ueberschwemmung der nach dieser Gegend hin niedrigen Savane, die durch ausgedehnte Itasümpfe und tiefe Creeks noch unwegsamer gemacht wurde, nicht mehr zu denken, selbst keiner der Indianer getraute sich, auf meine Aufforderung, nach dem nur 4 Stunden von Arrawa entfernten Orte zu gehen, da dies schlechterdings, wie sie selbst behaupteten, unmöglich war. So mußte ich denn meine Tour dahin und den Wunsch, eine genügende Quantität Urari zu erlangen, aufgeben und vor Allem darnach trachten, sobald als möglich nach Tarinang zurückzukehren.

Doch auch dies wurde mir vorläufig durch das schreckliche Wetter unmöglich gemacht, und ich sollte noch mehrere Tage voll Langweile und Sehnsucht in Arrawa zubringen.

Täglich sandte ich in der Weise des alten, gemüthlichen Noah, statt der Taube jedoch einen Indianer, aus meiner kläglichen Arche nach der Richtung von Mapeima, um über den Stand der Ueberschwemmung der Savane und der Itasümpfe sich zu informiren, ohne daß dieser mit einem Oelblatt, wohl aber mit der stereotypen, trostlosen Antwort zurückkam, daß der Weg noch nicht zu passiren sei.

So verbrachte ich eine höchst langweilige Woche in Arrawa, nach deren Verlauf das Wetter endlich günstiger sich gestaltete, indem der Regen eine Pause machte, die Sonne hervortrat und der hohe Wasserstand auf der Savane sich verminderte, so daß es mir nach einigen Tagen möglich wurde, mit meinen Begleitern die Rückreise nach Tarinang antreten zu können, die ich glücklich, wenn auch unter ähnlichen Hindernissen als die Hinreise, innerhalb dreier Tage ausführte.

Wiederum in Tarinang, beschloß ich, künftig dergleichen größere Ausflüge in der Regenzeit zu unterlassen, indem sie im höchsten Grade beschwerlich und von äußerst geringem Vortheil in Bezug auf naturwissenschaftliche Sammlungen sind, die, nur in spärlicher und mühsam erworbener Ausbeute bestehend, in der Regel, bei dem Mangel an Gelegenheit, sie gehörig zu conserviren, zu trocknen und während des Marsches vor Feuchtigkeit zu bewahren, ganz zu Grunde gehen oder doch bedeutend an ihrer Frische und Färbung verlieren.

Die Regenzeit hielt bis Ende August an, obgleich in der Mitte dieses Monates der Regen seltener wurde und oft viele Tage pausirte, so daß der hohe Wasserstand der Flüsse und der überschwemmten Savane gegen Ende August bereits im Nachlassen war.

Mit Anfang September hatte der tropische Winter, in mehrfacher Beziehung die schönste Jahreszeit in den Tropen, sich ausgetobt, und von Neuem glänzte der wolkenlose, heitere, tiefblaue

Himmel auf die Savane nieder, während ein kühler Ostwind die der Gesundheit schädlichen Dünste verwehte, die nach der Regenzeit sich aus der angesammelten, gewaltigen Wassermenge zahlreich entwickelten.

Die ganze Natur umher zeigte sich nunmehr in ihrer vollsten, üppigsten Kraft und die vor mir ausgebreitete Landschaft prangte in einer Schönheit, die der stärkste Pinsel nur in matten Umrissen wiederzugeben, die gewaltigste Phantasie kaum zu fassen vermögen würde. Der schönste, üppigste Wiesengrund, auf dem das zartgrüne Gras, von der Morgenbrise angeweht, in sanften, endlosen Wellen hinfloß und auf dem die in weiter Ferne zerstreuten, einzelnen Palmengruppen wie Schiffe auf der unübersehbaren See zu schwanken schienen, lag vor mir. Nirgends war ein hoher Punkt zu sehen, und die ganze, ungeheure Landschaft schwamm buchstäblich vor meinen Augen, wiegend und wogend, gleich dem vom sanften Ostwinde angehauchten Meeresspiegel.

Gegen Süden ging die Ebene plötzlich in das Gebirge über, das in seinen malerischen Formen gewaltig hoch anschwoll, während gen Westen die grenzenlose Savane in ätherischen Tinten am fernen, duftigen Horizonte sich verlor.

Eines Morgens mit Sonnenaufgang aus der Hütte tretend, um die zu dieser Zeit sehr angenehme frische Luft und die herrliche Aussicht zu genießen, wurde ich durch heftiges, wiederholtes Schreien, das immer näher und näher tönte, aus meinen Betrachtungen gerissen und erblickte in der Ferne eine Anzahl Indianerbuben, die den Hütten der Niederlassung zuliefen und ein ziemlich großes Thier vor sich hertrieben, das mehr springend als laufend alle seine Kräfte anstrengte, um seinen Verfolgern zu entrinnen. Sobald die Buben das Dorf erreicht hatten, schlossen sich sämmtliche männliche Bewohner ihnen an und trieben unter dem fortwährenden Rufe „Tamanuá, Tamanuá!“ das heftig geängstete Thier gerade auf meine Wohnung zu.

An der langen, rüsselförmigen Schnauze und dem langen buschigen, geradeaus gestreckten Schwanze erkannte ich in dem großen Thiere einen Ameisenbär (Myrmecophaga jubata Lin.; „Tamanuá" der Macuschis) und eilte der nunmehr nahe gekommenen wilden Jagd, die sich durch eine große Menge Indianer und deren Hunde vermehrt hatte, entgegen, um dem Thiere die Flucht aus dem Dorfe in die offene Savane abzuschneiden. Es war nicht allzu schwer, dasselbe bei dem Hundetrab, den es angenommen, einzuholen; jedoch das kräftige, mit gewaltigen, scharfen Klauen bewehrte Thier einzufangen, dies war die Schwierigkeit. Näherte sich ihm einer der Indianer, so setzte es sich nieder, stemmte den linken Vorderfuß auf die Erde und hieb mit dem rechten so kräftig nach dem Verfolger, daß jeder treffende Hieb mit den harten, langen Krallen eine schreckliche Wunde verursacht hätte. Wurde es, wie dies von mir mehrmals geschah, am Ende des langen Schwanzes gepackt, so veränderte es blitzschnell seine Position, und geschah der Angriff auf dasselbe von mehreren Seiten, so warf es sich auf den Rücken und führte dann seine gewichtigen Hiebe mit beiden Vorderfüßen aus, wobei es fortwährend zornige, schnaubende Töne ausstieß. Oft genug mischte sich damit das Zetergeheul der Indianerhunde, deren Angriffe auf das Entschiedenste und für sie auf das Fühlbarste zurückgeschlagen wurden. Hatte es einen derselben ergriffen, so vermochte Nichts mehr ihn aus der tödlichen Umarmung zu retten, in der es den Zudringlichen mit übergeschlagenen Vorderfüßen an sich drückte.

Wohl über eine halbe Stunde dauerte bereits diese Hetzjagd, ohne daß es uns Jägern gelungen wäre, das Thier zu bewältigen, das, obgleich bereits zu verschiedenen Malen eingeholt, sich stets in der angegebenen Weise aufs Tapferste vertheidigte und dann wieder die Flucht ergriff, wobei ich die größte Mühe hatte, die Indianer vom Tödten desselben durch Steinwürfe oder Keulenschläge abzuhalten, da ich es gern lebend besitzen wollte. Endlich

schien es doch, durch das ungewohnte Laufen, die Prügel der Indianer, wie die Angriffe der Hunde, zu ermüden, es keuchte gewaltig und sein Trab wurde immer langsamer. Als das geängstigte Thier die Unmöglichkeit der Flucht einsah, setzte es sich ruhig auf die Hinterfüße nieder und nahm seine respectable Positur zur Vertheidigung wieder ein, indem es die ihm nahenden Indianer durch kräftige Hiebe des einen Vorderfußes von sich abzuwehren suchte, wobei es aber diesmal der List seiner Angreifer unterlag. Indem es einige von vorn beschäftigten, schlichen sich andere im Rücken heran und gaben ihm mit Knütteln mehrere so gewaltige Schläge auf den kleinen, kurzbehaarten Kopf, daß das arme, bereits erschöpfte Thier, davon betäubt, zur Erde sank, worauf einige der Indianer sogleich über dasselbe herstürzten und es fest zu Boden gedrückt hielten, während andere sich der gefährlichen Vorderfüße bemächtigten, die sie ebenfalls der Länge nach zur Erde preßten, so daß das Thier sich kaum mehr zu rühren vermochte.

Ich eilte indeß schnell in meine Wohnung nach einigen festen, langen Stricken, mit denen ich die Füße des Thieres fest zusammenschnürte, worauf es in der Nähe meiner Wohnung an einen Baumstamm gebunden wurde.

Es war ein Weibchen von bedeutender Größe, denn seine Länge betrug, mit Einschluß des 2 Fuß 8 Zoll langen Schwanzes, 7 Fuß, bei einem Umfang von 2 Fuß 10 Zoll; die pfriemenförmige, runde Zunge hatte eine Länge von 1½ Fuß. —

Nachdem ich das Thier hinlänglich gesichert zu haben glaubte, sandte ich die Indianerbuben, hauptsächlich damit sie nicht länger das gänzlich abgemattet scheinende Thier mit Knütteln stießen und in anderer Weise neckten, in den Wald, um zur Fütterung des Gefangenen einige große Nester der Baumtermiten zu holen, und ging dann in meine Hütte, während sich die erwachsenen Macuschis ebenfalls hinweg begaben.

Nach Verlauf einer Stunde wurde ich durch das außerhalb ertönende Geschrei „Tamanuá!“ bei der Arbeit gestört und erblickte beim Hinauseilen den Ameisenbär in voller Freiheit dahintrabend, verfolgt von einer Bande Indianerbuben; er war wieder zur Besinnung und zu Kräften gekommen und hatte die ihn umschnürenden Stricke zerrissen. Diesmal wurde er von mir und mehreren herbeigeeilten Indianern schneller und leichter eingefangen und dermaßen mit Stricken gefesselt, daß seine nochmalige Befreiung unmöglich schien; außerdem hatte ihn die zweite Jagd so erschöpft, daß er wie leblos bei dem Baume, an den er gebunden war, lag und kaum noch athmen konnte. Dem ungeachtet war er innerhalb einer Stunde wieder wohl auf und strengte alle Kräfte an, um seine Fesseln zu zerreißen, was ihm diesmal jedoch nicht zu gelingen schien. —

Als ich später nach der üblichen Siesta wieder aus der Hütte trat, um ihn zu beobachten, war er verschwunden und nur die zerrissenen Stricke bezeugten seine einstige Anwesenheit; ich bedauerte, nunmehr zu spät, ihn nicht getödtet zu haben, da er ein Prachtexemplar war und eine wahre Zierde für ein Museum gewesen wäre. —

Das Weibchen des Ameisenbäres wirft nur ein Junges, das, nachdem es einige Tage alt, von der Mutter auf dem Rücken umher getragen wird.

Wie bekannt läuft der Ameisenbär auf der äußeren Seite der Sohle der Vorderfüße, wobei er die gewaltigen, scharfen Klauen unter der Sohle zusammenzieht; es ist deshalb im höchsten Grade unnatürlich, wenn man ausgestopfte Exemplare in Cabineten und Museen auf der inneren Sohle der Vorderfüße, mit lang ausgestreckten Klauen, stehen sieht.

Daß er, vom Jaguar angegriffen, aus dem Kampfe mit ihm oft als Sieger hervorgeht, versicherten mich die Indianer, wie daß sie mitunter schon Jaguare mit aufgerissenem Leibe, sowie

auch beide Kämpfer zugleich, todt in der Savane gefunden hätten; bei der Lügenhaftigkeit der Indianer, die sie besonders Reisenden gegenüber aufs Talentvollste entwickeln, ist diesen Berichten nicht Glauben zu schenken, trotzdem es unbedingt feststeht, daß dem Ameisenbären in der außerordentlichen Muskelkraft der Vorderfüße, wie in den ungeheuren Klauen, ein sehr gefährliches Vertheidigungsmittel verliehen ist. —

Im September unternahm ich eine nochmalige Tour nach dem Canuku-Gebirge, besonders nach dem Orte Curata-kiu wegen des Einhandelns von Urarigift, diesmal jedoch unter günstigeren Auspicien, denn der Himmel war völlig wolkenlos, die Savane, wenn auch noch etwas feucht, doch frei von Wasser und die zu passirenden Flüsse und Creeks wieder auf den gewöhnlichen Wasserstand reducirt.

Bereits am zweiten Tage meiner Reise, die ich diesmal mit zehn Macuschis, jedoch ohne den Capitain Paschiko machte, kam ich gegen Mittag in Arrawa an, wo ich wieder in der Wohnung des zärtlichen Ehepaares logirte und am nächsten Morgen meine Reise nach dem Ilamikipang fortsetzte. Die mit üppiger Vegetation bekleidete Anhöhe von Arrawa unter Botanisiren hinabschlendernd, stand ich vor einem überaus breiten Itasumpf, der weder zu umgehen, noch auf Stämmen zu überschreiten war, sondern mitten hindurch in Angriff genommen werden mußte. Die Indianer kneteten tapfer voran, wobei ihnen der rothe Schlamm weit über die Knie reichte, und mir blieb nichts übrig, als meine Kleider abzulegen und im indianischen Costüm den breiten Sumpf ebenfalls zu durchwaten, in den ich einigemal bis an die Hüften einsank und alle Mühe hatte, mich wieder herauszuarbeiten. Das Allerunangenehmste war jedoch, nach Erreichung der trockenen Savane weit und breit nicht Wasser anzutreffen, um den total beschmutzten Körper rein waschen zu können, was für mich, der ich wieder meine Kleidung anlegen mußte, ungemein fatal war; es

blieb mir nichts übrig, als durch Abreiben des Körpers mit Gras mich wenigstens vom gröbsten Schmutz zu befreien, wodurch ich es doch nicht verhindern konnte, daß meine, durch den Schlamm förmlich gebeizte, Haut einige Tage lang mich auf das Empfindlichste juckte und brannte. Im Ganzen war die Tour von Arrawa nach dem Berge Ilamikipang die schönste der ganzen Reise, liebliche Wäldchen von Maripa-, Yawailé- und Turu-Palmen (Oenocarpus Bataua Mart.) wechselten mit blumenreichen Savanen, über welche die gewaltigen, dunkelbewaldeten Gebirgsmassen der Canuku-Kette mit ihren schroffen Felsenkämmen sich hoch aufthürmten und der herrlichen Landschaft einen erhabenen, großartigen Charakter verliehen. Aus dem letzten, vor der Niederlassung gelegenen, prächtigen, aus einem wahren Pflanzenchaos von Palmen, Farn, Uranien und anderen großblättrigen Scitamineen bestehenden Wäldchen heraustretend, befand ich mich am Ufer eines kleinen Flusses, dessen klares, über feines Sandbett rieselndes Wasser zu einem wohlthätigen Bade von mir und meinen Begleitern auserkoren wurde.

Von hier bis nach der Niederlassung dehnte sich eine weite, mit üppigstem Gras und Curatella-Bäumen bewachsene Savane, die durch das krüpplige Wachsthum und die vereinzelte, reihengleiche Stellung dieser Baumart große Aehnlichkeit mit einem europäischen Obstgarten zeigte, aus, in welcher dahinwandernd wir in einer Stunde die Niederlassung Curata-kiu erreichten.

Sie bestand aus drei großen Hütten, von denen zwei vollkommen rund, mit niedrigen Lehmwänden und hohem, spitz zulaufendem Palmendache aus den Fächerwedeln der Ita, aufgeführt waren, die dritte, an allen Seiten offen, nur aus einem auf Pfosten ruhenden Palmendache bestand und zur Fremdenhütte bestimmt war.

Nur eine Familie, und zwar die des Bereiters des Urarigiftes, die aber ziemlich reich an Mitgliedern war, wohnte hier,

und der alte Giftmischer Tenaqua, der mich bereits mehrmals schon in Tarinang besucht hatte, begrüßte mich bei meiner Ankunft recht freundschaftlich und ließ mir und meinen Begleitern sogleich, ohne die üblichen indianischen Eingangsceremonien abzuhalten, reichlich Speise und Trank, in Maipurifleisch, Cassade und mit Paiwari gefüllten Calabassen bestehend, vorsetzen, nach deren Genuß wir uns sämmtlich in der Fremdenhütte einlogirten.

Neugierig sah ich mich in den Hütten um, von denen die größte zum Wohnsitz der Familie bestimmt war, während die mittlere, nach den auf der Erde und auf rohen Bänken umherliegenden Geräthschaften zu schließen, ein indianisches, chemisches Laboratorium barg.

Die indianischen Apparate waren allerdings sehr einfach, denn anstatt Retorten und Tiegeln dienten hier große Töpfe eigenen Fabrikates und auf wunderbare Weise in die ferne Wildniß gelangte Flaschen von Alsopp's best pale-ale oder Barklay's brown stout, statt der Trichter zusammengedrehte Düten aus Bananenblättern und statt der Filters das schwammige Zellgewebe der Luffa aegyptiaca; doch trotz der Mängel der Requisiten wußte der alte Giftmischer seine furchtbare Paste, das Urari, sehr wohl zu bereiten.

Obgleich ich früher bereits mehrmals ihn ersuchte hatte, mir sämmtliche zur Fertigung des Urari nöthigen Pflanzen und deren Rinden und Wurzeln zu bringen und ihm einen hohen Preis dafür gesetzt, hatte er sich bisher entschieden geweigert, meinen Wunsch zu erfüllen, und mir erst nach langen Bitten einige kleine, mit Urari gefüllte Calabassen gegen theure Tauschartikel abgelassen; diesmal jedoch glaubte ich ihn sicher zu haben und ihm das Geheimniß der Uraripflanzen und der Bereitung des Giftes zu entlocken.

Ich speculirte dabei auf seine mir bekannte Neigung zum Trunke und hatte mir vom brasilianischen Fort São Joaquim

am Rio branco mehrere Flaschen Cachaça (frischen, weißen Rum aus Zuckerrohr) zu verschaffen gewußt, von denen ich ihm eine bei meiner Ankunft in seiner Niederlassung zum Geschenk machte, sehr richtig voraussetzend, daß er sie noch an demselben Abend, und zwar allein, leeren würde. So sehr es mich anwiderte, meiner Maxime, den Indianern niemals starke Getränke zu verabreichen, untreu zu werden, blieb mir doch hier nichts Anderes übrig, um meinen Zweck zu erreichen und den vielseitig an mich gestellten Anforderungen betreffs der Kenntniß der Bereitung und des Besitzes von Urari nachzukommen. Ueberdies hatte ich mir gerade in diesem Falle geringere Scrupel zu machen, da der alte Giftmischer auch ohne mein Zuthun ein anerkannter Trinker war, der fast täglich in Paiwari sich berauschte und zur consequenten Durchführung dieses edlen Strebens alle in der Nähe und Ferne statt findenden Trinkfeste durch seine Gegenwart beehrte, resp. verschönerte.

Der Mann entsprach meinen Erwartungen vollkommen, indem er noch am späten Abend an meiner Hängematte im Stadium höchster Glückseligkeit erschien und mir die leise sein sollende, aber ungewöhnlich laut hervorgeschriene Mittheilung machte, daß er die Flasche Cachaça bereits geleert und eine zweite wünsche, die ich ihm aber mit dem Bemerken verweigerte, daß er morgen eine solche haben solle, wenn er mir verspräche, meine ihm bekannten Wünsche wegen des Urari zu erfüllen. Ohne Zögern gab er mir die feste Zusicherung, morgen bereits mit mir eine Tour nach dem Berge Ilamikipang zu unternehmen, um mir sämmtliche zur Urari-Bereitung nöthigen Pflanzen zu zeigen, sowie in den nächsten Tagen in meinem Beisein das Gift zu bereiten.

Am nächsten Morgen fühlte er sich jedoch, in Folge der genossenen Cachaça, zu elend, um sein Wort zu halten, und in der folgenden Nacht war in der Niederlassung selbst ein Trinkfest, bei welchem er als Ceremonienmeister zu fungiren hatte, so daß erst

am vierten Tage der beabsichtigte Ausflug nach dem Ilamikipang zu Stande kam.

Die Nacht während des Trinkfestes hatte ich wegen des gewaltigen Lärmes der trunkenen Indianer meist im Freien zugebracht, wo, im Vergleich zu der drückenden Hitze in der mit Menschen überfüllten Hütte, eine angenehme, kühle Luft herrschte.

Die halbe Silberscheibe des abnehmenden Mondes beleuchtete die riesige Felsmauer des vor mir sich aufthürmenden Gipfels des Ilamikipang mit ihrem geisterhaften, weißen Lichte, während der andere Theil des Berges in die dunklen Schatten der Nacht gehüllt war, wodurch die gewaltige Bergmasse in ihren überdies so sonderbaren Formen einem riesigen Koloß ähnelte, dessen vom Rumpfe getrennter Kopf zu seinen Füßen liegt. Diesen Kopf repräsentirte aufs Täuschendste der gewaltige, 600 Fuß hohe, runde Felsblock Tschubara, der zur Ostseite des Ilamikipang aus der Savane sich erhob.

Lange Zeit saß ich, meinen Betrachtungen hingegeben, in großer Entfernung von den Hütten, auf einem von dichten Curatella-Bäumen beschotteten Felsblock, während das silberne Licht des Mondes in schönster Klarheit über die vor mir liegende Savane sich ergoß.

Nur in schwachen Lauten vernahm ich hier den wüsten Lärm der trunkenen Indianer und ergötzte mich an den seltsamen Tönen des großen Caprimulgus (Nyctibius grandis Vieill.), die bald schallendem Gelächter, bald ängstlichen Hilferufen ähnlich, in der Savane erklangen, wozu das melodische Rauschen des in der Ferne über Felsblöcke stürzenden Flusses eine nicht unharmonische Begleitung lieferte.

So verbrachte ich den größten Theil der Nacht auf der kühlen Felsenplatte, bis der Horizont im Osten heller zu werden begann, während das grelle Licht des Mondes und das Funkeln von Milliarden von Sternen allmälig erblich und die aufgehende

Sonne ihre ersten freundlichen Strahlen als Morgenkuß über die Savane hauchte.

Und nunmehr vom purpurrothen Lichte übergossen, streckte die riesige Felsmauer des Ilamikipang sich in das bei der Morgenbeleuchtung in den herrlichsten Nüancirungen von Gelb, Grün und Blau prangende Aethermeer, und gleicher Purpurhauch überflog die Gipfel der dichten Laubmassen, die den unteren Theil des geisterhaften Berges bedeckten, während tief violettblaue Schatten an den Abhängen seine vielen Abgründe und Schluchten bezeichneten.

Das lustige Chor der Vögel war erwacht und trillerte, schlug und sang überall in den Gebüschen, wie in dem Grase der Savane. Orangerothe Trupial's wiegten sich, Feuerbällen gleich, auf den Zweigen der Rhopala, lustige Colibri's summten gleich Dämmerungsfaltern um die grünweißen, schön duftenden Curatellablüthen und orangegelbe Kessi-Kessi-Papageien flogen in Schaaren unter laut krächzendem Gezänk von Baum zu Baum und brachten neues Leben in die bisher stille Natur.

Ich eilte nach der Niederlassung zurück, in der ich sämmtliche Indianer in Folge der durchschwärmten Nacht, schlafend antraf, eine echt indianische Beschäftigung, der ich mich, da ich die Nacht größtentheils schlaflos zugebracht, ebenfalls hingab. An diesem Tage war natürlich nicht an den mit dem Giftkoch verabredeten Ausflug zu denken, der aber für den nächsten Tag ganz bestimmt beschlossen wurde.

Es war kurz nach Sonnenaufgang, als ich mit Tenaqua und einigen Macuschis mich auf den Weg nach dem Ilamikipang machte und bald den Fluß Mucumucu erreichte, der auf einem kolossalen, quer über demselben, von einem Ufer zum anderen liegenden Baumstamm überschritten wurde. Schäumend und tosend stürzte das klare, kühle Wasser des Flusses über die gewaltigen, sein Bett anfüllenden Felsblöcke, gleich als wolle es sich

noch einmal recht austoben, bevor es sich mit dem lehmigen, ruhig dahin fließenden Wasser des Tacutú, der es dem gewaltigen Amazonas zuführte, vermischte.

Dichter Wald zog sich am jenseitigen Ufer den Abhang des Berges hinan; er bestand hauptsächlich aus Palmen und Scitamineen, welche letztere durch den Farbenschmelz ihrer großen Blüthenscheiden einen lieblichen Farbenwechsel in die dunkelgrüne Belaubung streuten. Unter den ersteren zeichneten sich ganz besonders durch ihre Ueppigkeit in Wuchs und Wedelbildung die Iriartea exorrhiza und ventricosa Mart., Attalea speciosa mit 40 Fuß langen Wedeln und mehrere Species des stachligen Desmoncus aus, ebenso traten die uranienähnlichen Ravenala und Phenakospermum in einer Vollkommenheit auf, wie ich sie bisher noch nie gesehen. Farnkräuter der Gattungen Adiantum, Schizaea, Mertensia, Hymenophyllum, Polypodium und Acrostichum bedeckten den Boden und die gewaltigen Stämme der Laubbäume. Riesige, von der Felsmauer des Gipfels herabgestürzte Felsblöcke thürmten sich in phantastischen Formen hier und dort über einander und waren mit einer üppigen Vegetation großblättriger Aroideen, feingefiederter Farn und zierlicher Lycopodien geschmückt.

Hier bereits begann das Aufwärtssteigen, das gleich Anfangs durch die Steilheit der Abhänge sehr erschwert wurde. Das felsige Bett eines Baches, dessen Ufer mit einem dichten Saum niedlicher Trichomanes-Arten eingefaßt waren, mußte als Pfad dienen, da die Vegetation rings umher so dicht in einander verschlungen war, daß es großen Zeitverlust gekostet hätte, durch sie hindurch Bahn zu hauen.

Eine prachtvolle Scenerie zeigte sich meinen neugierig umherschweifenden Blicken!

Die schräg herabfallenden Sonnenstrahlen schufen goldene Transparente in den gewaltigen Laubmassen, die durch das Dunkel gigantischer Baumstämme einen natürlichen Rahmen er-

hielten; die riesigen, himmelan strebenden Wedel der Piassaba-Palme (Attalea speciosa Mart.), wie die zartgefiederten, gleichsam in der Luft schwebenden Kronen der Baumfarn bildeten prächtige Contraste gegen die üppige Fülle des glänzenden Blätterdickichts, während spiralförmig gewundene, gegliederte und kettenähnliche Cipos (Schlingpflanzen) in den sonderbarsten Verschlingungen, weitmaschigen Netzen gleich, hoch über dem Bett des Baches von Ufer zu Ufer, von Baum zu Baum, sich spannten. Im blendenden Glanze fielen die Streiflichter auf den in wilden Sprüngen über braune Felsblöcke herabstürzenden Bach und reflectirten gleich flüssigem Silber die von seinen Strudeln und Wirbeln aufgefangenen Sonnenstrahlen.

Lautlos glitten die braunen Gestalten der Indianer über die gewaltigen Felstrümmer und einzelne auf sie fallende Sonnenblicke ließen ihre roth bemalte Haut in feurigem Glanze erscheinen. —

Das Groteske der Scenerie wurde durch das ununterbrochene Plätschern, Murmeln und Brausen zahlloser kleiner Wasserfälle bedeutend erhöht und ließ die Schwierigkeiten des Emporsteigens, das wegen der schlüpfrigen Felsflächen bei jedem Schritt gefahrvoll war, weniger bemerklich werden.

Höher und höher aufwärts klimmend, bannte, in der Nähe eines riesigen Felsblockes angelangt, ein eigenthümliches Schauspiel meine Schritte.

Durch dichtes Gebüsch verborgen, erblickte ich eine Gesellschaft von einigen zwanzig der herrlich orangegelben Felsenhühner (Rupicola crocea Lin.), die hier zu einer Art Tanz, eine diesen prächtigen Vögeln besondere Eigenthümlichkeit, versammelt waren. Stets nur ein Männchen derselben führte die tanzähnliche Bewegung aus, indem es mit ausgebreiteten Flügeln und weit ausgespreiztem Schwanze auf der Mitte des Felsens umherhüpfte, während die Anderen auf den Zweigen der den Platz einschließenden Gebüsche

saßen und unter den seltsamsten Tönen ihre Bewunderung des Tänzers laut werden ließen. Sobald letzterer erschöpft war, mischte er sich, einen sonderbaren Schrei ausstoßend, unter die Zuschauer, von denen ein anderer seine Stelle einnahm.

Leider konnte ich nur kurze Zeit das seltsame Tanzvergnügen bewundern, indem ein von Tenaqua aus seinem Blaserohr gesandter Giftpfeil den Tänzer tödtete, die Veranlassung zur schleunigsten Flucht all' seiner Kameraden.

Wild durcheinander liegende Felstrümmer und gewaltige, durch den Sturm entwurzelte Baumstämme bedeckten hier die Abhänge und machten das Emporsteigen ungemein beschwerlich.

Plötzlich blieb Tenaqua vor einer Schlingpflanze mit armstarkem, gewundenem Stengel, deren junge Zweige und Blätter mit dichtstehenden, rothbraunen Haaren bekleidet waren, stehen, machte mich auf sie aufmerksam und nannte ihren Namen „Urari-yeh". Es war das unheilbringende Gewächs, dessen Saft den Hauptbestandtheil des furchtbaren Urarigiftes bildet, die Strychnos toxifera Rob. Schomb.

Ich bedauerte sehr, an den vielen umherstehenden, großen Exemplaren dieser Pflanze nicht die geringste Spur von Blüthen und Früchten zu finden, wurde aber durch Tenaqua versichert, daß oft viele Jahre darüber hingingen, bevor diese Strychnos-Art einmal blühe, eine Erscheinung, die sich außerdem bei vielen Urwaldpflanzen, besonders bei Bäumen, wiederholt.

Nach Verlauf einer Stunde befand ich mich am Fuß der 800 Fuß hohen, senkrecht aufsteigenden, den Gipfel des Ilamikipang bildenden Felswand.

Ein wahres Chaos ungeheurer Felsblöcke lag hier wild über einander gethürmt.

Nicht die geringste Pflanze grünte auf dem kolossalen Steinhaufen, den neue Felsstürze vom Gipfel herab von Zeit zu Zeit vermehrten; er wurde von dichtem, hohem Gebirgsurwald einge-

schlossen, der mehrere riesige Bäume der Mespilodaphne pretiosa Nees aufwies. Wunderlich blühende Orchideen, schönblättrige Aroideen, ananasähnliche Tillandsien mit prächtig gefärbten Bracteen, zierlich gefiederte Schlingfarn, Cacteen mit herrlichen Purpurblüthen, dickblättrige Peperomien, bedeckten in üppigster Fülle die gewaltigen Stämme, während ein Netz von Schlingpflanzen von ihnen herab, auf die zartgrüne Decke zierlicher Lycopodien, die gleich einem Sammetteppich den Boden überzogen, sich senkte.

In dem clair obscur des Waldes wurde eine kleine Palmenhütte, ein indianisches Banaboo, sichtbar, das zwischen zwei riesigen, mit silbergrauen Flechten dicht überzogenen Felsblöcken äußerst romantisch gelegen war.

Tenaqua lud mich ein, ihm in die Hütte zu folgen.

Sie enthielt eine Sammlung von Rinden und Wurzelstücken sämmtlicher zur Bereitung des Urarigiftes nöthigen Pflanzen, die der alte Giftkoch bei seinen Ausflügen auf dem Berge zusammengebracht hatte und die er bis zu deren Gebrauch hier aufbewahrte, da er zur Fabrikation des Urari die getrockneten Pflanzentheile den frischen, in vollem Saft befindlichen, vorzog.

Meine Begleiter waren unterdeß vorausgeeilt, und so unternahm ich, nachdem ich längere Zeit der unterhaltenden Belehrung Tenaqua's zugehört hatte, allein mit ihm die Ersteigung des Felsgipfels.

Sie war weit beschwerlicher als die bis jetzt zurückgelegte Tour.

Der Urwald war verschwunden und nur niedriger Busch bekleidete den steilen, nur mit geringer Erdschicht bedeckten Felsabhang.

An den dünnen Stämmen des Gesträuchs meinen Körper in die Höhe schwingend, gelangte ich nach einer, in größter Anstrengung zugebrachten halben Stunde, auf die den Gipfel des Berges bildende Plattform.

Clusien, Myrtaceen und andere niedrige verkrüppelte Bäume mit weißgrauer, rissiger Rinde und glänzenden, lederartigen Blättern, verwoben durch zähe, holzige Schlingpflanzen und bedeckt mit einer üppigen Vegetation von Bromeliaceen, Orchideen und Aroideen standen dicht gedrängt auf der schmalen Felsplatte, und nur am Rande des senkrechten, grausigen Abgrundes trat der nackte Stein zu Tage.

Der herrlichste, saftgrüne Grasteppich, an dessen Spitzen Millionen krystallklarer Thautropfen, ein Geschenk der täglich den Gipfel umlagernden Wolken, glitzerten, breitete sich über die hohe Felsplatte, von der eine prachtvolle Fernsicht, als Lohn für die Anstrengung ihrer Ersteigung, meinen erstaunten Blicken sich darbot.

Weithin schweifte das Auge über die im Südost liegenden brasilianischen Campos am Rio Branco, die, gleich einem silbernen Bande, der gewaltige Takutú in den wunderlichsten Krümmungen durchzog, bis er sich in blauer, duftiger Ferne mit dem Rio Branco, dem „Uraricoeira" der Indianer, vereinte.

In größerer Nähe wand der breite Mahu („Ireng" der Macuschis) sich zwischen grellbeleuchteten Sandbänken hindurch, um gleich dem entfernteren Xurumú, seine blauen Wasser in den majestätisch dahin strömenden Takutú zu ergießen, und weit im Nordost, am fernen Rupununi, erhoben sich in duftiger Bläue die sonderbar schönen Formen des Macarapang-Gebirges, die mit dem nördlichen Abhange des Canuku-Gebirges zu einem Contour sich verbanden.

In seinen eigenthümlichen eckigen Umrissen begrenzte gegen Norden das lange, kahle Pacaráima-Gebirge den Horizont, während im Nordwest einzelne aus der Savane auftauchende, felsgekrönte Berggipfel, im Südwest dagegen die westlichen Ausläufer des Canuku-Gebirges die reizende Fernsicht schlossen.

Gleich dem wild aufgeregten Meere, wogte tief unter mir

ein dichtes Gewirr saftiggrüner Baumgipfel, von einzelnen Steinmassen, gleich Felsenriffen in offener See, überragt.

Nur spärlich zeigten sich den neugierig umherschweifenden Blicken die von der Sonne hellgelb erleuchteten Palmdächer einzelner Wohnungen oder kleiner Niederlassungen der Macuschis, während dicht aufsteigende Rauchwolken an einzelnen Stellen der Savane die Anwesenheit jagdlustiger Indianer verriethen.

Eine seltene Stille herrschte auf dieser Höhe und nur das schrillende Pfeifen der Cicaden tönte aus dem unter mir liegenden Laubmeere herauf nach meinem hohen Standpunkte.

In den Ritzen des gewaltigen Felsenabsturzes wurzelte eine seltene, schöne Orchidee, das Epidendrum Schomburgkii Lindl., in ziemlicher Anzahl, und ihre leuchtend scharlachrothen Blüthendolden schwebten, auf langen Stengeln prangend, vom Luftzuge sanft bewegt, über dem ungeheuren Abgrunde.

Am Rande desselben stehend, blickte ich mit Entsetzen in die grauenhafte Tiefe hinab, in die mich der geringste Fehltritt gestürzt hätte; der Gedanke daran ließ mich eiligst zurücktreten; ich fürchtete vom Schwindel ergriffen zu werden und mochte das Schicksal nicht in dreister Weise herausfordern.

Ein Macuschi, der meinen Wunsch, einige der Orchideen zu besitzen, bemerkt, kniete am Rande des Abgrundes und bog sich mit dem Oberkörper weit über denselben, während er mit der Rechten eine Anzahl der schönen Pflanzen ihrem gefährlichen Standorte entriß; ich hatte alle Mühe, ihn von noch waghalsigerem Unternehmen abzuhalten.

Nach dem Aufenthalte einer Stunde auf dem Gipfel des Berges, trat ich mit meinen Begleitern den Rückweg an, der wegen der gewaltigen Steilheit des Felsens noch beschwerlicher als das Aufwärtsklimmen war.

Nach mehreren, auf dem schlüpfrigen, abschüssigen Boden unfreiwillig ausgeführten Rutschpartien, gelangte ich zum Fuß

der hohen Felswand, an welchem Tenaqua einen kleinen Halt machte, um einige Bündel Rinden und Hölzer, die ihm zur morgenden Giftbereitung nöthig waren, aus dem Banaboo mit sich nach Hause zu nehmen. Im Weiterschreiten machte er mich noch auf mehrere andere zur Giftbereitung nöthige Pflanzen im Urwalde aufmerksam, unter denen eine Urostigma-Art, deren verletzter Rinde ein gelblicher, milchiger Saft entströmt, sowie ein strauchartiger, armdicker Schlingstrauch, dessen rothbraune, dicke Wurzel einen gelbbraunen Saft von sich gab und die ich für eine Pagamea oder einen Rouhamon hielt, mein besonderes Interesse in Anspruch nahmen.

Einige andere zur Fabrikation des Urari nöthigen Pflanzen versprach mir Tenaqua in einigen Tagen zu zeigen, da deren Standorte auf der Südseite des Bergabhanges seien, wohin zu gehen, es für heut bereits zu spät wäre, was seine vollkommene Richtigkeit hatte, da es längst dunkelte, als wir nach der Niederlassung zurückkamen. —

Er hielt am nächsten Morgen redlich sein Wort, indem er mich nach dem Frühstück in sein Laboratorium einlud, um seine Kunst der Giftfabrikation zu bewundern. Zuvörderst holte er selbst Holz und Wasser herbei und machte ein großes Feuer an, über das er einen neuen irdenen, 6 Quart haltenden, mit Wasser gefüllten Kochtopf, auf drei ihm als Feuerherd dienende Steine setzte, worauf er den Eingang der Hütte durch eine aus Wedeln der Maripa-Palme mattenähnlich geflochtene Thür verschloß, damit kein Uneingeweihter in das Heiligthum eintrete oder gar sein Geheimniß belausche.

Nunmehr breitete er alle ihm nöthigen Rinden und Wurzelstücke, dreizehn an der Zahl, vor sich hin und wählte von den Rinden zuerst die hauptsächlich zur Urari-Bereitung erforderlichen aus; es waren die Rinde und das Alburnum von Urari-yeh (Strychnos toxifera Rob. Schomb.), die Rinde der Arimeru

(Strychnos cogens Benth.) und Yakki (Strychnos Schomburgkii Kl.), letztere die einzige Uraripflanze, deren Standort nicht auf dem Ilamikipang, sondern in der Savane von Pirára ist. Indem er von der Rinde der Str. toxifera wohl achtmal mehr, als von der der andern beiden Arten nahm, stampfte er sie sämmtlich in einen großen, ausgehöhlten, in die Erde gegrabenen, als Mörser dienenden Holzblock und warf sie dann in den über dem Feuer stehenden Topf. Darauf kamen die anderen Rinden (der Urostigma, des Ei-yeh, Tarirenz, Wokarimo, u. s. w.) wie die Wurzelstücke (des Rouhamon oder der Pagamea, Tarireng, Tararemu, u. s. w.) an die Reihe, die ebenfalls, nachdem sie zerstoßen, in die bereits kochende Flüssigkeit geworfen wurden, womit der erste Act der Giftbereitung beendet war, indem der Inhalt des Topfes nunmehr 24 Stunden lang über einem mäßigen Feuer gelinde kochen mußte. Ich entfernte mich in dieser Zeit aus dem Laboratorium und überließ Tenaqua gern seiner eintönigen Beschäftigung des Unterhaltens des Feuers, des Schaumabschöpfens von der kochenden Masse, sowie des heftigen Blasens in dieselbe, das, wie er leise bemerkte, von vortheilhaftester Wirkung für die Stärke des Giftes sei.

Ich fand ihn noch bei derselben Beschäftigung, als ich am nächsten Morgen in die Giftbude trat; sein gefährlicher Extract, den er so sorgsam behütete, war jedoch bereits sehr eingekocht und dickflüssig, von der Färbung gekochten, starken Kaffees. Sobald er die Masse für hinreichend gekocht hielt, nahm er sie vom Feuer und goß sie in einen großen, über einem flachen, irdenen Gefäß befindlichen Trichter, der aus einem gewaltigen Blatte der Ravenala gedreht und innen mit dem lockeren, schwammartigen Zellgewebe der Frucht der Luffa aegyptiaca, zum Durchseihen der Flüssigkeit belegt war. Langsam träufelte diese durch den primitiven Trichter, worauf sie in dem flachen Gefäße einige Stunden der Einwirkung der Sonne ausgesetzt wurde. Dann

erst fügte er dem Extracte den, aus der mennigrothen Zwiebel einer Burmannia (B. bicolor Mart.) gepreßten, schleimigen Saft bei, worauf derselbe sofort zu einer gallertartigen Masse gerann, die dann, in noch flacheren Gefäßen wiederum der Sonne ausgesetzt, zu einer dicken Paste wurde, welche er darauf in kleine Calabassen[13]) füllte, die mit Calatheablättern oder Rehfell fest verschlossen und mit Curauafäden zugebunden wurden.

Statt des Saftes der Burmannia wird auch der schleimige Saft der knolligen Wurzel der Cissus quadrialata H. B. et Kth. („Muramu" der Macuschis) zum Eindicken des Urari benutzt.

Um die Stärke des Urari zu proben, ritzte Tenaqua ein Huhn mit einem in das Gift getauchten Pfeilchen, das fünf Minuten, sowie einige Eidechsen, die zehn Minuten nach der Verwundung starben; die Wirkung des Giftes tritt bei kaltblütigen Thieren später als bei warmblütigen ein.

Vieles ist von südamerikanischen Reisenden über die Bereitung des Urari, der sie vielleicht nie beigewohnt, gefabelt worden, selbst der, durch seinen phantastischen Ritt auf dem Alligator und die von ihm entdeckte Affengattung (?), berühmte Waterton, dessen Mittheilungen sonst größtentheils glaubwürdig sind, setzt in seiner Beschreibung der Fertigung des Urari, den vegetabilischen Bestandtheilen desselben noch die Giftzähne der gefährlichsten Giftschlangen, als Bothrops atrox, Lachesis rhombeata und Crotalus horridus, sowie die schlimmsten großen Ameisengattungen, als Ponera, Cryptoceras und außerdem noch andere gräßliche Dinge zu, um dem Leser recht gewaltig die Haut schaudern zu machen.

Durch von mir eigens angestellte Versuche habe ich mich fest davon überzeugt, daß der gehörig ausgekochte Saft der Rinde der drei hier angeführten Strychnos-Arten, ganz besonders der von Str. toxifera, allein schon hinreichend ist, um Urari in eben der Stärke und Wirkung als das von den Macuschis gefertigte

herzustellen, zu dessen Coagulirung nur das Hinzufügen des schleimigen Saftes der Knolle der Cissus, der Burmannia oder einer anderen gummiartigen Substanz nöthig ist.

Trocken und sorgfältig verwahrt, behält das Urari mehrere Jahre seine tödtliche Wirkung, anderen Falls wird diese durch den giftigen Saft der Cassada-Wurzel (Manihot utilissima Pohl) wieder hervorgerufen, indem etwas davon in die Giftcalabasse gethan und diese, wohl verdeckt, auf ein bis zwei Tage in die Erde gegraben wird, in welcher Zeit der Saft mit dem Urari sich vermischt und dessen tödtliche Wirkung erneut.

Getrocknet gleicht das Urari dem Opium, zieht aber, der Luft ausgesetzt, die Feuchtigkeit stark an, sein Geschmack ist angenehm bitter und es ist durchaus gefahrlos, es zu verschlucken, vorausgesetzt, daß weder Lippen noch Zahnfleisch wund sind; einige Indianerstämme gebrauchen es sogar innerlich als treffliches Magenmittel.

Affen, Katzen, Kaninchen, Ratten, Hühner, überhaupt kleinere warmblütige Thiere, sogar auch größere Vögel, wie Pauhi's, Jaku-Hühner u. s. w., sterben nach der Verwundung mit frischem Urari in den Schenkel nach 3—6 Minuten, Schweine und Peccari's bereits nach 10—12 Minuten, sogar das durch überaus zähes Leben sich ganz besonders auszeichnende Faulthier wird durch dasselbe innerhalb 13—15 Minuten getödtet.

Bei kaltblütigen Thieren tritt die Wirkung des Urari dagegen später ein, bei Eidechsen in 10—20 Minuten, bei Kaimans sogar erst nach einer Stunde, was ich selbst an einem Champsa nigra Natt. erprobte, dem ich einen langen, dick mit Urari bestrichenen Pfeil wiederholt in den geöffneten Rachen gestoßen hatte.

Salz in die vergiftete Wunde gerieben und innerlich genommen, sowie Zuckerrohrsaft sollen die besten Gegengifte der Verwundungen mit Urari sein, sind wohl aber, da sie in den

wilden Indianergebieten selten vorhanden, bis jetzt nicht hinlänglich erprobt worden.

Die durch vergiftete Pfeile erlegten Thiere können vom Menschen ohne Furcht vor Vergiftung genossen werden, da selbst das Blut von den durch giftige Strychnos-Arten getödteten Thieren auf andere Thiere keine schädliche Wirkung äußert, wie Magendie durch sinnreiche Versuche dargethan hat; die Indianer behaupten sogar, daß das Fleisch der durch Pfeilgift getödteten Thiere wohlschmeckender sei, als das in anderer Weise getödteter, und ich selbst, der ich Hunderte in solcher Weise erlegter Thiere gegessen habe, kann bestätigen, daß der Genuß deren Fleisches meiner Gesundheit nie den mindesten Nachtheil gebracht hat.

Unter allen indianischen Pfeilgiften steht das Urari der Macuschis als das wirksamste obenan, es übertrifft bei weitem das Curare von Esmeralda („Mavacure" der Mayonkong oder Maquiritares), dessen Haupt-Ingredienz der Saft des Bejuco de Mavacure (Rouhamon guianense Aubl.) ist. Sogar die im Quellgebiete des Orinoco, zwischen dem Padamo und Ventuari lebenden Mayonkongs tauschen von den Macuschis und Arekunas das Urari gegen die langen Halme der Arundinaria Schomburgkii (Curata), die als Blaserohre benutzt werden, ein, ein sicherer Beweis, daß sie das Urari dem von ihnen selbst fabricirten Curare vorziehen. Noch schwächer, weil auf seine Zubereitung wenig Sorgfalt verwendet wird, ist das Gift der am Amazonas und Yupurá lebenden Ticunas, Pevas, Passés, Xibaros u. s. w., obgleich es hauptsächlich in dem Safte desselben Rouhamon guianense Aubl. besteht.

Die Herren Dr. Virchow und Dr. Münter haben nach früheren, sorgfältigen Experimenten mit Urari festgestellt [44]):

„daß dasselbe keine der Strychnin-Wirkung ähnliche Erscheinung hervorruft, es also nicht zu den tetanischen Giften gehört, weil es, ähnlich dem Opium, in großen Dosen betäubend wirkt

und wenn auch in einzelnen Fällen convulsivische Erscheinungen hervorruft, jedenfalls doch kein Trismus oder Tetanus entsteht. Urari erzeugt vielmehr Lähmung, d. h. Aufhebung der willkürlichen Muskelbewegung bei fortdauernder Function der unwillkürlichen Muskeln (Herz, Darm); durch Resorption von außen scheint es nicht zu tödten, sondern hauptsächlich nur, wenn es von der lebenden Thiersubstanz nach Trennung des Zusammenhanges derselben resorbirt wird. Nach Vergiftung mit Urari tritt Todtenstarre und Coagulation des Faserstoffes in derselben Weise ein, wie bei einem, auf mechanische Weise getödteten Thiere; der Tod dadurch ist nicht sowohl das directe Resultat der Vergiftung, sondern der aufgehobenen Respirationsbewegung."

In neuester Zeit hat man angefangen, das Pfeilgift versuchsweise als Heilmittel anzuwenden. Unter einer Sammlung von 250 medicinischen Rinden und anderen Pflanzentheilen, deren sich die verschiedenen Indianerstämme Guyana's in Krankheitsfällen bedienen, die ich an den verstorbenen Sir William Hooker in Kew sandte, befand sich auch Urari, von welchem einiges, nebst anderen Rinden, dem Dr. C. Hunter in London zur Prüfung und Experimentirung in dem unter ihm stehenden, königlichen Pimlico-Hospital übergeben wurde, der dasselbe, laut einer von ihm darüber veröffentlichten Broschüre, gegen den furchtbaren Tetanus anwendete, den er auch glücklich damit heilte. Aehnliche glückliche Curen von Tetanus vermittelst Urari wurden während des italienischen Krieges in dem Hospitale zu Turin von dem Arzte Luis Bella ausgeführt, worüber der Physiologe Claude Bernard in der Sitzung der französischen Akademie, 29. August 1859, ausführlich berichtete, was allgemein die größte Aufmerksamkeit erregte, so daß die Discussion darüber beinahe die ganze Zeit der Sitzung in Anspruch nahm. Eine ebenso glückliche Cur mit Urari machte der bekannte Londoner Thierarzt Sewell an einem

am Kinnladenkrampf leidenden Pferde, indem er das Thier, dessen Maul so fest geschlossen war, daß man durch dasselbe nicht das Mindeste hineinbringen konnte, mit einer durch Urari vergifteten Pfeilspitze am fleischigen Theile der Schulter verwundete, wodurch innerhalb vier Stunden der Kinnladenkrampf glücklich gehoben war. —

Von den Indianern wird das Urari nur zum Vergiften von Pfeilen benutzt, hauptsächlich der kleinen Pfeile, die sie aus langen Blaserohren schießen und in Britisch Guyana nur bei den Stämmen der Macuschis und Arekunas im Gebrauch sind.

Ein solches Blaserohr („Cura" der Macuschis und Arekunas; „Cerbatana" der Mayonkong und Rio Negro-Indianer) ist von 14—16 Fuß Länge und besteht aus dem Halmstücke einer 60 Fuß hohen Rohrart (Arundinaria Schomburgkii Benth., „Curata" der Macuschis), die im Gebiet der Mayonkong- und Guinau-Indianer, im Quellgebiet des Orinoco, wächst, und, wie ich bereits bemerkt, von diesen gegen Urari an die Macuschis und Arekunas verhandelt wird.

Vom Wurzelstock bis zur Höhe von 16 Fuß erhebt sich der Halm dieses Rohres ohne einen Knoten, bevor die ersten Aestchen sich abzweigen, von wo dann die Knoten in Zwischenräumen von 16—18 Zoll bis zur vollen Höhe des Rohres sich fortsetzen.

Das ausgewachsene Rohr hat an der Basis 1½ Zoll Umfang mit einer ¼ Zoll im Durchmesser haltenden Höhlung, ist von grüner Färbung, vollkommen gerade, außen glatt und völlig cylindrisch. Nur die jungen Halme werden zu Blaserohren benutzt und über Feuer so lange hin und her gedreht, bis der größte Theil der Feuchtigkeit daraus gezogen ist, worauf sie in die Sonne gehängt werden, um völlig auszutrocknen.

Damit das gebrechliche Rohr mehr Festigkeit gewinnt, verfertigen die Indianer aus dem dünnen, schlanken Stamme einer Palme, aus welchem sie das Mark durch Herausstoßen mit einem

Stabe entfernen, eine Art Futteral (Curura-curapong), in welches das Rohr eingeschoben und befestigt wird.

Die von den Indianerstämmen des Rio Negro und Amazonas gefertigten Blaserohre sind von denen der Macuschis verschieden und bestehen nur allein aus dem schlanken, dünnen, in zwei Hälften gespaltenen Stamm einer Palme, dessen Höhlungen, nach Entfernung des Markes, sorgfältig geglättet und beide Hälften sodann mit Bast und Harz wieder verbunden und fest verkittet werden.

Der Indianer des Rio Negro fügt seinem bei weitem schwereren Blaserohr ein trompetenartiges Mundstück von hartem Holze an, während der Macuschi das an den Mund zu setzende Ende des seinigen mit einer dünnen Schnur fest umwickelt und, als Schutz des anderen Endes beim Aufstoßen, die halbe Steinfrucht des Astrocaryum Tucuma befestigt.

Die höchstens einen Fuß langen, aus dem Blaserohr geschossenen Pfeilchen (Cungwa) werden aus der Wedelrippe der Maripa-Palme (Maximiliana regia Mart.) gefertigt und haben eine sehr feine Spitze, die einen Zoll lang mit Urari bestrichen wird, das in der Sonne daran erhärten muß. Der aus Flechtwerk bestehende, kleine Jagdköcher (Muyeh) ist mit Harz und Wachs (Mani und Carimani), zum Schutz des Inhaltes gegen Regen und Nässe, überzogen und mit einem fest schließenden Deckel aus der Haut des Maipuri (Tapirus americanus Lin.) versehen. Er faßt mehrere hundert Giftpfeilchen, die, an zwei Fäden aufgereiht, fest um einen längeren Stab gewickelt sind, an dessen Ende ein in die Höhlung des Köchers passender Ring sich befindet, der die Pfeilspitzen vor dem Aufstoßen auf den Boden des Köchers sichert.

Außerhalb des Köchers hängt ein Bündel der Fibern der Bromelia Karatas (Curaua), mit deren Fäden die wollige Samenhülle (Assareh) des Bombax globosum um das stumpfe Ende

des Pfeiles, zur Ausfüllung des Rohres, befestigt wird. In einem kleinen, schön geschweiften Körbchen befindet sich, außer dieser Samenhülle, die mit scharfen Zähnen bewaffnete Unterkinnlade des gefährlichen Fisches Piraï (Pygocentrus niger), womit die Pfeile, dicht unterhalb der vergifteten Spitze, bis auf 1/2—1/3 ihrer Stärke, vor dem Abschießen durchschnitten werden, damit bei Verwundung des Wildes, im Falle dasselbe das Pfeilchen aus der Wunde zu reißen versucht, dieses abbricht und die vergiftete Spitze in der Wunde stecken bleibt.

In dieser Art bewaffnet, bringt der Indianer furchtlos in das tiefste Dickicht des Urwaldes ein, um kleinere Thiere, als Affen, Papageien, Pauhi's, Jakuhühner u. s. w., aufs Vorsichtigste und Gewandteste zu beschleichen und deren Stimme dabei so täuschend nachzuahmen, daß ihm nur höchst selten seine Beute entgeht.

Mit unglaublicher Geübtheit und Sicherheit sendet er das Giftpfeilchen über 100 Fuß in die dichtbelaubtesten Gipfel der Riesenbäume nach seinem auserwählten Opfer, das einige Minuten später, in Folge der schrecklichen Wirkung des Giftes, todt zu seinen Füßen liegt.

Für die Jagd auf größere Säugethiere bedienen die Indianer sich 5—6 Fuß langer, vergifteter Pfeile (Urari-epou), an deren Ende ein 1/2 Fuß langes, hartes Holz befestigt ist, das oben ein zolltiefes, viereckiges Loch hat, in welches die vergiftete, aus Holz geschnittene Spitze, die beliebig herausgenommen werden kann, gesteckt wird, über die, um Unglücksfälle oder das Abwaschen des Giftes durch Regen zu verhüten, ein Stück Rohr gesteckt wird, so lange der Pfeil nicht gebraucht wird. Außerdem führt der Jäger noch einige, ebenfalls unterhalb des Giftes auf ein Drittel ihrer Stärke durchschnittene, vergiftete Spitzen in einem, mit Deckel versehenen, über seine Schulter hängenden Bambusrohre mit sich. Diese größeren Pfeile werden nur ver-

mittelst langer, aus dem harten Holze der Paira (Brosimum Aubletii Poepp. Endl.) oder Wamara (Swartzia spec.?) gefertigter Bogen, abgeschossen. —

Tenaqua füllte, nachdem er die Wirkungen des Giftes hinreichend geprüft hatte, zwanzig kleine Calabassen mit Urari, von denen er mir acht in Tausch gegen eine Axt oder einige Pfund Pulver, Schrot und 250 Zündhütchen, (im Werthe von circa 2 Thalern), für eine jede, offerirte, in welchen Handel ich nothgedrungen, mit dem Bemerken, daß er sein Fabricat sehr theuer verkaufe, einging. Vergnügt, wie es schien, nahm er meine Tauschartikel in Empfang und bemerkte dabei: „Wir stellen unser Urari in gleichen Rang mit eurem Pulver, das ihr uns eben so theuer verkauft; beide Dinge haben dieselbe Wirkung, sie tödten schnell!“

Außerdem machte ich ihm für seine Belehrung ein Geschenk mit der letzten Flasche Cachaça, die ich besaß, um ihn dadurch zu bestimmen, mich am nächsten Tage nach dem südlichen Abhange des Ilamikipang zu begleiten, um mir vollends alle zur Urari-Bereitung nöthigen Pflanzen zu zeigen, was er mir fest versprach.

Am Abend desselben Tages trafen in der Niederlassung einige Macuschis aus Tarinang ein, die, wie sie bemerkten, einen Auftrag von Paschiko an den alten Giftkoch hatten, mit dem sie in seiner Hütte bis in die späte Nacht conversirten. Wenig ahnte ich, daß ich die Veranlassung ihrer Anwesenheit war!

Als ich am nächsten Morgen in Tenaqua's Hütte trat, um ihn zu der verabredeten Excursion aufzufordern, hörte ich von seinem Weibe, daß er mit den gestern angekommenen Macuschis eine weite Reise nach dem Tacutú angetreten habe, von welcher er sobald nicht zurückkommen werde.

Vergebens erwartete ich mehrere Tage seine Rückkehr, bis

ich endlich vermuthete, daß seiner Abwesenheit eine Intrigue Paschiko's gegen mich zu Grunde lag, und ich, ohne meine Wünsche vollständig befriedigt zu sehen, nach Tarinang zurückreiste.

Hier erfuhr ich, daß meine Vermuthung die richtige war, indem Paschiko, der meine Wünsche in Betreff der Urari-Bereitung erfahren, die erwähnten Macuschis an Tenaqua abgesandt hatte, um ihm zu verbieten, das Geheimniß der Urari-Bereitung, wie der dazu nöthigen Pflanzen mir mitzutheilen und überhaupt nicht das mindeste Urari mir zu verkaufen, damit nicht dieses Geheimniß unter die Weißen verbreitet und von diesen dann selbst Urari gefertigt würde.

Paschiko traf jedoch seine Vorsichtsmaßregel zu spät, welcher Tenaqua nur noch insofern nachkommen konnte, als er die mit mir verabredete Tour nach dem Ilamikipang, um mich noch einige Urari-Pflanzen kennen zu lernen, dadurch vermied, daß er sich mit den Abgesandten Paschiko's aus seiner Niederlassung entfernte und nicht eher wieder in dieser erschien, bis ich abgereist war.

Trotzdem gelangte ich dennoch und zwar dadurch zu meinem Ziel, daß ich von Tenaqua bereits die indianischen Namen aller zur Urari-Bereitung nöthigen Pflanzen erhalten hatte. Mit dieser Notiz ausgerüstet, begab ich mich einige Monate später nach einer anderen, unweit des Ilamikipang gelegenen Macuschi-Niederlassung und machte, unter Leitung einiger dortiger Indianer, eine Excursion nach dem Südabhange des Berges, bei welcher meine Begleiter die mir noch fehlenden Urari-Pflanzen, deren Namen ich ihnen nannte, zeigen mußten, wodurch ich auch diese meinem Herbarium einverleiben konnte. —

Die Niederlassung Tarinang war für meine Reisezwecke ein so günstig gelegener Platz, daß ich beschloß, sie zu meinem Stationsorte zu machen, um, mit den hier und im nahen Pirára lebenden Macuschis als Reisegefolge, meine weiteren Reisen von hier aus

in das Innere Süd-Amerika's zu unternehmen. Von diesen Reisen nach Tarinang zurückgekehrt, konnte ich hier meine Sammlungen mit Muße ordnen, von Pirára aus auf dem Rupununi und Essequibo nach der fernen Küste senden und so lange in Tarinang verweilen oder kleinere Reisen in die Umgegend machen, bis meine Boote von der Küste wieder nach Pirára zurückgekommen waren und neue Tauschartikel für weitere, größere Reisen mitgebracht hatten. Hierzu war mir eine bequemere Hütte nöthig, um mein sämmtliches Eigenthum in derselben besser und sicherer aufbewahren zu können, als es bisher in der von Paschiko mir überlassenen Palmenhütte möglich gewesen war; ein für mich sehr schwerer Unfall bewog mich, diesen Vorsatz unverweilt auszuführen.

Es war ein Jahr nach meiner Ankunft in Tarinang, als ich beschloß, meine bis zu dieser Zeit gemachten Sammlungen selbst nach Georgetown zu schaffen, um mir von dort mehrere, für meine ferneren Reisen im Inneren überaus nöthige Gegenstände mitzubringen. Ich hatte zu dieser Zeit einen anderen europäischen Diener, einen Holländer Jan van H., der mir anstatt des früheren Cornelissen von Georgetown gesandt worden war, mit dessen Hilfe ich meine naturwissenschaftlichen Sammlungen und anderes Eigenthum zur bevorstehenden Reise nach der Küste auf's Sorgfältigste verpackte, wozu bei der Menge der Gegenstände vier Tage nöthig waren. Am Vorabend der Abreise, an dem alles Gepäck in meiner Hütte aufgestapelt lag, unternahm ich eine kleine Excursion nach einem nahen Wäldchen, um dort noch die Blüthenzweige einiger Bäume, die sich noch nicht in meinem Herbarium befanden, von Indianerbuben pflücken zu lassen. Bei meiner Rückkehr traf ich meinen Diener Jan vor meiner Wohnung mit dem Kochen des Abendessens beschäftigt, das nach meiner Anordnung stets im Freien, in gehöriger Entfernung von meiner Hütte, aus Furcht vor Feuersgefahr, geschehen

mußte. Er unterhielt sich, trotz seines gänzlichen Mangels an Kenntniß der Sprache der Macuschis, in bestmöglicher Weise mit einigen Indianern und ich trat hinzu, um letzteren einige Mittheilungen in Betreff der morgenden Abreise zu machen. Während dabei zufällig meine Augen auf meine Hütte fallen, erblicke ich mit großem Schrecken einen dicken Rauch aus dem Palmendache derselben emporsteigen und springe in entsetzlichster Angst nach ihr hin. Beim Eintritt in dieselbe schlagen bereits die hellen Flammen vom Palmendache herab, mir entgegen, die, durch den zu dieser Tageszeit heftigen Wind angefacht, im Nu sowohl die Palmenwand, als auch das in derselben aufgestellte Gepäck ergriffen haben, so daß ich nur eine, geringe Tauschartikel für Indianer enthaltende Blechkiste aus der brennenden Hütte retten kann, während Jan, anstatt andere werthvollere Gegenstände in Sicherheit zu bringen, sich mit der zeitraubenden Rettung meiner Hängematte begnügt, die er, im Freien angekommen, aus Verblüfftheit oder Niederträchtigkeit so dicht neben das Kochfeuer wirft, daß sie, während ich mit Versuchen, noch andere Sachen zu retten, beschäftigt bin, ebenfalls Feuer fängt und verbrennt.

In 10 Minuten war meine Palmenhütte total niedergebrannt und ich verlor dadurch meine sämmtlichen, innerhalb eines Jahres gemachten Sammlungen, Tagebücher, eine Anzahl ausgeführter Aquarelle, eine Menge landschaftlicher Skizzen, sowie all' mein anderes Eigenthum und, was ich am Meisten bedauerte, etwa 40 meist seltene, lebende Thiere, deren Rettung mir unmöglich war und die bereits schon bei Beginn des Feuers durch den heftigen Rauch erstickt waren.

Ueber die Entstehung des Feuers konnte ich trotz meiner sorgfältigsten Nachforschungen nichts ermitteln; die Indianer, mit denen ich auf dem freundschaftlichsten Fuße stand, hatten sicher die Hütte nicht angesteckt, und ich glaube keineswegs Unrecht zu thun, wenn ich meinen Diener Jan als den beschuldige, der

aus Fahrlässigkeit oder Niederträchtigkeit den Brand verursacht hat; ich mußte ihn, so lange er in meinen Diensten war, stets mit größter Strenge wegen seines unlenksamen, heimtückischen Charakters behandeln, und er mag in dieser nichtswürdigen That seine Rache gesucht haben. Sehr unangenehm war es mir außerdem, daß von dem Feuer meiner Hütte, auch zwei andere große Hütten, die Paschiko's und seines Schwiegersohnes, erfaßt wurden und total niederbrannten.

Ich selbst rettete außer der erwähnten Blechkiste nichts weiter, als die wenige Kleidung, die ich bei Beginn des Feuers am Leibe trug und fuhr am nächsten Tage, anstatt mit zwei, mit meinen Sammlungen angefüllten Booten, in einem leeren Boote mit Jan, Paschiko und einer Mannschaft von 8 Macuschis von Waipukare nach Georgetown ab, eine traurige Reise anstatt der einige Tage zuvor gehofften angenehmen, freudigen Fahrt!

Drei Monate darauf, nach meiner Rückkehr nach Tarinang, ging ich sogleich daran, eine neue, gegen Feuersgefahr gesicherte Wohnung, mit Hilfe der Macuschis, mir zu erbauen, deren Plan sehr bald entworfen und auf dem Boden abgesteckt war. Ein nahes Wäldchen lieferte das nöthige Baumaterial, die Pfosten zum Gerüst, die Sparren zum Dachstuhl, die Palmenwedel zur Bedachung und die Schlingpflanzen zum Zusammenbinden der Balken und Sparren; den für die Wände nöthigen Lehm gewährte die nächste Umgebung des Bauplatzes und die nöthigen Planken für die, zum Schutz gegen Nässe und die Zerstörungswuth lästiger Insecten unentbehrlichen, niedrigen Stellagen oder Repositorien und Tische, die Stämme der unweit des Dorfes stehenden Itapalmen. Außerdem hatte ich Handwerkszeug für Bautischler, eine große Brettsäge und Nägel in reicher Auswahl von Georgetown mitgebracht, so daß ich im Stande zu sein glaubte, eine im Vergleich zu den Indianerhütten elegant zu nennende Cottage herzustellen.

Bereits am zweiten Tage nach Herbeischaffung der nöthigen Balken, Pfosten und Sparren stand das Gerüst der Cottage auf dem geebneten Platze, und die Deckung des Daches konnte in Angriff genommen werden. Ohne Mitleid mußten in den darauf folgenden Tagen eine große Menge herrlicher Maripapalmen (Maximiliana regia Mart.) den Axthieben der Indianer fallen, um ihre Wedel, von denen nahe an 2000 nöthig waren, zur Bedachung herzugeben; mit eigenthümlich pfeifendem Getöse, durch die beim Fall mit Schnelligkeit die Luft durchschneidenden Wedel verursacht, stürzten die hohen, prächtigen Palmen, von denen nur die allerjüngsten Wedel benutzt wurden, zur Erde und ich beklagte oft genug die rücksichtslose Zerstörung der Prachtgewächse, von denen ein einziges in all' seiner erhabenen Schönheit der Stolz und die Zierde des größten Palmenhauses gewesen wäre, während hier deren Hunderte, wegen des Besitzes zweier oder dreier Wedel, die von jedem einzelnen nur gebraucht werden konnten, unerbittlich niedergehauen wurden, um an der Erde zu vermodern.

Die Dachdeckung selbst nahm über eine Woche Zeit in Anspruch, da sie aufs Sorgfältigste ausgeführt werden mußte, um das Innere der Wohnung sowohl, als zwei an derselben befindliche Verandas, aufs Beste vor Regen zu sichern; die Indianer sind in dieser Arbeit, die sie aufs Sauberste und Zierlichste bewerkstelligen, wahre Meister, so daß ein solches Palmendach, von innen betrachtet, an Nettigkeit und Eleganz der besten, europäischen Korbflechterarbeit an die Seite zu stellen ist.

Längere Zeit nahmen die Wände in Anspruch, deren Gerippe aus dicht an einander gestellten, mit dem unteren Ende in die Erde gegrabenen, mit dem oberen an die Querbalken befestigten Stangen, die durch lange, mit ihnen verbundene Querstangen größere Festigkeit erhielten, bestand, das sodann von außen und innen mit einer dicken Lehmlage beworfen wurde, die so gut als möglich abgeputzt wurde.

Thür- und Fensterpfosten wurden vermittelst Aexten oder Cutlasses aus Baumstämmen zurecht gehauen, in welcher Arbeit die Indianer eine staunenswerthe Fertigkeit, gleich den geübtesten Zimmerleuten zeigten; überhaupt erwiesen sie sich ungemein lernbegierig und gelehrig und waren bald, nachdem ich ihnen die nöthige Information gegeben, mit Führung der großen Säge und des Hobels vertraut, so daß sie in kurzer Zeit unter meiner Leitung nicht allein Bretter sägen, sondern auch hölzerne Gitter für meine Fenster fertigen konnten.

Die Thüren wurden aus einigen großen, dicht zusammengeflochtenen Wedeln der Maripapalme gefertigt und bei Nacht, vermittelst von innen dagegen gestemmter Stangen, geschlossen; es geschah dies nur, um den Thieren den Eintritt zu verwehren, nicht aus Furcht vor den Indianern, unter denen ich mich völlig sicher wußte.

Zum Ruhme kann ich es den meisten Indianerstämmen nachsagen, daß sie nicht stehlen, und obgleich den Indianern meiner Umgebung täglich die Gelegenheit geboten war, in diebischer Weise in Besitz meiner Sachen sich zu setzen, veruntreuten sie doch nie das Mindeste; sogar Entwendungen der geringfügigsten Gegenstände, wie Stecknadeln, Glasperlen u. s. w., nach deren Besitz besonders Kinder und erwachsenere Mädchen ungemein begierig waren, kamen nie vor. Leider machen von dieser Regel viele der civilisirteren, zum Christenthum übergegangenen Indianer der Küste, wie die meist auf brasilianischem Gebiet lebenden Wapischianna's, bei denen ich mehrfache Diebstähle meines Eigenthums entdeckte, eine Ausnahme. Dagegen aber hegen alle Indianer ohne Ausnahme, in Bezug auf Nahrungsmittel die Meinung, daß deren Veruntreuung nicht als Diebstahl zu rechnen ist, und ich hatte mich mit mehreren meiner Eßwaaren, besonders Zucker und Salz, gewaltig vorzusehen, damit sie nicht in unrechte Hände gelangten. —

Beide große, vorn und hinten am Hause befindliche Verandas

versah ich selbst mit einem zierlichen, aus durchkreuzten Itapalmenstäben bestehenden Gitterwerk, das vom Erdboden bis zum Dache reichte und später von herrlich blühenden Passifloren, Bignonien und Aristolochien überzogen wurde.

Meine Tische fertigte ich aus den gewaltigen, brettartigen Wurzelausläufern der Mora excelsa und die erwähnten, ringsum an den Wänden angebrachten, niedrigen, breiten Repositorien, zum Schutz meiner Sammlungen gegen Nässe und lästige Thiere, aus der äußeren, harten Schale des mehrfach gespaltenen Stammes der Itapalme. Einige gabelförmige Aststücke des zähen, hartholzigen, wilden Guavabaumes (Psidium polycarpum Lamb.), die an den starken Pfosten der Wände befestigt waren, dienten zum Aufhängen der Hängematten, sowie mehrere in einem Winkel stehende, höhere, dreizackige Stämme desselben Baumes, als Stellagen für die großen, runden, irdenen, brasilianischen Wassergefäße; darin bestand das sämmtliche Möblement meiner aus zwei Zimmern bestehenden Wohnung.

Die vordere Veranda diente als Arbeits-, die hintere als Eßgemach, während die zwei inneren Zimmer meine Sammlungen enthielten und zugleich zu Schlafgemächern für mich und meine europäischen Diener bestimmt waren. Vor dem Hause stand ein hoher Flaggenstock, an welchem jeden Sonntag der Union-Jack[45]) zur Freude der Bewohner Tarinang's prangte, die auf diese ihrem Orte widerfahrene Auszeichnung nicht geringen Werth legten.

So stand denn, einige Wochen nach meiner Zurückkunft von Georgetown, meine Cottage fertig da, und mit innerem Stolz und dem Gefühl der Zufriedenheit und Behaglichkeit bezog ich die unter meiner Leitung und thätigen Mithilfe entstandene, neue Wohnung; die ziemlich hohen Lehmwände sicherten nunmehr mein Eigenthum vor jeder durch Zufälligkeit entstehenden Feuersgefahr, gegen böswillige Brandstiftung konnte mich selbst ein massiv gebautes, steinernes Haus nicht schützen.

Um meinem Vergnügen an der Landwirthschaft während meiner Rasttage in Tarinang nachgehen zu können, ließ ich in der Nähe eine bedeutende Strecke Waldes lichten und bepflanzte sie mit Cassada, Yams, Bataten, Mais, Zuckerrohr, Bananen, Pisang, Melonenbäumen und wohl an 1000 Ananaspflanzen, wovon ich mir die besten Sorten weit und breit umher in der Gegend zu verschaffen gewußt hatte. Wenn auch der Nutzen, den ich aus meiner Pflanzung zog, sehr gering war, da die Reifezeit der meisten von mir angebauten Pflanzen in die trockene Zeit, in welcher ich stets weite Reisen unternahm, fiel und ich deren Ernte den Indianern überließ, so war mir das Bewirthschaften derselben eine angenehme Erholung in der traurigen Regenzeit, in der ich weite Ausflüge nicht machen konnte.

Für die mir nöthigen Lebensmittel, besonders Vegetabilien, sorgten nicht allein die Bewohner Tarinang's, sondern auch die der ganzen umliegenden Gegend bis zum Canuku-Gebirge hin, aufs Reichlichste, indem sie mir wöchentlich mehrmals Bananen, Pisang, Yams, Bataten, Cassadabrot, Ananas, Papaya's, u. s. w. in solcher Menge brachten, daß ich mit meinen Dienern nicht Alles verzehren konnte und entweder verschenken, oder wenn Niemand es haben wollte, wegwerfen mußte; eintauschen mußte ich von ihnen Alles, was sie brachten, wenn ich andernfalls nicht riskiren wollte, daß sie ihre Lieferungen gänzlich einstellten, was mir in der ersten Zeit meines Aufenthaltes unter ihnen einigemal widerfuhr. Für den täglich nöthigen Fleischbedarf sorgte ein mir vom Häuptling überwiesener Indianer, der jeden Tag für mich jagen mußte, wofür er, nach vier Monaten täglichen, ergiebigen Jagens, von mir eine einläufige Flinte im Werthe von 4 Dollars erhielt.

Savanenhirsche, Maipuris (Tapir), Acuris (Dasyprocta Aguti Ill.), Poïnke's (Dicotyles labiatus Cuv.), Pauhi's, Marondis, Moschus- und Visisi-Enten und eine Menge anderer Vögel

bildeten in angenehmer Abwechselung meine tägliche Mahlzeit, die durch meinen Koch, einen Europäer, aufs Schmackhafteste in praktischen, von Georgetown mitgebrachten Kochgeschirren zubereitet wurde; außerdem wurde ich von anderen Indianern mit Fischen ebenfalls so reichlich versorgt, daß ich oft, da das Räuchern des Fleisches bei täglicher Lieferung von frischem Wilde nicht angewandt war, nicht wußte, was ich mit all' dem Fleisch und Fisch anfangen sollte, und dem Jäger vielmal die reichliche Ausbeute des Tages überließ.

Zum Ueberfluß hatte ich in der Nähe meiner Wohnung einen großen Hühnerhof anlegen lassen, um mitunter, zur Abwechselung, das weichere Fleisch der Hühner, sowie deren Eier genießen zu können. Die Hühnerzucht wird von den Indianern selbst stark betrieben, obgleich sie weder das Fleisch noch die Eier von Hühnern essen, sondern sie nur wegen der langen Hals- und Schwanzfedern, die sie zu ihrem Kopfschmuck verwenden, halten; außerdem ist ihnen das Krähen der Hähne bei Nacht als Stundenzeiger erwünscht, und da sich die Thiere selbst ihr Futter in der Savane suchen müssen und in dieser Weise ihren Besitzern nicht die geringste Mühe verursachen, so lassen ihnen diese dagegen die Freiheit, ihre Eier an jeden beliebigen Ort zu legen.

Die Ursache, weshalb die Indianer vor dem Genuß des Hühnerfleisches sich ekeln, ist, daß diese Vögel bei ihrem steten Appetit allen Unrath fressen, ebenfalls ein Grund, der mich hauptsächlich zur Errichtung eines gut eingeschlossenen Hühnerhofes bewog. Und als dieser mit Hilfe der Macuschis fertig war, aus einem hohen Zaun dicht an einander befestigter Stangen, einem aus Palmenlatten vollkommen dicht gebauten Hühnerhause mit großen Thüren, und einigen künstlich gegrabenen, kleinen Teichen in dem weiten Raume, bestehend, da wunderten sich die Indianer höchlich über dieses Machwerk und konnten nicht begreifen, wie ich wegen so ekelhafter Vögel, als die Hühner, eine so mühsame

Arbeit, die mir überdies eine Menge Unkosten machte, ausführen lassen könne. Binnen einiger Wochen hatte ich sämmtliche Hühner in Tarinang und in der weiten Umgegend zu wirklichen Spottpreisen aufgekauft, und einige Hundert derselben, untermischt mit Moschus- und Visisi-Enten, Pauhis, Maroudis und Hanaquas, sowie mehrere Landschildkröten, bevölkerten den Hühnerhof, wurden von mir bestens verpflegt und bei Nacht, um sie vor den Ueberfällen der Beutelthiere (Didelphys cancrivora Lin.) und den schlimmen Bissen der Fledermäuse zu sichern, in das geräumige Hühnerhaus gesperrt, wofür ich jeden Morgen als Dank von ihnen eine tüchtige Anzahl frischer Eier erhielt, alles Dinge, welche die Indianer nicht zu würdigen wissen! —

In solcher Weise verlebte ich mehrere glückliche Jahre unter den Macuschis in Tarinang und entbehrte sehr gern das Leben unter civilisirteren Menschen, da ich in dieser herrlichen Gegend dem reinsten Naturgenuß mich hingeben und dabei zugleich die erhabensten Segnungen der Civilisation in edelster Weise genießen konnte; ungetrübt und ruhig floß mein Leben unter den rohen Wilden, wie die civilisirtere Welt die Indianer nennt, dahin, und wenn ja einmal ein kleiner Hauch die sorglose Ruhe meines Lebens trübte, gedachte ich der feststehenden Wahrheit, daß selbst unter der civilisirtesten Nation der Erde nicht ein völlig unfehlbarer Mensch anzutreffen ist, um wie viel weniger unter wilden, uncivilisirten Indianern! —

Während der trockenen Zeit meine weiten Reisen tief in das Innere Süd-Amerikas unternehmend, kehrte ich zum Beginn der Regenzeit stets nach Tarinang zurück, um während der vier Regenmonate die gemachten Sammlungen, wie meine Tagebücher, zu ordnen, angefangene Skizzen auszuführen und diese besonders an Insecten reichen Monate aufs Beste für neue Sammlungen zu benutzen.

VII.

Nach dem Takutú.

„By Jasus, der Kerl soll mir das entgelten!“ und nach diesen Worten rannte er hinter dem Indianer her und zog ihm mit seinem Theerpinsel einen gewaltigen Hieb über den nackten Rücken.

Der dies that, war ein langer, schmächtiger Irländer, mit vergißmeinnichtblauen Augen, langem, weißem, blatternarbigem Gesicht und flachsgelbem Haar. Ein wollenes, rothes Hemd, auf das er besonders stolz war, und leinene Beinkleider bildeten seine einzige Bekleidung.

Er stand vor einem kieloberst gelegten Boote und war beschäftigt, dasselbe zu calfatern; mit einem Robinson Crusoë'schen Theerpinsel, aus einem Stück des Blattstieles der Itapalme kunstreich gefertigt, strich er dicke Lagen Theer und Pech über die zugestopften Lecke.

Es war Bill, mein irischer Diener, von mir hauptsächlich in der Eigenschaft als Koch und Waschfrau engagirt, und ich selbst war beschäftigt, Pech und Theer in einem großen, irdenen, indianischen Pot zu kochen und durch einander zu rühren.

Während Bill, vor mir stehend, seine, als früherer Sergeant im Dienste der ostindischen Compagnie, durchgemachten Schlachten am Tschenâb, Tschillianwallah, Multân und Sobrâon zum zwanzigsten Male mir erzählte und dabei mit dem Theerpinsel die Stellungen der Sikhs bezeichnete, hatte einer meiner

indianischen Bootleute, in der tändelnden Manier der Indianer, damit sich beschäftigt, die in die Lecke des Bootes gestopfte Baumwolle mit dem Messer wieder herauszuziehen.

Der Sieger von Sobráon war in seiner Erzählung schon in Lahore eingerückt, Dhulip Singh entthront, er als Wache dem Gefangenen beigegeben und zog bereits mit der englischen Armee durch den großen Khaiber-Paß gegen Kabúl, als er, um die Lage von Peshauer zu versinnlichen, mit dem Pinsel nach dem Boote zeigte und dabei des mit der Baumwolle tändelnden Macuschis ansichtig wurde.

Dhulip Singh und Lahore waren im Augenblicke vergessen, und mit Blitzesschnelle sprang er auf den Indianer los und sprach die Worte, welche den Eingang dieses Kapitels bilden.

Der Schauplatz, wo dies stattfand, war an den Ufern des von Sir Walter Raleigh und Schomburgk so genannten Amucu-Sees, unweit des Macuschiortes Pirára, in der großen Savane, welche zwischen dem Pacaráima- und Canuku-Gebirge sich ausdehnt und andererseits vom Fluß Rupununi bis nach dem Rio branco sich erstreckt.

Ich muß den Amucu-See einen „so genannten“ nennen, da er auf diesen Namen keinen Anspruch machen kann, obgleich Sir Walter Raleigh den Sitz des El Dorado dahin verlegt und die reizende Insel Ipomucena mit ihren goldreichen Ufern in ihm auftauchen läßt, und Schomburgk sogar anführt, daß dieser See rollende Wogen gleich dem Meere werfe.

Die Macuschis lachten, als ich sie bei meinem ersten Besuche Pirára's nach dem See Amucu frug, und bemerkten mir, daß ein solcher See nicht existire, und ich selbst habe, während eines vierjährigen Aufenthaltes in der Nähe von Pirára, mich überzeugt, daß es mit dem See Amucu dieselbe Bewandtniß, wie mit dem Parima-See hat, daß nämlich der Reisende beide Seen in der Wirklichkeit vergebens sucht!

Der See, der auf den Karten als Amucu-See bezeichnet wird, ist nichts weiter, als ein niedrig gelegener, großer Theil der in der Nähe von Pirára liegenden Savane, der durch die ungeheure Menge des zur Regenzeit fallenden Wassers überschwemmt wird. In der trockenen Zeit ist nicht ein Tropfen Wasser an dieser Stelle zu erblicken, nur der Quelle des Flusses Pirára, die in dieser Niederung liegt, entströmt eine geringe Quantität Wasser, welche wie erschöpft und nur zu dem Zwecke dahin zu rinnen scheint, den Lauf des Flusses anzudeuten und einige tiefe Löcher zu füllen, die in dem eingeengten, seichten Flußbette einige Abwechselung darbieten.

Die Ueberschwemmung der Savane zur Regenzeit dehnt sich bei Pirára viele Meilen weit aus und bewirkt eine Verbindung zwischen dem Flußgebiete des Essequibo und des Amazonas.

Es ist dem Reisenden dadurch ermöglicht, in ein und demselben Boote von der Mündung des Essequibo bis zu der seines Nebenflusses, des Rupununi, in demselben aufwärts durch dessen Nebenflüsse, den Awaricuru und Quatata, über die überschwemmte Savane bei Pirára in den Fluß Pirára zu gelangen. Diesen nunmehr abwärts fahrend, passirt der Reisende den Mahu, Takutú, Rio branco, Rio negro und kommt bei Manáos in den Amazonas. Fährt er bei der Mündung des Rio branco, vom Orte Moura (Pedreira) den Rio negro aufwärts, durch den Cassiquiare in den Orinoco, so kann er, in den Rio Meta einfahrend, bis in die Nähe von Santa Fé de Bogotá gelangen.

Oder auch vom Amazonas in den Rio Iza einfahrend, kann er bis wenige Tagereisen von Quitó und, ebenso in den Huallaga einlaufend und denselben aufwärtsfahrend, in die Nähe von Huanuco in Perú kommen.

Vom Amazonas in den Madeira und diesen aufwärtsfahrend, kann die Reise bis nach Bolivia in die Nähe von Cochabamba ausgedehnt werden.

Und alle diese Reisen können in ein und demselben Boote, von der Mündung des Essequibo an, ausgeführt werden.

Welch' ungeheure Wasserstraße!

Ich hatte in dieser Art bereits die Reise vom Essequibo nach dem Amazonas unternommen und war jetzt Willens, das Tuarutu-Gebirge, wie die seltsam geformte Serra da lua (Mondgebirge) oder Kaïrade (in der Indianersprache) zu besuchen.

Es war im August, dem letzten Monat der Regenzeit, und die Hitze, welche in Pirára 110° Fahrh. im Schatten betrug, kaum zu ertragen, als ich selbst mein Boot, mit Hilfe meines Dieners, zur bevorstehenden Reise in tauglichen Zustand zu versetzen mich bemühte, da die Indianer zu solcher Arbeit nicht zu gebrauchen sind.

Der Ort, wo dies geschah, war ungefähr eine Stunde entfernt von Pirára und kein Schatten gebender Baum, kein Strauch weit und breit zu sehen, nichts als die weite, weite, mit Gras bewachsene Savane. Nur hier und da, dicht am Wasser, standen einzelne Gruppen der Itapalme, die jedoch, wie alle Palmen, nur geringen Schatten warfen.

Trotzdem bildete die Gegend vor mir ein wunderschönes Landschaftsbild.

In der Ferne, von der Wärmeausstrahlung sanft erzitternd, liegt, in den seltsamsten Contouren und der herrlichsten Farbenpracht, das von allem Baumwuchs entblößte, öde Pacaráima-Gebirge, von Westen nach Osten, am ganzen Horizont sich dahinziehend.

Im Mittelgrunde dehnt ein ungeheures Grasmeer in den schönsten grün und gelben Farbentönen sich aus, bisweilen unterbrochen von lang sich dahin ziehenden Wäldern der Mauritia flexuosa, deren graue Stämme zu Tausenden dicht an einander gedrängt stehen und mit ihren dunklen Fächerkronen einen schönen Contrast zu dem frischen Grün der Ebene und dem tiefen Ultramarin des Gebirges bilden.

Den Vordergrund nimmt die überschwemmte Savane ein, deren dicht stehendes, hohes Gras meist jede Spur des Wassers verdeckt, so daß nur wenige kleine, von Gras entblößte Stellen den stillen, tiefblauen Wasserspiegel erblicken lassen.

Kein Wölkchen trübte den in tropischer Färbung und Klarheit prangenden Himmel, und die Sonne brannte ungehindert auf uns herab und ließ in mir, der ich dabei noch am Feuer zu stehen und Pech und Theer zu kochen hatte, die Idee eines Märtyrers für die Naturwissenschaft auftauchen.

Gern hätte ich den ganzen Kessel, Pech und Theer, in dieser von aller Civilisation so ungemein entfernten Gegend allerdings kostbare Gegenstände, für ein Stück Eis gegeben, um das nahezu warme Wasser der Savane, das ich vor Durst zu trinken genöthigt war, dadurch zu erkalten!

Leider jedoch war Eis hier eine eben solche Chimäre als das Gold des Amucu-Sees!

Nach fünf Tagen anstrengender Arbeit befand sich das Boot in Ordnung, und am 16. August Mittags fuhr ich mit vier Macuschis als Ruderern und Bill, dem Flusse Pirára zu.

Fernere zwei Macuschis, die ich als Ruderer gemiethet, erklärten, nicht mit mir reisen zu wollen; der Eine davon fühlte sich durch Bill's Schlag mit dem Theerpinsel an seiner Ehre ungemein verletzt und hatte den Anderen, seinen Freund, dazu bewogen, ebenfalls seine Begleitung mir zu verweigern.

An ein Rudern in der überschwemmten Savane war wegen des dicht stehenden Grases nicht zu denken, und die Macuschis sprangen nach einigen, deshalb vergeblich gemachten Bemühungen aus dem Boote und schoben es vor sich her.

Diese Manier zu reisen, ähnelte mehr einer Landreise als einer Reise zu Wasser, und eine Skizze davon hätte auf den Beschauer sicher auch diesen Eindruck gemacht; vom Wasser war

nichts zu sehen, und das Boot wurde in der, einem deutschen Kornfelde ähnlichen, Grassteppe dahin gezogen.

Langsam ging es vorwärts; nur dann, wenn bisweilen ein Strich offenen Wassers erreicht wurde, konnten die Ruder benutzt und das Fahrzeug dadurch schneller vorwärts bewegt werden.

Abends 5 Uhr landeten wir an einer Anhöhe, auf welcher ein kleines Wäldchen, inmitten der Savane, lag.

Einzelne schöne Yawailé-Palmen (Astrocaryum Tucuma Mart.) standen an dessen Eingange, und ihre dicht stachligen, grauen, in der Mitte bauchig aufgetriebenen Stämme, wie die feingefiederten, langen, hellgrünen Wedel, bildeten einen angenehmen Contrast zu dem steifen, spröden Laube der sie umgebenden Rhopala complicata H. B. et Kunth mit goldgelben Blüthenähren, und den langen, zugespitzten Blättern der Agave vivipara Lin., die in großen Gruppen umherwucherten und die Spitzen ihrer 50 Fuß hohen Blüthenstengel in den Wedelkronen der Palmen verbargen.

Mein Zelt war bald aufgeschlagen, Bill und die Indianer hingen ihre Hängematten unter freiem Himmel auf.

Eine kleine botanische Excursion in der Savane wurde jedoch bald aufgegeben, da an jedem Grashalm entweder eine Sandfliege oder eine Mosquito hing, die beim Durchstreifen des Grases sofort aufflogen und ohne weitere Umstände mich attakirten.

Dies versprach eine schlaflose Nacht.

Sobald als ich gegessen, legte ich mich, da es zu dunkeln begann, in die Hängematte, in der ich jedoch, wegen des Gesanges und der Stiche Hunderter von Mosquitos nicht einen Augenblick zum Schlafe kommen konnte.

Die Indianer mit ihren nackten Körpern waren noch übler daran, denn obgleich sie ihre Hängematten ringsum mit Feuer und Rauch umgeben hatten, frugen die Mosquitos wenig darnach, und die ganze Nacht hindurch währte das Klatschen ihrer Hände

an die nackten Körpertheile, welche von den lästigen Insecten am meisten heimgesucht wurden.

Oeftere Male stand ich auf und begab mich zum Feuer, um dort wenigstens etwas geschützter gegen diese Blutsauger zu sein, jedoch bald trieb mich die Müdigkeit wiederum nach der Hängematte zurück, in der ich freilich noch weniger Ruhe fand.

Wie froh war ich, als der Morgen graute und wir wieder fortfuhren oder vielmehr fortgeschoben wurden.

Es gehörte wahrlich eine unsägliche Geduld zu der Fahrt auf der überschwemmten Savane.

Wie zusammengepreßt saß ich mit meinem Diener unter dem halbrunden Palmendache des Bootes, das nahezu überladen war; die Sonne warf glühende Strahlen herab auf unsere Umgebung, und Hunderte von Sandfliegen benutzten jeden Augenblick, in welchem der Körper sich nicht bewegte, um mich und meine Gefährten durch ihre empfindlichen Stiche zu peinigen.

Die Fahrt ging im höchsten Grade langsam von Statten. Oft, wenn die Indianer das Schieben satt hatten, liefen sie hinweg nach einer entfernteren, freien Stelle, um sich zu baden und anderweite Tändeleien, von denen sie große Freunde sind, zu treiben, und ließen uns oft Viertelstunden lang im Boote warten.

Dauerte dies gar zu lange, dann erhob sich die lange Gestalt des Gefangenwärters Dhulib Singh's im Boote, und mit dem rechten Arme drohend, rief er den Macuschis mit riesiger Stimme in irisch-indianischer Sprache, die oft sogar einige Hindostani-Worte entlehnte, zu, unverzüglich herbeizukommen.

Natürlich achteten diese, im Gefühle ihrer Freiheit und bei dem Stolze, den sie durchgehends Alle besitzen, dergleichen Drohungen wenig, wohl wissend, daß Bill mein Diener sei; nur dann, wenn ich ihnen zurief, ihre Arbeit fortzusetzen, gehorchten sie und kamen herbei.

Gegen Mittag gelangten wir zur Quelle des Piráraflusses.

Eine kleine Insel, deren Vegetation allein über den Wasserspiegel sich erhob, bezeichnete den Ort.

Umfangreiche, dunkle Gebüsche der Heteranthera reniformis Ruiz et Pav., H. limosa Vahl und H. grandiflora Kl. mit unzähligen, in Rispen stehenden, großen, azurblauen Blüthen, umgeben von Philodendron arborescens Kunth., Xanthosoma sagittifolium und edule Schott, mit gelbweißen Blüthenhüllen und untermischt mit den violetten und gelbrothen Blüthen der Myrosma cannaefolia Lin. fil. und M. comosa Spreng. standen hier dicht an einander gedrängt und darüber hin zogen sich Guirlanden der schönen Jacquemontia violacea und hirsuta Chois.

Der Lauf des Pirára, von der Quelle an, war nunmehr deutlich durch die starke Strömung, mit welcher er die ruhige, glatte Wasserfläche durchbrach, zu unterscheiden, um so mehr, als er völlig frei und nicht durch in seinem Bette wachsendes Gras gehemmt, dahinfloß.

Oefters tauchten ähnliche, völlig abgerundete Pflanzeninseln aus der Wasserfläche empor und glichen, von fern gesehen, gewaltigen Heuschobern.

Ebenso wurde das Wasser vom Grase und der Savanenvegetation freier und weite, offene Flächen sichtbar.

Der Besieger der Sikhs fühlte bei diesem Anblick das Bedürfniß, sich zu baden, und ohne auf meine Warnung zu achten, warf er das brennend rothe Hemd, wie die leinenen Beinkleider, von sich und stürzte seine lange, weiße Gestalt, die ein breiter, von der Sonne scharlachroth gebrannter Nacken- und Halsring zierte, in das warme Savanenwasser.

„Tarāramu!" schrien jubelnd die Indianer und lachten aus vollem Halse. Tarāramu bezeichnet in der Macuschisprache den Jabirú (Mycteria americana Lin.), den großen, weißen Riesenstorch mit scharlachrothem Halsringe, und die Indianer gaben

damit, in ihrer beliebten, über jeden Fremden spöttelnden Manier, Bill einen Spitznamen.

Drohende Blicke wurden ihnen von Seiten des letzteren, der bis an die Schultern im Wasser steckte und seine rothe Halskrause aufs Vortheilhafteste präsentirte.

Jetzt bot sich den Indianern Gelegenheit, ihre Rache gegen ihn zu nehmen, und so schnell als sie es im Stande waren, schoben sie das Boot vorwärts, so daß Bill, der bald wieder in mit Gras besetztes Wasser gelangte, nicht schnell genug zu folgen vermochte, da das hier in aller Ueppigkeit wuchernde Schneidegras, eine Scleria-Art, seine Schritte ungemein hemmte.

Ich rief den Indianern zu, in ihrer Arbeit einzuhalten, die jedoch nicht darauf hören wollten, und unter lautem Lachen nur desto schneller vorwärts fuhren, daß ich fast wünschte, eine solche Gelegenheit möge öfter wiederkehren.

Der arme Ire, der nun im seichten Wasser zu waten hatte, war nur noch in weiter Entfernung sichtbar, und ernstlich verbot ich es den Indianern, das Boot weiter zu schieben, da sein nackter Körper durch die brennenden Sonnenstrahlen unendlich leiden mußte.

Sie standen still und ließen ihn herankommen.

Das Schneidegras hatte in die Haut seiner langen Beine und Hüften eine Menge blutiger Streifen geschnitten, und die Sonne seinem Körper die Farbe eines gekochten Krebses verliehen.

Ohne der Wuth, die in seinem Gesicht zu lesen war, einen Ausdruck zu geben, stieg er unter lautem Gelächter der Indianer ins Boot und bekleidete sich.

Doch nun, als er das berühmte wollene Hemd auf dem von der Sonne verbrannten und durch das Gras verwundeten Körper hatte, begannen seine Qualen; und eine lange Reihe von damned's ertönte aus seinem Munde.

Wie lange diese Repetition gedauert haben würde, ist nicht

zu sagen; sie wurde plötzlich durch das, unter lautem Geschrei erfolgende Weglaufen der Indianer vom Boote, unterbrochen, und um den Grund desselben sofort kund zu thun, tauchte der Kopf einer großen Wasserschlange (Eunectes murinus Wagl.) dicht neben mir aus dem Wasser und fand es für gut, sich in das Boot zu begeben und den langen Körper dahin nachzuziehen.

In größter Eile ergriff ich den stets bei mir liegenden Revolver und jagte dem unwillkommenen Besucher die Ladung des einen Laufes durch den Kopf, der in Folge dessen pfeilschnell zurückfuhr und ins Wasser stürzte. Noch mehrere graciöse, mit dem Schwanz in der Luft ausgeführte Windungen erfolgten, bis durch den endlichen Tod der Schlange die vorige Ruhe wieder hergestellt war.

Das Fortschieben des Bootes begann darauf von Neuem, und gegen Abend landeten wir an einer Anhöhe in der Nähe eines kleinen Wäldchens.

Diesmal ließ ich mein Zelt nicht aufschlagen, sondern hing meine Hängematte an einige in der Savane stehende Curatellabäume unter freiem Himmel auf, da ich bemerkt hatte, daß das Zelt ein Haupttummelplatz der Mosquitos während der Nacht war.

Die Nacht verlief jedoch in ähnlicher Weise wie die vergangene; kein Schlaf wegen der Unzahl der Mosquitos, mehrfache, verzweifelte Besuche des Feuers, heftiges Händeklatschen der Indianer an ihre nackten Körper, endlich die ersehnte Morgendämmerung und Abfahrt von dem gräßlichen Platze.

Der Pirára wurde nunmehr breiter und tiefer, und die Indianer fanden es jetzt zweckmäßiger, in seinem Bette abwärts zu fahren.

Vergeblich suchten wir nach einem größeren Boote, das sich hier befinden und einen Theil der Ladung meines Bootes aufnehmen sollte, es war nicht zu finden und so mußten wir mit dem übervoll beladenen Boote, das nur wenige Zoll

über den Wasserspiegel ragte, weiter fahren, wovor mir, wegen der starken Strömungen im Mahu und Takutú, bangte.

Noch war das Flußbett frei von Vegetation, außer daß hier und da eine der kleinen, bereits beschriebenen Inseln auftauchte; nur die Ufer waren mit Sträuchern besetzt und einzig und allein dadurch zu unterscheiden, da der Fluß mit der überschwemmten Savane in demselben Niveau stand.

Eine Menge Vögel belebten die halb unter Wasser gesetzte Ufervegetation; der große Königsfischer (Megaceryle torquata Kaup) saß lauernd auf den über das Wasser ragenden Zweigen einer Mimose, regungslos, nur den kleinen Schwanz stets auf und nieder bewegend.

Sobald das Boot sich ihm nahte, flog er unter schnarrendem Geschrei eine Strecke weiter und setzte sich dann wiederum auf einen Ast, dasselbe Spiel oft stundenlang wiederholend, bis er endlich dieser Motion müde, schnell am Boote vorbeiflog.

In ganz ähnlicher Weise benehmen sich die in Gruppen auf dem Ufergesträuch sitzenden Silberreiher (Ardea Leuce Ill.) mit fein zerschlissenen Federfahnen am Unterrücken.

Unter lautem, dumpfen Flügelschlage zerstreuen sich die durch das Boot aufgescheuchten, in den höheren Bäumen befindlichen Moschus-Enten (Cairina moschata Flem.) nach allen Richtungen hin.

Kleine Heerden des niedlichen Sakawinki-Aeffchens (Chrysothrix sciureus Kaup) springen behende unter zwitscherndem Geschrei in den Gebüschen umher und enteilen pfeilschnell bei unserer Annäherung nach der entfernten höheren Waldung.

Und außerdem beleben kleine bunte Pipra- und Tanagra-Arten die Ufervegetation, und blaue Aráras mit gelbem Bauche Macrocercus Ararauna Linn.) wie scharlachrothe und gelbe Aracangas (Macrocercus Aracanga Gmel.) ziehen paarweise, unter heiserem Gekrächz über den weiten Wasserspiegel nach den ent-

fernten Mauritia-Waldungen, die sich am Rande des großen Wasserbeckens entlang ziehen.

Die Macuschis können jetzt die Ruder gebrauchen, und schneller bewegt das Boot im Flusse sich dahin.

Bald jedoch verengte sich das Flußbett, denn eine dichte Waldvegetation, welche in demselben wucherte, versperrte die Passage gänzlich.

Seit Menschengedenken hatte sicher kein Corial diesen Theil des Flusses passirt!

Alte, morsche Baumstämme, nur noch in der Schwebe gehalten von den sie umschlingenden Bushropes, die von einem Baume zum andern sich spannten; durch die Gewalt des Wassers niedergerissene Stachelpalmen; dichtes Gebüsch pisangblättriger Heliconien und Calatheen, hoher, uranienblättriger Ravenala und Phenakospermum in fächerförmiger Blattstellung, vor Allem aber das gefährliche Schneidegras Scleria flagellum Sw., das an den in Unmasse im Flußbett stehenden, über und über mit Stacheln bewehrten Astrocaryum Jauari und Murumuru Mart. in üppigster Fülle hinaufrankte und die Stämme dieser Palmen dicht verhüllte, dies waren die Hindernisse, die jedem weiteren Vordringen im Flusse unwiderstehliche Schranken zu setzen schienen.

Ich ließ mich jedoch durch sie nicht abschrecken und beorderte zwei Macuschis an den Bug des Bootes, um vermittelst Axt und Cutlaß diese der Fahrt sich entgegenstellenden Hindernisse zu beseitigen.

Auf solche Weise kamen wir im höchsten Grade langsam vorwärts und es wurde Abend, ohne daß wir das heutige Reiseziel, die Mündung des Nappi in den Pirára, erreicht hatten.

Wir landeten an einer von Busch befreiten Stelle, an welcher früher eine kleine Niederlassung sich befunden hatte. Wahrscheinlich hatte der Tod hier sein Opfer verlangt, und die Ueberlebenden in indianischer Weise die Hütten im Stich gelassen und anderwärts sich angesiedelt.

Noch standen die dem Verfalle nahen Hütten.

Da dergleichen verlassene Wohnungen der Aufenthalt einer Menge Ungeziefer, Chigoes, Scorpione, Buschspinnen, Scolopender und besonders Schlangen sind, so wurden sie sofort niedergebrannt, um nicht bei Nacht von diesen unangenehmen Gästen besucht zu werden, da wir mit der Plage der Mosquitos hinlänglich zu thun hatten.

Der andere Morgen sah uns wieder mit dem Durchhau einer Wasserstraße in dem bewaldeten Flusse beschäftigt, und erst gegen Mittag erreichten wir glücklich die Mündung des Nappi.

Dieser kleine Fluß entspringt auf dem eine Tagereise entfernten Canuku-Gebirge und zwar auf dem höchsten Gipfel desselben, dem Nappi-epping.

Wasserleer, an manchen Stellen sogar völlig ausgetrocknet in der trockenen Jahreszeit, ist er in der Regenzeit, in welcher er weit über seine Ufer tritt und die angrenzende Savane auf große Strecken überschwemmt, überaus reißend.

An seinem linken Ufer, nahe der Mündung, waren eine Menge Macuschis vom Canucu-Gebirge und aus Pirära versammelt, um Fische zu schießen[46]). Obgleich die Flüsse in der Regenzeit wenig Fischausbeute liefern, waren die Indianer durch Hunger zum Fischfange genöthigt, da alles Wild in dieser Zeit nach den höher gelegenen, trockenen Gegenden und in die Gebirge sich flüchtet und eine so entfernte Jagd durch die überschwemmte Savane dem indolenten Indianer nicht convenirt.

Die Macuschis, wie alle Indianer, schießen die Fische mit Bogen und Pfeilen und besitzen darin ungemeine Geschicklichkeit; nur die sehr kleinen Arten, welche sie als große Leckerbissen betrachten, fangen sie vermittelst feiner Angeln.

Größere Fische durch Angeln zu fangen, gelingt in den Flüssen des tropischen Süd-Amerika schwer, da die gefräßigen Piraïs (Pygocentrus niger et spec.), in Brasilien „Piranha's“

genannt, von denen die Flüsse wimmeln, stets den Köber, ja mitunter, vermittelst ihrer scharfen Zähne, selbst den Angelhaken abbeißen.

In der trockenen Jahreszeit, wo die meisten Savanenflüsse sehr geringe Strömung haben und, fast ausgetrocknet, nur in den Vertiefungen ihres Bettes Wasser enthalten, benutzen die Indianer die scharfen Säfte einiger Pflanzen, um damit eine Strecke des Flusses oder einen Sumpf zu vergiften und dadurch die darin befindlichen Fische so zu betäuben, daß sie sämmtlich an die Oberfläche des Wassers kommen, wo die kleineren mit Leichtigkeit in kleinen Netzen gefangen, die größeren mit Pfeilen erlegt werden.

Den Macuschis und Arekunas dient hierzu eine holzige Schlingpflanze, „Hei-erri", deren windender Stamm in kurze Stücke gehauen wird, die an dem Orte des Fischfanges zerklopft und im Wasser ausgewaschen werden, so daß ihr Saft mit dem Wasser sich vermengt und die Fische betäubt.

Weniger wird von ihnen zu ähnlichem Zwecke die zerklopfte Wurzel des Lonchocarpus densiflorus Benth. benutzt, die bei den Wapischiannas am Takutú und den Caraiben im Pomeroon-Flusse in Brauch ist.

Noch eine dritte Pflanze, Clibadium asperum Dec., von welcher die Blätter zu einem Brei gehackt und ins Wasser geworfen werden, ist bei den Indianern am Demerara-Flusse, den Arawaaks und Accawais, zum Vergiften der Fische im Brauch.

Die an der Mündung des Nappi befindlichen Macuschis befanden sich bereits seit zwei Tagen hier, waren jedoch in ihrem Fischfange nicht besonders glücklich gewesen; sie zeigten mir das Monstrum eines Haimora (Macrodon trahira Müll.) von 5 Fuß Länge, einen der wohlschmeckendsten Fische Guyanas, den sie geschossen und den ich für ein kleines Messer von ihnen erhandelte.

Die ganze braune, nackte Gesellschaft hatte ihr Lager in

einem Wäldchen aufgeschlagen, ihre rothgefärbten Hängematten hingen unter freiem Himmel an den Bäumen, und mehrere dicht aneinander in die Erde gesteckte, lange Wedel der Maripapalme (Maximiliana regia Mart.) dienten zu ihrem Schutz gegen Regen.

Die Frauen und Mädchen waren beschäftigt, auf von Stäben gefertigten Rosten die erlegten Fische zu räuchern, in welchem Zustande sie Tage lang genießbar bleiben. —

Das Flußbett des Pirára wurde von hier an völlig frei, und der Fluß selbst strömte, da er von hier ein bedeutendes Gefäll nach seiner Mündung zu hat, mit großer Schnelligkeit und, durch die Vereinigung mit dem Nappi, in ziemlicher Breite dahin.

Die Ufer begannen höher zu werden und erlaubten dem Flusse nicht mehr, über sie hin in die Savane sich auszudehnen.

In der trockenen Zeit sind diese Ufer, wie die der meisten größeren Savanenflüsse, an 30 und mehr Fuß hoch und fallen steil in den Fluß hinab; sie bestehen aus rothem Letten, der durch die Sonne zu Stein erhärtet. Hunderte runder Löcher in verschiedenen Größen, die Wohnungen der hier vorkommenden Alcedo-Arten (Megaceryle torquata Kaup, Alcedo amazona Lath., A. bicolor Gmel.), unterbrechen die fast senkrechte Uferwand, welche gänzlich von Vegetation entblößt ist.

Die Macuschis nennen diese steilen Lettenufer „Ipera-ghiri".

Das Bett des Pirára ist von der Mündung des Nappi bis zu seiner eigenen Mündung felsig, große Blöcke eines grobkörnigen Quarzconglomerates ziehen sich von einem Ufer zum anderen und bilden in der trockenen Jahreszeit Katarakte, welche die Passirung des Flusses, der in dieser Zeit ungemein seicht ist, in größeren Booten verbieten. In der Regenzeit jedoch überströmt der angeschwollene Fluß in bedeutender Höhe alle diese Hindernisse.

Seine Ufer sind meist mit Savanenvegetation, bei welcher die Gräser die Hauptrolle spielen, bedeckt, aus der sich, in langen Reihen, oft in förmlichen Wäldchen zusammenstehend, die an

40—50 Fuß hohe Sawaripalme (Astrocaryum Jauari Mart., A. Murumuru Mart.) erhebt. Eine andere Palmengattung als diese, welche durch die kurzen, mit Stacheln besetzten, graugrünen Wedel und die lange, stachlige Bekleidung der Stämme, die Schönheit der Palmenform wenig repräsentirt, war am Flußufer nicht zu erblicken.

Dagegen zogen sich mitunter herrliche, kleine Wäldchen, gleich Oasen in der monotonen Savane, am Flusse entlang. —

Von einem breiten Felsstück am Ufer, in der Nähe der Flußmündung, plumpte plötzlich ein langer, unförmlicher Thierkörper ins Wasser. Noch konnte ich den dicken, runden, behaarten Kopf über der Wasserfläche sehen, und „Coimuru! Coimuru!" schrien die Macuschis und ruderten aus Leibeskräften, um in die Nähe des Thieres zu gelangen.

Es war ein Manati (Manatus australis Tiles.), der wahrscheinlich hier geschlummert hatte.

Bald gelangten wir in die Nähe des Thieres, welches von Zeit zu Zeit mit der Hälfte des Kopfes aus dem Wasser hervortauchte; vergebens jedoch schossen die Indianer mit Pfeilen darnach, die schnelle Bewegung desselben und das nur einige Secunden dauernde Emportauchen verhinderten jedes sichere Zielen; in der trockenen Zeit wäre der Manati, bei dem alsdann klaren Wasser des Flusses und den Falkenaugen der Indianer eine sichere Beute derselben geworden, jetzt jedoch erlaubte die durch die Anschwellung verursachte, gelbbraune Farbe des Flusses ein Erkennen des Thieres unter dem Wasser durchaus nicht und es entkam glücklich unseren eifrigen Nachstellungen.

Der Manati kommt ebensowohl an den Mündungen des Orinoco, Essequibo und Demerara, als auch in den Savanenflüssen des Inneren vor und nährt sich von Gräsern und den Blättern des Philodendron arborescens Kunth, welche an den niedrigen Uferstellen in voller Ueppigkeit stehen.

Die Indianer der Küste, die Warrau, Accawai und Arawaak, essen sein Fleisch, während die Indianer des Inneren, die Macuschi, Wapischianna, Arekuna, Taruma und Serekong, es verschmähen.

Von den Brasilianern am Rio branco und Rio negro wird dem Manati (in Brasilien „Peixe-boi" genannt) sehr nachgestellt, und sein Fleisch, gesalzen und getrocknet, gleich dem des Pirarucu (Arapaima gigas Müll.), ist dort ein wichtiger Handelsartikel. —

Gegen Abend gelangten wir an die Mündung des Pirára in den Mahu, welcher mit großer Schnelligkeit und in bedeutender Breite dahinströmte. Das rechte Ufer der Mündung war niedrig und überschwemmt, das linke dagegen erhob sich an 20 Fuß über dem Wasserspiegel und war mit dichtem Walde bewachsen, weshalb ich hier zu übernachten beschloß.

Ein wildes Durcheinander der dicken, holzigen Stengel von Schlingpflanzen, welche erst in dem hohen Laubdache über uns Blätter und Blüthen entfalteten, sowie der stelzenartigen Wurzelausläufer der Uferbäume, verwehrte den Eintritt in das Wäldchen, und längere Zeit waren die Macuschis mit Axt und Cutlaß geschäftig, ehe sie eine Bahn in dasselbe gehauen, und wir unsere Hängematten an die hohen Baumwurzeln und Schlingpflanzen schlingen konnten.

Der Aufenthalt hier war nichts weniger als amüsant, da der Fluß noch vor Kurzem Alles überschwemmt und bei seinem Fallen nicht nur eine Menge großer Pfützen, sondern auch das ganze Erdreich im feuchtesten Zustande zurückgelassen hatte, was bei der lehmigen Beschaffenheit des Bodens im höchsten Grade unangenehm war.

Es blieb mir jedoch keine andere Wahl übrig, da der Mahu, wie ich aus Erfahrung wußte, sehr wenig Landungsplätze in der Regenzeit darbietet, indem er seine niedrigen Ufer mit der daran liegenden Savane weithin überschwemmt.

Nach einer schlaflos durchlebten Mosquito-Nacht erklärte ich am andern Morgen den Indianern meinen Entschluß, den Tag über hier zu bleiben, damit sie sämmtlich auf die Jagd gehen konnten, da es an Lebensmitteln mangelte.

Die von Pirára mitgenommene Provision, wie der in Nappi erhandelte Haimora waren bei dem ungeheuren Appetite der Indianer zu Ende gegangen und jetzt, bei der bevorstehenden Fahrt aufwärts des reißenden Takutú, die alle ihre Kräfte in Anspruch nahm, mußte dafür gesorgt werden, daß sie durch Hunger nicht geschwächt würden.

Während die Macuschis auf die Jagd gingen, nahm ich eine botanische Excursion nach der außerhalb des Wäldchens liegenden Savane vor.

Die Vegetation in dem Wäldchen war so dicht, daß ich jeden Schritt mit dem Waldmesser erkämpfen mußte, weshalb, wie durch das Waten durch große, von der Ueberschwemmung zurückgebliebene Lachen, die Tour zu einer äußerst fatiguanten wurde.

Endlich hatte ich mich hindurch gearbeitet und trat aus dem das Wäldchen einfassenden Gebüsch von Maranten und Calatheen.

Von hier bot dieses einen ungemein lieblichen Anblick dar.

Den Saum der Scitamineen schloß das zierliche, weißblühende Jonidium Itoubou H. B. et Kunth ein, überragt von orangeblüthigen Lantanen und der in scharlachrother Blüthenfülle prangenden Helicteres guazumaefolia H. B. et Kunth, mit spiralförmig gedrehten Früchten. In fächerförmiger Stellung erhoben sich über diese Sträucher die langen, mehrere Fuß breiten, lederartigen Bananenblätter der Ravenala, und wiederum über diese die hohen, dicken Stämme des Maran (Copaifera officinalis Lin.), mit seinem dunklen, weiten Laubdach, der Salacia guianensis Kl., mit dem üppigen roth, violett und gelben Blüthenflor, und der herrlichen Cassia polystachya Benth., mit langen, goldgelben Blüthenrispen.

Dickblättrige Clusien, mit Unmassen weißer und zart rosagefärbter Blüthen, tauchten auf aus den Laubmassen, rankende Bignonien bildeten von Baum zu Baum glänzendblättrige Guirlanden mit violetten und carminrothen Blüthentrauben, und das seltsame Stigmaphyllon fulgens Adr. Juss., mit den oncidiumähnlichen, scharlach, violett und gelben Blüthenrispen und den aristolochiagleichen, großen Blättern, überzog die Gesträuche der Lantanen und Helicteres.

Trotzdem, daß noch mitunter starke Regenschauer im August fielen, war von den Indianern schon einige Wochen früher der Versuch gemacht worden, das auf der hochgelegenen Savane bereits gelblich aussehende Gras abzubrennen, und das Feuer hatte wirklich einen, freilich geringen, Theil der im Vertrocknen begriffenen Savanenvegetation verzehrt.

Eine eigenthümliche Flora zeigte sich nunmehr auf dem schwarzen, öden Felde.

Der sonderbare Paepalanthus capillaceus Kl., mit seinen kopfförmigen, wohlriechenden Blüthen, die stets nach dem Abbrennen der Savane in Unmasse aus dem runden, einem kleinen Melocactus ähnlichen Strunk erscheinen, überzieht die verbrannte Ebene und macht es durch seine grasartigen, sehr steifen, kurz abgebrannten Blätter, welche empfindlich stechen, den Indianern unmöglich, barfuß die Savanen, auf denen er vorkommt, zu betreten; sie können dies nur in ihren, von den Blattstielen der Mauritia gefertigten Sandalen wagen.

Oft in eben so zahlreicher Menge zusammenstehend als der Päpalanthus, tritt die Byrsonima verbascifolia Rich. an solchen Stellen auf, die mit ihren silbergrauen, filzigen Blättern und den langen, durch ihre schön gelbe Blüthenfülle darniedergebeugten Rispen eine angenehme Abwechselung auf der schwarzen Fläche hervorbringt.

Die weite Savane war mit einer Menge niedriger Bäume und Sträucher besetzt, von denen jeder in einer gewissen Ent-

fernung vom anderen sich befand und den Eindruck einer künstlichen Anpflanzung hervorbrachte.

Die Curatella americana mit ihrem krüppelhaften Wuchse, den vielfach gekrümmten, spröden Aesten und den chagrinartigen, rauhen Blättern, mit denen die Indianer ihre Waffen poliren, war hier am meisten vertreten; ihre weißlich grünen Blüthentrauben verbreiteten ringsum in der Atmosphäre einen angenehmen Geruch.

Schöne Büsche der fiederblättrigen Bowdichia major Mart., welche, unbelaubt im Beginn der Regenzeit, über und über mit prachtvollen, leuchtendblauen Blüthenrispen prangen, Psidien und Myrtaceen mit einer Fülle schneeweißer, die Palicourea rigida H. B. et Kunth mit hochgelben Blüthen übersäet, Alströmerien mit prachtvollen, carminrosa Blumen daran emporrankend und die großen, trompetenartigen Blüthen des Hippeastrum solandraeflorum Herb. zieren, nebst noch vielen anderen Prachtpflanzen, diese von der Natur so herrlich geschaffenen Anlagen.

Meine weitere Excursion brachte mich an das Ufer des Pirára, das hier zu meinem Erstaunen an 40 Fuß steil gegen den Fluß abstürzte, so daß dasselbe in der trockenen Zeit wenigstens eine Höhe von 60 Fuß haben muß.

Zum erstenmal seit langer Zeit hörte ich wieder das durchdringende, widerwärtige Geschrei des prachtvoll goldgelben Kessikessi (Conurus solstitialis Kuhl) mit orangerother Stirn und Backen und grünen Flügeldeckfedern, der in Guyana nur zwischen den Flüssen Mahu und Cotinga, vom Pacaráima-Gebirge bis zum Takutú, in großen Schaaren vorkommt. Dieser Papagei ist der Liebling der Indianer und in ihren Niederlassungen in Menge gezähmt anzutreffen, obgleich er nie völlig zahm wird und ein im höchsten Grade bösartiges Naturell besitzt. Sowohl im wilden Zustande, als auch in der Gefangenschaft, hält er stets zusammen, und jeder Schwarm scheint seinen Anführer zu haben, dem alle anderen überall hin folgen.

Ein ebenso häufiger Vogel, den ich nur in dieser Gegend antraf, war der von den Indianern sehr geschätzte Murumuruta (Icterus Jamacai Daud.), der in den meisten Niederlassungen gezähmt, frei umherfliegend, gehalten wird. —

Spät am Nachmittage kamen die Macuschis von der Jagd zurück, brachten jedoch nur als einzige Ausbeute einen jungen Savanenhirsch (Cervus Savanarum Cab.), der noch am selben Abende verzehrt wurde.

Es war unmöglich gewesen, in der meist überschwemmten Savane mehr Wild aufzutreiben, und ohne längeren Aufenthalt fuhren wir am nächsten Morgen den rasch dahinströmenden Mahu hinab.

Die Fahrt war eine sehr langweilige; eine einförmige Vegetation von Mimosen, Cordiaceen (Cordia tetraphylla Aubl.), Malpighiaceen, Apeiba, u. s. w., bedeckte das Ufer, und nur bisweilen tauchten daraus einige schlanke Sawari-Palmen, abwechselnd mit den runden Fächerwipfeln der Mauritia und den langwedeligen, dichten Fiederkronen der Maximiliana empor.

Da, wo das felsige Ufer in den Fluß hinein sich erstreckte, zogen Gebüsche weißblühender Psidium aquaticum Benth. und Psidium aromaticum Aubl., wie die mit eßbaren, braunrothen, Reine Claude-ähnlichen Früchten beladene Cassami (Eugenia Schomburgkii Benth.), fast gänzlich unter Wasser stehend, sich entlang.

Das Ufergebüsch wurde förmlich überzogen von dem weißen Blüthenschmuck der scharfdornigen, sich windenden Mimose Endata Myriadenia Benth., mit ihren breiten, dunkelbraunen Schoten.

Es war Mittags 4 Uhr, als wir die 790 Fuß breite Mündung des Mahu in den Takutú erreichten, der hoch angeschwollen, in reißender Schnelligkeit dahinströmte.

Soweit ich blicken konnte, waren seine Ufer durchgehends überschwemmt und nicht ein trockener Ort zu finden, an dem ich behufs des Nachtlagers hätte landen können.

Auf diese Weise blieb nichts anderes übrig, als so lange den Fluß aufwärts zu fahren, bis eine wasserfreie Stelle am Ufer gefunden war.

Doch eben dieses Aufwärtsfahren hatte seine Schwierigkeiten.

Das vollgeladene Boot ragte nur einige Zoll über dem Wasserspiegel, und vier Ruderer waren viel zu wenig, um gegen die starke Strömung anzukämpfen.

Das rechte Flußufer zog sich, mit seinem hohen, halb unter Wasser stehenden Gebüsch, in einer Spitze weit in den Fluß hinein und verursachte daselbst eine reißende Strömung.

Selbst die Indianer schienen die Auffahrt im Takutú unter solch ungünstigen Verhältnissen als ein sehr gewagtes Unternehmen zu betrachten, denn sie wurden plötzlich schweigsam und ernst, als ich das Commando zur Weiterfahrt gab.

Mit ungeheurer Anstrengung arbeiteten sie mit den Rudern bis zur erwähnten Landspitze, doch dieselbe zu passiren, war ihnen unmöglich. Die Strömung führte das Boot mit sich abwärts und hätte es bis zum Mahu fortgerissen, wenn nicht einer der Macuschis den aus dem Wasser ragenden Ast eines Baumes ergriffen und es dadurch zurückgehalten hätte.

Ohne Weiteres beorderte ich zwei der Indianer, nach dem festen Lande zu schwimmen und dort sechs lange Stangen zu hauen, um mit diesen das Boot am Ufer entlang zu schieben.

Im Besitz derselben arbeiteten wir nunmehr Alle, um die gefährliche Spitze mit dem Boote zu passiren.

Der Fluß war jedoch selbst am Ufer zu tief, und die Stangen nicht lang genug, um gehörig wirken zu können; der Strom ergriff das Boot, riß es mit sich fort in die Mitte des breiten Flusses und trieb es von da dem anderen Ufer zu, ohne daß wir, trotz des angestrengtesten Ruderns, das Fahrzeug im Geringsten gegen das reißende Wasser halten konnten.

Wir schwebten Alle in wirklicher Lebensgefahr, und wenn

irgend ein Baumstamm oder Fels uns im Wege gewesen, wäre das Boot ohne Zweifel untergegangen; die Indianer wußten es jedoch, trotz der Strömung, so geschickt zu wenden, daß sein Bug stromabwärts zu stehen kam, und der Steuermann es nach dem anderen Ufer bringen konnte. Erst weit unterhalb der Mündung des Mahu gelangten wir wiederum nach dem rechten Ufer des Takutú.

Und zum dritten Male ließ ich den Versuch wiederholen, die gefährliche Spitze zu umfahren. Da sahen wir, in ihrer Nähe angelangt, ein Corial mit Indianern uns entgegenkommen, die auf wiederholtes Zurufen zu uns heranfuhren.

Es war eine Wapischianna-Familie, bestehend in einem Ehepaar und drei Kindern, die den Takutú abwärts, nach dem brasilianischen Grenzfort São Joaquim, am Rio branco (Uraricoeira), fuhren, um die dortigen Brasilianer mit Lebensmitteln zu versorgen.

Die Bevölkeruug von São Joaquim, die nur aus dem Commandanten und 16—20 Soldaten besteht, baut nicht die geringsten Vegetabilien an, da die Besatzung alle 1—1½ Jahre wechselt und für diese kurze Zeit es sich der Mühe nicht lohnen würde, das Land zu bebauen, welches überdies jedes Jahr vom Rio branco weit hinein überschwemmt wird; erst in mehreren Meilen Entfernung vom Flusse erhebt die ebene Savane sich ein wenig, und in solcher Distanz Provisionsfelder anzulegen, würde zu nichts führen, da die dort erzielten Früchte nur eine Beute der wilden Thiere, der Dicotyles, Aguti, Laba, Pauhis, Papageien u. s. w., sein würden.

Die Besatzung des Forts ist daher, in Bezug auf vegetabilische Nahrung, nur auf die Indianer von nah und fern angewiesen, die in der letzten Zeit sehr selten nach dem Fort sich wagten, da der Commandant im Auftrage der Regierung gegen sie mehrere Descimentos [17]) angeordnet hatte, um die Gefangenen als Soldaten für den Krieg gegen Paraguay zu benutzen.

Die mir hier begegnenden Wapischiannas waren im Begriff, eine ziemliche Anzahl von Körben mit Farinha (in Körnern gerösteter, mehlartiger Stoff aus der Mandiocca-Wurzel, Manihot utilissima Pohl), Melonenkürbisse, Wassermelonen, Mais und Hühner nach dem Fort zum Verkauf zu bringen.

Für meine Weiterfahrt auf dem Takutú lag mir sehr daran, die Hilfe dieser Leute zu erlangen, und ich machte ihnen den Vorschlag, auf einige Tage in meinen Dienst zu treten, wofür ich ihnen mehrere Gegenstände, die sie nöthig hätten, geben wollte.

Die Bezahlung der Indianer im Inneren Guyana's und und Brasiliens für geleistete Dienste, Lebensmittel u. s. w. geschieht nicht in Geld, welches sie nicht gebrauchen können, sondern lediglich in ihnen nöthigen Artikeln, als Messer, Aexte, Cutlasses, Pulver, Schrot, Zündhütchen, Spiegel, Glasperlen, die besonders vom weiblichen Geschlechte stark begehrt werden, Angeln, u. s. w.

Als die Wapischianna's auf meine Offerte nicht eingehen wollten, erbot ich mich, ihre ganze Bootladung zu kaufen, damit sie nicht nöthig hätten, nach dem Fort São Joaquim zu fahren, welchen Vorschlag sie annahmen, so daß ich für einige Pfund Pulver, Schrot, Zündhütchen und einige kleine Bündel bunter Glasperlen ihre sämmtlichen Lebensmittel erhielt.

Nunmehr handelte es sich darum, einen passenden Ort zum Nachtlager aufzufinden.

Mit der geringen Mannschaft und dem beladenen Boote war es unmöglich, den Takutú aufwärts zu fahren, ich ließ daher das Boot unter Begleitung der Wapischiannas den Fluß abwärts rudern und war so glücklich, noch vor Einbruch der Nacht am linken Ufer einen trockenen Ort zum Landen zu entdecken.

Es war eine Erhebung des Ufers, die, gleich einer kleinen Insel von nicht über 20 Quadratfuß Flächeninhalt, aus dem Wasser hervorragte.

Brennholz war hier nicht aufzutreiben, und der Wapischianna mußte in seinem Corial am Ufer entlang den nöthigen Bedarf zusammensuchen.

Bei dem geringen Raum, den wir einnahmen, war an ein Aufschlagen des Zeltes nicht zu denken; die dunkelblaue Himmelsdecke mit unzähligen, hellleuchtenden Sternen war unser Dach, und das heftige Brausen des dahinrauschenden Stromes, wie der monotone Gesang Tausender von Mosquitos, die Keinen von uns schlafen ließen, unsere Nachtmusik.

Am anderen Morgen sandte ich den Wapischianna mit seinem erwachsenen Sohne im Corial den Takutú aufwärts, nach einer im Canuku-Gebirge befindlichen Macuschi-Niederlassung, um dort ein großes Boot und genügende Mannschaft zu meiner Weiterreise zu requiriren, und ich hatte das besondere Vergnügen, auf der Mosquito-Insel vier Tage auf seine Rückkunft und die erbetene Hilfe zu warten.

Die Sonne brannte in dieser Zeit auf uns, die wir uns ohne allen Schatten befanden, aufs Heftigste herab, und die Sandfliegen waren am Tage, die Mosquitos bei Nacht im größten Eifer mit unseren Körpern beschäftigt.

Ein von mir angestellter Versuch, durch das dichte, überschwemmte Ufergebüsch das weit dahinterliegende, trockene Festland zu erreichen, mißlang gänzlich; ich watete durch Sumpf und Morast in dem dicht verschlungenen Gestrüpp wohl eine volle Stunde, ohne irgend einen trockenen Platz zu erreichen, und hätte deshalb noch eben so lange in dem lehmigen Wasser umherspazieren können, wenn ich nicht die Geduld verloren und umgekehrt wäre.

Es blieb mir keine andere Wahl die Zeit zu verbringen, als in die Hängematte mich zu legen, und von meinem Irländer zum einundzwanzigsten Male seine ostindische Campagne mir er-

zählen zu lassen, was denn auch das von mir gewünschte Resultat, ein baldiges Einschlafen, herbeiführte.

Die Höhe des Wasserstandes des Takutú verminderte sich in der jetzt regenlosen Zeit so ungemein, daß der Fluß innerhalb der fünf Tage, die ich mich auf der kleinen Insel aufhielt, um 8 Fuß gefallen war und eine Verbindung derselben mit dem Ufer hergestellt hatte, welche jedoch noch viel zu schlammig war, als daß sie zu Fuß hätte passirt werden können.

Mein Boot, das bei der Landung in fast gleicher Höhe mit dem Lande sich befand, lag jetzt an der bereits 8 Fuß zu Tage getretenen, steilen Lettenwand, und nicht geringe Turnkünste waren erforderlich, um in dasselbe hinab zu gelangen.

Es war spät am Abend des fünften auf der Insel verlebten Tages, als ich aus der Ferne den eigenthümlichen, hohlen, kurzen Ton, welcher durch das tactmäßige Anschlagen der Ruderstiele an den Rand des Corials von den Indianern bei jedem Ruderschlage hervorgebracht wird, hörte, und nicht lange darauf zwei Corials an der Uferwand anlegten.

Der von mir zu den Macuschis abgesandte Wapischianna brachte ein Corial mit zehn Indianern, welche mir zur Weiterreise behilflich sein wollten, und so fuhr ich denn am anderen Tage, den 26. August, mit zwei Booten und vierzehn Ruderern den Takutú aufwärts, im höchsten Grade erfreut, die Sandfliegen- und Mosquito-Insel verlassen zu dürfen.

Der Wapischianna begab sich mit seiner Familie nach einer Indianer-Niederlassung, unweit der Mündung des Takutú zum Besuch, nachdem ich ihm seine Dienste gut bezahlt hatte.

Die Strömung des Flusses war noch sehr bedeutend, obgleich er jeden Tag um mehrere Fuß fiel.

Immer höher erhoben sich die steilen, rothen Lettenwände aus dem Wasser, und oft Stunden lang fuhren wir an ihnen, die oft 40 Fuß über das Wasser, gleich Festungsmauern empor-

ragten, entlang, wobei wir deutlich den verschiedenen Wasserstand des Flusses an den an ihnen lang sich dahinziehenden, dunkel gefärbten Linien verfolgen konnten.

Höher gelegene Sandbänke, an denen in der trockenen Zeit der Takutú oft so reich ist, daß sie die Fahrt in größeren Booten gänzlich hindern, tauchten bereits über dem Wasserspiegel auf und waren belebt von Heerden von Moschus- (Cairina moschata Flem.) und kleineren Vifisi-Enten (Dendrocygna viduata Eyton und Querquedula brasiliensis Cab.). Bisweilen befanden sich einige Paare der schönen Orinoco-Gans (Chenalopex jubatus Wagl.) unter ihnen, jedoch die größeren Wasservögel als Mycteria americana, Ciconia Maguari, Platalea Ajaja, Ibis- und Ardea-Arten suchte ich jetzt vergebens; sie sind erst einige Wochen später, wenn der Fluß niedrig und die Sandbänke völlig aus dem Wasser ragen, hier anzutreffen und weilten zur Zeit noch an den großen, durch die Ueberschwemmung gebildeten, fischreichen Teichen und Sümpfen der Savanen.

Da wo das rechte Ufer niedrig und nur mit Gras besetzt war, genoß ich einen herrlichen Anblick auf das nahe, dicht bewaldete Canuku-Gebirge, das sich an 30 engl. Meilen von N.O. nach W. in schönen Wellenlinien dahinzieht, aus denen an manchen Stellen kolossale, pittoreske Felsmassen sich erheben und hoch in die Wolken emporragen.

Vom Takutú aus verkürzt sich die Ansicht des langen Gebirgszuges für den Beschauer, gewinnt aber durch die einander dadurch nahe gerückten, steil abfallenden Felsgipfel ungemein an romantischem Interesse und ähnelt, wenn auch nicht an Höhe, so doch in den Contouren, den Schweizer Alpen.

Die Indianer schossen eine große Anzahl der auf den Sandbänken versammelten Enten, und so durften wir, die seit mehreren Tagen die Fleischkost entbehrt, einer reichen Abendmahlzeit entgegen sehen.

Gegen Abend landeten wir an einer Sandbank, welche an dem mit dichtem Gebüsch bestandenen Ufer lag.

Mit einer Fülle weißer Blüthen bedeckte Mimosa Schomburgkii Benth. und Acacia polyphylla Dec. bildeten hauptsächlich die kleine Waldung, über welche die Endata polystachia Benth. und E. scandens Benth. in langen Gewinden rankte.

Ich trat durch das in geringer Breite am Ufer sich hinziehende Gestrüpp hinaus in die offene Savane.

Candelaberartige, 30—40 Fuß hohe Cereus regalis Haw. und C. Euphorbioides Haw. mit großen rothen, geschmacklosen, jedoch kühlenden Früchten und dornige Sträucher der Randia densifolia Bartl. und Gardenia tomentosa Bartl. mit weißen, wohlriechenden Blüthen prangend, standen am Rande der kleinen Oase, und in die weite Ferne zog die wellenförmige, grasbewachsene Savane bis zu der in duftiges Blau gehüllten niedrigen Gebirgskette, der Serra Tucána (800 Fuß hoch) sich dahin.

Die Nacht wurde schlaflos verbracht, diesmal in Folge eines starken Regens, der um 10 Uhr begann und bis zum Morgen mit geringen Unterbrechungen andauerte. Mein durch vielen Gebrauch bereits an mehreren Stellen durchlöchertes Zelt bot wenig Schutz gegen das Wolkenbruch ähnliche Herabstürzen des Wassers, und meine ganze Mannschaft drängte sich frierend unter dem Leinwanddache zusammen, wodurch eine drückende Atmosphäre in dem engen Raume entstand. Die Feuer waren vom Regen sämmtlich ausgelöscht worden und die Nacht dermaßen dunkel, daß ich die in der Nähe liegenden Boote nicht unterscheiden konnte.

Vergebens beschwor der Piaï, den ich unter meiner Mannschaft hatte, in dumpfer, halb singender Stimme und heftigem Blasen, den Regen, jedoch „Horiuch“, der böse Geist der Macuschis, wollte nicht hören.

In den Gebirgen am oberen Takutú mußte es ebenfalls

heftig geregnet haben, denn gegen Morgen, jedoch noch in der größten Dunkelheit, setzte das plötzliche Steigen des Flusses die Sandbank, auf der wir uns befanden, unter Wasser. Nunmehr begann ein schneller Rückzug nach den an die Uferbäume gebundenen Booten. Die Indianer griffen eiligst nach ihren Hängematten, mein Zelt wurde in aller Hast von den Pflöcken losgerissen, und wir waren froh, als wir uns sicher in den Booten befanden und von dem zu Wasser gewordenen Nachtlager wegruderten.

Der lange Ire war über den verlorenen Schlaf vor Wuth außer sich und ließ die Indianer diesen Verlust entgelten, indem er sie, wenn es nur irgend, ohne auffällig zu werden, geschehen konnte, mit Püffen regalirte. Er wußte diese so geschickt anzubringen, daß sie von ihm gleichsam unabsichtlich ausgetheilt schienen, sonst würden die Indianer, bei ihrem großen Stolze, sicher schlimm sich revanchirt haben, da sie nicht einmal ihre Kinder mit Schlägen tractiren.

Mit Eintritt der Morgendämmerung hörte der Regen auf, das Wasser wurde aus den Booten geschöpft und Anstalten getroffen, an der bald aufgehenden Sonne die durchnäßten Kleider zu trocknen.

Die nackten, nassen Körper der Indianer waren bald an der Sonne getrocknet, und mit frischem Muthe ging es den hoch geschwollenen, heftig strömenden Takutú aufwärts.

Gegen Mittag fuhren wir in den Capparaute, einen kleinen Nebenfluß am linken Ufer des Takutú, ein und landeten, nachdem wir etwa $^1/_4$ Stunde in ihm aufwärts gefahren, an einem schönen Wäldchen.

Der Grund, weshalb die Indianer heut so zeitig ihre Tagereise beendeten, wurde mir aus dem morastigen Pfade, der durch das kleine Wäldchen lief, klar, denn derselbe führte ohne Zweifel nach einer Indianerniederlassung, in welcher wahrschein-

lich ihr Lieblingsgetränk Paiwari, ohne welches ihnen das Leben ein bloßes Nichts ist, zu haben war.

Der Indianer wird viel lieber Tage lang hungern, als einen Tag den Genuß des Paiwari entbehren.

Sobald nur die Boote am Ufer befestigt waren, lief die sämmtliche Mannschaft mit ihren Hängematten, den steten Begleitern bei ihren Besuchen, den Pfad durch das Wäldchen entlang und entschwand bald meinen Blicken. Ich blieb allein mit meinem Iren zurück, der ihnen unzählige „damned rascals!" nachsandte, da er nunmehr selbst das nöthige Feuerholz herbeischaffen mußte.

Die Sonne brannte heftig herab, und ich schlang meine Hängematte im Waldesdunkel auf, um den versäumten Schlaf nachzuholen.

Beim Erwachen neigte die Sonne sich bereits gen Westen, und ich begab mich nach der hinter dem Busche hochgelegenen Savane, wo meiner ein herrliches Landschaftsbild wartete, das noch jetzt, nach mehreren Jahren, klar vor meinen Augen steht.

Im Hintergrunde, gegen Osten, thürmten die im Scheine der Abendsonne roth erglühenden Felskuppen des Canuku-Gebirges sich empor, während die unteren bewaldeten Partien des langen Höhenzuges in tiefes Ultramarin gehüllt waren.

Ein herrlicher Wald von Mauritiapalmen zog im Mittelgrunde sich dahin, und ihre dunkelgrünen, fächerblättrigen Kronen bildeten einen schönen Contrast zu der duftigen Färbung des Hintergrundes.

Der kleine Fluß Capparaute mit dem ruhigen, krystallklaren Wasser wand in mäandrischen Linien sich in die weite Ferne, und den Vordergrund bildeten Ravenalas mit Riesenblättern und über und über von der Vanilla palmarum Lindl. berankte, hochstämmige Mauritiapalmen, die ihre großen graciösen Fächerwedel auf steifen Blattstielen weit in die Luft hinaus sandten,

während die vertrocknet herabhängenden, carminbraunen Wedel sich gewaltsam aus dem saftigen Grün der glänzenden, dicken Vanillablätter, von denen sie umschlungen waren, hervordrängten.

Hinter mir dehnte sich die weite, immer mehr und mehr in duftiges Blau übergehende Savane aus, bis sie in weiter Ferne mit dem Horizonte verschmolz. Nur ein Gegenstand auf der großen, in zauberischer Beleuchtung prangenden Fläche, ein von der untergehenden Sonne golden schimmerndes Palmendach, das Dach der Hütte, nach welcher meine Indianer in Hoffnung auf Paiwari gewallfahrtet waren, war sichtbar.

Verschiedene pikante Stiche an Gesicht und Händen zeigten mir an, daß, was ich leider sehr oft erfahren, unter Palmen nicht ungestraft zu wandeln sei, und alle meine Freude wurde durch diese Entdeckung, die mir eine neue schlaflose Nacht prophezeite, getrübt.

Nach völligem Eintritt der Dunkelheit kamen die Indianer von ihrem Besuche zurück, und ihr stilles Einherschleichen, wie ihre Wortkargheit, belehrten mich, daß sie ihre Rechnung in der Indianerhütte nicht gefunden. Um nicht neugierig zu erscheinen, ließ ich sie völlig unbeachtet, erfuhr jedoch am nächsten Morgen aus ihrer unter einander gehaltenen Conversation, daß die Hütte völlig leer gestanden habe; die früheren Bewohner derselben hatten wahrscheinlich die Niederlassung als allzu isolirt stehend, aufgegeben.

Am Nachmittage des nächsten Tages gelangten wir an die Mündung des Mucumucu, eines Nebenflusses des Takutú an dessen rechtem Ufer, dem Landungsplatze des Ortes in dem Canuku-Gebirge, in welchem die mir zu Hilfe gekommenen Macuschis wohnten.

Natürlich wurde hier nach Indianersitte einige Tage Rast gemacht, um nach der Niederlassung der Macuschis, am Fuße des Ilamikipang, zu gehen und den dortigen Paiwari zu versuchen.

Obgleich ich dieses Getränk wegen seiner ekelhaften Zubereitung verabscheute, begleitete ich dennoch die Indianer auf ihrer Wanderung, um durch meine Gegenwart ihre baldige Zurückkunft nach dem Landungsplatze mir zu sichern, da ich aus Erfahrung wußte, daß sie sonst wenigstens eine Woche abwesend sein würden.

Die Boote blieben unter Aufsicht meines Dieners zurück, und ich begann sofort mit den Indianern meine Fußtour nach dem fernen Ilamikipang.

Der Weg führte durch die überschwemmte Savane, in welcher ich oft eine Stunde lang in sehr fatiguanter Weise bis an die Knie im Wasser waten mußte und überdies, wegen der, die ganze Ebene bedeckenden, spitzen Kiesel und stachligen Strünke des Paepalanthus capillaceus, in Schuhen diese Aufgabe zu lösen hatte.

Schöne Gebüsche mit dichten, natürlichen Einhegungen herrlicher Maripa- und Tucuma-Palmen bestanden die Erhebungen der Savane; anstatt jedoch den Pfad durch dieselben, des Schattens halber, zu führen, ging derselbe oft in großen Ummwegen um diese herum.

Der Indianer der Savane wird, wenn es irgend zu vermeiden ist, nie einen Pfad durch Wald führen, ausgenommen, derselbe stellt, in meilenweiter Ausdehnung, seiner Reiseroute allzu hindernd sich entgegen. Nicht allein die Mühe, einen Weg durch das dicht verworrene Gebüsch zu bahnen, sondern auch die ihm angeborene Liebe zur freien, sonnenreichen Savane ist der Beweggrund dafür.

Die Indianer sind überhaupt die schlechtesten Ingenieure; die von ihnen gemachten Pfade gehen dermaßen die Kreuz und Quer, trotzdem auf der meist ebenen Savane weder Terrain-Schwierigkeiten noch bebaute Ländereien hindernd entgegen treten und ihnen die Sonne oder ein fernes Gebirge sichere Merkzeichen bieten, daß ich die Veranlassung zu solcher Unregelmäßigkeit nie ergründen konnte.

Gegen Abend nahte ich mich, bereits in dem Stadium der Ungeduld, in welchem sie durch ungemein kräftige Worte sich Luft macht, dem Ziele meiner Wanderung.

Meine Schuhe waren dermaßen voll Wasser, daß sie bei jedesmaligem Auftreten aufs Täuschendste das Quaken eines Dutzend Frösche nachahmten, und meine andere Bekleidung hing durchnäßt am Körper herab.

Auf einer Anhöhe vor mir lag die Macuschi-Niederlassung, in drei großen Hütten bestehend, und darüber ragte der 3000 Fuß hohe Ilamikipang mit der an 800 Fuß hohen, seinen Gipfel bildenden Felsenplatte, im herrlich warmen Farbenhauche tropischer Abendbeleuchtung, empor.

Doch die Ruhe nach dem sauren Tagwerke mußte erst noch erkämpft werden. Zwischen den Hütten und mir zog sich der Fluß Mucumucu dahin, seinen eigentlichen Lauf durch Reihen Tausender von Mauritiapalmen bezeichnend, jedoch durch den Regen dermaßen angeschwollen, daß er seine Ufer weit in die Savane hinein und die Anhöhe hinauf, überschwemmte.

Die Macuschis ließen nach ihrer Sitte, sobald sie einer Niederlassung sich nähern, ein lautes Geschrei, nicht unähnlich dem Wiehern eines Pferdes, durch die stille Abendluft ertönen und stürzten sich ohne Weiteres in den Fluß; ich in stiller Wuth ihnen nach, um nicht in Löcher zu gerathen.

Bis an den Hals im Wasser und am jenseitigen Ufer bis an die Knie in Morast und Schlamm, das war das Ende des Spazierganges.

Gleich einer gebadeten Katze oder, treffender gesagt, einer halb ertrunkenen Ratte im Aussehen, kam ich in der Niederlassung an, deren Bewohner uns mit mehreren Freudenschüssen empfingen.

In die größte der Hütten tretend, bemerkte ich darin die sicheren Anzeichen eines in dieser Nacht statt findenden Trink-

festes, und da ich durch den wüsten Lärm, welcher stets dabei statt findet, nicht im Schlafe gestört zu sein wünschte, zog ich es vor, unter einem kleinen Palmendach, das unweit der Hütte auf einigen Pfosten lehnte, zu übernachten.

Meine Kleider mußte ich am Leibe trocknen lassen, da ich in Erwägung, daß einige hübsche, junge Mädchen unter den mich neugierig umringenden Indianern sich befanden, als Weißer mich ihnen nicht in demselben Naturkleide, welches sie trugen, zu präsentiren wünschte.

Nunmehr traten meine Ruderer in ihrer Behausung als meine Wirthe auf und versorgten mich aufs Reichlichste mit Paiwari, den ich, um die Gastfreundschaft nicht zu verletzen, mit stillem Schauder hinunterschluckte.

Die Nacht brach bald herein, und das Trinkfest begann mit dem monotonen Gesange des bei allen Indianern Guyana's üblichen Textes: „Heia, Heia!" indem sie abwechselnd den Accent des Wortes bald auf die zwei mittelsten Buchstaben, bald auf den Endvocal legten.

Trotz des Lärmes schlief ich sehr bald ein, fuhr aber nach einiger Zeit aus meiner Hängematte empor, indem es im Halbtraume mir schien, daß irgend Jemand einen Eimer Wasser über meinem Kopfe entleerte.

Ein orkanartiger Sturm mit schrecklichem Platzregen war ausgebrochen; in heftigen Stößen tobte er über die Savane dahin und hatte das schützende Palmendach mit sich fortgerissen, so daß der Regen in Strömen auf mich herabgoß.

Im Nu sprang ich aus der Hängematte und eilte ohne meinen Hut, den der Wind, wer weiß wohin, entführt hatte, meine durchnäßte Hängematte im Stiche lassend, nach der Hütte, in welcher das Trinkfest statt fand.

Hier war das Gelage im vollen Gange, nicht einer der Anwesenden kümmerte sich um das ungestüme Wetter, denn der Paiwari hatte bereits seine Wirkung gethan.

So harmlos dies im Geschmack halbsaurem Bier ähnliche Getränk, in geringem Maße genossen, ist, so betäubend wirkt es in so großen Quantitäten, als die Indianer zu sich zu nehmen gewohnt sind. Einem Weißen ist es vollkommen unmöglich, selbst wenn er den Ekel überwindet, den die Fabrikation desselben ihm verursacht, mehr als einige Schlucke davon zu genießen; der Indianer jedoch trinkt innerhalb einer Nacht 16—20 Calabassen[18]) desselben, und entledigt seinen im Uebermaße damit angefüllten Magen dadurch, daß er mit den Händen den Unterleib zusammenpreßt, um das Ueberflüssige von sich zu geben, worauf er sofort wieder neuen Stoff in sich aufnimmt.

Die in der Hütte befindlichen Indianer waren bereits in ihrem Trinkgelage so weit vorgeschritten, daß eine derartig beschriebene Operation ihrem Magen Noth that, und ich begab mich, durchnäßt wie ich war, ohne von ihnen Notiz zu nehmen, zu einem der großen Feuer, welche die geräumige Hütte spärlich erhellten.

In ihrem Kopfschmuck von den bunten Federn des Aracanga und Ararauna, über welche die zarten, weißen Bauchfedern der Harpyia, gleich Straußfedern, herabnickten, bemalt mit dem dunklen Carmin der Chica und dem Blauschwarz der Lana (Genipa americana Lin., G. Caruto H. B. et Kunth), mit Federmänteln aus den rothen und blauen Schwanzfedern des Arára, umtanzten Männer und Weiber die großen, ausgehöhlten Baumstämme, in denen der geliebte Paiwari sich befand.

Die Männer voran, die Frauen und Mädchen hinterher, bewegten sie sich in Indianerreihe nach dem Tacte des einförmigen Gesanges, jedesmal zwei Schritte vorwärts und dann wieder einen Schritt rückwärts, hielten dann plötzlich still und brachen insgesammt in ein ungeheures Halloh aus, welches das Geheul des draußen tobenden Sturmes übertäubte. Eine frische Ladung Paiwari wurde die Kehlen hinuntergegossen, und dann stürmten sie wieder fort in ihrem Tanzen und Jubiliren.

So gern ich ausgeruht hätte, wagte ich nicht, aus Ekel vor dem Ungeziefer, welches die Hängematten der Indianer belebt, in einer derselben mich auszuruhen; meine eigene Hängematte war zu sehr durchnäßt, um sie benutzen zu können, und so mußte ich, im höchsten Grade ermüdet, die Nacht am Feuer sitzend verbringen.

Doch auch hier sollte ich nicht Ruhe haben.

Eine der Indianerinnen, leider bereits im Verblühen, schien Interesse für mich gefaßt zu haben und würdigte mich, während sie an mir vorbeitanzte, einer besonderen Aufmerksamkeit dadurch, daß sie mich stets mit ihrem Körper berührte.

Durchaus nicht unempfänglich für derartige Huldigungen Seitens des weiblichen Geschlechtes, war ihre Schönheit jedoch so bedeutend im Abnehmen, daß ich ihre zarten Winke völlig ignorirte.

Nicht Willens, ihre Beute fahren zu lassen, trat sie endlich an mich heran, zeigte mir ihr Halsband, das aus einigen aneinandergereihten, brasilianischen Patacas bestand, und forderte mich auf, dasselbe zu completiren, mir einen Wink gebend, mit ihr außerhalb der Hütte einen Spaziergang zu machen. Mein entschiedenes Verneinen dieses Vorschlages setzte sie sichtbar in Zorn, und ich war erfreut, während der ganzen Nacht sie nicht mehr zu erblicken.

Ich führe dies einzig und allein nur deshalb an, weil ich von der großen Decenz der Indianerinnen, trotzdem sie, außer dem winzigen Schamschurz an ihren Lenden, völlig unbekleidet sind, mich fest überzeugt habe; nur allein der übermäßige Genuß des Paiwaris, wie jedes anderen berauschenden Getränkes, kann sie zum Fall bringen.

Die Berauschung muß jedoch im höchsten Grade bei ihnen stattgefunden haben, bevor sie derartige Liebesanträge zu machen sich entschließen.

Das Gebrüll und Toben der trunkenen Menge dauerte bis gegen Morgen, bis allmälig Einer nach dem Anderen abfiel und zuletzt nur noch einige Individuen heulend und schreiend umhertaumelten, welche den in den Trögen befindlichen Rest des Getränkes vollends leerten.

Ermüdet, mehrere Nächte ohne Schlaf, sank ich neben dem Feuer auf den Erdboden hin und erwachte erst, als die Sonne bereits hoch am Himmel stand.

Das Gelärm war verstummt und die in der Hütte aufgehängten, zahlreichen Hängematten von fest schlafenden, nackten, braunen Gestalten eingenommen.

Ich begab mich hinaus ins Freie, die Sonne schien heiter vom unbewölkten Himmelszelte und ermüdet von den strapazanten, schlaflosen Nächten, warf ich mich in meine vom Regen noch nasse Hängematte und schlief bald zum zweiten Male, diesmal auf längere Zeit, ein.

Denn als ich erwachte, war bereits der Abend nahe.

Die Indianer liefen munter umher, und nichts zeigte an ihrem Benehmen, daß ein Trinkgelage in der vergangenen Nacht statt gefunden hatte.

In nächster Nacht war in einer der anderen Hütten ein ähnliches Trinkfest, welches ich jedoch, Dank der angenehmen Nacht, zu besuchen nicht genöthigt war, sondern in tiefem Schlummer in der im Freien aufgehängten Hängematte zubrachte.

Am anderen Morgen war ich zeitig munter, um die Indianer, die auf meiner weiteren Reise mich begleiten sollten, zu bewegen, mit mir nach den Booten zu gehen; erst Nachmittag gelang es mir, die unter dem Eindruck eines schweren Katzenjammers Leidenden aus der Niederlassung hinweg, nach dem Takutú zu bringen, wo wir Abends anlangten.

Mein Irishman hatte am Landungsplatze gräßlich sich gelangweilt, er erzählte mir, nachdem ich mich in die Hängematte

gelegt, viel von seinem geliebten Irland und seinem Geburtsorte Tralee, seiner zahlreichen Verwandtschaft unter der Gentry Irlands, sämmtlich mit einem O vor ihrem Namen, von den Excentricitäten und dem traurigen Ende des Marquis of Waterford, der sein intimer Freund gewesen, und schloß mit dem Vortrage der Arie von O'Brien, deren tragischer Schluß mir diesmal entging, da mich seine dabei nicht gesparten Tremulirungen durch ihre brillante Ausführung sehr bald in den Schlaf brachten.

Zeitig des anderen Morgens fuhr ich mit den Macuschis in den zwei Booten aufs Neue den Takutú freudig aufwärts, ohne die mindeste Ahnung zu haben, welch herbes Schicksal in den nächsten Tagen mich betreffen sollte! —

VIII.

Unter den Wapischianna's.

Mit meiner durch fünf Macuschis vom Canuku-Gebirge verstärkten Mannschaft, fuhr ich am Morgen des 2. September von dem, an der Mündung des auf dem Quari-waka entspringenden Mucu-mucu, gelegenen Landungsplatze am Takutú in zwei Booten ab. Die ungeheure Strömung des Flusses erschwerte die Auffahrt ungemein, und nur äußerst langsam, trotz der gewaltigen Anstrengungen der Ruderer, kamen die Boote vorwärts. Das bisher sandige Bett des Stromes begann nunmehr felsig zu werden, und gewaltige Steinmassen lagen am Grunde, dicht bedeckt mit der prächtigblättrigen Lacis (Mourera fluviatilis Aubl.), die ich bereits früher an den Saltos des Caroni, unweit dessen Mündung in den Orinoco, angetroffen hatte. Das Wetter war den Tag hindurch überaus schön, und die gewaltige Hitze, wie die Unzahl der äußerst lästigen Sandfliegen und Mosquitos, machten meine ohnedies wenig beneidenswerthe Lage unter dem niedrigen Palmendach des Bootes wahrhaft unerträglich.

Diese beiden Plagegeister sind sowohl am Tage, als auch in der Nacht bemüht, den Flußreisenden auf das Entsetzlichste zu foltern, indem von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends die Sandfliegen, und von letzterer Zeit an bis 6 Uhr Morgens die Mosquitos ihre Attaken gegen ihn ausführen, dem nur zwischen der

Ablösung beider eine freie Viertelstunde zugestanden ist, die er zur Stärkung seines Körpers durch ein Bad, das ihm während der Angriffszeit unmöglich gemacht wird, benutzen kann.

Ueber die Mosquitos will ich mich nicht ausführlicher aussprechen, da ihr hämischer Charakter bereits von vielen Reisenden aufs Treffendste geschildert und die durch sie verursachte Pein wirklich unausstehlich ist; den Sandfliegen jedoch muß ich wegen ihrer mir stets bewiesenen Anhänglichkeit einige Zeilen der Erinnerung widmen.

Bald nach Sonnenaufgang, noch wenn der Reisende in seiner Hängematte am Flußufer schaukelt oder bereits im Corial unter dem beengenden Palmendach, hockend oder liegend, dahinfährt, umgaukeln sein Gesicht und Hände, überhaupt alle der freien Luft exponirten Körpertheile, winzige, feenhafte Gestalten unter zartem, ihren Miniaturformen angemessenem Gesange und bestreben sich, trotz seiner unausgesetzt dagegen protestirenden Gesticulationen, an eine Stelle seiner bloßen Haut zu gelangen.

Ist ihnen dies gelungen, dann erfolgt sofort ein empfindlicher Stich in dieselbe, der den Körper des Angegriffenen tief ins Innerste erschüttert, worauf die Blutsaugung beginnt und erst dann endet, wenn das kleine Thier zur Größe eines Stecknadelkopfes angeschwollen und dermaßen unbehilflich geworden ist, daß es sich leicht mit dem Finger zerdrücken läßt, oder von selbst von der Haut abfällt. Wird es jedoch in seiner Attake gestört, dann wiederholt es dieselbe immer hitziger und kühner, bis es endlich zum Ziel gelangt oder der Ausführung seines Vorhabens zum Opfer fällt.

Jeder einzelne Stich dieses grimmigen Thierchens verursacht einen kleinen Blutfleck von der Größe eines Stecknadelkopfes, der sich bald nachher schwarz färbt und noch 10—12 Tage auf der Haut, die durch die vielen Stiche über und über schwarz punktirt erscheint, sichtbar ist.

Leider sind diese Thierchen auf allen Savanenflüssen des Inneren Guyana's in Unmasse anzutreffen, und ich wurde von ihnen während meiner vielfachen, langen Reisen auf dem Takutú, Mahu, Rupununi, Cotinga, Rio Branco u. s. w., täglich in der entsetzlichsten Weise gepeinigt. Tausende derselben umschwärmten mich vom Morgen bis Abend und ließen mir nicht die geringste Ruhe, sondern beschäftigten mich durch fortwährendes Schlagen und Stampfen nach ihnen mit Händen und Füßen. An Lesen, Schreiben oder Zeichnen war während ihrer Anwesenheit nicht zu denken, da sie unausgesetzt Hände und Gesicht attakirten, in Mund, Nase, Augen und Ohren krochen und flogen und sogar während des Essens einen unaufhörlichen Kampf gegen sie nothwendig machten.

Glücklicher Weise ist ihr Rüssel nicht von der Länge des der Mosquitos, vielmehr so kurz, daß die dünnste Bedeckung ihre schändlichen Absichten verhindert, und ich durch dünne Handschuhe und ein über den Hut gezogenes und um den Hals zusammengeschnürtes Gazenetz so ziemlich vor ihren Angriffen mich sichern konnte. Die auf dem Amazonas und seinen Nebenflüssen Reisenden, besonders Damen, tragen gegen die Angriffe des „Pium", wie die Sandfliege in Brasilien genannt wird, außer Handschuhen, feingeflochtene Drahtlarven vor dem Gesicht.

Für die nackten, rudernden Indianer ist dies Insect (eine Simulia spec.) eine entsetzliche Plage, und ich fand, während meiner Flußreisen, deren Körper, besonders aber den Rücken, von den unzähligen Stichen desselben, stets stark aufgeschwollen und von chagrinähnlicher Oberfläche. Es war eine Lieblingsbeschäftigung der hinter einander sitzenden Ruderer, ihren Vordermännern Schläge auf den Rücken mit dem flachen Ruder oder der Hand zu geben, um eine Menge der dort angesammelten Blutsauger zu tödten, welcher Freundschaftsbeweis von dem nicht allzu sanft Geschlagenen jedesmal durch freudiges Grunzen belohnt wurde.

Die Indianer nennen diese Quälgeister „Mapire“, während die Macuschis für sie den besonderen Namen „Nunke“ haben.

Außer den erwähnten Plagegeistern hat die Fahrt auf dem Takutu, mit der auf den größeren Savanenflüssen, auch die Belästigung durch alle anderen tropischen Ungeziefer gemein, indem Vampyre, Schlangen, Tausendfüße, Scorpione, Schaben, Chigoes, ausgewählte Ameisen-Sortimente, Maperaua's (Chrysops tristis Fab.), Tick's (Amblyomma americanum) und Bête rouge (Acarus spec.), im Verein mit den im Flusse selbst lebenden, 20 Fuß langen Alligatoren (Champsa nigra Wagl.), electrischen Aalen (Gymnotus electricus Lin.), Piräis (Pygocentrus piraya und niger Müll. Trosch.) und Stechrochen (Trygon garapa und strogylopterus Rob. Schomb.), sich bestmöglich bemühen, den Reisenden während der Fahrt in der ihnen eigenthümlichen Weise zu unterhalten und seinen Körper durch allerhand pikante Reizmittel, als Stiche, Bisse, Einbohren in die Haut, u. s. w. aufzuregen. Ich hatte in dieser Weise während meiner Fahrt auf dem Takutu hinreichende Unterhaltung, indem ich, am Tage im Boote und bei Nacht in der Hängematte, durch Schlagen und Stoßen mit Händen und Füßen, zur Vertheidigung gegen einen Theil des erwähnten Ungezieferchors, unausgesetzt beschäftigt war. Von Schlaf war unter solchen Umständen etwa alle drei Nächte ein Mal, und dann nur auf wenige Stunden, die Rede, wenn der Körper durch die unaufhörlichen Attaken der Plagegeister allzu erschöpft sich fühlte, worauf das Erwachen, in Bezug auf Mattigkeit und Abgespanntheit des Körpers, dem nach einer schlaflos durchschwärmten Nacht völlig ähnelte.

Gegen Abend landeten wir an einer langen Sandbank am linken Ufer des Stromes, auf der wir eine, durch Mosquitos schlaflos gemachte, Nacht zubrachten. Sowohl an den Sandbänken des Takutu, als auch an dessen Ufern, war stets eine Unmasse Geröll eines grob- oder feinkörnigen Quarzes angehäuft,

unter dem ich häufig wunderschöne Chalcedon-Mandeln von weißer oder gelber Färbung, sowie große Stücke des sogenannten Festungsachats fand, welche die Strömung von den am Flusse höher hinauf gelegenen Gebirgen herabgebracht haben mußte.

Zeitig am Morgen des 3. September brachen wir auf, um wieder wacker gegen die arge Strömung des Flusses anzukämpfen. Wir hatten uns nunmehr der westlichsten Kette des Canuku-Gebirges, die ein überaus prächtiges Gebirgspanorama aufwies, genähert. Gleich einer Riesenmauer schlossen die dunklen, grotesken Felsmassen der höchsten Erhebungen dieses Gebirges, der Iquari, Zemai, Ilamikipang, Nappi-epping und Curassawaka den Horizont gegen Osten ein, während der an seinem Gipfel abgeplattete, 2000 Fuß hohe Curata-wuiburi, das westlichste Ende des langen Gebirgszuges bildend, dicht vor uns sich erhob. Weiterhin gegen Ost lag die mächtige Erhebung des Cumucumu, der Cerro del Dorado oder Ucucuamo des Antonio Santos, welcher die Wasserscheide des Rupununi und Takutú bildet, indem sich letzterer, nachdem er den Mahu aufgenommen, in einer scharfen Biegung von seinem südöstlichen Laufe, nach einer kurzen Richtung nach West, direct nach Südwest gegen den Rio Branco zu wendet, während der Rupununi die östliche Kette des Rupununi durchbricht und dem Essequibo zuströmt.

Uebrigens hat bereits Alexander von Humboldt, in Folge des handschriftlichen Tagebuches des Chirurgen Nicolas Hortsmann, des ersten europäischen Reisenden in diesen Gegenden, darauf hingewiesen, daß der Takutú, von seiner Vereinigung mit dem Mahu an, eigentlich seinen Namen nicht länger verdient, da der Mahu jedenfalls wegen seines fortgesetzten, südwestlichen Laufes als der Hauptfluß zu betrachten ist, eine Bemerkung, die auch Schomburgk für richtig findet; überdies beträgt an ihrer beiderseitigen Vereinigung (3° 35′ 8″ nördl. Br.) die Breite des Mahu 789, die des Takutú 576 engl. Fuß, was noch mehr zu

Gunsten der Annahme, daß letzterer ein Nebenfluß des ersteren ist, spricht. Die das Stromgebiet des Takutú bewohnenden Wapischiannas und Atoraïs nennen diesen „Butu-aúru"; der Mahu hingegen heißt bei den Macuschis „Ireng".

Gegen 10 Uhr Morgens gelangten wir an einen, bei niedrigem Wasserstande gefährlichen Fall, den Baïarra, den es aber jetzt, bei hohem Wasser, geringe Schwierigkeiten kostete, glücklich mit den Booten zu passiren. Der Fall hat seinen Namen von dem 2—3 Fuß langen Hydrolicus scomberoides Müll. Trosch., dem „Patha" der Macuschis und „Baïarra" der Wapischiannas und Warraus, der besonders die felsigen Stellen der Savanenflüsse liebt und an diesem Falle in großer Menge lebt. Dieser wohlschmeckende, aber grätenreiche Fisch ist mit 3—4 Zoll langen, zugespitzten, nach Innen gebogenen Zähnen bewaffnet, die sich in der unteren Kinnlade befinden, und von denen jeder, beim Schließen der Schnauze, durch ein rundes Loch im Oberkiefer sich schiebt. Außerdem besitzen diese Fische eine so bedeutende Muskelkraft, daß sie noch lange Zeit mit dem 6 Fuß langen Pfeilen, mit denen die Indianer sie durchbohrt hatten, umherschwammen. Sie nähren sich von kleinen Fischen, die sie ganz verschlingen, und gehen leicht an die Angel, beißen aber in ihrer Gier mit ihrem scharfen Gebiß oft die Angelschnur durch. Außer diesen Fischen war besonders der, mit Schienen bedeckte Hypostomus Commersonii Val. hier recht häufig, der sich einige Fuß unterhalb des Wasserspiegels, in den Spalten und unter den Felsblöcken aufhält, an die er sich, um der wilden Strömung widerstehen zu können, vermittelst seines Saugapparates, der von den kleinen Haken seines Operculardornes wesentlich unterstützt wird, so fest ansaugt, daß man die beiden Haftorgane eher zerbrechen kann, als daß er sich loslösen ließe. Bei ihrem Fange lassen die 6—8 Zoll langen, wohlschmeckenden Fische einen eigenthümlichen, knurrenden Ton hören.

In den mit Wasser angefüllten Spalten und Vertiefungen der oberhalb des Falles befindlichen Felsenplatten hielten sich eine Unmasse zolllanger Fischchen auf, deren Anblick von den Indianern mit großem Jubel begrüßt wurde. Unverweilt sprangen letztere, mit Calabassen in den Händen, nach den natürlichen Fischbehältern, schöpften mit beiden Händen ihre Calabassen voll der winzigen Fischchen und brachten ihre Beute im Triumph nach den Booten zurück, um sie darin bis zum nächsten Lagerplatz aufzubewahren. An diesem angelangt, wurden sie, in kleinere Partien getheilt, in Scitamineenblätter gehüllt und mit dünnen Schlingpflanzen umwunden, über gelindem Feuer geröstet und darauf mit großem Genuß verspeist; sie gelten dem Indianer als eben so feine Delicatessen, als es bei uns Anchovis, Sardines à l'huile, Neunaugen u. s. w. sind.

Gegen Abend landeten wir am linken Ufer, unweit der Mündung des Sawara-aüru, an einem, mit überaus reizender Vegetation gesegneten Platze. Hier zeigte sich die stachlige, rohrartige, kletternde Palme, Desmoncus polyacanthus Mart., in ihrer größten Ueppigkeit und wirklichen Schönheit, indem sie gemeinschaftlich mit der Itapalme eine lange Strecke des Ufers einnahm und aus der Ferne, mit den starken Enden ihrer sich windenden Stengel und den überaus zierlichen, saftgrünen, zurückgebogenen Wedeln zwischen den dichtstehenden, grauen Itastämmen hervorschauend, den graciösen Wedelkronen schlanker Chamädoreen täuschend ähnelte; in der Nähe jedoch waren die lang darniederliegenden, nur an den Kronen aufgerichteten Desmoncusstämme nicht zu verkennen. —

Ueberhaupt wurden die Ufer des Takutú von jetzt ab durch ihre interessante, prächtige Vegetation, deren größere Vertreter fast durchgehends den Cordiaceen, Malpighiaceen, Mimosen und Bombaceen angehörten, im höchsten Grade malerisch.

An den im rechten Winkel vom Stamm abgezweigten Aesten

der Cordia tetraphylla Aubl., die dem Baume in der Ferne das Ansehen eines riesigen, runden Tisches geben, hatten Schaaren der Cassicus persicus und cristatus ihre beutelförmigen Nester aufgehängt und machten das an und für sich schon sonderbare Aussehen des Baumes noch seltsamer, während, dicht neben ihm, der mit einer Fülle apfelartiger Früchte prangende Macupara (Ilex Macoucou Pers.) sich erhob, dessen Stamm vom dichten Laube einer baumartigen Malpighia mit reifen, orangefarbigen Beeren verdeckt wurde. Ueber den das baumartige Unterholz vertretenden Bambus (Guadua latifolia H. B. et Kth.) ragt in ihrer schönen, großen, glänzend dunklen Belaubung, völlig überdeckt mit zahllosen, weißen Blüthen vom prächtigsten Hyacinthendufte, die Tabernaemontana Humboldtii Schomb., einer der lieblichsten Zierbäume der Tropen, empor, und bildet mit der herrlichen Elisabetha coccinea Schomb., überstreut mit ihrem glänzenden, rothen Blüthenschmuck und den rothen, sammetartigen Fruchtschoten, eine überaus prachtvolle Gruppe, deren Schönheit durch die prächtige Mimosa Schomburgkii Benth., deren weißer Blüthenflor die dunkle, zartgefiederte Belaubung wie mit einem dichten Schleier überzieht, noch um Vieles erhöht wird. Mit Staunen und Verwunderung betrachtet der Reisende die vielen gewaltigen Baumriesen, deren kolossale Stämme dicht am Ufer ihren strahligen, brettartigen Wurzelhals nach allen Richtungen hin ausbreiten, während deren ungeheures, dichtes Laubdach in der Ferne eher einem Hügel, als dem Gipfel eines Baumes gleicht. Es sind wahrhafte Baumgiganten der Tropen, diese ungeheuren Bombaceen (Bombax globosum Aubl. und Ceiba Lin.), welche die Uferwaldungen des Takutú schmücken, und ich fand mich durch ihre überraschende Größe veranlaßt, einen derselben zu messen. Seine Höhe betrug zwar nur 125 Fuß, dagegen breiteten sich seine Riesenäste über eine Fläche von 140 Fuß aus und der Umfang des Stammes betrug zwei Fuß über der

Erde 60 Fuß. Der untere Theil des letzteren lief in tafelförmige Wände von 9—10 Fuß Breite strahlenartig aus, die erst 15 Fuß über der Erde zu einem gemeinsamen, runden Stamme sich vereinten, der in der Höhe von 30 Fuß tonnenartig anschwoll, dann aber plötzlich wieder sich verdünnte und die gewaltigen Aeste rund um sich her abzweigte. —

Am 4. September in aller Frühe aufgebrochen, passirten wir gegen 8 Uhr Morgens die am rechten Ufer des Takutú befindliche Mündung des Sawara-aúru, der auf dem, in der Savane zwischen dem Rupununi und Takutú sich aufthürmenden, Siriri-Gebirge entspringt und seinen Namen von den vielen an seinen Ufern wachsenden Stachelpalmen, Astrocaryum Jauari Mart., die von den sein Gebiet bewohnenden Wapischiannas nnd Atoraïs „Sawara“ genannt werden, hat; das diesem Namen angehängte Wort „aúru“ bedeutet bei eben diesen Indianern „Fluß“. —

Der Sawara-aúru bildet eine zweite ähnliche Wasserstraße, als die des Pirára in den Rupununi, indem man ihn aufwärtsfahrend und sodann einen Trageplatz von drei Wegstunden benutzend, den Rupununi bei der Portage von Parauku erreicht, eine Tour, die zum ersten Male im Jahre 1739 von dem durch seine Reisen in Guyana bekannten Chirurg Hortsmann und später, 1775, von Antonio Santos auf seiner Tour von Angostura nach Pará benutzt wurde.

A. v. Humboldt's, aus den Tagebüchern der eben erwähnten Reisenden geschöpfte Bemerkung, daß dieser Trageplatz mehrere Tage zum Ueberholen der Boote in Anspruch nimmt, ist nicht richtig; ich habe denselben selbst mehrmals auf meinen Touren vom Essequibo nach dem Amazonas benutzt und mich überzeugt, daß die Indianer die Boote in der trockenen Zeit innerhalb sechs Stunden, während der Regenzeit aber, in welcher der niedriger gelegene Theil der Savane überschwemmt ist, bereits in der

Hälfte dieser Zeit über die Savane, vom Rupununi nach dem Sawara-aúru, bringen.

Die in der Nähe der Quellen des letzteren Flusses gelegenen Hügel des Mawunna-meketsiba (Augenhügel) sind es, die den von Süden, vom Siriri kommenden Sawara-aúru an seiner Vereinigung mit dem Rupununi verhindern und ihn eine Richtung nach N.W. einschlagen lassen, die ihn dem Takutú zuführt, wodurch er eine Wasserstraße vom Essequibo nach dem Amazonas bildet. —

Ein wenig oberhalb seiner Mündung scholl mir aus dem dichten Gebüsch des linken Takutú-Ufers, bei der Annäherung meines Bootes, ein sonderbares, heiseres Geschrei und Gekrächz entgegen, das von einer äußerst lebhaften Bewegung in den Aesten und Zweigen der Ufergebüsche begleitet war. Vorsichtig mit dem Boote mich nähernd, erblickte ich eine Unmasse großer, brauner Vögel in den Gebüschen sich umherjagend, die bei dem Erblicken meiner Gesellschaft nur desto mehr lärmten und durch einander flatterten. Es war eine ungeheure Herde von Schopfhühnern (Opisthocomus cristatus Ill.), die sich gerade an demselben Orte, wo sie von mir bereits einige Jahre zuvor angetroffen wurden, ihres Daseins freuten. Jedenfalls muß es das Vorkommen ihrer Lieblingsnahrung sein, die sie an solche bestimmte Plätze fesselt, indem ich sie stets nur, bei wiederholten Reisen, an ein und denselben Orten und zwar einzig und allein außer hier, nur an dem rechten Ufer des Rio Branco, gegenüber dem brasilianischen Fort São Joaquim, sowie höher hinauf im Sawara-aúru, in dem Canje-Creek des Berbice-River und am linken Ufer des Orinoco, in der Nähe von Puerto de tablas, angetroffen habe. Der Opisthocomus, von den Brasilianern „Zigana", den Venezuelanern „Huacharaca de agua", den Engländern „Stinking-bird" und den Macuschis „Zezira" genannt, ist von überaus schönem, stolzem Aeußeren, wozu die aufricht-


C. F. Appun del.

Wapischianna-Niederlassung in der Nähe des Siriri-Gebirges, im Mittelgrunde ein Itapalmensumpf.



baren, langen Kopffedern nicht wenig beitragen, hat jedoch einen unangenehmen, frischem Pferdedünger ähnlichen Geruch an sich, der so intensiv ist, daß ihn selbst der Balg noch jahrelang beibehält und sein Fleisch zur Nahrung für Menschen untauglich macht.

Bei älteren Vögeln sind die Spitzen der Schwanzfedern meist abgerieben, da sie häufig auf dem Erdboden umherlaufen, um ihre Nahrung zu suchen.

Ein Schuß unter die Herde hätte leicht mehrere getödtet, wie ich aus früherer Erfahrung wußte, jedoch wünschte ich diesmal einige dieser, durchaus nicht häufigen, Vögel lebend zu erhalten und beorderte mehrere meiner Macuschis zum Fange derselben. Trotzdem sie nicht weit fliegen, sondern nur von Ast zu Ast flattern, gelang es den Macuschis bei aller ihrer Gewandtheit nicht, einen derselben zu fangen, und sobald sie nur nach den auf dem Erdboden Umhereilenden ihre Hände ausstreckten, sprangen die Verfolgten in den Fluß und tauchten darin, gleich Enten unterm Wasser schwimmend, unter.

Der vergeblichen Bemühungen der Macuschis überdrüssig, gab ich das Zeichen zur Weiterfahrt, und bald kämpften wir wieder munter gegen die gewaltige Strömung des Takutú an. Einige buschfreie Uferstellen ließen mich gegen Osten das ungefähr eine Tagereise von hier entfernte Siriri-Gebirge erblicken, das durch seine drei, tief eingeschnittenen, kühn geformten Gipfel, deren dunkelgrüne Waldung hier und da von düsteren, gigantischen, abgerundeten Granitmassen, deren Glimmertheile die blendenden Sonnenstrahlen in weite Ferne reflectiren, unterbrochen wird, einen überaus imposanten Anblick gewährt.

Das Siriri-Gebirge erhebt sich zwischen dem Takutú und Rupununi unter 2° 50′ n. Br. und 59° 23′ w. L., völlig isolirt aus der ebenen Savane und ist wahrscheinlich die Serra Uassari der alten Landkarten; die in seiner Nähe wohnenden Wapi-

schiannas und Atoraïs nennen es nach einer dort häufigen Vogelart „Siriri“. Mit konischen Pics und felsigen Abstürzen an seinem Gipfel, ist es am Fuße dicht bewaldet.

An seinem westlichen Ende liegt eben so isolirt ein zuckerhutförmiger, bis nahe zum Gipfel bewaldeter Berg, der Olucupan (Dochlopan), dessen Spitze von nackten Granitfelsen gebildet wird. Die Höhe des nordöstlichen Pics des Siriri beträgt nach Schomburgk's Messungen 2160 Fuß über der Savane und 2800 Fuß über dem Meere, die des seltsam geformten Olucupan 1070 Fuß über der Savane; beide scheinen durch ihre isolirte Lage und plötzliche Erhebung aus der weiten Ebene bedeutend höher.

Dies Gebirge ist für den Pflanzenfreund dadurch von besonderem Interesse, daß an seinen bewaldeten Abhängen wildwachsende Bananen in großen, dicht beisammenstehenden Gruppen vorkommen. Diese Bananen erreichen eine Höhe von 40—50 Fuß, bei einer Stammdicke von 4 Fuß und tragen eine Krone kolossaler Blätter, die an Größe bei Weitem die aller angepflanzten Musaarten übertreffen. An ihren langen Fruchtbüscheln befinden sich wenige, ungemein große, rundliche Früchte, die jedoch nicht einen einzigen Samen enthalten. Ich habe diese wilde Musa im britischen Guyana nur noch auf dem, in Formation und Vegetation dem Siriri ähnlichen, 1000 Fuß hohen, zwischen dem Rupununi und Quitaro gelegenen Berge Vivi, sowie an einer Stelle des Roráima-Gebirges angetroffen. Daß sie nicht von Menschenhand gepflanzt sind, beweist, außer den Versicherungen der Indianer, ihr Auftreten im dichten Urwalde, dessen Vegetation nicht im Entferntesten auf frühere menschliche Ansiedelungen deutet.

Am Nachmittage hatten wir wieder einen, von gewaltigen, den Fluß durchkreuzenden Granit- und Gneisblöcken gebildeten, Fall zu passiren, dem bald darauf mehrere ähnliche folgten, die unsere Auffahrt im höchsten Grade mühevoll machten. Am Fuße eines größeren Falles, dessen Passirung die Macuschis sich für

den nächsten Morgen reservirten, übernachteten wir und waren in dieser Nacht so glücklich, völlig von der Plage der Mosquitos verschont zu bleiben.

Unter gewaltigen Anstrengungen zogen am Morgen des 5. September die Macuschis meine beiden Boote an Tauen über den nicht unbedeutenden Fall und holten dann wacker mit den Rudern aus, um in dem dahinter aufgestauten Wasser so schnell als möglich vorwärts zu kommen. Doch dies war nicht wohl möglich, denn bald darauf baute sich im Flusse eine andere Felsenbarrière auf, um ihnen neue Schwierigkeiten zu bereiten. Und so ging es an diesem Tage ununterbrochen fort, indem von jetzt an ein mehr oder minder hoher Fall nach dem anderen folgte, der die Mannschaft auf die zeitraubendste, mühevollste Weise unausgesetzt beschäftigte.

Dabei waren die Felsenspalten, durch welche das Wasser sich drängte, oft von geringerer Breite als die Corials, wodurch das Hindurch- und Hinüberziehen derselben doppelt erschwert, und ihr öfteres Ausladen nöthig wurde. Ich bewunderte die Geduld und Unverdrossenheit, mit der die Indianer dieser beschwerlichen Arbeit sich immer von Neuem unterzogen, indem sie nach einigen hundert, in ruhigem Wasser gethanen Ruderschlägen, wiederum die Boote über einen Fall zu ziehen hatten. Ich darf wohl behaupten, daß der Takutú an Reichthum von Katarakten und Stromschnellen alle anderen Flüsse Guyana's weit übertrifft.

Am Nachmittage erreichten wir den besonders großen Fall Scabunk, und ich benutzte die durch das Ueberholen der Boote entstehende Verzögerung dazu, mich ans rechte Ufer setzen zu lassen und dasselbe, botanisirend, entlang zu gehen, um mich später, höher aufwärts, wieder in mein Boot zu begeben.

Nicht ohne Mühe erklomm ich das 40 Fuß hohe, einem steilen Wall ähnliche, braune Lettenufer und fand mich auf der weiten Savane, die eine große Strecke weit nicht den mindesten

Busch zeigte. Die Aussicht von hier gen Osten, dem in der Entfernung eines halben Längengrades mit dem Takutú parallel laufenden Rupununi zu, war äußerst schön.

In der Nähe erheben sich einzelne, isolirt stehende, felsenreiche, 600 Fuß hohe Hügel, die durch die sonderbare Form ihrer kahlen, die Gipfel bildenden Granitmassen ungemein auffallen, wie der Carapade, u. m. a., welche als südliche Ausläufer der westlichen Kette des Canuku-Gebirges zu betrachten sind. Sie ziehen sich bis in die Nähe des mächtigen Siriri, der in schönster tiefblauer, duftiger Färbung den Hintergrund bildet, während gegen Nordost das gewaltige Canuku-Gebirge, in den prachtvollsten röthlichen und blauen Farbentönen wechselnd, den Horizont begrenzt. Letzteres zeigt auf seiner Südseite weniger kühne, ausgezackte Contouren als an der Nordseite, und ist meist nur an seinem Fuße und in den Schluchten bewaldet, während die höher gelegenen Abhänge und kuppigen Gipfel mit Savanenvegetation und Felsgeröll bedeckt sind und nur äußerst selten felsige Abstürze aufweisen. Gegen Süden zieht sich am rechten Ufer des Takutú das in seinem höchsten Gipfel 3000 Fuß hohe Ussade-Gebirge (auf den Karten fälschlich Ursato oder Cursato genannt) entlang, nur durch einen niedrigen Savanenstrich von dem, in gleicher Richtung von Nord nach Süd laufenden, 2000 Fuß hohen Turuau-Gebirge getrennt. Beide Gebirge erheben sich ohne Vorberge unmittelbar aus der ebenen Savane und sind bis zum Gipfel bewaldet, nur an einzelnen Stellen des Ussade-Gebirges treten gewaltige, glimmerreiche Granitmassen in schroffen Abstürzen zu Tage, während das Turuau-Gebirge durch seine vielen Einsenkungen nach Osten hin, sich von dem ersteren unterscheidet, beide sich aber bezüglich ihrer Ausdehnung von fünf geographischen Meilen gleichen.

Der Blick vom hohen Ufer nach dem Flusse hinab zeigte ein ungemein reizendes Bild, das durch sein lebhaftes, brillantes

Colorit ganz ausnehmend überraschte. In tief ultramarinblauer Färbung, dem Reflex des völlig reinen, wolkenlosen Himmels, lag der oberhalb seines Falles völlig glatte Spiegel des Flusses unter mir, quer durchzogen von einer Barrière gewaltiger Granitblöcke, deren glatte, wie polirt erscheinende Oberfläche die grelle Beleuchtung der Sonne in blendendem Glanze reflectirte, während sie an ihrem Fuße von einem schneeweißen Schaummeere eingesäumt war, aus welchem hier und da weißleuchtender Gischt unter dumpfem Gebrüll hoch aufspritzte und sich in ohnmächtiger Wuth über die schwarzen, dem furchtbaren Wasserandrang entschiedenen Widerstand leistenden Felsblöcke, hinwarf. Weiter abwärts des Falles tauchten die dunklen Felsmassen immer seltener aus der schäumenden Fluth, bis sie endlich völlig verschwanden und den aufgeregten Fluß wiederum seiner gewohnten Ruhe überließen, in der er in ungetrübtem Glanze zwischen seinen hohen, rothbraunen Ufern weiter dahinfloß. Die mit dem Ueberholen der Boote beschäftigten Indianer bildeten die lebhafteste Staffage zu dem wunderschönen Bilde. Ihre braunrothen, theilweise mit scharlachfarbigem Roucou bemalten Körper, bildeten einen prächtigen Contrast gegen die tiefe Bläue des Wassers oder den weißen Schaum der Brandung, während sie, theils mit dem Schieben der Boote über die Felsenbarrière, theils im Wasser schwimmend und watend, mit dem Anziehen der Taue zum Ueberholen der Boote, beschäftigt waren, wobei bisweilen nur ihre Köpfe mit den langen, pechschwarzen, schwimmenden Haaren über den Wasserspiegel hervorragten.

Meine kleine botanische Excursion war äußerst lohnend, indem ich eine Menge mir neuer Savanenpflanzen sammelte; leider war sie von zu kurzer Dauer, indem die Indianer schneller, als ich erwartete, die Boote über den Fall gezogen hatten und mir zuriefen, an den Wasserrand hinab zu kommen, um mich in das Boot aufzunehmen. Die ruhige Weiterfahrt währte jedoch nicht

länger als eine kleine Stunde, indem ein anderer Katarakt, der Curucuku, der bei einer Krümmung des Flusses vor uns lag, dieselbe unterbrach. Ein kleines Corial lag an einem, am Scheitel des Falles über das Wasser emporragenden Felsblocke, und drei Indianer befanden sich auf dem letzteren, um das zum Hinabfahren ihres Bootes geeignetste Fahrwasser in dem Falle zu erspähen. Sobald sie meine beiden, dem Katarakte sich nähernden Boote erblickten, sprangen sie eiligst in ihr Corial und ruderten aus Leibeskräften stromaufwärts, ihre Flucht noch um Vieles beschleunigend, als meine Mannschaft einstimmig ein gellendes Geschrei ihnen nachsandte, um sie zum Anhalten zu bewegen; bald waren sie bei einer Krümmung des Flusses unseren Blicken entschwunden. Meine Macuschis bemerkten auf meine Anfrage daß es „Piannas", wie sie die Wapischiannas nannten, aus einer nahen, stromaufwärts gelegenen Niederlassung seien, die uns, sicher wegen der großen englischen Flagge, die am Hintertheil meines Bootes hing und deren Abzeichen die Wapischiannas nicht zu unterscheiden vermochten, für brasilianische Soldaten aus dem Grenzfort São Joaquim gehalten und deshalb aus Furcht die Flucht ergriffen hätten.

Das Gebiet der Wapischianna-Indianer erstreckt sich, von West nach Ost zu, vom linken Ufer des Rio Branco an bis zum linken Ufer des in den Rupununi mündenden Rewa (Roiwa) und, von Nord nach Süd, vom Rio Branco, Takutú und Sawaraauru bis zum Quellgebiet des Takutú und Rupununi, vom 3° bis zum 2° nördl. Br. Ursprünglich bewohnten die Wapischiannas nur die zu Brasilien gehörende Gegend zwischen dem Rio Branco und Takutú, verließen jedoch, hauptsächlich um den Verfolgungen der Brasilianer zu entgehen, größtentheils dieselbe und wandten sich nach dem, zu Britisch Guyana gehörenden, rechten Ufer des Takutú, von wo sie nach und nach das Gebiet der nunmehr gänzlich ausgestorbenen Amaripa- und der

im Aussterben begriffenen Atoraï- und Taruma-Indianer, zwischen dem Takutú, Rupununi und Rewa, in Besitz nahmen.

Die erwähnten Verfolgungen der Brasilianer bestehen in förmlichen Sklavenjagden (Descimentos), welche, von der Regierung sanctionirt, gegen die Indianer angestellt werden. Die Niederlassungen derselben werden zur Nachtzeit unter heftigem Schießen überfallen, in Brand gesteckt, und ihre Bewohner, Männer, Weiber, Greise und Kinder, gefangen hinweggeführt, um der brasilianischen Regierung oder einzelnen Fazendeiros (Besitzer von Landgütern) als Soldaten, Ruderer oder Feldarbeiter lebenslängliche Dienste zu leisten. —

Daher die Flucht der drei Wapischiannas in ihrem Corial, indem sie in meiner Expedition ein brasilianisches Descimento zu erblicken wähnten.

Während die Macuschis die Boote über den Fall brachten, botanisirte ich am niedrigen, felsenreichen, mit dichtem Wald besetzten Ufer und fand mehrere wunderschöne Farn der Gattungen Lindsaya, Asplenium, Polypodium, Acrostichum und Tänitis, die theils auf dem feuchten Felsgrunde, theils an den, vom fein zerstäubten Wasser des Falles fortwährend getränkten Baumstämmen am Flußufer wucherten. Gern hätte ich noch länger hier verweilt, um reichlichere Ausbeute zu machen, doch die Indianer hatten sich mit dem Ueberholen der Corials gesputet, um den flüchtigen Wapischiannas so bald als möglich nachsetzen zu können, und so stieg ich denn eiligst wieder ins Boot, das mit äußerster Schnelligkeit, von den vereinten Kräften der Ruderer getrieben, stromaufwärts schoß. Eifrig spähten Letztere im Vorbeifahren nach jeder dunklen, offneren Stelle der Uferwaldung, um das etwa darin versteckte Corial der Flüchtlinge zu entdecken, doch lange Zeit vergebens, bis sie etwa nach einer Stunde in ein lautes „wah!", den indianischen Ausruf der Verwunderung, ausbrachen.

Sie hatten das fremde Corial erblickt und zeigten triumphirend nach der Uferstelle, wo es, nur den Falkenaugen der Indianer sichtbar, inmitten des dichtesten Gebüsches, das sich bis in den Fluß hinein zog, versteckt lag; meinen Blicken wäre es jedenfalls entgangen, so geschickt hatten die Flüchtlinge das Versteck gewählt.

Die Wapischiannas selbst mußten sich in den Wald geflüchtet haben, denn nur das gänzlich leere Corial, in dichtes Gesträuch geschoben, befand sich hier. Mein Steuermann Tang-dang nahm es in Beschlag, befestigte es an den Stern meines Bootes und gab das Zeichen zur schleunigsten Weiterfahrt, um, wie er sagte, die Piannas trotzdem noch zu treffen. Und er hatte Recht, denn eine Viertelstunde schnellster Fahrt brachte uns an einer hohen Lettenwand am linken Ufer vorüber, von deren Höhe, aus dem dichten Gebüsch, das roth bemalte Gesicht eines Indianers auf uns herabschaute. Tang-dang, der es zuerst erblickte, rief dem Indianer einige Worte der Beruhigung in der Sprache der Wapischiannas zu, worauf ein zweiter Kopf auf der Höhe der Uferwand zum Vorschein kam, dessen Augen ängstlich meine Boote und deren Mannschaft fixirten. Nach dieser längeren, genaueren Prüfung, in Folge deren die Examinatoren über uns ein günstigeres Urtheil gefällt haben mochten, begann einer der Wapischiannas mit Tang-dang zu parlamentiren und das endliche Resultat davon war, daß Letzterer mein Boot an die Uferwand anlegte und, dieselbe erkletternd, bald vor den Wapischiannas stand und sich mit ihnen unterhielt. Seinem Beispiel folgte die übrige Mannschaft und zuletzt auch ich, indem ich vorher das Boot an eine Baumwurzel befestigt hatte; das hohe Ufer erkletternd, erblickte ich die flüchtigen Wapischiannas, bereits mit Tang-dang und der übrigen Mannschaft in bestem Vernehmen, vor mir. Es waren zwei mit Bogen und Pfeilen bewaffnete Männer, im Aeußeren den Macuschis völlig ähnlich, sowie eine Frau, die abseits am Fuße eines

Baumes saß und, wie alle Indianerinnen beim ersten Zusammentreffen mit Fremden, ihr Gesicht zur Erde gesenkt hatte. Neben ihr lagen einige durch Pfeile erlegte Fische und eine Bananentraube, die sie jedenfalls bei ihrer Flucht aus dem Corial mit sich genommen hatte. Tang-dang hatte, wie er mir sagte, die Angst der Leute beruhigt und, sie waren Willens, uns in dem ihnen zurückgegebenen Corial eine kleine Strecke stromaufwärts zu begleiten, um uns eine schöne Landungsstelle am rechten Ufer zu zeigen, wo wir übernachten konnten, während sie, indem sie die Frau mit den wenigen Habseligkeiten an diesem Platze zurückließen, es vorzuziehen schienen, die Nacht über hier zuzubringen; das allen Indianern eigenthümliche Mißtrauen gegen Fremde mochte sie zu diesem Entschluß bestimmen.

In 10 Minuten schon landeten wir an dem von den Wapischiannas uns empfohlenen Platze, an welchem meine Mannschaft sogleich die für mich und Bill nöthigen Anstalten znm Nachtlager traf, während die beiden Wapischiannas nach ihrem Lagerplatze am jenseitigen Ufer zurückkehrten.

Als meine Macuschis alle Vorbereitungen für meine Bequemlichkeit getroffen hatten, nahm es mich Wunder, daß sie, wie sie es sonst stets thaten, nicht im Geringsten für sich selbst, durch Aufhängen ihrer Hängematten, Herbeischaffen von Holz für die Nachtfeuer, Kochen der Abendmahlzeit u. s. w., sorgten, sondern mein Boot vom Baumstamme, an den es befestigt war, lösten und Anstalt machten, sämmtlich, bis auf einen Einzigen, einen Macuschi von Pirära, Names To-wah, hineinzuspringen und vom Ufer abzustoßen.

Ohne mich vorher um Erlaubniß zu fragen, wollte ich sie jedoch nicht abfahren lassen und hielt deshalb Tang-dang, den ich zum Capitain über Alle ernannt hatte, mit der Frage, was seine Absicht sei, vom Hineinspringen in das Boot zurück. Als er mir entgegnete, daß sie sämmtlich die am jenseitigen Ufer

lagernden Wapischiannas besuchen und mit ihnen zu Abend essen wollten, mochte ich, obgleich es mir wenig angenehm war, bei Nacht ihre Gesellschaft zu missen, um sie nicht gegen mich aufzubringen, nichts dagegen einwenden und gestattete ihr Ausbleiben bis Mitternacht, worauf sie mit freudigen Gesichtern abfuhren.

Während Bill einige, an den zuvor passirten Fällen erlegte, äußerst wohlschmeckende Sonnenfische oder Lucanani's (Cichla ocellaris Bl. Schn.) zur Abendmahlzeit präparirte, unternahm ich mit dem zurückgebliebenen To-wah, den ich, durch seine bei Indianern seltene Anhänglichkeit an mich und seine Sorgsamkeit für meinen bestmöglichen Comfort, allen Anderen meiner Mannschaft vorzog, eine kleine Excursion in die nahe Savane. Der Uferwald war von äußerst geringer Breite und innerhalb weniger Minuten durchschritten, und ich trat hinaus in die offene Savane, in welcher, nicht allzu entfernt vom Flusse, auf einem kleinen Hügel, das Ziel meiner Excursion, eine große, runde Hütte mit spitz zulaufendem Palmendach stand. Die Savane war mit mannshohem Grase bewachsen und dehnte sich nach Osten hin, dem Rupununi zu, in endlose Ferne aus, während nach Süden zu das nahe Ussade-Gebirge in dunkelvioletter Färbung, ihrer weiteren Ausdehnung enge Schranken setzte. In einer halben Stunde hatte ich die Hütte erreicht, deren Eingang ich durch Stämme verschlossen fand, so daß ich, ohne meine Neugierde gestillt zu haben, den Rückweg antreten mußte. Die Abendmahlzeit war unterdessen fertig geworden, und ich legte mich nach deren Genuß, die Rückkehr der Indianer erwartend, in die Hängematte, in welcher ich jedoch bald einschlief.

Als ich erwachte, war es bereits heller Morgen, aber, außer Bill und dem Macuschi To-wah, nicht Einer meiner übrigen Mannschaft zu erblicken, was mich ungemein verdroß, da wir heut gerade mehrere schlimme Katarakte zu passiren hatten, welche geraume Zeit in Anspruch nahmen. Endlich, nach einer Stunde

langweiligen Wartens, erschien das mit meiner Mannschaft gefüllte Boot, von dem Corial der Wapischiannas begleitet, im Flusse und landete bald darauf am Lagerplatze. Ohne den ungehorsamen Macuschis einen Vorwurf über ihre Nachlässigkeit zu machen und sie eines Blickes zu würdigen, befahl ich ihnen, mein Gepäck in das Boot zu bringen, begab mich darauf selbst in dasselbe und gab das Zeichen zum Aufbruch. Sicher wohl hatten sie meine Mißstimmung bemerkt, thaten jedoch, als ob sie dieselbe nicht beachteten, verhielten sich aber eben so still als ich und ruderten, ohne die fröhliche Conversation, die sie gewöhnlich dabei führten, mit größtem Eifer stromaufwärts. Was sie bewogen hatte, die ganze Nacht bis zum späten Morgen bei den Wapischiannas zu verweilen, habe ich nie erfahren, vermuthe jedoch, daß es mit ihrem späteren Benehmen im Zusammenhang stand und jedenfalls die von Ilamikipang aus mich begleitenden Macuschis, im Verein mit den beiden Wapischiannas, die Anstifter des Vergehens waren, dessen sich Alle noch an demselben Tage gegen mich schuldig machten. Es fällt mir schwer, auf den bisher unbescholten befundenen Charakter der vier von Pirára aus mich begleiteten Macuschis, bei nachstehender Erzählung der, für mich in seinen Folgen so überaus fatalen Begebenheit, einen Schatten werfen zu müssen, jedoch glaube ich mit meinen wohlbegründeten Behauptungen in vollem Recht zu sein.

Es war am 6. September, 9 Uhr Morgens, als wir uns nach einer Stunde eifrigen Ruderns am Fuße des ziemlich bedeutenden Falles Metzipao befanden, in dessen Felsenbarrière nur eine einzige für meine Boote passirbare Wasserstraße, eine etwa 4 Fuß breite Spalte, sich zeigte, durch welche der Fluß mit wahrhaft übernatürlicher Gewalt hindurchschoß, während er über den natürlichen Felsendamm nur in einer, wenige Zoll hohen Wassermasse abfloß. Mein leichtes, kleineres Boot, in welchem Bill sich befand, konnte bequem über die Felsenmauer geschoben werden,

das schwer beladene, große Boot jedoch, welches ich comman-
dirte, mußte vermittelst eines langen Taues gegen die rasende
Strömung der durch den Spalt sich ergießenden Wassernasse
gezogen werden, ein für das Boot und die darin Befindlichen
ungemein riskantes Wagniß.

Hier war dies ganz besonders gefährlich, da die, das Boot
anholenden Indianer, wegen Mangel an in der Nähe des Scheitels
des Falles befindlicher Felsblöcke, aus weiter Entfernung ihre
Arbeit ausführen mußten, wozu die ganze Länge des Taues er-
forderlich war und wodurch die Haltbarkeit desselben stark auf die
Probe gestellt wurde.

Um mich von der guten Beschaffenheit des Taues zu über-
zeugen, ließ ich es vor seinem Gebrauche in seiner ganzen Länge
durch meine Hand laufen und fand, daß es nicht im Gerngsten
abgerieben oder anderweit verletzt war; es war ein ungemein
starker Strick aus Manilahanf und zum ersten Male auf dieser
Reise in Gebrauch genommen worden, so daß ich mich um so
mehr auf seine Festigkeit verlassen konnte.

Ich befand mich allein im Boote, indem sämmtliche Indianer
mit dem Ueberholen desselben über den Fall beschäftigt waren,
und muß gestehen, daß mir, trotzdem ich bereits einige Hundert
von Kataraktten in dieser Weise auf- und abwärts passirt hatte,
hier zum ersten Male der Gedanke an einen Unfall Bange machte
und mich inbrünstig das glückliche Ende des Wagstückes herbei-
wünschen ließ. Mit ohrenbetäubendem Gebrüll raste die Brandung
rings um das Boot, und gewaltige Sturzwellen schlugen darüber
hin, so daß ich vollauf mit dem Ausschöpfen des eingedrungenen
Wassers beschäftigt war; in allen Fugen zitternd, kämpfte das
vom Tau gezogene Boot gegen den gewaltigen Wogenandrang
und bewegte sich nur äußerst langsam und ruckweise vorwärts,
bis es endlich, nach den größten Anstrengungen der Indaner, den
Scheitel des Falles erreichte und, nach einigen wiederholten, heftigen

Rucken mit dem Tau, außer aller Gefahr war und im glatten, aufgestauten Wasser oberhalb des Falles, an dem Felsen, auf welchem die Macuschis sich befanden, anlegte.

Das Tau wurde eingeholt, die Mannschaft sprang in das Boot, und fort ging es, mit aller Kraft der Ruderer, stromaufwärts, dem nächsten Falle zu, den wir in einer Stunde erreichten.

Dieser Fall, von den Wapischiannas „Tau-au-mararri“ genannt, war von weit geringerer Bedeutung als der vorige und bestand aus gewaltigen, den Fluß quer durchziehenden Granitplatten, die am rechten Ufer eine ziemlich breite Wasserstraße, durch die der Fluß mit riesiger Gewalt tobte, zur Passirung der Boote frei ließen. In der Mitte des Flusses ragten die Felsplatten weit über die Oberfläche des Wassers und bildeten eine kleine Insel, an die, nach dem linken Ufer zu, gewaltige Massen weißen Sandes sich aufgestauet hatten. An den Felsplatten angelangt, erblickte ich in den Ritzen derselben eine Menge des niedlichen Mesembryanthemum guianense Kl. in Blüthe und stieg aus meinem Boote, um einige Exemplare desselben zu sammeln, wobei ich die Macuschis beorderte, das Boot unterdeß an dem Tau über den Fall zu ziehen, während ich über die Felsen klettern wollte, um oberhalb des Falles wieder einzusteigen. Im Besitz der gewünschten Pflänzchen, harrte ich am südlichen Ende der kleinen Insel meines Bootes, das meinen Blicken durch eine Erhebung der Felsenplatten entzogen wurde, als ich plötzlich mehrere gewaltige Schreie hinter mir hörte, die sogar das Toben des Falles übertönten und mich im Nu aufspringen und nach dem Ort, von wo sie erschollen, hineilen ließen. Von der in der Mitte der Insel befindlichen Anhöhe aus war ich Augenzeuge des allerschlimmsten Unfalls, der mich auf meiner Expedition treffen konnte, des Unterganges meines Bootes! Beim Ueberholen desselben über den Fall war nämlich das Tau, vermittelst dessen das Fahrzeug bugsirt wurde, gerissen und letzteres wurde mit Blitzesschnelle

von der rasenden Strömung fortgeführt. Von allen Seiten schlugen die heftig brandenden Wogen in das von dem empörten Strome wild hin und her geworfene Boot und füllten es immer mehr und mehr, so daß bereits die darin befindlichen, leichten Gegenstände umherschwammen. Tang-dang und einige andere Macuschis hatten sich in die Strömung geworfen und schwammen um das im Sinken begriffene Boot her, um wo möglich noch einige Sachen daraus zu retten, während Bill, gänzlich verdutzt von dem Geschehenen, an seinem am Ufer liegenden Boote stand und nicht wußte, was er beginnen solle. Eiligst rannte ich hinzu und beorderte die gaffende Mannschaft desselben, sofort meinem Boote nachzufahren, um so viel, als noch möglich war, allerwenigstens die auf dem Wasser treibenden Gegenstände zu retten, und schnell sprangen einige der Indianer in das leichte Fahrzeug und ruderten mit all ihren Kräften dem Boote nach, während Bill, in größte Apathie versunken, am Ufer stehen blieb. Sie erreichten glücklich das sinkende, von der Strömung dahingerissene Boot, und ich sah deutlich, wie einige derselben mehrere Sachen glücklich daraus bargen; besondere Freude aber empfand ich, als einer der Macuschis, ein Piaï, Namens Arára, eine meiner blechernen, mit Tauschartikeln für die Indianer angefüllten Kisten rettete, dann konnte ich nur noch in der Ferne das Palmendach meines Bootes über der Wasserfläche erblicken, und im Nu waren beide Fahrzeuge, wie die um sie her schwimmenden Indianer, um eine waldbedeckte Krümmung des Flusses verschwunden.

Der eben erlebte Unfall hatte mich sehr niedergeschmettert, und ich setzte mich mit tief bekümmertem Gemüth am Ufer nieder und erwartete mit Sehnsucht die Rückkunft der dem sinkenden Boote nachgesandten Indianer. Aehnliche trübe Gefühle, als bei dem früher statt gehabten Brande meiner Hütte in Tarinang, bestürmten meine Brust, und ich hatte alle meine Energie aufzubieten, um nicht vor den kaltblütigen, apathischen Indianern

meinen Schmerz kund zu geben. Weniger betrübte mich der pecuniäre Verlust, der mir durch diesen Unfall erwuchs, dagegen bejammerte ich das dadurch unvermeidlich herbeigeführte Ende meiner viel versprechenden und so überaus interessanten Reise, wie den Verlust aller meiner Sammlungen, Tagebücher, Zeichnungen, Notizen u. s. w.

Gerade in diesem großen Boote befand sich all mein Eigenthum und die für mein Leben und meine Reisen im Inneren unbedingt nöthigen Tauschartikel für die Indianer, die mehrere Kisten füllten und außerdem noch in einem Dutzend Flinten, einigen Fäßchen Pulver, Aexten, Cutlasses und vielen anderen, unverpackt darinliegenden Gegenständen bestanden, während das kleinere Boot, in welches ich Bill placirt hatte, nur die Lebensmittel, das Kochgeschirr und einen Centner Schrot enthielt. —

Es währte über eine halbe Stunde, bevor die in Bill's Boot ausgesandten Indianer mit der traurigen Nachricht zurückkamen, daß mein Boot etwas unterhalb der Krümmung des Flusses untergegangen sei, und mir zugleich die geretteten Gegenstände überlieferten.

Wie gewöhnlich bei derartigen Fällen, waren es solche, die für mich geringen Werth hatten, alle anderen, und zwar die werthvollsten, waren vom Fluß verschlungen. Das einzige mir angenehme Stück, welches Tang-dang gerettet hatte, war meine neue Doppelflinte, die ich in meinem Boote nebst dem Revolver, der jedoch mit dem Boote untergegangen war, stets neben mir liegen hatte und die mir später noch von großem Nutzen sein, ja sogar mein und Bill's Leben retten sollte! Zu meinem Erstaunen aber vermißte ich unter den wenigen geretteten Sachen die Blechkiste, welche, vor meinen und Bill's Augen, der Piaï Arára aus dem sinkenden Boote gerettet hatte, der jedoch, auf meine desfallsige Nachfrage, fest behauptete, eine solche Kiste nie in seinen Händen gehabt zu haben; eine offenbare Lüge, die mich

gerade von Seiten dieses Indianers, den ich, als meinen Nachbar in Tarinang, stets aufs Wohlwollendste behandelt und ihn, wie seine Familie, vielfach beschenkt hatte, in Staunen setzte. Doch Dankbarkeit ist leider nicht die Tugend der Indianer, davon hatte ich bereits oft mich überzeugt, dagegen hatte ich bisher noch nie die Ehrlichkeit der Macuschis bezweifeln dürfen, weshalb die unangenehme Entdeckung des Gegentheiles mich wahrhaft betrübte.

Um mich ganz sicher davon zu überzeugen, beorderte ich Bill, mit Arära und einigen anderen Macuschis, sofort mit seinem Boote nochmals an die Stelle, wo das meinige untergegangen war, zu fahren und das nahe Ufergebüsch genau zu untersuchen, ob nicht etwa in demselben einige der geretteten Sachen von den Macuschis vorläufig versteckt worden seien, um sie später, zu gelegenerer Zeit, von da abzuholen.

Die Indianer bestärkten mich noch mehr in diesem Verdacht, als sie sich anfangs beharrlich weigerten, Bill zu begleiten, endlich aber doch meinem wiederholten, entschiedenen und drohenden Befehl Folge leisteten. Sie blieben länger als eine Stunde aus, und ich bangte bereits, daß die ihrer Veruntreuung überführten Macuschis meinen Diener getödtet hätten und auf und davon gefahren wären, als ich das Boot die Flußkrümmung umfahren sah und zu meiner Beruhigung Bill darin erblickte.

Bei seiner Landung theilte er mir mit, daß er die Blechkiste trotz des sorgfältigsten Suchens nicht gefunden, wohl aber einige andere, mir gehörige Gegenstände in dem Ufergebüsch versteckt angetroffen habe.

Es waren ein großes, blechernes Theergefäß und ein Sack mit Pech, die ich zum Calfatern der Boote stets mit mir führte, sowie mehrere Sachen von geringem Werth, die mir Bill als den Erfolg seiner Recherchen übergab. Den Ort, wo das Boot untergegangen war, hatte er nicht genau auffinden können, und um das zu erfahren und wo möglich einige Taucherversuche da-

selbst anstellen zu können, machte ich mich mit ihm daran, eine rohe Maschinerie vermittelst einiger langer, starker, zusammengebundener Stangen zu verfertigen, die, zu beiden Seiten durch Taue gehalten, dazu dienen sollte, am Grunde des Flusses an der muthmaßlichen Stelle, wo das Boot verunglückt, gleich einem Schleppnetz hin und her gezogen zu werden, um dadurch ganz genau den Ort zu entdecken, wo das Boot lag.

Damit ausgerüstet, verließ mich Bill abermals mit mehreren Indianern im Boote und fuhr nach dem Schauplatz des Unfalls, während ich auf der Felsplatte, mit dem Trocknen der geretteten, gänzlich durchnäßten Sachen beschäftigt, zurückblieb.

Nach zwei Stunden erst kehrte er mit der Nachricht zurück, daß er die betreffende Stelle im Flusse trotz seiner sorgfältigsten Nachforschungen nicht auffinden könne, da gerade in der Gegend, wo er das Boot vermuthete, die gewaltige Strömung eine gründliche, erfolgreiche Untersuchung des Grundes mit der gefertigten Maschinerie, die vom rasend dahinströmenden Wasser stets mit fortgerissen würde, nicht erlaube.

Unter solchen Umständen blieb mir vorläufig nichts übrig, als in der Nähe dieses, mir so viel Unglück bringenden, Falles, einen bequemen Landungsplatz am Ufer aufzusuchen, um dort mit den wenigen Habseligkeiten, die ich noch besaß, einige Tage zu campiren und von da aus tägliche Recherchen nach dem gesunkenen Boote anzustellen.

So fuhr ich denn in dem kleinen, mir gebliebenen Boote stromaufwärts nach dem linken Ufer, wo ich in nicht weiter Entfernung von dem Falle, unmittelbar am Flusse, in einem kleinen, an der Savane gelegenen Ufergebüsch, mein Lager aufschlug.

Sobald nur meine Ruderer die wenige Ladung des Bootes, unter welcher sich glücklicher Weise meine Hängematte befand, ans Land gebracht hatten, entfernten sie sich, um, wie sie sagten,

nach einer nahen Niederlassung wegen Lebensmitteln zu gehen, und ließen mich mit Bill allein.

Meine Stimmung war eine äußerst trübe, denn meine ganze Unternehmung war durch das Unglück mit dem Boote, für jetzt und längere Zeit hin, zu nichte geworden, und ich besaß, außer dem Centner Schrot, nicht die geringsten Artikel, um von den wildfremden Wapischianna's für mich und Bill Lebensmittel eintauschen zu können. Mein geringer Vorrath von Lebensmitteln reichte nur noch einige Tage aus, und wie sollte ich mir von den Indianern, die dem Weißen nicht das Mindeste umsonst geben, deren neue verschaffen? Meine Doppelflinte war allerdings gerettet, nützte mir jedoch vorläufig durchaus nichts, da ich weder eine einzige Ladung Pulver, noch ein Zündhütchen besaß, indem alles mit dem Boote untergegangen war.

Bill hatte unterdeß ein Feuer angemacht, um einige Bananen zu rösten, von denen er mir einige vorsetzte. Nur mit Gewalt würgte ich eine derselben hinunter, denn aller Appetit zum Essen war mir vergangen, obgleich ich seit dem frühen Morgen nichts genossen hatte.

Bald trat die Dunkelheit ein und ich legte mich in meine, an einige Curatella-Stämme befestigte Hängematte, um dem Körper, wenn auch nicht Schlaf, so doch ein wenig Ruhe zu bieten, während Bill durch sein lautes Schnarchen bewies, daß ihm der Verlust des Bootes und die dadurch entstandene, äußerst unangenehme Situation wenig zu Herzen gehe. Er hatte allerdings von seinen geringen Habseligkeiten nichts verloren und wußte sehr wohl, daß ich, aus Erfahrung und durch meine weite Bekanntschaft unter den Indianerstämmen, Mittel finden würde, mich und ihn aus der hilflosen Lage, in der wir für den Augenblick uns befanden, zu ziehen; er war daher völlig unbekümmert, was insofern sehr gut war, als ich dadurch eben so wenig den Muth sinken ließ und weniger an den gehabten Verlust, als

daran dachte, wie ich am Besten und Schnellsten unsere Situation verbessern und die Reise fortsetzen könne.

Wenn ich auch vergebens darüber nachdachte, wie ich den Verlust meiner Sammlungen ersetzen solle, so nutzte doch alles Klagen darüber nicht das Geringste, und ich tröstete mich damit, daß ich nicht selbst mit dem Boote untergegangen sei, was ich nur dem kleinen, auf der Felsenplatte wachsenden, seltenen Pflänzchen zu danken hatte, ohne dessen Vorhandensein ich, bei der Fahrt über den Fall, im Boote sitzen geblieben und in der wilden, brandenden Strömung rettungslos verloren gewesen wäre.

Es war mir unmöglich, von allerhand unangenehmen Gedanken gepeinigt, lange Zeit ruhig in der Hängematte zu verweilen; ich sprang auf und promenirte in der Savane in der Nähe des Feuers umher. Die Nacht war dunkel, indem eine dichte Wolkenmasse den Himmel umzogen hatte, die nur wenigen Sternen eine freie Durchsicht gestattete. Beunruhigende Laute ertönten in nicht allzuweiter Entfernung und bewirkten meine Annäherung zum Feuer; es waren die Schreie des nach Beute umherschleichenden Jaguars, der sich unserem Lager mehr, als mir lieb war, näherte. Ohne irgend eine Waffe, denn selbst nicht einen Cutlaß hatte ich gerettet, fühlte ich mich im höchsten Grade hilflos gegen ein so gefährliches Raubthier und konnte nur dadurch dessen Annäherung abzuwehren trachten, daß ich das Feuer aufs Sorgfältigste unterhielt. Zu diesem Zwecke brach ich mit beiden Händen große, frische Aeste von den Curatella-Bäumen, deren Holz glücklicher Weise sehr spröde und leicht zerbrechlich ist, und warf sie in großen Haufen über das Feuer, das bald hoch auf loderte und einen gewaltigen Umfang gewann, was allein der harzreichen Beschaffenheit des Holzes und der trockenen Eigenschaft der Blätter dieses Baumes zuzuschreiben war, da es außerdem im tropischen Süd-Amerika wenig Bäume giebt, die bereits im frischen Zustande helle Flammen erzeugen.

In dieser Weise hatte ich zur Nachtzeit eine Beschäftigung gefunden, die mich weniger meiner unglücklichen Situation gedenken ließ, und wenn trotzdem der Gedanke an mein Unglück bisweilen auftauchte, gab das nahe Geschrei des Jaguars demselben eine andere Richtung.

Etwa hundert Schritt aufwärts des Lagers hatte der Takutú einen anderen, ziemlich hohen Fall, dessen Tosen, durch eine Krümmung des Flusses geschwächt, weniger scharf zu meinen Ohren drang. Wie ich mich so, bei meinem rastlosen Umherschlendern, dem Ufer näherte — es mochte um Mitternacht sein — glaubte ich den gedämpften Ruderschlag eines stromabwärts fahrenden Corials, das so eben an meinem Standorte vorüberpassirte, zu hören. Aufs Aeußerste strengte ich meine Sehnerven an, um durch die Finsterniß das Corial im Flusse zu erblicken, es war umsonst, und nicht einmal die dunklen Umrisse eines solchen konnte ich gewahren. Eiligst begab ich mich zu meinem schlafenden Diener, rüttelte ihn aus dem Schlaf und theilte ihm meine Wahrnehmung mit.

An das Ufer rennend, horchte auch er einige Zeit aufmerksam nach der Flußseite zu und bemerkte darauf, daß er ebenfalls gedämpfte Ruderschläge, stromabwärts zu, höre, und mit mir vermuthe, daß die Indianer sich nach der Stelle des verunglückten Bootes begäben, um sowohl durch Tauchen die darin noch befindlichen Gegenstände zu erlangen, als auch die, etwa am Tage ins Gebüsch versteckten, in Sicherheit zu bringen.

Ich konnte nichts dagegen thun, denn mit Bill allein im Boote ihnen nachzufahren, wäre Tollkühnheit gewesen, da wir beide gegen die rasende Strömung nicht ankämpfen konnten, vielmehr bei Passirung des uns unbekannten Fahrwassers im Falle, überdies in dunkler Nacht, mit dem Boote verloren gewesen und, selbst wenn wir alles dies glücklich überwunden hätten, von

den, bei ihrem Raube überraschten Indianern, aus Mangel an Waffen, getödtet worden wären.

Es war daher unter diesen Umständen, so schwer es mir auch wurde, das Beste, der fatalen Angelegenheit ruhig ihren Gang zu lassen und abzuwarten, wie es das Schicksal fügen würde.

Der Rest der Nacht verlief völlig ruhig, bis auf das öftere Geschrei des Jaguars, der auf dem brasilianischen Terrain, wegen der nur wenige Tagereisen entfernten fazendas do gado (Landgüter, wo Rindvieh gezüchtet wird), deren Rindviehheerden weit und breit in der Savane umher sich trieben, ziemlich häufig war. Unausgesetzt mit Unterhaltung des Feuers beschäftigt, war ich froh, als der Morgen graute und bald darauf die schnell aufsteigende, glänzende Sonnenscheibe Licht und Leben in der reizenden Natur rings umher schuf. Zugleich damit verschwanden die trüben Gedanken, die während des Dunkels der Nacht meinen Geist umflort hielten, und lösten sich in angenehmere Bilder heiteren Genre's auf.

Das Vorbeipassiren eines Corials in der Nacht kam mir wie ein Traum vor, und nur allein Bill's Bemerkung, daß ihn sein scharfes Gehör betreffs der Ruderschläge sicher nicht getäuscht habe, ließ mich an die Wirklichkeit des Geschehenen glauben. Indianer fahren nie in so später Nacht im Corial umher, am allerwenigsten passiren sie in solcher Zeit einen Wasserfall, wenn sie nicht eine ganz besondere Veranlassung, etwa ein Fischfang, ein Ueberfall u. s. w., dazu bewegt.

Während Bill mit dem Kochen des Kaffees und dem Rösten von Bananen beschäftigt war, und ich einiges, aus dem Wasser gerettetes Pflanzenpapier und Bücher, zum Trocknen an der Sonne ausbreitete, erschien ein Trupp von einigen zwanzig Wapischiannas in Begleitung meiner Macuschis, welch' letztere sich im höchsten Grade verlegen und scheu benahmen und mir kaum ins Gesicht blicken konnten.

Die Wapischiannas waren sämmtlich mit Bogen und Pfeilen bewaffnet und führten außerdem noch mehrere vergiftete Pfeilspitzen, in einem mit Lederdeckel geschlossenen Bambusfutteral auf dem Rücken hängend, mit sich.

Mehrere Indianerinnen, die sich unter dem Trupp befanden, brachten Lebensmittel, als Hühner, Bananentrauben, Ananas, Yams, Cassadebrot, u. s. w. zum Verkauf, von denen ich jedoch aus Mangel anderer Tauschartikel nur das einhandeln konnte, was sie mir gegen Schrot, den einzigen geretteten, für Indianer brauchbaren Artikel, abließen; Glasperlen, Messer, Scheeren, Spiegel u. s. w., die mit dem Boote verloren gegangen waren, konnte ich ihnen auf ihren Wunsch dafür nicht geben und so wurden die mir so nöthigen Lebensmittel von ihren Verkäuferinnen größtentheils wieder mit hinweg genommen.

Die Hauptaufgabe des heutigen Tages war, Versuche zur Rettung der im gesunkenen Boote etwa noch befindlichen Gegenstände anzustellen, und ich beorderte deshalb Bill, mit mehreren Indianern im Corial nach der Unglücksstelle zu fahren und das Bestmöglichste zu thun. Sobald die Indianer meinen Befehl hörten, flog ein Hohnlächeln über ihre Gesichter, das jedoch, als sie sahen, daß ich ihre Mienen scharf beobachtete, sogleich verschwand und einem tiefen Ernst Platz machte. Sie schienen überhaupt wenig geneigt, meiner Ordre nachzukommen, die ich ihnen in streng befehlendem Tone wiederholen mußte, bevor sie nach dem Boote liefen, um es zur Abfahrt bereit zu machen. Mehrere der Wapischiannas rannten am Ufer aufwärts und erschienen nach einer Viertelstunde in einigen kleinen Corials, die im Ufergebüsch versteckt gelegen hatten, worauf die ganze Bande, unter Anführung Bill's, nach dem Unglücksorte abfuhr.

Von meinen Macuschis waren nur die vier, aus Tarinäng mitgenommenen, diesen Morgen bei mir erschienen, während die am Ilamikipang von mir gemietheten, wie Tang-dang mir sagte,

in der Wapischianna-Niederlassung, um gehörig auszuruhen, zurückgeblieben seien. Diesen fünf Indianern traute ich durchaus nicht, da ich aus ihren Redensarten und Benehmen, während der mit ihnen verlebten Reisetage, hinlänglich mich überzeugt, daß sie, gleich allen dicht an der brasilianischen Grenze wohnenden Wilden, im höchsten Grade unzuverlässig, hinterlistig und betrügerisch seien und höchst wahrscheinlich, im Verein mit den am vorletzten Tage angetroffenen Wapischiannas, die Anstifter des nichtswürdigen Complottes gegen mich waren, in das sie die mir zwar freundschaftlich gesinnten, aber leicht zu bethörenden und aufzuhetzenden Macuschis von Tarináng mit hineingezogen hatten.

Vielleicht waren sie an diesem Morgen beschäftigt, meine in der Nacht in Sicherheit gebrachten Kisten aufzubrechen und deren Inhalt unter sich zu vertheilen!

In Bill's Abwesenheit hatte ich selbst das Amt des Koches übernommen und zerstreute mit dieser Beschäftigung ein wenig meine trüben Gedanken. Trotz meiner unangenehmen Situation und obgleich die auf der Reise mit mir geführten Stöße Trockenpapier für Herbarienpflanzen fast sämmtlich verloren gegangen waren, unterließ ich es doch nicht, einen kleinen botanischen Ausflug in der Nähe umher zu machen, da ich es für das Gerathenste hielt, nach dem Verluste meiner Sammlungen wiederum deren neue anzulegen. In dieser Beschäftigung begriffen, fand ich, daß die Gegend umher wahrhaft reizend war und für mein Herbarium viel Schönes bot.

Unweit des Flußufers erhoben sich schwarze, über einander gethürmte Felsblöcke, auf denen hohe, candelaberförmige Cereus ihre dürren, grauen, stachligen Arme weit in die Luft hinaus streckten, während die abgerundete Oberfläche der ungeheuren Steinmassen mit einem dichten Ueberzug scharlachroth blühender Gesnerien, gelbblüthiger, in üppigster Fülle beisammen stehender, zuckerrohrähnlicher Cyrtopodien, herrlich rosa leuchtender Cattleyen,

wohlriechender, weißer, großblühender Stanhopeen (Gesneria Schomburgkiana Kth.; Cyrtopodium Andersonii R. Brown.; Cattleya superba Rob. Schomb.; Stanhopea grandiflora Lindl.) bekleidet war und am Fuße derselben eine schöne Vegetation zierlicher, kammblättriger Mertensien und gefingerter Lygodien sich ausbreitete, deren Ranken an den Felsen hinauf sich wanden und den prächtigen Blumenteppich durchzogen.

Lange, stachlige Melocactus mit Rosablüthen wurzelten in den Ritzen der schwarzen Felsenplatten, die auf der Erdoberfläche weithin sich ausbreiteten, und am Rande derselben bildeten dichte Gebüsche stachelblättriger Agaven, ihre Blüthenstengel über und über mit jungen Pflänzchen besetzt, eine undurchdringliche Einfassung.

Die Morgensonne sandte ihre bereits heißen Strahlen über die angrenzende, weite Savane und trocknete schnell den reichlichen Thau, mit welchem die in frischestem Grün prangende Vegetation getränkt war.

Gegen Osten in der Nähe des rechten, hohen, mit Felsblöcken bedeckten Flußufers zog das Ussade-Gebirge in seinen schönen Contouren sich dahin, und an seinem Fuße kräuselten sich leichte, blaue Rauchwölkchen in die Höhe, als ein Anzeichen der dort liegenden Macuschi-Niederlassung Tenette, während gegen Westen dichter Wald die üppig grünende Savane begrenzte.

Der Anblick der schönen Natur übte auf mich, wie immer bei trüben Erlebnissen, ihren gewaltigen, beruhigenden Einfluß und ließ mich mein Unglück, wenn auch nicht ganz vergessen, so doch theilweise verschmerzen, so daß ich nunmehr nur darüber nachdachte, wie ich am Schnellsten und Besten aus dieser fatalen Situation käme, um so bald als möglich mit erneuter Energie meine angefangene Reise erfolgreich durchzuführen; ja ich überraschte mich bereits beim Singen einer Opernmelodie.

Einen kleinen Dämpfer erhielt meine Umwandlung ins Heitere

allerdings dadurch, als am späten Nachmittage Bill von seiner Forschungstour mit der Nachricht zurückkehrte, daß er trotz aller Bemühungen den Ort, wo das gesunkene Boot lag, wegen der allzuheftigen Strömung unterhalb des Falles, nicht hätte auffinden und daher natürlich auch nicht das Mindeste hätte retten können; übrigens schiene es ihm, als ob die Indianer in der Nacht wirklich an dieser Stelle gewesen seien und geraubte Sachen fortgeschleppt hätten, da das Ufergebüsch frische und deutliche Spuren von der Anwesenheit mehrerer Menschen zeige, die durch den Busch in die dahinter liegende Savane gegangen sein müßten.

Es blieb unter solchen Umständen nichts übrig, als noch einige Tage hier zu verweilen, und das Fallen des Wassers, dessen hoher Stand seit gestern bereits sich um einige Fuß vermindert hatte, abzuwarten, um sodann, bei der geringeren Strömung und Tiefe erfolgreichere Nachforschungen anstellen zu können.

Die bei der Nachsuchung behilflich gewesenen Wapischiannas verließen mich bald nach ihrer Zurückkunft, und meine Macuschis schlossen sich, ohne gegen mich ein Wort darüber zu verlieren, ihnen an und ließen mich mit Bill allein. Letztere schienen seit dem Unglücksfalle das Dienstverhältniß zu mir stillschweigend aufgelöst zu haben, und ich ließ sie gewähren, da ich jetzt doch nicht Arbeit für sie hatte, und ebenso wenig für ihre Lebensbedürfnisse sorgen konnte.

Bill ärgerte sich über das Benehmen derselben fast noch mehr, als ich, der ich den indianischen Charakter seit Jahren studirt hatte und sehr wohl wußte, daß jeder Zornausbruch gegen sie völlig unnütz sei und unsere ohnedies äußerst precaire Lage nur noch mehr verschlimmern würde.

So sehr es mich auch betrübte, die Macuschis von Tarináng, die ich, in meinem jahrelangen Zusammenleben mit ihnen, nie des geringsten Diebstahles, trotz der öfter ihnen gebotenen Gelegen-

heit, zeihen konnte, mit in dieses Raubcomplott verwickelt zu sehen, und so überaus gern ich sie von aller Theilnahme davon freigesprochen hätte, konnte ich sie doch vom Verdachte der Mitschuld nicht befreien, da ich und Bill allzu wohl gesehen hatten, wie Arára vor dem Untergange meines Bootes eine der Blechkisten mit Tauschartikeln daraus hob und sie in das Corial, in dem er sich befand, rettete, sie mir jedoch nie zurückgab.

Bereits einige Male hatte Bill die Absicht, ihm diese Unterschlagung vorzuwerfen, was ich ihm jedoch streng untersagte, da wir Beide alsdann unseres Leben nicht mehr sicher gewesen wären; im Gegentheil that ich Alles, um nicht die Indianer glauben zu machen, daß ich Mißtrauen gegen sie hege, oder gar überzeugt sei, daß sie das Unglück mit dem Boote herbeigeführt, um mich meiner Sachen zu berauben. Und Letzteres war vollkommen die Wahrheit, denn die treulosen Maçuschis vom Ilamikipang hatten vor dem Ueberholen des Bootes über den Fall das Tau, das sich kurz zuvor noch im besten Zustande befunden, zur Hälfte seiner Dicke durchschnitten, so daß es bald nach dem Anholen des Bootes reißen mußte; dies sah ich deutlich aus der, beim Reißen desselben in den Händen der Indianer zurückgebliebenen Hälfte, an deren einem Ende sich deutlich die durch ein Messer bewirkte Schnittfläche erkennen ließ.

Hätte ich nun gezeigt, daß ich hinter ihre Schliche gekommen sei, so würden sie sogleich gefürchtet haben, daß, wenn sie mich und Bill ungehindert abreisen ließen, ich ohne Weiteres nach dem nahen brasilianischen Fort São Joaquim, dessen Commandant, wie sie wohl wußten, mein Freund war, mich begeben würde, um dort Anzeige von ihrem schurkischen Benehmen zu machen und den Commandanten zu veranlassen, mir mehrere Soldaten mitzugeben, um sie gefangen zu nehmen, ein Vorhaben, das ich auch wirklich im Sinne hatte. Es blieb ihnen zur Vereitelung dieses meines Projectes alsdann nichts übrig, als mich und Bill

ums Leben zu bringen, was sie, ohne für sich Nachtheil zu befürchten, leicht thun und bei einer Nachfrage nach unserem Schicksale angeben konnten, daß wir bei der Passirung des Tau-au-mararri mit dem Boote verunglückt seien. Niemand als die Wapischiannas der nahen Ortschaft und meine Macuschis wußten um unser trauriges Loos, und die Wahrheit wäre, bei dem vereinten Hasse der Indianer gegen Weiße, nie an den Tag gekommen.

Dies war es, was mich bewog, die Indianer über meine wahren Muthmaßungen in dieser Angelegenheit nicht aufzuklären, obgleich ich es allzugern gethan hätte, um sie nicht glauben zu machen, daß ich so einfältig sei, ihre nichtswürdigen Intriguen nicht zu durchschauen.

Die Nacht verfloß wie die gestrige, ich verbrachte sie rastlos umherschlendernd und das Feuer unterhaltend, da der Jaguar wiederholt seine greulichen Concerte in der Nähe des Lagers aufführte.

Zeitig am nächsten Morgen erschien wiederum ein Trupp Wapischiannas, in Begleitung meiner sämmtlichen Macuschis, welch' letztere zur Reise gerüstet waren, denn jeder derselben hatte einen Tragekorb, seine wenigen Habseligkeiten und Geschenke der Wapischiannas, wahrscheinlich auch mehrere meiner gestohlenen Sachen enthaltend, auf dem Rücken hängen. Diejenigen vom Ilamikipang näherten sich mir mit der Anzeige, daß sie die Rückreise nach ihrer Niederlassung zu Fuß antreten wollten, da sie mir doch nichts mehr nützen könnten und ich gab ihnen mit Vergnügen die Erlaubniß dazu, froh, dieser Schurken entledigt zu sein. Mit Hilfe einiger Wapischiannas, die das Boot zurückbringen mußten, ließ ich sie nach dem rechten Flußufer übersetzen, wo sie den nach dem Canuku-Gebirge führenden Pfad einschlugen und bald meinen Blicken entschwanden.

Mit scheuem Benehmen, ohne mich anblicken zu können, trat sodann Tang-dang zu mir und begehrte mein mir gebliebenes Boot,

um in diesem mit seinen Landsleuten aus Tarináng ebenfalls die Rückreise, den Takutú abwärts, bewerkstelligen zu können, eine Forderung, die ich ihm rund abschlug und ihm bemerkte, daß er in Begleitung Bill's und seiner Leute heut nochmals nach dem Unglücksorte fahren müsse, um wo möglich das Boot zu entdecken und so viel als möglich von den darin befindlichen Sachen zu retten.

Er mochte sehr wohl wissen, daß all' mein Eigenthum bereits in den Händen seiner Landsleute sich befände, daß also eine Fahrt nach dem Boote völlig überflüssig sei, und entgegnete mir in barscher Weise, daß diese Nachsuchung zu nichts führen und er sich von mir durchaus nicht von der Abreise zurückhalten lassen würde, worauf ich natürlich ihm ebenso determinirt antwortete, daß ich unter keinen Umständen seine Abreise zuließe. Mittlerweile war mein Boot vom anderen Ufer zurückgekommen, und sobald es nur das Land berührte, rannte Tang-dang mit seinen Begleitern hinzu, um davon Besitz zu nehmen.

Jetzt kannte ich keine Rücksicht mehr und sprang ihnen nach, um sie von ihrem Vorhaben abzuhalten; doch Bill, den die Wuth übermannt hatte, war mir schon zuvorgekommen und stand dicht beim Boote vor Tang-dang, im Begriff, ihn mit einem, in seiner Rechten schwingenden Messer niederzustechen. Mit einem gewaltigen Satze sprang ich zwischen Beide und stieß Bill, im letzten Augenblicke vor der That, mit aller Gewalt zurück, entriß ihm das Messer und sprang in das Boot, während Tang-dang mit seinen Freunden, im höchsten Grade verdutzt und auch wohl ein wenig eingeschüchtert durch Bill's Benehmen, mehrere Schritte zurücktrat und mit seinen Begleitern einige leise Worte wechselte. Die weiter zurückstehenden Wapischiannas hatten den Vorgang ruhig mit angeschaut und nur ein dumpfes Murmeln lief durch ihre Reihen; jetzt aber traten sie zu den Macuschis und schienen sie zum Angriff gegen uns zu reizen.

Doch ehe noch etwas Entscheidendes geschehen konnte, brach plötzlich der Zorn Bill's aufs Neue los und brachte unsere ohnedies gefährliche Situation zu ihrem Culminationspunkte. Er vergaß alle Rücksicht auf unsere schlimme Lage und die nachtheiligen Folgen seiner Anklage, als er die Indianer, so gut es ihm bei seiner mangelhaften Kenntniß der Macuschi-Sprache möglich war, Diebe und Räuber schalt, ihnen alles das Schlimme laut vorwarf, was wir bisher im Stillen von ihnen gedacht hatten, und besonders Arára der Veruntreuung der von ihm geretteten Blechkiste beschuldigte.

Seine Zuhörer hatten ihn leider gut genug verstanden, das bewiesen die wüthenden Blicke, die sie ihm sowohl, als auch mir zuschleuderten, wobei sie sich jedoch im Uebrigen vollkommen ruhig verhielten.

Endlich hatte Bill, dessen gewaltiger Suade ich vergebens Einhalt zu gebieten mich bemühte, geendet und ich hatte nunmehr den schweren Stand, seine gewaltige Unbesonnenheit so viel als möglich wieder gut zu machen, um nicht der Gefahr ausgesetzt zu sein, daß wir Beide ohne Weiteres an diesem Orte von den wüthenden Indianern getödtet würden.

Es war eine lange Rede, die ich den Macuschis hielt, in welcher ich jedoch von dem Raube meiner Sachen und einem Verdachte gegen sie nichts erwähnte, sondern nur mein Erstaunen ausdrückte, wie sie seit dem Verluste des Bootes in ihrem Benehmen gegen mich ganz umgewandelt seien, ja sogar mich jetzt, unter fremden Indianern, verlassen wollten, während ich in jahrelangen, freundschaftlichen Beziehungen zu ihnen und ihren Familien, ganz besonders aber zu ihrem Häuptlinge stände und ihnen stets nur Gutes erwiesen, sie sogar mit Flinten, Munition, Aexten, u. s. w. reichlich beschenkt hätte. Von ihnen hätte ich ein solches Betragen am allerwenigsten erwartet, da sie mich stets ihren Freund genannt und sich bis vor Kurzem auch gegen mich als solchen bewiesen hätten, sie wären aber zu wankelmüthig in ihrer Freundschaft

und hätten sich von den Macuschis vom Ilamikipang, wie von den Wapischiannas, gegen mich aufhetzen lassen und ständen mir, was ich nie geglaubt hätte, jetzt feindselig gegenüber. Ich wolle ihnen jedoch bemerken, daß, wenn mir oder Bill von den Wapischiannas oder von ihnen etwas Uebles zugefügt oder wir gar getödtet würden, mein Freund, der brasilianische Commandant von São Joaquim, unseren Tod rächen würde, indem er seine Soldaten gegen sie senden, sie und alle die Ihrigen tödten und ihre Niederlassungen zerstören lassen würde. Vor dem Antritt meiner Reise hätte ich dies mit ihm verabredet und er wäre, wie sie wohl wüßten, der Mann darnach, dies zu thun, gleichviel ob sie ihm vorlögen, wir Beide hätten nicht durch sie, sondern bei einem Unglücksfalle auf der Reise das Leben verloren. Und jetzt fordere ich sie auf, ihre Tragkörbe vom Rücken zu nehmen und mit Bill nach dem Unglücksorte zu fahren, um nach dem Boote zu suchen, ich würde dann morgen mit ihnen ebenfalls die Rückfahrt nach Tarináng antreten.

So schloß meine Ansprache, die natürlich viel länger ausgedehnt und von den Macuschis aufmerksam angehört wurde; einen besonderen Eindruck schien die Erwähnung des Commandanten von São Joaquim auf sie machen und sie verdolmetschten dieselbe den Wapischianna's, auf die sie gleichfalls eine sichtliche Wirkung ausübte.

Um den, wie es schien, guten Erfolg meiner Ansprache zu unterstützen, trat ich an die Macuschis heran, klopfte sie freundschaftlich auf die Achseln und forderte sie nochmals freundschaftlich auf, ihre Tragekörbe vom Rücken zu nehmen und bei Seite zu stellen, und sie kamen wirklich meinem Verlangen nach, doch nicht ohne vorher Bill einen, vom größten Hasse zeugenden Blick zugeworfen zu haben.

Ohne weiter ein Wort zu verlieren, begaben sie sich sodann in das Boot, in dem sich Bill bereits befand, und fuhren nach

dem Unglücks-Katarakt ab, während die Wapischiannas nach ihrer Niederlassung zurückkehrten.

Diesmal hatte ich deutlich eine kleine Unterhaltung zweier Wapischiannas mit angehört, in welcher der Eine dem Anderen alle die Sachen einzeln aufzählte, die er in der einen, mir gehörigen, aus dem Boote geraubten Blechkiste gefunden habe, ein unwiderlegbarer Beweis des Diebstahles meiner Sachen durch die Wapischiannas, die überhaupt unter allen Indianerstämmen Guyana's den nicht beneidenswerthen Ruf als Diebe haben.

Gern hätte ich meine Doppelflinte geladen gehabt und offerirte einigen der Wapischiannas, die im Besitz von Flinten waren, ein Pfund Schrot für zwei Schuß Pulver, konnte jedoch nichts erhalten, da sie es durchaus nicht zu wünschen schienen, daß meine Flinte geladen sei. —

Bill kehrte mit den Macuschis von seiner Nachforschung spät am Nachmittage, mit der gewohnten Nachricht, daß vom Boote nichts zu gewahren sei, zurück und so beschloß ich, jede weitere Recherche nach demselben vorläufig aufzugeben und am nächsten Tage meine Rückreise nach Tarinang anzutreten. Ich gedachte, einige Wochen später, wenn der Fluß seinen niedrigsten Wasserstand haben würde, hierher zurückzukehren, um wenigstens das Boot, welches noch so gut wie neu, und von mir einige Monate zuvor in Brasilien für ca. 120 Milreis angekauft war, wiederzuerlangen.

So freundlich und aufmerksam übrigens die Macuschis, vorzüglich To-wah und Tang-dang, früher gegen mich gewesen waren, so barsch und verstockt benahmen sie sich nunmehr, besonders seit dem Auftritte von heut morgen; ohne ein Wort zu sprechen, holten sie ihre Hängematten aus den Tragekörben, schlangen sie dicht am Ufer, eine Strecke von meinem Lager, an das daselbst vereinzelt stehende Gebüsch und warfen sich in dieselben, nicht um zu schlafen, sondern, wie es aus einigen ihrer bis zu mir gedrungenen Worte schien, eine geheime Berathung

über ihr weiteres Verhalten zu pflegen. Vorzüglich schienen sie über Bill ergrimmt zu sein, der ihnen überhaupt durch sein befehlshaberisches, barsches Wesen und durch seinen Hang, ihre Manieren und Schwächen zu karikiren, wovor ich ihn so oft gewarnt, nie behagt hatte, und den sie, nach ihren wüthend gegen ihn gerichteten Blicken zu schließen, am liebsten heute schon in das Jenseits spedirt hätten.

Ich selbst hatte ihm während der Reise oft bemerkt, daß die Indianer für seine so offen an den Tag gelegte Verachtung gegen sie und ihre Sitten, sich sicher rächen und mich, nach ihrer Gewohnheit, ebenfalls darunter leiden lassen würden, und jetzt war meine Vorhersagung richtig eingetroffen. Wie oft hatte ich es nicht mit angesehen, wie der Piaï Arära, wenn Bill seine Beschwörungen bei Regenwetter, gefahrdrohenden Fällen u. s. w. aufs Lächerlichste karikirte, daß selbst die andern Macuschis ihren Zauberer auslachten, die zornigsten Blicke ihm zuwarf und, leise murmelnd, in einen Strom von Verwünschungen und Rachedrohungen gegen ihn ausbrach! —

Obgleich ich am Abend Schlaf verspürte, kämpfte ich mit aller Macht dagegen an, um die am Ufer noch in Unterhaltung begriffenen Macuschis zu überwachen, da ich befürchtete, daß sie bei Nacht ins Boot sich schleichen und davon fahren würden.

Dies geschah jedoch nicht, vielmehr hörte ich, bei der Stille der Nacht und weil sie, mich schlafend wähnend, ihre Conversation lauter als vorher führten, daß sie beabsichtigten, mit uns am nächsten Morgen abzufahren, unterweges ihre heute Morgen abgereisten Landsleute, die ihrer weiter stromabwärts am Flußufer mit einem Theil der mir geraubten Sachen warteten, ins Boot zu nehmen und sodann zu sehen, wie sie sich meiner und Bill's entledigten.

Diese Entdeckung ließ mich sofort einen anderen Plan fassen, der in der Hauptsache darin bestand, mich am nächsten Morgen gänzlich von der Gesellschaft der Macuschis zu befreien.

Zu diesem Zweck begann ich bereits in der Nacht öfters aufs Entsetzlichste zu stöhnen, so daß selbst Bill dadurch erwachte und, in dem Glauben, ich befände mich krank, an meine Hängematte eilte, wo ich ihm die Entdeckung, die ich gemacht, wie meinen Plan, in krankhafter, kläglicher Stimme, um nicht den Verdacht der Macuschis zu erregen, mittheilte. Gleich nach Sonnenaufgang beschied ich Letztere zu mir und erklärte ihnen, in Benehmen und Stimme einen Fieberkranken copirend, daß ich mich ungemein krank befände und in mehreren Tagen nicht an die Abreise denken könne, so daß ich sie gern von meiner ferneren Begleitung dispensire und ihnen mein Boot zur Rückreise nach der Heimath zur Verfügung stelle.

Im ersten Augenblick durch meine Mittheilung verdutzt, gingen sie, nach einigen leise mit einander gewechselten Worten, auf meinen Vorschlag ein, lösten ihre Hängematten von den Bäumen, packten sie in die Tragekörbe, brachten diese in das Boot, stießen es, mit dem Abschiedsgruß „tombawai, Matti!“ (Lebe wohl, Freund!), vom Ufer ab und fuhren, bald unseren Blicken entschwindend, stromabwärts.

Aus ihrem überraschend schnellen Entschluß, ohne sogar vor der Abreise etwas zu sich zu nehmen, vermuthete ich, und zwar völlig richtig, wie sich später herausstellte, daß sie nicht weit, vielleicht nur bis zu dem Orte meines letzten, vor dem Unglücksfalle bezogenen Nachtlagers, in dessen Nähe eine von mir bereits erwähnte Indianerhütte sich befand, fahren würden, um sich daselbst mit ihren gestern zu Fuß abgereisten Kameraden, die ihrer dort harrten, zu vereinen.

Ich war im höchsten Grade froh, ihrer Gesellschaft los zu sein, blieb jedoch noch eine Stunde in der Hängematte liegen, da ich nicht sicher sein konnte, daß sie meine List durchschaut und irgendwo am jenseitigen Ufer lauerten, um sich zu überzeugen, ob ich wirklich so krank sei, daß ich die Hängematte nicht verlassen könne.

Dann aber erhob ich mich, um mein Frühstück, in Kaffee und gerösteten Bananen bestehend, zu verzehren und sodann die wenigen, mir gebliebenen Habseligkeiten zu verpacken, um sie in die nächste Wapischianna-Niederlassung schaffen zu lassen, da ich nicht länger im Freien, ohne hinreichende Lebensmittel, campiren mochte. Wenn ich auch in Bill's Boote einige Provisionen gerettet hatte, bestanden diese doch nur in Kaffee, Zucker, Salz, Fett, Pickles u. s. w., Dingen, die als Beigabe zu substantiellen Nahrungsmitteln ausgezeichnet, als wirkliche Nahrung jedoch durchaus unzureichend sind, so daß ich in allem Ernst an die Beschaffung anderer, kräftiger Lebensmittel denken mußte. Die Wapischiannas hatten zwar gestern versprochen, mir heut Morgen einen reichlichen Vorrath von Cassadebrot zu bringen, waren jedoch bis jetzt nicht damit erschienen.

Während ich nach dem Ufer ging, um einige im heißen Sande zum Trocknen ausgebreitete Gegenstände zu holen, fiel mein Blick zufällig nach dem gegenüberliegenden, hohen Ufer, und mit Erstaunen und Bestürzung erblickte ich über den dort aufgethürmten Felsblöcken die Köpfe zweier Indianer, die ihre scharfen Blicke starr auf mich gerichtet hatten. Sobald sie sahen, daß ich sie erblickte, verschwanden sie plötzlich, um nicht wieder zum Vorschein zn kommen.

Bill hatte sie auch bemerkt, so daß von einer Täuschung meinerseits nicht die Rede sein konnte; ihre Gesichter waren mir zwar unbekannt, sie gehörten jedoch dem Stamme der Wapischiannas an und waren jedenfalls von den Macuschis abgesandte Späher, die unser ferneres Verhalten beobachten sollten. Daß sie durch mein munteres Umherlaufen gründlich sich überzeugt, daß bei mir von Krankheit nicht die Rede sei, lag klar am Tage, und ich machte mir auch im Ganzen wenig daraus, hatte ich doch meinen Zweck, die Macuschis los zu werden, erreicht.

Sehnsüchtig erwartete ich heut die Wapischiannas, doch

nicht Einer ließ sich blicken, und es schien, als ob sie sich verabredet hätten, uns gänzlich unbeachtet lassen und aushungern zu wollen. Dies konnte unmöglich länger so angehen, und als bis 11 Uhr noch Niemand sich hatte blicken lassen, beschloß ich mit Bill eine Recognoscirungstour nach der nächsten Niederlassung zu machen.

Eine Strecke vom Ufer entfernt, nach Westen zu, vertiefte sich das mit Savanenvegetation bedeckte Terrain und stand, in Folge der, erst seit einer Woche beendigten Regenzeit, noch mehrere Fuß unter Wasser, so daß ich bei dieser Partie sehr oft an die, von mir früher beschriebene, Tour nach dem Canuku-Gebirge, und zwar in unangenehmster Weise, erinnert wurde.

Längere Zeit liefen wir, ohne einen Pfad zu sehen, in der Savane dahin, bis wir in der Entfernung auf einem Hügel eine Hütte erblickten, auf die wir zuschritten. Ihr bedeutend näher gekommen, wurde uns der directe Weg zu ihr durch einen gewaltigen Teich versperrt, den wir in einem bedeutenden Umwege hätten umgehen müssen, um unser Ziel zu erreichen. Wir zogen daher vor, uns mehr landeinwärts zu wenden, um so mehr als wir einen schmalen Fußpfad, der allerdings mehr einem Wassergraben ähnelte, erblickten, der in den die Savane begrenzenden Wald führte, in welchem wir die eigentliche Niederlassung vermutheten. Knietief im Wasser watend, betraten wir den höher gelegenen Wald und befanden uns glücklicher Weise auf trockenem Boden. Wohl eine Stunde führte der, nur für damit Vertraute erkennbare Pfad in dem angenehmen Walddunkel dahin, bis der Weg sich theilte und wir den wählten, der uns der betretenere schien. Leider begann er bald äußerst schlüpfrig zu werden und endete in einem Bache, in dessen Bett wir, wegen des gewaltigen Dickichts zu beiden Seiten, dahin waten mußten. Eine Stunde anstrengenden Gehens auf diesem nicht mehr ganz ungewöhnlichem Wege brachte uns zu einer Lichtung, aus welcher uns ein Monster-

Concert, von einigen tausend Papageien glorios ausgeführt, entgegenschallte, das seinen höchsten Glanzpunkt erreichte, als ein großer Theil der Concertisten uns wahrnahm und seine Ueberraschung durch die gellendsten Töne, deren Vogelstimmen je fähig sind, ausdrückte. So viel Jahre ich auch bereits in Süd-Amerika reiste und während dieser sehr häufig das widrige, krächzende Geschrei von Papageienschwärmen gehört hatte, war mir ein so entsetzlicher Lärm noch nie vorgekommen. Die Lichtung enthielt ein indianisches Provisionsfeld und das gewaltige Papageienchor, in Araras, Loros und Perikitos bestehend, war beschäftigt, den Indianern das zeitraubende Einernten der Früchte zu ersparen, dabei jedoch so selbstisch handelnd, die reifen Maiskolben, Papayas, Ananas, Bananen, Pisang, u. s. w. für ihre eigenen gastronomischen Zwecke zu benutzen.

Wir hätten den unrechten Weg eingeschlagen, das sah ich deutlich aus dem vor uns liegenden Provisionsfelde, das von den Indianern nur in äußerst seltenen Fällen in unmittelbarer Nähe ihrer Niederlassungen angelegt wird, und hatten den unangenehmen Weg bis zu seiner Theilung zurückzugehen, wo wir sodann den anderen Pfad einschlugen, der uns bald zu einer anderen Lichtung im Walde führte.

In dieser erhoben sich zwei domförmige, 30 Fuß hohe Hütten, von über einander befestigten Fächerwedeln der Itapalme gefertigt, in graubrauner Färbung, aus dem dichten, großblättrigen Gebüsch der Bananen, Papayas und üppiger, mit zahlreichen, schneeweißen Wollbällchen geschmückter Baumwollsträucher. Feuerbällen gleich hüpften orangefarbene Troupials auf den Gebüschen umher und ließen dabei ihren melodischen Gesang in klagender Weise ertönen, während auf den goldgelben Früchten der Papayas noch goldener gefärbte Sonnenpapageien mit scharlachrothen Augenringen ihr süßes Mahl hielten und große, blaue Ararraunas in den dichten Fächerkronen der Itapalmen saßen und ihre

langen, ultramarinblauen Schwanzfedern anmuthig daraus herabhängen ließen.

Ein schmaler Fußpfad führte durch das schönblättrige Gebüsch, über welches die breiten Fächerwedel der Itapalme und die riesigen Fiederblätter der Piassabapalme (Attalea speciosa Mart.) herabnickten, nach den vereinzelt stehenden Hütten, aus deren einer bei unserer Annäherung ein wildes Geheul uns entgegentönte.

Wir konnten uns dicht dem Eingang der ersten Hütte, ohne bemerkt zu werden, nähern; dann aber wurde unsere Ankunft durch das wüthende Gebell mehrerer, aus der Hütte uns entgegenstürzender Hunde genügend angezeigt.

Während ich Alles aufbieten mußte, um mich mit dem Kolben meiner Doppelflinte gegen die Anfälle der Hunde zu wehren, traten mehrere Indianer aus der Hütte und näherten sich uns Beiden, sich dabei über die hartnäckigen Angriffe der Hunde, die ich am liebsten getödtet hätte, amüsirend, während einige Weiber und Mädchen, die ebenfalls an dem Hütteneingang erschienen, vernünftiger waren und herbei eilten, um die Hunde hinwegzujagen.

Die Wapischiannas die ich hier vor mir hatte, waren kräftige, große, muskulöse Gestalten, hatten jedoch sämmtlich wahre Galgengesichter, die durch ihre scharlachrothe und schwarze Bemalung noch scheußlicher aussahen.

Mit ihren glanzlosen Augen mich wild anstierend, lallten sie mit heiserer Stimme einige mir unverständliche Redensarten, woraus ich deutlich entnehmen konnte, daß sie total betrunken waren.

Ein junger Indianer trat dicht an mich heran, umfaßte meinen Körper mit seinen Armen und rieb sein rothbemaltes Gesicht, wahrscheinlich als Gruß, längere Zeit an meiner Weste ab, mir dabei ins Gesicht brüllend, daß er ein Atoraï sei, während ein affenartig aussehender Knabe mich von hinten unter den indecentesten Bewegungen umschlang. So gern ich ruhig geblieben

wäre, übermannte mich doch bei dem nichtswürdigen Benehmen des Letzteren die Wuth, und ich gab ihm einen solchen Stoß mit dem Flintenkolben, daß er mich augenblicklich losließ und heftig schreiend in die Hütte zurückeilte. Dem jungen Atoraï schien mein Benehmen wenig gefallen zu haben, denn auch er hörte sogleich mit seinen Liebesbezeugungen auf, nachdem er meiner Weste eine entschiedene, rothe Färbung beigebracht hatte.

In diesem Augenblicke trat aus der Hütte ein stattlich aussehender Indianer, der sich durch seine hohe, muskulöse, jugendliche Gestalt und die regelmäßige Schönheit seines Gesichts, wie seiner Formen, aufs Vortheilhafteste von seiner Umgebung unterschied. Seinen Kopf schmückte eine Federkrone aus den blauen Federn des Ararauna und den weißen, straußähnlichen des Cocoi-Adlers (Morphnus Harpyia Cab.), während seinen nackten Körper sorgfältig ausgeführte Zeichnungen in Roth und Schwarz, den zierlichsten Tättowirungen ähnelnd, zierten, so daß ich bei seinem ersten Anblick einen Heroen der Inca-Zeit vor mir zu sehen wähnte.

„Bons dias, Senhor, como esta?“ (Guten Tag, mein Herr, wie geht's?) redete er mich ohne Weiteres an.

Mit dieser gewöhnlichen, portugiesischen Begrüßung fiel mir ein Stein vom Herzen, denn ich hatte hier einen Mann vor mir, dem ich meine Wünsche klar und deutlich in dieser mir verständlichen Sprache mittheilen konnte und der, wie es schien, längere Zeit unter civilisirten Völkern, deren Manieren er größtentheils angenommen hatte, gelebt haben mußte.

Ich sagte ihm daher, daß ich mich freue, mit ihm, als einem der portugiesischen Sprache kundigen Menschen zusammenzutreffen, und mich wundere, daß er nicht schon längst mich in meinem Lager besucht, um durch seine Gegenwart verschiedene Mißverständnisse beseitigt zu haben, die leider zwischen mir und seinen Landsleuten vorgekommen seien. Er wich dadurch jeder

Beantwortung meiner Bemerkung aus, daß er sich meine Doppelflinte erbat, die er vorher schon mit größter Begierde betrachtet hatte, und sie genauer untersuchte, zum Schuß anlegte u. s. w. Als er mir sie endlich zurückgab, fragte er nach deren Preise, den ich zu 100 Milreis (ca. 74 Thaler) angab, was er nicht zu hoch fand, obgleich ich sicher überzeugt war, daß er nicht über einen Pataca zu gebieten hatte.

Sehr bald hatte ich die Ueberzeugung gewonnen, daß ich es mit einem äußerst verschmitzten Mann zu thun hatte, der durch einen geringen Grad von Bildung das Obergewicht über seine Landsleute erlangt und sie als Häuptling beherrschte; wahrscheinlich hielt er sämmtliche Fäden der von den Wapischiannas gegen mich gesponnenen Intrigue in seiner Hand und war deshalb, um nicht den Verdacht der Mitschuld bei mir zu erwecken und nicht etwa mir zur Erlangung meines Bootes und der Sachen behilflich sein oder gar als Dolmetscher fungiren zu müssen, nie bei mir erschienen.

Ich stellte ihm meine unangenehme Lage, in der ich mich befand, vor und bat ihn, mir zur Befreiung daraus behilflich zu sein, indem er, mit einigen seiner Leute, mich nach dem Fort São Joaquim am Rio Branco brächte, wo ich ihn für seine Dienste gut belohnen würde.

Bei der Erwähnung des Forts São Joaquim verfinsterte sich seine bisher freundliche Miene und er bemerkte mir kurz, daß weder er, noch seine Leute mich dahin bringen würden, da er mit den Brasilianern nichts zu thun haben möge; überdies betrüge die Entfernung dorthin in der trockenen Zeit fünf Tagemärsche, würde aber jetzt, wo die Savane von hier nach dem Rio Branco noch von der Regenzeit her überschwemmt sei, wenigstens zehn Tagemärsche betragen, wenn überhaupt Jemand die vielen unergründlichen Sümpfe auf dieser Route passiren könne.

Seine Weigerung basirte sich hauptsächlich wohl auf die

Befürchtung, daß ich nur deshalb nach São Joaquim mich begeben wolle, um dem dasigen Commandanten meinen Unfall anzuzeigen und die Wapischiannas des Raubes meiner Sachen anzuklagen; daß er jedoch mit der Angabe der Entfernung, wie des schlechten, theilweise grundlosen Weges dahin, vollkommen Recht hatte, davon überzeugte ich mich genügend auf einer späteren Fußtour, die ich vom Takutú nach dem Rio Branco unternahm.

Dagegen zeigte er sich bereitwillig, als ich ihn ersuchte, mich zu dem mir gut bekannten Häuptling der Atoraï-Indianer, John, der am linken Ufer des Rupununi wohnte, zu bringen, mir einige Wapischiannas als Begleiter und Gepäckträger mitzugeben, wobei er jedoch seine eigene Begleitung ausschlug.

Während wir uns unterhielten, waren mehrere der Frauen und Mädchen näher an mich getreten und betrachteten neugierig meine und Bill's weiße Hautfarbe, unsere Bärte und Kleidung, gleich Kindern, mit den Fingern betastend.

Unter ihnen befand sich ein etwa zwölfjähriges, überaus schön und zart gebautes Indianermädchen von äußerst heller Hautfarbe, die, als ungemeine Seltenheit bei Indianern, große, veilchenblaue Augen besaß, wozu die rabenschwarzen Haare und Augenbrauen seltsam schön contrastirten. Um ihren Hals trug sie ein Halsband von Peccarizähnen, an welchem vorn vier große Jaguarzähne befestigt waren, während der Busen, Oberarm und die Füße mit einer Menge von Glasperlenschnüren geschmückt waren. Sie sah mich schalkhaft lächelnd an, als ich mir einigen Spaß mit ihr erlaubte und sie auf die schönen Schultern tätschelte, und ihre Mienen leuchteten dabei von so viel Unschuld und Herzensgüte, daß ich es wahrhaft bedauerte, ein so überaus zartes Geschöpf unter solchen Unholden zu sehen. Eine alte, neben ihr stehende Indianerin, ihre Mutter wie es schien, hatte das rege Interesse, das ich an dem jungen Mädchen nahm, gewahrt und schien sie mir, aus ihren Gesten zu schließen, da ich ihre Sprache nicht verstand, als Frau offeriren

zu wollen, indem sie dabei noch hervorhob, daß das Mädchen eine „Atoraï-Indianerin“ sei. Mein Kopf schwirrte mir jedoch jetzt voll anderer Sachen als Liebesgedanken, und überdies hatte mich gerade an diesem Tage der Hunger dermaßen prosaisch gemacht, daß ich gegen weibliche Reize völlig gestählt war.

Sämmtliche Weiber wurden übrigens bald verscheucht durch die aus der Hütte heraustretenden, betrunkenen Wapischiannas, von denen Jeder eine in der Hand haltende, übermäßig geladene Flinte unter großem Geschrei abschoß und dann in die Hütte zurückeilte, um von Neuem zu laden und ein fortdauerndes Schießen zu unterhalten; eine Pulververschwendung, wie ich sie noch nie bei Indianern angetroffen hatte und die ich mir nur dadurch erklären konnte, daß sie sich in Besitz meiner im untergegangenen Boote befindlichen zwei Fäßchen Pulver gesetzt hatten. Da dieses Pulver in blechernen 1/4 Pfundflaschen, die fast hermetisch verschlossen waren, in ebenfalls gut geschlossenen Fäßchen sich befand, konnte das Wasser schwerlich schnell eingedrungen sein, besonders wenn, wie ich fast mit Gewißheit vermuthete, die Wapischiannas bereits in der ersten Nacht nach dem Unglücksfall die Ladung des Bootes geraubt hatten. —

In Folge des ununterbrochenen Schießens der trunkenen Indianer bat ich den portugiesisch sprechenden Wapischianna, der den Namen Roque führte, mir gegen eine gehörige Portion Schrot einige Schüsse Pulver, um eßbares Wild schießen zu können, abzulassen, doch auch er schlug mir, wie früher schon seine Landsleute, diese Bitte mit dem Bemerken ab, daß er nur äußerst wenig von diesem so nöthigen Artikel besäße, trotzdem die wilden Kerls um mich her jeden Augenblick nach allen Richtungen hin knallten.

Einen Augenblick trat ich mit Bill in die Hütte, worin das Trinkfest gefeiert wurde, sah jedoch nichts als trunkene Indianer, die an uns herantaumelten und im höchsten Grade zu-

dringlich wurden, so daß ich mich bald genug wieder ins Freie begab.

Roque versprach, am nächsten Morgen mir sechs der hier anwesenden Indianer als meine Begleiter nach dem Rupununi zuzuführen, und gab mir den jungen Atoraï, der bei meiner Ankunft sein rothes Gesicht an meiner Weste abgewischt hatte, heut schon mit, um mich für die Nacht in einer dicht am Fluß gelegenen Hütte unterzubringen, deren Bewohner uns beiden Verhungerten, wie er versicherte, recht gern Essen geben würden.

Beim Abschied ließ er sich nochmals meine Doppelflinte reichen, um sie längere Zeit zu bewundern und mit der Bemerkung zurückzugeben, daß er sie sehr gern zu haben wünsche, was ich ihm mehr als alles andere, das er heute zu mir gesprochen, glaubte. Mit einem freundlichen „boas tardes, Senhor!“ schieden wir, und als ich nach einigen Schritten nochmals zurückblickte, sah ich die junge, hübsche Atoraï-Indianerin am Eingange der Hütte stehen und mir mit wehmüthigem, mitleidsvollem Gesicht nachschauen.

Ich war froh, diese ungemüthliche Gesellschaft, bei welcher ich nicht gern die Nacht über zugebracht hätte, verlassen zu können, und schritt mit Bill und dem jungen Atoraï als Führer, trotz des peinigendsten Hunger rüstig vorwärts, um desto eher ein sicheres Asyl, wo wir unsere Magen befriedigen konnten, zu erreichen.

Doch zu letzterer Beschäftigung sollte es sobald nicht kommen!

Nachdem wir den Wald durchschritten und die total überschwemmte Savane wenigstens eine Stunde lang durchkreuzt hatten, gelangten wir an die auf einem Hügel gelegene Hütte, der wir uns am Morgen bereits genähert, wo wir aber durch einen gewaltigen Teich von jedem weiteren Vordringen abgeschreckt worden waren; jetzt kamen wir von einer anderen, hügligeren Seite, von der wir sie ohne große Beschwerde erreichen konnten.

Beim Eintritt in dieselbe fanden wir sie, außer einem, in der Hängematte liegenden, stöhnenden Kranken, durch den wir erfuhren, daß die anderen Bewohner erst spät am Abend vom Fischfang zurückkommen würden, leer und sahen uns genöthigt, eine andere, in weiter Entfernung liegende Hütte aufzusuchen. Nach der halb im Wasser zurückgelegten Fußtour von einer Stunde gelangten wir zu dieser, in welcher mehrere Indianer sich befanden, die, nachdem der junge Atoraï längere Zeit mit ihnen gesprochen, sich anschickten, mit uns nach unserem fernen Lagerplatz zu gehen, um die dort zurückgelassenen Sachen herbeizuholen. Dies nahm wiederum zwei Stunden eines beschwerlichen Watens im Wasser in Anspruch, und es war dunkel, als wir zur Hütte zurückkehrten.

Im höchsten Grade durch das ununterbrochene Umherlaufen und den gewaltigen Hunger erschöpft, warf ich mich bald in meine in der Hütte aufgeschlungene Hängematte und schlief sogleich vor Ermattung ein.

Ich wurde jedoch aus meinem wohlthuenden Schlafe einige Zeit darauf durch Bill geweckt, der mir ein Stück gerösteten Fisches, das er von den Indianern erhalten, brachte, von dem ich jedoch, da ich den Hunger, so zu sagen, übergangen hatte, aus Mangel an Appetit nur wenig essen konnte und mich gleich darauf wieder dem Schlaf überließ.

Am nächsten Morgen erschien Roque mit den sechs zu unserer Begleitung bestimmten Wapischiannas, denselben Galgenphysiognomien, die mir bereits gestern so total mißfallen hatten, heute aber mir wo möglich noch scheußlicher durch ihre stieren Augen, die rothe und schwarze Bemalung des Gesichts und Körpers und das überaus rohe Benehmen, erschienen. Einer derselben hatte eine frische, ungeheure Wunde am Schenkel, die ihm kaum das Gehen gestattete, und dabei wollte er uns auf einer Fußreise von zwei Tagen begleiten!

Die Kerls, die wirklich eher Mördern glichen, als friedlichen Indianern, setzten sich in einige in der Hütte befindliche Hängematten und ließen sich von den Frauen fleißig mit Paiwari bedienen, wobei sie zugleich über uns Beide, wie es schien, die rohesten Bemerkungen machten, über welche das in der Hütte versammelte Publicum in lauten Jubel und Hohngelächter ausbrach. An ein Weggehen von hier war nicht sobald zu denken, denn noch stand eine über die Hälfte mit Paiwari gefüllte Canoe in der Mitte der Hütte, die vorher erst geleert werden mußte.

Roque befand sich nicht in der Nähe der gräßlichen Kerls, die, nach ihren Physiognomien zu urtheilen, nicht vor der niederträchtigsten That zurückschauderten und kein Erbarmen kannten, sondern er stand bei einigen Bewohnern der Hütte, mit denen er in eifriger, wichtiger Unterredung über uns begriffen zu sein schien, indem er wiederholt die Augen seiner Zuhörer auf uns lenkte.

Aufgeregt durch Betrachtungen über meine unglückliche Situation, sowie niedergedrückt durch einige Bemerkungen der Indianer, die ich trotz meiner mangelhaften Kenntniß der Wapischianna-Sprache, doch in der Hauptsache verstanden hatte, erhob ich mich aus der Hängematte und begab mich mit Bill ins Freie, wo wir uns auf einige, dicht an der Hüttenwand liegende Steine niederließen und unseren trüben Gedanken nachhingen.

So saßen wir geraume Zeit beisammen, ohne ein Wort zu verlieren, und blickten sehnsüchtig gen Osten, nach dem gegenüberliegenden Ufer des Takutù, mit dem stillen Wunsche, uns dort, auf englischem Boden, zu befinden, als meine Aufmerksamkeit durch eine in meiner Nähe gepflogene Unterhaltung in der Sprache der Macuschis aufs Höchste in Anspruch genommen wurde. Die Sprecher mußten sich dicht an der Seite der Palmenwand, an der ich saß, natürlich aber im Inneren der Hütte, befinden und mochten wenig ahnen, daß ich, der Hauptgegenstand ihrer Unterhaltung, ihr unfreiwilliger Zuhörer sei.

Immer dichter legte sich mein Ohr an die Hüttenwand, um nicht eine Silbe der Unterhaltung zu verlieren, deren Thema meinen Körper erschaudern und mein Blut nahezu stocken machte.

Die eine Stimme kam mir bekannt vor, und bald fand ich aus, daß es die Roque's war, der mit einem in der Gegend lebenden Macuschis in dessen Sprache sich unterhielt; für mich ein großes Glück, da, wäre das Gespräch in der Sprache der Wapischiannas abgehandelt worden, ich kaum das Mindeste davon verstanden hätte. —

Nach Verlauf einer Viertelstunde schien die Unterhaltung der Beiden beendet, denn ich hörte nicht ein Wort mehr und muthmaßte, daß die Sprecher ihren Ort verändert hatten; ich hatte genug, ja mehr als zu viel gehört, stand auf und promenirte mit Bill ein wenig in die Savane hinaus, um nicht etwa von Roque, an der Hüttenwand sitzend, angetroffen zu werden und ihm dadurch Grund zu dem Verdachte zu geben, daß ich sein Gespräch belauscht habe.

Während wir in der Savane dahinschlenderten, theilte ich Bill den Inhalt des von mir belauschten Gespräches der beiden Indianer mit, der ihn allerdings sehr aus der Fassung brachte. Er bestand, kurz gesagt, darin, daß die uns zur Begleitung nach dem Rupununi mitgegebenen Wapischiannas mich und Bill während der Reise ermorden sollten, damit wir nicht dem Atoraï-Häuptling die von ihnen gegen uns ausgeführte Nichtswürdigkeit und Beraubung mittheilten und mit dessen Hilfe nach dem Fort São Joaquim reisten, um den brasilianischen Commandanten zu bewegen, ihre Niederlassung zu zerstören und sie sämmtlich als Sklaven fortzuführen.

Denn daß die Wapischiannas noch in derselben Nacht nach dem Unglücksfalle meines Bootes die ganze Ladung desselben an sich gebracht und unter sich vertheilt hatten, hatte ich ebenfalls aus dem Gespräch Roque's mit dem Macuschi gehört und mich

überdies vorher schon durch den Anblick mehrerer in der Hütte befindlicher, mir zugehörender und mit dem Boote untergegangener Gegenstände von dem Raube der Wapischiannas überzeugt.

Bill war über meine Mittheilung außer sich und überhäufte mich mit Vorwürfen, daß ich allein die Schuld trüge, wenn er sein Leben in so nichtswürdiger Weise verlöre, indem ich ihn auf meinen Reisen zu allem niederträchtigen Indianergesindel mitnehme, wogegen er sich stets opponirt habe. Ich bemerkte ihm hierauf ganz einfach, daß er selbst sich mir in Georgetown als Reisebegleiter angeboten und auf meine Vorstellungen von den Beschwerden und Unglücksfällen auf solchen Reisen mir entgegnet, daß er sich daraus nicht das Geringste mache, da er in Ostindien bereits hinlänglich dagegen abgehärtet worden und gern willig sei, mich zu den wildesten Indianerstämmen zu begleiten; ich wundere mich daher sehr, wie er mir solche Vorwürfe machen und so offen seine Furcht vor dem Tode an den Tag legen könne, da ich überhaupt jetzt, wo ich die uns drohende Gefahr kenne, Alles aufbieten würde, um die schändlichen Absichten der Indianer zu vereiteln.

Nach diesen Worten verließ ich ihn und ging, allerdings selbst mit pochendem Herzen, an das Flußufer, wo ich mich niedersetzte, um über die Möglichkeit einer Erlösung aus der furchtbaren Gefahr nachzudenken.

An eine Flucht von uns Beiden war bei der strengen Ueberwachung der Indianer nicht zu denken, und überdies wären wir, des Weges unkundig, sehr bald von ihnen eingeholt worden, hatten auch gar kein Corial, um über den breiten Takutú, der noch dazu gerade hier einen gewaltigen Fall bildete, zu kommen.

Längere Zeit saß ich da, über die Möglichkeit einer Rettung nachdenkend, und war nahe daran, eine solche gänzlich zu bezweifeln, als ich in dem Ufergebüsch Schritte hörte und bald darauf ein Indianer dicht vor mir stand. Es war Roque, der Mann,

der unsern Tod beschlossen hatte, der aber, wie ein plötzlicher Gedanke mir jetzt sagte, uns ebensowohl retten konnte.

Ich lud ihn ein, sich neben mich auf den Fels zu setzen, worauf er auch sogleich einging.

Ohne Rückhalt erzählte ich ihm, daß ich ohne meinen Willen sein Gespräch mit dem Macuschi angehört und dadurch seine Absicht, uns auf der Reise von den begleitenden Wapischiannas tödten zu lassen, erfahren hätte. Nach seinem gestrigen Benehmen gegen mich hätte ich ihm eine so feindliche Gesinnung gegen uns nicht zugetraut, um so mehr als er, wie er mir selbst gesagt, sechs Jahre als Vaqueiro in einer brasilianischen fazenda do gado zugebracht und einen höheren Bildungsgrad als seine Landsleute dadurch sich erworben habe. Ich, sowie mein Begleiter, befänden uns allerdings in seinen, wie seiner Leute Händen, und wir wären völlig wehrlos gegen die große Anzahl mit Bogen, Pfeilen und Flinten bewaffneter Indianer, so daß es schimpflich und dem stolzen, indianischen Charakter wenig angemessen sei, zwei mit vollem Vertrauen auf Gastfreundschaft zu ihnen gekommene Weiße zu tödten.

Was den Raub meines in dem untergegangenen Boote befindlichen Eigenthums durch seine Leute beträfe, so würde ich nie die geringste Forderung wegen Zurückgabe desselben beanspruchen und eben so wenig, weder gegen andere Indianer, noch gegen Brasilianer, eine Anzeige davon machen, denn verloren sei verloren! Er gewönne also durch unseren Tod nicht das Mindeste, wenn nicht etwa die wenigen, mir noch gebliebenen Artikel, die er überdies noch mit Anderen theilen müsse. Dagegen böte sich ihm ein glänzender Gewinn, wenn er uns zur glücklichen Rettung aus der Hand seiner Landsleute verhelfe und uns sicher und ungefährdet nach der Atoraï-Niederlassung am Rupununi bringen wolle, denn ich würde ihm nicht allein dafür meine Doppelflinte, sondern auch noch viele andere, mir gehörige Sachen, die sich in

der Atoraï-Niederlassung befänden, schenken, die zusammen den Werth von mehreren 100 Milreis hätten und ihm zum reichsten und mächtigsten Häuptlinge machen würden. Es wäre also wohl selbst in seinem größten Interesse, uns das Leben zu lassen, als durch eine so hinterlistige, eines Indianers unwürdige Handlung, als unseren Mord, einen reichlichen Gewinn sich zu verscherzen. Ich bäte ihn daher, daß er selbst uns zu den Atoraïs bringen möge und zwar mit anderen Reisebegleitern, als den heute zugebrachten, die mir der Abschaum seiner Leute zu sein schienen und mit denen ich eine solche Reise nicht unternehmen möge.

Roque's Gesicht zeigte nicht das geringste Zeichen der Ueberraschung bei dieser Mittheilung, die ihm doch jedenfalls ganz unerwartet kommen mußte, und er hörte mich ruhig, mit seiner ihm eigenthümlich, freundlich lächelnden Miene bis zu Ende an, worauf er in längeres Nachdenken versank, wahrscheinlich die ihm durch unsere Rettung gebotenen Vortheile reiflich überlegend. Ich wagte nicht, ihn dabei zu stören, in meinem Herzen aber zum lieben Gott bittend, daß er die Gedanken dieses Wilden zu meinem Besten lenken möge.

Endlich nach einer langen, schweigsam und unter Bangen zugebrachten Viertelstunde erhob er sich vom Steine, auf dem er saß, sagte mir, „daß er mir später bestimmte Antwort geben würde", und begab sich hinweg.

Durchtrieben und hinterlistig, wie er war, traute er auch allen anderen Menschen nicht und glaubte jedenfalls, daß ich mit meinen Versprechungen nicht Wort halten, sowie ihn und seine Leute, sobald ich frei sei, den Brasilianern aus Rache überliefern würde, und dies schien ihn von der Annahme meines Vorschlages abzuschrecken.

Ich begab mich wieder nach der Hütte zurück, wo ich Bill, in der Hängematte liegend, mit kläglichen Gesicht über das ihm bevorstehende Schicksal nachdenkend, antraf, während die sechs

schauderhaften Reisebegleiter bereits wieder eben so betrunken als gestern waren und bei meinem Anblick in höhnendes Gebrüll ausbrachen. Roque war nicht zugegen und befand sich wahrscheinlich in einer anderen, in der Nähe liegenden Hütte.

Bill schien, in Erwartung seines nahen Endes, sich von meinem Dienste losgesagt zu haben und dachte nicht daran, etwas zu kochen, so daß ich, der seit Tagen kaum etwas genossen hatte, mir von den Weibern in der Hütte etwas Cassadebrot erhandelte und es trocken hinunterwürgte.

So verflossen mehrere Stunden, während welcher Roque in die Hütte zurückgekehrt war, ohne mir jedoch die mindeste Antwort zu sagen, ja sogar jede Annäherung an mich geflissentlich zu vermeiden schien.

Ich glaube bis heute noch, daß er aus purem Mißtrauen nie unsere Rettung begünstigt haben würde, wäre nicht plötzlich ein Fall eingetreten, der seinen Gedanken darüber eine andere, unserem Geschick günstige Wendung gab.

Es kamen nämlich drei fremde, auf der Reise begriffene Indianer hier an, die nach Indianersitte für eine kurze Zeit die Gastfreundschaft der Wapischiannas in Anspruch nahmen und in die Hütte eingeladen wurden, um sich durch Speise und Trank zu erfrischen. Bei ihrem Eintritt erhob ich mich aus der Hängematte und ging mit Bill zu dem Platze, wo sie saßen, um von ihnen bemerkt zu werden. Es waren Atoraïs vom oberen Rupununi, die auf Besuch nach einer Macuschi-Niederlassung am Canuku-Gebirge gingen, mit denen ich einige wenige Worte, die ich von ihrer Sprache verstand, wechselte und denen ich mittheilte, daß ich mich von hier zu ihrem am Rupununi wohnenden Häuptling John begeben würde, da ich mein Boot und Eigenthum an dem Tau-au-mararri im Takutú vor einigen Tagen verloren habe.

Unsere Lage war durch das Erscheinen dieser Atoraïs und durch die ihnen von mir gemachte, kurze Mittheilung eine andere,

günstigere geworden, da nunmehr auch fremde Indianer von unserer Anwesenheit bei den Wapischiannas sich überzeugt hatten, die natürlich überall, wo sie hinkamen, davon erzählen würden, so daß ein an uns verübter Mord ganz natürlich den Wapischiannas zur Last gelegt werden würde, die sich nun nicht mehr damit ausreden konnten, daß wir bei dem Untergang des Bootes das Leben verloren hätten. —

Die Atoraïs, deren Stamm überhaupt mit dem der Wapischiannas nicht auf besonders freundschaftlichem Fuße steht, hielten sich nicht lange in der Niederlassung auf, sondern boten den Bewohnern, sobald sie Essen und Trinken hinreichend genossen, ihren Dank und Abschiedsgruß, kamen sodann auch an mich und Bill heran und klopften uns, als Zeichen des Lebewohls, mit Hand an die Brust.

Bereits schon eine halbe Stunde nach der Abreise der Atoraïs erschien Roque wieder in der Hütte, trat an mich heran und bat mich, ihm zu folgen.

Er führte mich hinaus in die Savane und erklärte mir, daß er sich meinen Vorschlag überlegt und beschlossen habe, auf denselben einzugehen, wenn ich ihm sicher verspräche, alles das zu halten, was ich ihm versprochen habe, besonders aber nicht das Mindeste, über den Raub meiner Sachen durch seine Leute, gegen die Brasilianer zu verrathen.

Ich versicherte ihm hoch und theuer, daß ich meine Versprechungen in jeder Beziehung halten würde, worauf er mir seine Begleitung nach dem Rupununi zum morgenden Tage zusagte, sowie, daß er andere Reisebegleiter als die heutigen auswählen und dafür sorgen würde, daß weder mir noch Bill während der Reise etwas Schlimmes widerfahre.

Das Erscheinen der fremden Atoraïs hatte ihn jedenfalls zu diesem Entschluß bestimmt, anderen Falles glaube ich nicht, daß er uns gerettet haben würde, da die ihm so werthe Doppelflinte

ohnedies nach unserem Morde ihm zugefallen wäre und er den übrigen Versprechungen durchaus mißtraute.

Um mir seine Willfährigkeit zu beweisen, ging er mit mir nach der Hütte zurück, befahl den sechs trunkenen Scheusalen, ihre Sachen zur Hand zu nehmen, und marschirte mit den taumelnden Kerls nach seiner Niederlassung, mir nochmals zu morgen seine Rückkehr in anderer Begleitung versprechend, ab.

Mir fiel ein Stein vom Herzen, als die Bande verschwunden war, und nicht weniger glücklich fühlte sich Bill, als ich ihm meinen Vertrag mit Roque mitgetheilt hatte.

Die Nacht verbrachte ich ruhig in der Hütte, überzeugt, daß die Indianer, selbst wenn sie gegen uns noch immer schlimme Absichten hegten, diese nicht in der eigenen Hütte ausführen würden, was sie, sowohl aus Aberglauben, als um die ihnen heilige Gastfreundschaft nicht zu verletzen, nie thun.

Am anderen Morgen erschien Roque mit mehreren jungen Leuten, um mich und Bill versprochenermaßen zu den Atoraïs zu bringen. Nachdem ich wenigstens noch die Hälfte der mir gebliebenen Sachen, als Kochtöpfe, Pech, Theer, Salz u. s. w., an die Indianer verschenkt hatte und Roque bereits im Voraus die ihm versprochene Doppelflinte übergab, trat ich mit großen Freuden die Fußtour nach der, zwei Tagereisen entfernten Niederlassung Yakutu am Rupununi, unter Roque's Führung an.

Wie ich diese zwei Reisetage in fluchtartiger Eile, bis an die Knie in der überschwemmten Savane watend, unter den größten Entbehrungen und in Gesellschaft von Leuten, denen ich jeden Augenblick eine Umwandlung ihrer Gesinnungen zutrauen durfte, verlebt, will ich, als der Tendenz dieses Werkes zuwider, nicht ausführlich erzählen, und bemerke nur, daß diese Tour einer Cooper'schen Verfolgung durch Indianer sehr ähnelte, indem ich und Bill zweimal nahe daran waren, durch unsere Begleiter das Leben zu verlieren, hätten uns nicht unser entschiedenes

Auftreten und unsere Entschlossenheit, wie meine, durch lange Erfahrung erlangte Kenntniß indianischer Schliche davor gerettet.

Den 12. September, Abends 7 Uhr, langten wir in der Atoraï-Niederlassung Yakutu an, und ich war glücklich, als ich mit Bill in die große Hütte des Häuptlings trat und wir uns als gerettet aus der drohenden Todesgefahr betrachten konnten.

Häuptling John war verreist, jedoch eine seiner Frauen sorgte für unsere Bequemlichkeit, indem sie uns Speise und Trank vorsetzte und die Hängematten aufschlingen ließ. Ich fühlte mich so abgespannt durch die Ereignisse der vorhergehenden Tage und den schrecklichen zweitägigen Marsch in der überschwemmten Savane, daß ich nichts essen konnte, sondern nur eine Calabasse Casiri zu mir nahm, worauf ich mich mit gänzlich durchnäßten Kleidern in die Hängematte warf und sofort vor Schwäche einschlief.

Mit den angenehmsten Empfindungen und dem herzlichsten Danke zu Gott für meine und Bill's Rettung, erwachte ich am nächsten Morgen und fühlte mich überaus glücklich, mich in der geräumigen Hütte, unter den mir freundlich gesinnten Atoraïs, bei denen ich einige Jahre zuvor mehrere Monate zugebracht hatte, mich zu befinden. John's Favoritweib gab mir aus den Vorräthen ihres Mannes an Tauschartikeln, mit denen er stets wohl versorgt war, soviel, um die Wapischiannas, denen nicht erlaubt worden war in der Hütte zu schlafen, für ihre Begleitung zu bezahlen, während ich Roque noch einige ihm ganz besonders werthvolle Geschenke machte, für die er sich beim Abschiede vielmals herzlich mit seiner süßen, hämischen Miene bedankte, während er mir in seinem Inneren sicher alles Böse wünschte.

Ich war ungemein froh, als die schreckliche Gesellschaft abgezogen war, behielt es mir aber vor, sie später noch für ihre Nichtswürdigkeit zur strengen Rechenschaft zu ziehen.

Anmerkungen.

1) „Bhang" heißen die verschiedenen, vom Harze der Cannabis sativa bereiteten, narkotischen Präparate, die sowohl gekaut als geraucht, am häufigsten aber, mit etwas Pfeffer gemischt, als Infusion genossen werden. „Charras, Momia-Charras, Ganja" heißen die verschiedenen Arten von Bhang, je nachdem nur das Harz abgestreift wird, oder die ganzen Pflanzen, ohne vorhergehendes Abstreifen des Harzes, getrocknet und zerrieben werden. Letzteres Präparat ist das gewöhnlichste und billigste. Das Wort „Ganja" wird auch bisweilen nur auf Präparate aus Pflanzen männlicher Blüthe bezogen. In Arabien und der Türkei sind diese Präparate unter dem Namen „Haschisch" ebenfalls gebräuchlich.

2) Von der Regierung nach dem Vice-Admiral Sir James Hope, dem ersten Commandeur der Flottenstation in Westindien, genannt.

3) Dicker Zuckersaft, ähnlich dem Syrup.

4) Längliche, viereckige, platte Fahrzeuge.

5) 1 Hogshead = $245\frac{1}{3}$ Litres.

6) Ein 2 Fuß langes, 3—4 Zoll breites Waldmesser, das besonders in den Zuckerplantagen zum Hauen des Rohres benutzt wird.

7) Ein Puncheon = 2 Hogshead sind $490\frac{2}{3}$ Litres.

8) Gewöhnlich bei dem unrechten Namen „Arabian-Küste" benannt.

9) Ein in dieser Beziehung schwer zu übersetzendes Wort, da die Wache haltenden, soldatisch gekleideten und exercirten Leute weder dem Militär noch der Polizei angehören, sondern eigens für den Wachtdienst im Settlement engagirt sind.

10) Der Essequibo hat seinen Namen von einem Hauptmann von Diego Columbus, Namens Juan Essequibel; im Creol-Dutch wird er „Scäppi" und von den Indianern des Inneren „Sipu" und „Coatyang-Kityu" genannt.

11) Phyllostoma, Glossophaga und Desmodus div. spec., worunter nicht nur die großen, 2 Fuß Flugweite spannenden Ph. hastatum und

spectrum, sondern auch die kleineren Arten dieser Gattungen, letztere gerade die gefährlichsten Blutsauger, zu verstehen sind.

12) Prächtig rothes, krapplackähnliches Satzmehl aus den getrockneten Blättern der Bignonia Chica H. B. et Kth.

13) Copaifera pubiflora Benth., auch die anderen in Guyana vorkommenden Arten dieser Gattung, die Copaifera guianensis Desf. und C. officinalis Lin. werden unter dem Namen „Purple-heart" verstanden.

14) Dipteryx odorata Willd. und D. oppositifolia Willd., außerdem kommen noch im Inneren des Landes Dipteryx coreacea Kl. und D. emarginata Kl. vor.

15) Die Bereitung des Paiwari siehe Seite 269. Ausführlichere Notizen „über die Getränke der Indianer Guyana's" habe ich im „Globus", Bd. XVIII Nr. 17. 19. 20. gegeben.

16) „Buck's" werden in Britisch Guyana von der gewöhnlichen Volksklasse sämmtliche Indianer genannt, nur die Gentry der Colonie bedient sich des Namens „Indians".

17) Sir W. Hooker, an den ich diese medicinischen Rinden ꝛc. der Indianer, 250 an der Zahl, im Auftrage der Regierung zu senden hatte, übergab sie zu Versuchen dem Dr. Hunter, Arzt am Royal Pimlico-Hospital, der seine damit an Kranken angestellten Experimente in einer Brochüre veröffentlicht hat.

18) Kleine indianische Hütten, nur aus einem, auf Pfosten ruhenden Palmdach bestehend und von den in den Wildnissen Guyana's Reisenden, behufs des Nachtlagers, in kürzester Zeit aufgeführt.

19) Sehr großes Stück getheertes Segeltuch, auch als Zeltdach zu benutzen.

20) Leider war es mir unmöglich, die hier, wie am Roráima gefundenen Farn an Ort und Stelle zu bestimmen, und da ich mein auf dieser Reise gesammeltes Herbarium von Pirára aus nach Georgetown sandte, von wo es sofort an den damals noch lebenden Sir W. Hooker abging, habe ich leider die Pflanzennamen nie erfahren können.

21) Dieser Fluß ist auf den Karten unter dem Namen „Aruparu" angeführt, sein eigentlicher, indianischer Name ist Arabo-pu.

22) Unter vielen anderen hier gesammelten Farn hebe ich vorzüglich folgende hervor, die dem Roráima eigenthümlich sind: Hymenostachys elegans Presl.; Trichomanes Kaulfussii Hook. et Grev., Tr. brachypus Kze, Tr. Ankersii Hook. et Grev., Tr. Bancroftii Hook. et Grev., Tr. rigidum Sw.; Hymenophyllum Poeppigianum Presl., H. clavatum Sw.; Aneimia humilis Sw.; Lygodium hirtum Kaulf.; Mertensia longipinnata Kl., M. pubescens Willd.; Cyathea hirtula Mart., C. aspera Sw.; Hemitelia Parkerii Hook.; Alsophila pungens Kaulf., A. oblonga Kl., A. subaculeata Splitg., A. villosa Presl., A. marginalis Kl., A. multiflora J. Smith. Kl.; Dicksonia adiantoides H. B. et Kth.; Davallia Imrayana Hook.; Lindsaeya filiformis Hook., L. trapeziformis Salisb., L. quadrangularis Raddi; Adiantum obliquum Willd., A. tomentosum Kl., A. hirtum Kl.; Hypolepis guianensis Kl; Pteris deflexa Link., P. litobrochioides Kl., P. elegans Sw.; Lomaria Schom-

burgkii Kl.; Blechnum unilateralis Kze.; Asplenium harpeodes Kze., A. Serra Langsdf., A. formosum Willd.; Aspidium macrophyllum Sw., A. Schomburgkii Kl., A. cicutarium Sw.; Polypodium nervosum Kze., P. trichomanoides Sw., P. Paradiseae Langsdf. et Fisch., P. discolor Hook.; A. crassifolium Lin.; Meniscium macrophyllum Kze.; Acrostichum plumosum Fée, A. lomarioides Bory, A. peltatum Sw.; Polybotrya caudata Kze.; Taenitis furcata Willd., T. angustifolia Spreng. und viele andere, mir theils unbekannte, mehr.

23) In dieser Weise erhielt ich die dem Roráima meistens nur eigenthümlichen: Buprestis collaris Fabr.; Conognatha clara Erichs.; Colobogaster celsa Erichs.; Phaenops subcuprea Erichs.; Megasoma Actaeon Kirby; Cratosomus scapularis Erichs., Cr. cancellatus Erichs., Cr. exsculptus Schoenh.; Macrodontia cervicornis Serv.; Acanthoderes funesta Erichs. und mehrere andere Phileurus-, Passalus-, Cerambyx- und Lucanus-Arten.

24) Eine größere Erzählung über diesen Gegenstand habe ich unter dem Titel „der Zauberer von Beckeranta" im „Familienjournal" 1869, Nr. 14—17, der deutschen Leserwelt mitgetheilt.

25) Indianischer Zauberer und Doctor.

26) Der im Familienjournal mitgetheilte Name „Awaquapo" ist verstümmelt und muß „Awacaipu" heißen.

27) Ein Jahr später befand ich mich in dem brasilianischen Grenzfort São Joaquim am Rio Branco.

Hier fand ich in der kleinen Bibliothek des brasilianischen Commandanten, die er zu meiner Verfügung gestellt, ein Werk über Brasilien, das eine im „Diario do Pernambuco" abgedruckte officielle Zuschrift vom 16. Juni 1838 an den damaligen Präsidenten von Pernambuco, Shr. Francisco do Rego Barros, enthielt, nach welcher ein ähnliches Drama als das von Beckeranta, ebenfalls in Brasilien spielte.

Ich theile nachstehende Bruchstücke daraus in der Uebersetzung mit:

Comarca as Flores, 25. Mai 1838.

Excellenz!

„In diesem ersten Berichte, den ich über den Zustand dieser gegenwärtig ruhigen Comarca an Euer Excellenz zu senden die Ehre habe, muß ich eines merkwürdigen und furchtbaren Ereignisses erwähnen, das sich hier zugetragen hat und fast ans Unglaubliche grenzt.

Es ist jetzt länger als zwei Jahre, seit ein Mann, Namens João Antonio, ein Einwohner vom Sitio da Pedra Bonita, das ungefähr zwanzig Legoa's von dieser Stadt entfernt und, von Wald umgeben, in der Nähe von zwei großen Felsen liegt, die Einwohner zusammenrief und ihnen sagte, daß sich innerhalb dieser Felsen ein verzaubertes Königreich befände, welches er entzaubern wolle, und daß gleich darauf König Don Sebastian an der Spitze eines großen Heeres erscheinen würde.

Er bemühte sich hierauf, diesen Ort auszuschmücken, bis er im November des vorigen Jahres auf Anrathen des Missionärs Francisco José Correa de Albuquerque eine Reise nach dem Sertão (wüste Gegend) Inhamon unternahm und von dort aus einen Mann, Namens João Pereira, zurücksandte, der sich bei seiner Ankunft in Pedra Bonita zum König erklärte und die Gemüther des Volkes mit allerlei Aberglauben erfüllte, indem er ihnen sagte, daß es zur Wiederherstellung des verzauberten Königreichs erforderlich sei, eine Anzahl Männer, Weiber und Kinder zu opfern, daß diese in wenig Tagen wieder auferstehen und dann unsterblich sein würden, daß unter allen Klassen große Reichthümer sich verbreiten und alle diejenigen, die von schwarzer, überhaupt dunkler Farbe wären, plötzlich weiß werden sollten wie Europäer. Auf diese Weise gelang es ihm, für seine trügerischen Behauptungen und seine böse Lehre unzählige Anhänger zu gewinnen, und es fehlte selbst nicht an Vätern, die dem Messer des blutdürstigen Ungeheuers ihre eigenen Kinder überlieferten.

Am vierten des gegenwärtigen Monats nahmen die Opferungen ihren Anfang und im Laufe von zwei Tagen gaben nicht weniger als 42 Menschen unter seinen Händen ihren Geist auf. Außerdem verehelichte er jeden Mann mit zwei oder drei Weibern. Aber es nahm ein sehr trauriges Ende mit ihm, u. s. w.

Francisco Barbosa Nogueira Paz."

Das brasilianische Drama spielte im Jahre 1838; wie seltsam, daß in Britisch Guyana im Jahre 1846 ein ähnliches, nur in größerem Maßstabe, stattfand!

Ich glaube nicht, daß Awacaipu irgendwie mit brasilianischen Indianern, die in so bedeutender Entfernung vom Roráima leben, in Connexion gestanden, oder daß je eine Kunde von der brasilianischen Metzelei nach dem Roráima gedrungen sei.

Oder existirt ein so entsetzlicher Glaube an eine Auferstehung in angeführter Weise allgemein unter den Indianern?

Ich habe darüber, trotz meiner sorgfältigen Nachfragen, von den Indianern nie etwas erfahren können, deren Stolz es ihnen überhaupt nicht erlaubt hätte, gegen mich einzugestehen, daß ihr höchster Wunsch sei, in Hautfarbe wie in jeglicher anderer Beziehung, den Weißen gleich zu sein.

Soviel ist sicher, daß die greuliche Menschenschlächterei zu Beckeranta sich wirklich ereignet hat, obgleich die Nachricht davon nie die Küste erreichte. Ich war nach Schomburgk der zweite Europäer, der bis nach dem Roráima gelangte und unter den wilden Arekunas und Macuschis viele Jahre lebte, und mir allein wurde das Geheimniß von Beckeranta von den ersteren mitgetheilt.

28) Frucht der Cucurbita Melopepo Lin., die von den Indianern sehr cultivirt wird und, ausgehöhlt, ihnen zur Aufbewahrung der Getränke dient. Sie erreicht eine riesige Größe und faßt oft 4—6 Gallons Getränk.

29) Ich bin sehr im Zweifel, ob die am Roráima-Gebirge so häufige Catt-

leya nicht Cattleya labiata Lindl. ist, da sie sich durch ihren Blüthenreichthum (oft 15—16 der großen Blumen an einem Stengel) wie durch die Größe und dunklere Färbung auffallend von der in Venezuela vorkommenden Cattleya Mossiae Hook. unterscheidet.

30) Außerdem fand ich noch an Farn auf diesem Hügel Salpiglaena volubilis J. Sm.; Mertensia pubescens Willd., M. immersa Kaulf.

31) Camacussa, s. Seite 138. —

Caricuru (auch Carucúri) bedeutet bei den Arekunas und Macuschis „Gold".

32) Durch die unverzeihliche Nachlässigkeit meines Dieners Cornelissen kamen alle hier gesammelten lebenden Pflanzen, die ich unter seiner Obhut von Pirára aus nach Georgetown gesandt hatte, dort todt an. (Seite 305.) —

Bis zum Fundorte des Goldquarzes hatte ich sechs Wochen einer beschwerlichen Fluß- und Fußreise bedurft. (Seite 326.) —

33) „Der Wohnsitz des großen Geistes!"

34) „Guten Morgen (guten Tag), mein Freund!"

35) Meiereien, in denen Rindviehzucht in großer Ausdehnung betrieben wird.

36) Steinbohrer, die ich zum Bohren der Löcher, behufs der Sprengung von Steinen, auf meinen Reisen stets mit mir führte.

37) Auch „Pagalla, Pegall" genannt.

38) 1 Crusado novo = 23 Sgr.

39) Während eines Aufenthaltes am Takutú im Monat September fiel der Fluß innerhalb vier Tagen um acht Fuß.

40) „El Dorado" ist nicht der Name eines Landes, sondern heißt „der Vergoldete".

41) Die Indianer nennen den eisenhaltigen Conglomerat, der in ausgedehnten Lagen die Savanen von Pirára in östlicher und westlicher Richtung durchzieht, „Pirára", woher Ort und Fluß ihren Namen haben; die Brasilianer heißen jedoch letztere beide „Pirarára", nach einem großen Fische (Phractocephalus hemiliopterus Agass.), der häufig in den Savanenflüssen vorkommt.

42) Die Wurzel des Ionidium Itoubou wirkt gleich Ipecacuanha in kleineren Gaben purgirend, und eine Drachme davon als Brechmittel; die Brasilianer brauchen sie unter dem Namen „raiz da praïa" oder „praïa branca" gegen Dysenterie, während sie nach St. Hilaire in Rio Grande do Norte gegen Podagra und Gicht angewendet wird.

43) Diese kleinen Calabassen sind die ausgehöhlten Früchte mehrerer Varietäten der Lagenaria, von denen von den Indianern eine Menge Spielarten mit kleinen, oft wunderlich geformten Früchten gezogen werden.

44) R. Schomburgk, Reisen in Guyana. I. Bd., Seite 459.

45) Die Flagge des vereinigten Großbritanniens, die aber nur der Armee und der Kriegsflotte zu führen erlaubt ist.

46) Der Rappi ist, ganz besonders in der trockenen Zeit, ungemein reich an wohlschmeckenden Fischen, und eine Menge verschiedener Arten beleben denselben, namentlich sind es: Acara margarita Heckel; Chaetobranchus flaves-

cens Heckel; Cichla ocellaris Bl. Schn.; Platystoma tigrinum Val ; Erythrinus unitaeniatus Spix. (in ungeheurer Menge); E. salvus Agassiz; Macrodon trahira Müll.; Anodus alburnus Müll. Trosch.; Pygocentrus niger Müll. Trosch., P. piraya Müll. Trosch.; Osteoglossum bicirrhosum Spix.; Hypostomus squalitus Schomb.; Phractocephalus hemiliopterus Agass.; Pimelodus Arekaima Schomb. etc.

47) Feindliche Einfälle gegen die Indianer, um sie als Sklaven wegzuführen.

48) Große, aus einer Hälfte des Flaschenkürbisses gefertigte Trinkschalen, welche meist 2—3 preuß. Quart halten.

Anhang.

A.

Bevölkerung von Britisch Guyana im Jahre 1861.

In Britisch Guyana Geborene	93,861
Einwanderer von Westindien, besonders Barbados	8,309
Einwanderer von Madeira, den Azoren und Cap Verdischen Inseln . .	9,859
Europäer	1,482
Nordamerikaner	417
Aus anderen als den vorerwähnten Ländern stammend	298
Einwanderer von der Westküste Afrikas	9,299
Einwanderer von Madras	3,664
Einwanderer von Calcutta	18,416
Einwanderer von China	2,629
Auf der See Geborene	28
Einwohner, deren Vaterland unbekannt ist	34
	148,026
Zahl der wilden Indianer, annäherungsweise geschätzt auf	7,000
Seeleute und Militär	881
Total-Summe der Gesammt-Bevölkerung von Br. Guyana	155,907

Rechnet man hiervon die Einwohnerzahl von Georgetown mit 29,174 und die von Berbice mit 4579 Seelen ab, so kommen auf das Land 122,154 Seelen, die meistens an der Küstengegend leben, da das Innere Guyanas nur von wilden Indianern bewohnt wird. Die Zahl der civilisirten und wilden Indianer Britisch Guyanas ist auf vorstehender Tabelle viel zu gering angegeben und beträgt in Wirklichkeit wenigstens 20—24,000.

Da der Census in Britisch Guyana alle zehn Jahre stattfindet, so wird es mich freuen, im dritten Bande dieses Werkes den neuesten, jedenfalls bedeutend höheren Census mittheilen zu können.

B.

Totalzahl der Einwanderer aller Classen in Britisch Guyana vom 1. Januar 1835 bis 31. December 1866.

Ostindier (Coolies)	55,795
Chinesen (Coolies)	12,631
Afrikaner, besonders Croomen	13,355
Leute von Madeira	27,076
Leute von den Cap Verdischen Inseln	819
Leute von den Azoren	164
Leute von Westindien, besonders Barbados	20,533
	130,373

Von diesen gehen natürlich jährlich eine bedeutende Anzahl ostindischer Coolies ab, die nach zurückgelegter fünf- oder zehnjähriger Dienstzeit mit ihren Ersparnissen in die Heimath zurückkehren.

C.

Exportliste der hauptsächlichsten Artikel von Britisch Guyana in den Jahren 1851—1861.

Jahr.	Zucker. In engl. Pfund.	Rum. Gallons.	Melasse. Gallons.	Werkhölzer. Kubikfuß.
1851	66,667,776	1,458,016	905,350	177,780
1852	94,851,680	2,255,840	957,125	127,356
1853	65,457,168	1,729,048	626,335	144,031
1854	83,738,368	2,651,808	241,585	206,962
1855	88,585,600	2,872,846	175,076	173,914
1856	82,571,200	2,387,075	556,048	297,354
1857	94,025,600	2,531,358	653,660	330,772
1858	94,267,200	2,587,895	314,272	257,508
1859	88,388,800	2,359,048	143,152	276,378
1860	99,513,800	2,602,035	258,888	493,922
1861	115,755,200	2,728,913	319,884	825,230
1862	104,000,400	2,491,000	310,684	652,112
1863	122,368,000	2,873,940	524,768	408,769
1864	117,300,000	2,475,082	1,162,788	816,812
1865	137,776,000	2,976,920	1,329,814	503,849
1866	146,528,000	2,908,187	1,896,606	249,614

Der Gallon faßt 4 Litres 543 Centilitres.

D.

Die jährlichen Einkünfte und Ausgaben der Colonie Britisch Guyana, vom Jahre 1851—1866:

Jahr.	Einnahme.		Ausgabe.	
1851	Doll. 767,796	42 cs.	Doll. 792,061	93 cs.
1852	746,153	63	989,456	75
1853	840,880	33	1,050,959	93
1854	691,859	90	875,373	33
1855	1,055,754	14	1,064,307	17
1856	1,114,689	32	1,041,801	51
1857	1,279,457	99	1,206,211	94
1858	1,245,996	39	1,209,017	22
1859	1,318,153	68	1,177,045	51
1860	1,343,143	81	1,452,159	17
1861	1,458,018	61	1,466,131	69
1862	1,320,034	29	1,425,407	20
1863	1,255,800	31	1,205,691	91
1864	1,482,244	99	1,198,599	83
1865	—		1,444,293	24
1866	1,484,983	46	—	

Die jährlichen Einnahmen der Colonie aus ihren drei Hauptquellen während 1857—1861:

Jahr.	Einfuhr-Zoll.			Wein- und Sprit-Steuer.			Rumsteuer.		
1857	£106,907	14	5½	£ 26,967	11	4½	£ 44,428	10	11
1858	107,108	11	11	26,850	12	11½	48,331	10	2
1859	130,006	8	10½	27,348	19	5	52,297	10	0
1860	126,349	6	10½	35,851	6	1½	50,798	2	2
1861	144,027	1	0½	33,776	14	3	47,875	7	7
1862	121,699	2	8	31,488	7	4	55,889	13	6
1863	115,211	12	1	35,659	12	5	52,290	18	4
1864	153,745	18	7	37,747	11	2	57,957	6	11
1865	155,837	6	7	44,803	11	3	58,317	8	8
1866	144,724	4	0	45,461	10	3	57,410	13	6

Die jährlichen Ausgaben in derselben Zeit für Einwanderung, öffentliche Arbeiten, Hospitäler und Arme:

Jahr.	Einwanderung.			Oeffentliche Arbeiten.			Hospitäler und Arme.		
1857	26.955	3	1	29.305	16	9½	25.559	14	8½
1858	27.967	3	4½	40.013	16	2	30.124	2	5½
1859	24.358	17	4	34.265	9	1½	33.278	2	10
1860	50.943	16	10	45.034	8	11½	38.830	15	7
1861	61.810	11	9	28.224	18	11	39.691	3	8
1862	66.905	9	2	22.018	12	8	38.140	11	4
1863	76.430	0	0	23.291	9	8	34.489	0	1
1864	78.804	0	10	20.680	6	0	34.696	7	2
1865	104.274	10	5	22.988	11	8	37.871	13	5
1866	85.719	8	1	34.569	17	5	33.848	7	6

E.

Budget der Colonie Britisch Guyana für das Jahr 1866.

Ausgaben.			Einnahmen.		
Gehalte, Schenkungen und Pensionen . . .	D. 28,266	93 c.	Uebertrag aus dem Jahre 1865	D. 41,795	6 c.
Justizwesen	39,440	67	Einfuhrzoll	650,000	—
Dampfschiffe nnd Fähren	50,000	—	Steuer auf Wein und Spiritus	190,000	—
Hafen	5,340	—	Steuer auf Rum . . .	260,000	—
Hospitäler	97,580	—	Leuchthausgeld und Tonnage	20,000	—
Militia	8,324	—	Steuer für Detail-Rumverkauf	100,000	—
Verschiedenes	39,666	54	Andere Steuern . . .	45,000	—
Polizeiwesen	145,890	91	Pacht für Regierungsland	40,000	—
Armenpflege	75,310	—	Sporteln	25,000	—
Postanstalten	14,560	—	Geldstrafen und Confiscationen	20,000	—
Veröffentlichungen durch Druck	4,240	—	Interessen	10,000	—
Gefängnißanstalten . .	72,115	50	Abgaben	15,000	—
Oeffentliche Arbeiten .	16,530	—	Verjährungen	12,000	—
Straßenbau und Brücken	5,000	—	Stempel	5,000	—
Zollanstalten	91,934	—	Verschiedenes	5,000	—
Schulen	67,895	—	Summa: S.	1,438,795	6 c.
Einwanderungen . . .	171,543	64			
Oeffentliche Bauten und Werke	120,029	—			
Civilliste	119,418	56			
Geistlichkeit	89,200	—			
Oeffentliche Schuld . .	169,856	—			
Summa: D.	1,432,140	75 c.			

F.

Tonnengehalt der in und von Georgetown in den Jahren 1857—1866 ein- und ausgelaufenen Schiffe, nach den Zollhauslisten:

Jahr.	Tonnengehalt der eingelaufenen Schiffe.	Tonnengehalt der ausgelaufenen Schiffe.
1857	155,192	126,435
1858	138,432	122,317
1859	141,705	126,664
1860	170,732	136,572
1861	183,593	161,824
1862	150,014	133,652
1863	152,755	132,176
1864	171,861	145,082
1865	171,465	158,066
1866	175,021	161,962

G.

Werth der Import- und Exportartikel in den Jahren 1855—66.

Jahr.	Import.			Export.		
1855	£ 886,016	0	0	1,331,371	0	0
1856	893,897	0	0	1,378,153	0	0
1857 1858	Genaue Angabe in diesen Jahren nicht gesammelt.					
1859	1,179,901	0	0	1,311,265	0	0
1860	1,145,959	0	0	1,513,452	0	0
1861	1,339,712	0	0	1,583,649	0	0
1862	1,107,181	6	0	1,365,295	6	0
1863	1,121,979	7	0	1,679,385	11	0
1864	1,508,560	3	0	1,845,351	13	0
1865	1,359,292	3	0	2,089,639	0	0
1866	1,530,674	15	0	2,222,828	4	0

II.

Temperatur des Atlantischen Oceans auf seiner Oberfläche

(beobachtet auf einer Reise von Hamburg nach La Guaira in Venezuela vom 48° 40′ bis 10° 40′ nördl. Breite).

Réaumur.

Datum.	Nördliche Breite.	Westliche Länge. Grwch.	Temperatur des Meeres.	Temperatur der Luft.	Witterung und Winde.
1848.					
Dec. 22.	48° 40′	6° 51′	9°	4° 7′	Südostwind, bedeckter Himmel.
„ 23.	46° 20′	9° 10′	10°	6°	Südsüdostwind, Regen.
„ 24.	45° 13′	10° 45′	—	—	Heftigster Sturm aus West, der keine Beobachtung gestattete.
„ 25.	45° 32′	10° 47′	—	—	do. — do. —
„ 26.	46°	11° 25′	10°	10°	Heftiger Sturm, Abends Windstille.
„ 27.	46°	12°	10°	10°	Morgens heftiger Sturm, Mittags Windstille.
„ 28.	45° 50′	12° 58′	10° 2′	11°	Sturm aus Südwest, mit Regen.
„ 29.	45°	15°	10° 5′	11°	do. — do.
„ 30.	44° 35′	15° 45′	11°	10°	Sturm aus West, mit Regen.
„ 31.	43° 10′	15° 41′	—	—	Heftigster Sturm aus West, der keine Beobachtung gestattete.
1849.					
Jan. 1.	42°	17° 55′	11° 8′	13°	Südostwind, schöner, klarer Tag.
„ 2.	40° 30′	20°	12°	12°	Nordnordostwind, mit kleinen Regenschauern.
„ 3.	37° 56′	21° 35′	13°	12°	Sturm aus Nord.
„ 4.	35°	22° 30′	14°	14° 5′	Nordostwind, schöner, klarer Tag.
„ 5.	32° 10′	20° 21′	14°	14° 7′	Nordostwind, abwechselnd Regen und Sonnenschein.
„ 6.	29° 32′	22° 10′	16°	16°	Südostpassat, etwas bewölkter Himmel, schöner Tag.
„ 7.	26° 7′	24° 30′	16° 7′	16°	Südostpassat, bewölkter Himmel.
„ 8.	25° 15′	26° 34′	17°	17° 5′	do. do.
„ 9.	24°	29°	17° 5′	19°	do. wenig bewölkter Himmel.
„ 10.	22° 28′	32°	18° 7′	18° 5′	Südostpassat, wenig bewölkter Himmel, Mittags Windstille.
„ 11.	21° 30′	34° 32′	18° 8′	18°	do. do. do.
„ 12.	20° 30′	37° 10′	19°	19°	do. völlig klarer Himmel.
„ 13.	19° 40′	39° 40′	19° 5′	20° 2′	do. bedeckter Himmel, Böen.
„ 14.	18° 50′	42° 13′	19° 5′	18° 7′	do. Windstille.
„ 15.	18° 9′	44°	20°	20°	do. Westwind in der Passatlinie.
„ 16.	17° 12′	44° 40′	20°	18° 9′	do. do.
„ 17.	16° 7′	45° 46′	20°	19°	Südostpassat, bewölkter Himmel.
„ 18.	14° 55′	48° 6′	20° 5′	20°	do. do. Böen.
„ 19.	14° 16′	50° 4′	20° 5′	20° 2′	do. do. do.
„ 20.	13° 50′	51° 5′	20° 7′	20°	do. do.
„ 21.	13° 26′	52° 18′	21°	22°	Windstille.
„ 22.	13° 24′	54° 5′	21° 7′	21° 6′	Südostpassat, bewölkter Himmel.
„ 23.	13° 25′	55° 6′	20° 7′	21° 6′	do. do.
„ 24.	13° 25′	57° 25′	21°	21° 6′	do. do. Abends Regen.
„ 25.	13° 20′	59° 45′	21°	21° 3′	do. do. Inseln Barbados und St. Lucia passirt.
„ 26.	12° 41′	63° 3′	20° 6′	20° 4′	do. do.
„ 27.	12°	66° 15′	20° 3′	20° 1′	do. do. Abends Regen.
„ 28.	La Guaira.		18°	22° 1′	do. do. Morgens Regen.

I.

Thermometerbeobachtungen, angestellt am Roráima-Gebirge in Britisch Guyana

(in der Arekuna-Niederlassung Ibirima-yeng, 3000 Fuß üb. d. Meere, unter 4° 57′ nördl. Breite und 61° 1′ westl. Länge) und auf der Rückreise von da nach der Macuschi-Niederlassung Pirára am Rupununi. (3° 39′ 20′ nördl. Breite und 59° 20′ westl Länge, 350 Fuß ü. d. Meere).

Die Angabe der Grade ist nach Fahrenheit.

Datum.	Morgens.			Mittags u. Abends.				Bemerkungen.
	6 U.	9 U.	12 U.	1 U.	3 U.	5 U.	8 U.	
1864.								In und bei der Arekuna-Niederlassung Ibirima-yeng am Roráima.
Jan. 25.	62°	65°	70°	72°	70°	66°	65°	Nacht Regen und kalt.
„ 26.	60°	64°	66°	70°	70°	68°	63°	Tag über kühl und etwas Regen.
„ 27.	62°	64°	68°	75°	75°	70°	65°	Tag schön und heiter, Nacht ohne Regen, jedoch kalt.
„ 28.	60°	66°	69°	72°	74°	68°	61°	Tag schön und heiter, Nacht kalt, besonders gegen Morgen.
„ 29.	60°	68°	72°	74°	74°	70°	65°	Morgen schön aber kühl, Mittags bewölkt, Nacht klar und kalt.
„ 30.	60°	74°	76°	78°	78°	68°	66°	Morgen schön, dann bewölkt und starke Brise, Nacht Regen und kalt.
„ 31.	62°	69°	77°	79°	77°	68°	64°	Morgen schön, dann starke, kalte Brise, Mittags bewölkt, Nacht kalt.
Febr. 1.	56°	72°	79°	78°	70°	68°	65°	Morgen sehr kühl und bewölkt, Mittags 1—4 Uhr Regen.
„ 2.	60°	73°	77°	79°	74°	66°	63°	Morgen schön, doch rauhe Brise, Nachmittags bewölkt, Nacht Regen.
„ 3.	62°	64°	66°	67°	68°	67°	64°	Den ganzen Tag über Regen und rauh, Nacht sehr kühl.
„ 4.	60°	66°	72°	74°	70°	70°	64°	Morgen schön, Mittag und Abend Regen, Nacht klar und kalt.
„ 5.	66°	68°	74°	77°	76°	74°	65°	Morgens klar, nach 9 Uhr bewölkt, Regen und rauher Wind bis Abend, Nacht klar.
„ 6.	63°	70°	78°	78°	76°	74°	68°	Morgens Regenschauer und Wind, Mittags schön und warm.
„ 7.	59°	64°	71°	71°	70°	66°	64°	Tag über rauh und regnicht, Abend und Nacht klar.
„ 8.	60°	70°	76°	79°	77°	65°	63°	Tag schön und warm, Nacht klar und kalt.
„ 9.	59°	73°	74°	78°	78°	77°	68°	Ersteigung des Roraima. Tag über schön, Nacht abwechselnd Regen.
„ 10.	58°	63°	66°	66°	64°	62°	60°	Auf dem Roraima. Morgens kalt aber schön, Nacht rauher Wind.
„ 11.	59°	58°	56°	59°	56°	54°	53°	Von Mittag an und in der Nacht am Fuße des Felsengipfels des Roraima, 6500 Fuß ü. d. M.
„ 12.	50°	54°	58°	74°	76°	70°	65°	Vom Morgen bis Nachmittags Abwärtsklimmen vom Roraima nach Ibirima-yeng.
„ 13.	62°	72°	75°	78°	78°	72°	68°	In Ibirima-yeng. Tag über schön, windig, Nacht abwechselnd Regen.
„ 14.	62°	64°	72°	76°	72°	70°	66°	In Ibirima-yeng. Alle meine Witterungsbeobachtungen dieser Reise, vom 14. Febr. an, die ich, separat von den Thermometerbeobachtungen, in mein Tagebuch notirte, sind leider durch den Brand meiner Hütte in Tarinang, wobei mir außer meinen Sammlungen die meisten meiner Notizen verbrannten, vernichtet worden, wodurch ich außer Stand bin, sie hier wiederzugeben.
„ 15.	62°	68°	70°	72°	72°	74°	61°	
„ 16.	62°	75°	78°	80°	80°	70°	66°	
„ 17.	60°	72°	75°	77°	76°	74°	65°	
„ 18.	62°	69°	76°	75°	74°	72°	64°	
„ 19.	60°	68°	70°	75°	75°	68°	65°	
„ 20.	61°	70°	74°	74°	72°	70°	66°	
„ 21.	60°	66°	74°	74°	73°	71°	65°	
„ 22.	61°	64°	74°	76°	73°	70°	65°	
„ 23.	63°	65°	74°	76°	73°	70°	65°	
„ 24.	64°	70°	76°	76°	74°	69°	63°	
„ 25.	63°	66°	78°	78°	75°	68°	65°	

Datum.	Morgens.			Mittags u. Abends.				Bemerkungen.
	6 U.	9 U.	12 U.	1 U.	3 U.	5 U.	8 U.	
1864.								
Febr. 26.	60°	64°	73°	78°	76°	65°	62°	Am Berge Kukenam.
„ 27.	57°	62°	70°	74°	74°	66°	63°	do.
„ 28.	58°	66°	77°	77°	80°	75°	68°	do.
„ 29.	58°	66°	76°	80°	80°	74°	66°	Rückreise nach Ibirima-yeng.
März. 1.	62°	68°	78°	80°	80°	76°	68°	In Ibirima-yeng.
„ 2.	63°	66°	74°	78°	76°	71°	68°	
„ 3.	64°	68°	76°	76°	74°	70°	68°	
„ 4.	65°	70°	78°	78°	75°	74°	67°	
„ 5.	66°	68°	74°	76°	76°	69°	66°	
„ 6.	66°	69°	76°	78°	78°	70°	65°	
„ 7.	64°	72°	78°	80°	80°	74°		Morgens Abreise vom Roraima nach Süden (Pirara) zu.
„ 11.	64°				74°			Arekuna-Niederlassung Maripa-yeng am Zabangtipu in Humirida-Gebirge.
„ 12.	60°			80°	80°	74°		do. do. do.
„ 13.	60°			84°	84°	76°		do. do. do.
„ 14.	64°							Abreise von Maripa-yeng.
„ 15.						86°		Am Ufer des Cotinga unweit seiner Vereinigung mit dem Wai-kuah.
„ 16.		80°	92°	94°	94°			Macuschi-Niederlassung Pâmongkongo-poi am Waikuah, im Thale zwischen dem Humirida- und Pacaráima-Gebirge.
„ 17.			93°	94°	91°	86°		
„ 18.	72°	79°	94°	95°	90°	88°		
„ 19.	74°		94°	94°	92°	88°		
„ 20.	76°					86°		Abreise von Pâmongkongo-poi.
„ 21.	74°		93°		90°			In den Thälern des Pacaráima-Gebirges.
„ 22.	74°				94°	87°		do. do.
„ 23.	74°					88°		do. do.
„ 24.	76°	92°	100°			93°		do. do.
April. 3.	70°							do. do.
„ 4.	70°							do. do.
„ 5.	72°				88°			do. do.
„ 6.	70°				88°	88°		Am Flusse Mahu.
„ 7.	73°	82°						Savane von Pirara
„ 8.	71°							do.
„ 9.				83°	90°	86°		Macuschi-Dorf Pirara.
„ 10.	70°	80°	83°	85°	87°			do.
„ 11					82°	87°	78°	Macuschi-Dorf Tarináng. (Von Pirara nach dem Canuku-Gebirge.
„ 12.	70°					83°		do. Mapáima am Canuku-Gebirge.
„ 13.	70°	76°	84°					do. Ilamikipang am Canuku-Gebirge.
„ 14.	70°	79°						do. do. do.
„ 19.	72°							do. do. do.
Mai. 3.						84°		Macuschidorf Tarináng.
„ 4.	71°	80°						
„ 5.	74°							
„ 23.					87°			

Die vom 11. März bis 23. Mai äußerst spärlichen Beobachtungen haben ihren Grund darin, daß ich mich in dieser Zeit stets auf Fußreisen befand, wo mir das Thermometer, das ich aus Furcht vor einem Unfall in meiner Reisewäsche wohl verpackt hatte, sehr selten zu Gebote stand.

K.

Thermometerbeobachtungen, angestellt in der Macuschi-Niederlassung Tarináng

(3° 30′ nördl. Breite, 59° 12′ westl. Länge, zwischen Pirára und dem Canuku-Gebirge, 380 Fuß ü. d. Meere) und während einer Reise nach dem oberen Takutú.

Datum.	Morgens.			Mittags und Abends.			Bemerkungen.
	6 U.	9 U.	12 U.	3 U.	6 U.	9 U.	
1866.							
Juni. 1.	74°	78°	81°	83°	81°	78°	In Tarináng. Himmel bedeckt, feiner Regen, Wind N. O. Nachmitt. schön. Nacht Squall u. Regen.
„ 2.	72°	75°	79°	82°	80°	75°	Himmel bedeckt, mehrfach Regenschauer mit N. O. Wind.
„ 3.	73°	77°	80°	82°	81°	78°	Wenige Regenschauer, sonst schön. N. O. Wind.
„ 4.	74°	77°	80°	81°	80°	76°	Abwechselnd Sonnenschein und Regen.
„ 5.	74°	78°	83°	81°	81°	77°	Himmel bedeckt, mehrfach Regenschauer.
„ 6.	74°	75°	78°	80°	78°	76°	do. do.
„ 7.	73°	79°	78°	80°	80°	78°	Tag über schön.
„ 8.	73°	77°	79°	80°	79°	76°	Regen und N. O. Wind.
„ 9.	74°	76°	79°	82°	77°		Trübe, mehrfach Regen.
„ 10.	71°	73°	77°	80°	79°	76°	Schön, wenig Regen.
„ 11.	74°	79°	82°	86°	80°		Tag schön, ohne Regen. Abends Regen.
„ 12.	73°	78°	82°	82°	80°		Abwechselnd Sonnenschein und Regen.
„ 13.	74°	78°	82°	81°	79°		Schön, Nachmittag ein wenig Regen.
„ 14.	74°	78°	82°	82°	80°		do. do.
„ 15.	74°	78°	82°	84°	80°		Tag über schön.
„ 16.	74°	78°	80°	79°	80°		Morgens schön und windig. Mittag Squall aus Süd-Ost. Nachmittag schön.
„ 17.	74°	75°	76°	80°	81°		Trübe, von 10 Uhr ab starke Regenschauer. Wind N. O. —
„ 18.	73°	77°	83°	84°	80°		Schön, doch sehr windig.
„ 19.	71°	77°	80°	82°	81°		Schön, Abends starker Gewitterregen.
„ 20.	73°	77°	82°	84°	80°		do. do.
„ 21.	73°	77°	80°	83°	80°		do. do.
„ 22.	72°	79°	81°	75°	76°		Trübe, von N. M. 2 Uhr ab öfterer Regen.
„ 23.	74°	76°	80°	81°	76°		Trübe und regnicht.
„ 24.	72°	72°	73°	76°	74°		do. do. gegen Abend klar.
„ 25.	70°	72°	74°	76°	76°		Morgens trübe und regnicht, Mittags schön.
„ 26.	72°	74°	74°	76°	76°		Trübe, aber wenig Regen; starker Westwind.
„ 27.	71°	74°	78°	80°	78°		Schön.
„ 28.	73°	74°	79°	79°	79°		Morgens trübe, N. M. schön.
„ 29.	72°	74°	77°	77°	76°		Morgens schön, N. M. 4 Uhr heftiger Regen.
„ 30.	73°	74°	77°	78°	76°		Abwechselnd Sonnenschein und Regen.
Juli. 1.	74°	73°	74°	75°	77°		Morgens Regen, Mittags schön.
„ 2.	72°	73°	74°	76°	78°		do. do.
„ 3.	71°	75°	77°	82°	80°		Schön.
„ 4.	72°	77°	82°	84°	82°		do.
„ 5.	73°	78°	83°	85°	82°		do.
„ 6.	73°	76°	77°	79°	77°		Trübe und regnicht.
„ 7.	73°	74°	81°	83°	78°		Morgens abwechselnd Sonnenschein und Regen, N. M. schön.
„ 28.	73°	79°	82°	81°	80°		Schön.
„ 29.	73°	79°	83°	87°	83°		do.
„ 30.	73°	81°	83°	87°	83°		do. aber sehr windig.
„ 31.	73°	79°	83°	86°	84°		do. do.

Datum.	Morgens.			Nachmittags.		Bemerkungen.
	6 U.	9 U.	12 U.	3 U.	6 U.	
1866.						
Aug. 1.	73	80	83	86	83	Schön, aber windig.
„ 2.	73	81	83	86	83	do. do. Nacht Regen.
„ 3.	73	81	83	86	83	do. do.
„ 4.	73	81	83	87	82	do. do.
„ 5.	73	82	84	87	83	do. do.
„ 6.	73	81	83	86	83	Schön.
„ 7.	73	79	84	87	84	do.
„ 8.	73	80	88	88	86	do.
„ 9.	74	80	87	88	85	Abreise nach Pirára. Schön.
„ 11.	73	80				Pirára. Schön.
„ 12.				86		do. do.
„ 13.	79		89		83	do. do. Mittags das Thermometer in der Sonne 110°.
„ 14.	72	78	81	81	83	do. do.
„ 15.	73			83	79	do. do.
„ 16.	73					do. do.
„ 20.		81	86	88	84	Mündung des Flusses Pirára in den Mahu. Schön.
„ 21.	76					Fluß Mahu. Schön.
„ 22.		79	82	83	81	Mündung des Mahu in den Takutú. Schön.
„ 23.	73	74	77	79	77	Takutú, unweit der Mündung des Mahu. Schön.
„ 24.	76	80	84	81	82	do. do. do.
„ 25	71	78	83	84	80	do. do. do.
„ 26.			83	86		Im Takutú. Schön.
„ 27.	76	76	82	84	82	do. Mündung des Flüßchens Capparaute. Schön.
„ 28.	76	80	84	83		do. Schön
„ 29.	76	80	83			do. Mündung des Mucu-mucu. Schön.
„ 31.				87		do. do. do.
Sept. 1.	74	82	86	89	83	do. do. do.
„ 3.	79	83	87	86	81	do. Baiarra-Fall bis zur Mündung des Sawara-auru. Schön.
„ 4.	78	82	82	83	81	do. Mündung des Sawara-auru bis Fall Seabunk. Schön.
„ 5.	73	78	84	87	81	do. Fall Seabunk bis Fall Curucuku. Schön.
„ 6.	73	78				do. Fall Tau-au-mararri. Schön. Untergang meines Bootes.

Durch den Untergang meines Bootes im Takutú (im Falle Tau-au-mararri, den 6. September), wobei ich all' mein Eigenthum, leider auch das Thermometer verlor, wurde meinen ferneren Beobachtungen im Verfolg der Reise ein Ziel gesteckt.

L.

Thermometerbeobachtungen, angestellt zu Bartika-Grove

(an der Mündung des Massaruni in des Essequibo, 6° 24′ 24″ nördl. Breite und 58° 37′ 44″ westl. Länge Grwch.), sowie auf einer Reise von da, im Essequibo und Rupununi aufwärts, nach der Macuschi-Niederlassung Tarinang am Canuku-Gebirge, (3° 30′ nördl. Breite, 59° 12′ westl. Länge; 380 Fuß ü. d. Meere).

Datum.	Morgens.			Mittags und Abends.			Bemerkungen.
	6 U.	9 U.	12 U.	3 U.	6 U.	9 U.	
1867.							
Juli. 25.	76	83	89	90½	85	79	Bartika-Grove. Morgens schön, N. M. schön, von 4—5 sehr starke Brise.
„ 26.	76½	87	89½	87½	83½	79	Morgens schön, N. M. schön, 3 Uhr kühle heftige Brise und Donner, Abends schön.
„ 27.	77	87½	90	89	83	80	Schön.
„ 28.	77	87	90	85	82	79	Morgen und Mittag schön, 3—4 Uhr squalliges Wetter mit Donner, dann schön.
„ 29.	77	83	90	90	83	80	Morgen und Mittag schön, 4—4½ Wind und Regen, dann schön.
„ 30.	76½	83½	89	85	82	79	do. do. 3—4 Uhr Wind mit Regen, dann schön.
„ 31.	78	84	88	88	81		Morgen und Mittag schön, 3—4 Uhr heftiger Gewitterregen, dann schön.
Aug. 1.	77	82	85	80	81		Kühl, Morgens 10 Uhr Regen, N. M. regnicht.
„ 2.	77	82	87	85	80		Morgens 7 Uhr Regen, dann schön bis Mittag, N. M. meist regnicht.
„ 3.	76	80½	86	88	81		Morgens 6—7 Uhr starker Regen, dann schön, 12 Uhr Regen, N. M. schön.
„ 4.	76	80	86	85	80		Tag über abwechselnd schön und regnicht, 4—6 Uhr sehr heftiger Regen.
„ 5.	75	82	90	88	82		Tag über schön und warm.
„ 6.	77	80	85	82	80		Himmel bedeckt, neblig und regnicht.
„ 7.	77	81	86	85	81		Tag über schön.
„ 8.	77	79	85	83	80		do.
„ 9.	77	82	87	85	82		Morgens schön, N. M. Regen.
„ 10.	77	82	87	85	80		do. do.
„ 11.	76	81	86	83	80		do. do.
„ 12.	77	80	83	80	80		Von 10 Uhr an heftige Regenschauer bis Abends.
„ 13.	75	80	85	88	81		Morgens 6—9 Uhr heftiger Regen, dann schön.
„ 14.	76½	80	85	91	81		Morgens starker Nebel, Nachmittags schön.
„ 15.	77	85	90	89	81		Morgens schön, N. M. 3 Uhr Regen.
„ 16.	77	82	91	89	86		Morgens 9 Uhr Regen, dann schön, N. M. 4½ Uhr starker Squall.
„ 17.	77	82	88	87½	85		Schön, um 4 Uhr N. M. Regen.
„ 18.	77	82	91	89	84		Morgens schön, N. M. Squall.
„ 19.	77	84	91	90	86		do. N. M. 3 Uhr heftiger Squall.
„ 20.	76	86	90	89	85		Himmel bedeckt, N. M. schön, 5 Uhr Squall.
„ 21.	76½	81	92	91½	86		Schön.
„ 22.	80	84	92	89	82		do.
„ 23.	80	84	89	92	85		do. N. M. 4 Uhr etwas Regen.
„ 24.	78	86	89	90	85		do. N. M. 2 Uhr Squall.
„ 25.	80	84	89	88	82		Den ganzen Tag hindurch regnicht.

Datum.	Morgens.			Nachmittags.		Bemerkungen.
	6 U.	9 U.	12 U.	3 U.	6 U.	
1867.						
Aug. 26.	76	78½	88	86	81	Abreise von Bartika-Grove, bis zur Insel Cumaka-Serrima, N. M. 2 Uhr Gewitterregen.
„ 27.	76	78	82	84½	81	Im Essequibo aufwärts von Cumaka-Serrima bis zum Itaballifall, N. M. 4—5 Gewitterregen.
„ 28.	75	78½	83	82½	80	Vom Itaballifall nach Curia-banaboo. Schön, N. M. 2 Uhr Regen.
„ 29.	73	80	89	88	84	Von Curia-banaboo nach den Arissauroo-hills. Schön, Abends 8 Uhr Gewitter und Regen.
„ 30.	73	80	83	87	84	Von den Arissauroo-hills nach Tiparai-curu. Schön, Abends mehrfach Regen.
„ 31.	77	82	85	90	85	Von Tiparai-curu nach Snake-post. Schön, 4 Uhr N. M. Squall.
Sept. 1.	79	80	85	85	83	Von Snake-post nach d. Insel Benhuri-bomuco. Schön.
„ 2.	78	81	83	84	82	Von Benhuri-bomuco zu den Jumping-rocks. Schön, 1 Uhr N. M. Gewitterregen.
„ 3.	77	83	85	86	83	Von den Jumping-rocks nach dem Twashinki-Fall. Schön.
„ 4.	78	80	84	80	80	Vom Twashinki-Fall zum Kiriatau-Fall. Schön, N. M. 3 Uhr stark Gewitter und Regen.
„ 5.	77	82	83	85	82	Vom Kiriatau-Fall nach Cupári-waka-Island. Schön.
„ 6.	77	79	85	87	83	Von Cupári-waka-Island nach Arinda. Schön.
„ 7.	77	80	84	85	83	Von Arinda nach d. Ouroucoupari-Fall. do.
„ 8.	77	81	85	85	82	Am Ouroucoupari-Fall. Morgens 6 Uhr Regen, Mittags fortwährend Regenwetter.
„ 9.	76	85	86	85	83	Vom Ouroucoupari-Fall nach d. Goldfall. Schön.
„ 10.	76	83	85	84	80	Vom Goldfall nach Macarie-Island. Schön, 5—6 Uhr N. M. Gewitterregen.
„ 11.	79	81	84	86	83	Von Macarie-Island nach d. Pacufall. Schön, Nachts 12 Uhr heftiger Regen.
„ 12.	79	83	85	84	84	Vom Pacufall nach Baboon-Island. Schön, Nacht Regen.
„ 13.	79	79	86	85	84	Von Baboon-Island nach d. Mündung des Tokutu. Schön, Nacht Regen, Eclipse.
„ 14.	77	79	87	84	83	Vom Tokutu nach d. Caraiben-Niederlassung Carina an d. Mündung d. Rupununi. Schön.
„ 15.	76	86	88	90	84	In Carina an d. Rupununi-Mündung (3° 59′ 45″ nördl. Breite, 320 Fuß ü. d. M.). Schön.
„ 16.	78	88	90	91	85	In Carina. Schön.
„ 17.	76	82	88	86	85	Abreise v. Carina, den Rupununi aufwärts bis in d. Nähe d. Aurime-Gebirges. Schön.
„ 18.	78	81	84	88	86	Vom Aurime-Gebirge nach der Mündung des Rewa. Schön, Abends 7 Uhr Regen.
„ 19.	76	80	84	91	85	Von d. Mündung d. Rewa nach der des Curassawaka. Schön, 5 Uhr Gewitterregen.
„ 20.	77	84	87	89	87	Von d. Mündung d. Curassawaka bis zur Niederlassung Anai. Schön.
„ 21.	76	80	88	89	86	Von Anai nach d. Berge Sawako-tunalli. Schön.
„ 22.	77	82	87	88	90	Von Sawako-tunalli nach Massara. do.
„ 23.	77	86	89	88	86	Von Massara nach d. Macuschi-Niederlassung Caritnambo. Schön.
„ 24.	78	86	87	93½	88	Von Caritnambo nach Waipukare, dem Landungsplatz von Pirara. Schön.
„ 25.	74	86	89	93	88	Bucht Waipukare (3° 38′ nördl. Breite, 59° 11′ westl. Länge). Schön.
„ 26.	73	86	88	93	88	do. Schön.
„ 27.	73	86	89	93	86	Von Waipukare nach Tarináng am Canuku-Gebirge. Schön.
„ 28.	71	87	89	92	86	In Tarináng. Schön.
„ 29.	74	86	88	88	83	Schön.

Datum.	Morgens.			Nachmittags.		Bemerkungen.
	6 U.	9 U.	12 U.	3 U.	6 U.	
1867.						
Sept. 30.	73	84	88	91	84	Schön.
Octb. 1.	74	83	88	90	86	do. Nacht Regen.
„ 2.	73	78	85	87	79	Himmel bedeckt, kühle Brise, Nacht Regen.
„ 3.	75	79	81	86	80	do. do.
„ 4.	74	81	85	87	80	Schön, N. M. 6 Uhr Gewitterregen.
„ 5.	74	79	88	87	80	do. N. M. kleine Regenschauer.
„ 6.	75	81	86	89	80	do.
„ 7.	75	83	88	91	88	do.
„ 8.	75	83	88	90	85	do.
„ 9.	74	84	90	92	88	do.
„ 10.	76	85	86	86	85	do. Himmel bedeckt; windig.
„ 11.	76	85	89	73	84	do.
„ 12.	74	86	90	92	85	do.
„ 13.	73	78	90	91	85	do.
„ 14.	73	85	89	90	84	do.
„ 15.	75	80	90	93	90	do.
„ 16.	75	81	90	93	87½	do.
„ 17.	73	79	89	91	88	do.
„ 18.	74	80	90	93	88	do.
„ 19.	74	82	91	93	88	do.
„ 20.	75	84	90	92	89	do.
„ 21.	75	86	93	95	91	do. windig.
„ 22.	74	85	93	95	90	do. do.
„ 23.	75	84	90	93	89	do.
„ 24.	74	86	92½	94	92	do.
„ 25.	74	80	92	94	92	do.
„ 26.	74	81	92	94	91	do.
„ 27.	74	80	91	90	87	do.
„ 28.	74	82	92	94	86	do.
„ 29.	74	79	91	93	86	do.
„ 30.	75	85	92	93	87	do.
„ 31.	74	80	88	92	88	do.
Novb. 1.	75	84	90	92	88	do. windig.
„ 2.	74	86	90	92	87	do.
„ 3.	75	84	90	91	86	do.
„ 4.	76	85	88	91	86	do.
„ 5.	75	86	91	94	87	do.
„ 6.	78	85	90	88	86	do.
„ 7.	75	86	90	88	85	do.
„ 8.	76	83	87	86	81	Himmel bedeckt; kühl und windig.
„ 9.	75	84	88	91	86	Pirára. Schön, windig.
„ 10.	75	83	87	90	85	do. do. do.
„ 11.	76	84	90	89	86	do. do. do.
„ 12.	74	83	90	88	87	Von Pirára nach Tarináng. Schön.
„ 13.	76	83	86	90	87	Tarináng. Klarer Himmel, aber sehr windig.
„ 14.	75	80	86	90	88	Morgens schön, Mittags 1 Uhr Regen, N. M. 4 Uhr Squall und starker Regen.
„ 15.	77	80	86	90	86	Schön, sehr windig
„ 16.	75	80	86	89	87	do. do.
„ 17.	74	80	86	88	85	do. do.
„ 18.	77	80	87	89	87	do. do.

Alle anderen, während meiner Reisen in Britisch Guyana angestellten Thermometerbeobachtungen, sind bei dem Untergange meines Bootes in einem der Fälle des Takutú (Tau-au-mararri am 6. Sept. 1866) mit all meinen Sammlungen und anderem Eigenthum leider verloren gegangen.

M.

Monatliche mittlere Temperatur von Georgetown

(6° 49′ 20″ nördl. Breite, 58° 11′ 30″ westl. Länge), nach zwölfjährigen Beobachtungen zusammengestellt.

In den Jahren:

Monat.	1846	1847	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1854	1855	1856	1857
Januar	79·2	77·8	77·7	78·4	77·4	78·2	78·7	79·1	77·5	80·1	79·0	77·9
Februar	79·0	77·4	77·7	78·0	78·2	78·0	78·5	79·6	77·8	78·7	79·0	77·5
März	79·8	77·9	78·1	78·6	78·9	78·8	78·3	80·0	79·1	78·5	79·6	77·9
April	80·6	78·4	79·4	78·5	79·1	79·2	79·8	80·5	79·5	79·6	80·0	79·2
Mai	80·7	78·4	78·6	78·7	78·8	78·8	79·7	79·7	79·7	80·0	79·3	78·7
Juni	79·8	78·2	78·4	77·9	79·4	78·1	78·7	79·2	79·4	79·2	78·6	78·8
Juli	79·3	78·8	79·0	77·7	79·5	80·0	79·2	79·0	78·9	79·8	78·3	78·4
August	79·3	80·1	80·0	79·2	79·8	79·9	80·6	81·1	80·3	80·9	79·4	79·6
September	81·5	80·6	80·3	80·7	82·1	80·7	81·7	79·9	81·3	81·5	80·7	—
October	80·0	80·5	81·4	80·9	82·3	81·0	82·0	81·4	81·5	81·0	80·5	—
November	80·3	80·3	80·7	79·6	81·5	80·0	80·8	80·4	80·7	81·2	79·5	—
December	79·0	78·9	78·4	78·5	79·9	79·4	78·2	79·9	78·6	79·8	78·1	—

N.

Tabelle über die zu Georgetown in den verschiedenen Monaten herrschenden Winde

nach fünfjährigen Beobachtungen zusammengestellt.

In den Monaten.	In den Jahren:				
	1846	1847	1848	1849	1850
Januar	O. zu N.	O. zu N.	O. zu N.	O. N. O.	O. zu N.
Februar	O. N. O.	O. N. O.	O. ½ N.	N. O. zu O.	O. N. O.
März	O. zu N.	O. zu N.	O. zu N.	O. N. O.	O. zu N.
April	O. zu N.	O.	O. zu N.	O. zu N.	O.
Mai	O.	O.	O. zu S.	O.	O. zu S.
Juni	O. zu S.	O.	O. zu S.	O.	O. S. O.
Juli	S. O. zu O.	O.	O. zu S.	O. zu S.	O. S. O.
August	O. zu S.	O. zu S.	O. zu S.	O. zu S.	O. S. O.
September	O.	O. S. O.	O. zu S.	O.	O.
October	O. S. O.	O. zu S.	O.	O.	O.
November	O. zu S.	O. zu S.	O.	O.	O.
December	O. zu S.	O. ½ N.	O. ½ N.	O. zu N.	O.

O.

Tabelle des monatlichen Regenfalles in Georgetown

nach zwölfjährigen Beobachtungen.

In den Jahren:

Monat.	1846	1817	1848	1849	1850	1851
Januar	2·07	9·29	6·65	5·60	15·17	3·93
Februar	0·87	3·22	6·91	7·44	3·86	6·06
März	2·06	6·15	7·68	12·59	14·60	8·08
April	5·93	11·48	7·24	7·55	5·94	16·15
Mai	14·98	12·88	20·28	17·94	15·60	11·23
Juni	14·92	14·29	11·45	20·44	7·94	19·83
Juli	13·28	10·21	5·55	20·38	9·88	8·70
August	8·80	3·82	6·54	10·80	10·41	7·52
September	0·61	1·12	6·42	1·16	0·63	2·90
October	5·89	3·29	0·60	3·55	1·87	2·71
November	5·57	7·33	3·49	10·36	5·15	12·07
December	11·23	10·29	18·82	14·40	6·31	3·66
Summa	86·21	93·35	101·63	132·21	97·36	102·84

Monat.	1852	1853	1854	1855	1856	1857
Januar	6·07	6·78	15·88	2·18	2·02	5·16
Februar	8·41	5·42	5·53	15·39	0·96	6·27
März	8·76	1·25	4·68	12·82	1·65	6·75
April	5·28	5·51	6·58	6·82	3·05	2·48
Mai	16·50	15·72	9·24	10·86	10·23	13·24
Juni	11·67	13·22	10·05	12·76	16·70	16·67
Juli	8·83	9·82	12·14	14·00	13·24	10·92
August	10·11	4·95	9·76	6·28	7·81	13·94
September	1·18	4·11	3·84	1·12	5·80	—
October	0·52	1·23	0·03	4·26	3·14	—
November	5·03	2·39	3·59	0·93	5·78	—
December	12·18	4·45	13·57	5·89	17·34	—
Summa	94·54	74·85	94·89	93·31	87·72	

In Zollen (1 Zoll = 25 Millimeter).

P.

Tabelle der Grade der Feuchtigkeit in Britisch Guyana

nach in Georgetown während eines Zeitraumes von 7 Jahren angestellten Beobachtungen.

In den Monaten.	In den Jahren:						
	1846	1847	1848	1849	1850	1851	1852
Januar	727	778	787	757	812	737	747
Februar	684	756	757	752	770	760	753
März	694	780	771	776	766	742	770
April	738	786	743	783	768	794	753
Mai	794	798	827	802	821	821	781
Juni	811	806	805	828	790	819	807
Juli	785	778	758	812	775	753	782
August	770	743	726	783	774	766	749
September	719	710	735	721	692	740	706
October	755	702	716	725	699	733	698
November	759	738	746	786	724	766	751
December	814	772	811	790	756	747	812

Q.

Todesfälle in Georgetown

während der Jahre 1852—58. Nach den Begräbnißlisten.

Einwohnerzahl im Jahre 1851: 25,508 Einwohner.

Einwohnerzahl im Jahre 1861: 29,174 Einwohner.

Monat.	1852	1853	1854	1855	1856	1857	1858
Januar	159*a*	207	107	114	109	300	79
Februar	225	125	77	93	129	373*e*	72
März	213	144	101	99	142	171	81
April	150	119	92	81	143	88	83
Mai	149	91	75	83	158	116	78
Juni	109	107	57	81	186	108	91
Juli	180	135	86	87	122	163	94
August	159	105	83	94	115	121	106
September	149	139	89	72	124	96	110
October	136	157	76	91	104	90	111
November	145	110*b*	65	96	91	92	110
December	203	97	88	102*c*	119*d*	79	111

Vorherrschende Krankheiten in diesem Zeitraume: *a*—*b* Gelbes Fieber. *c* Gelbes Fieber. *d*—*e* Cholera.

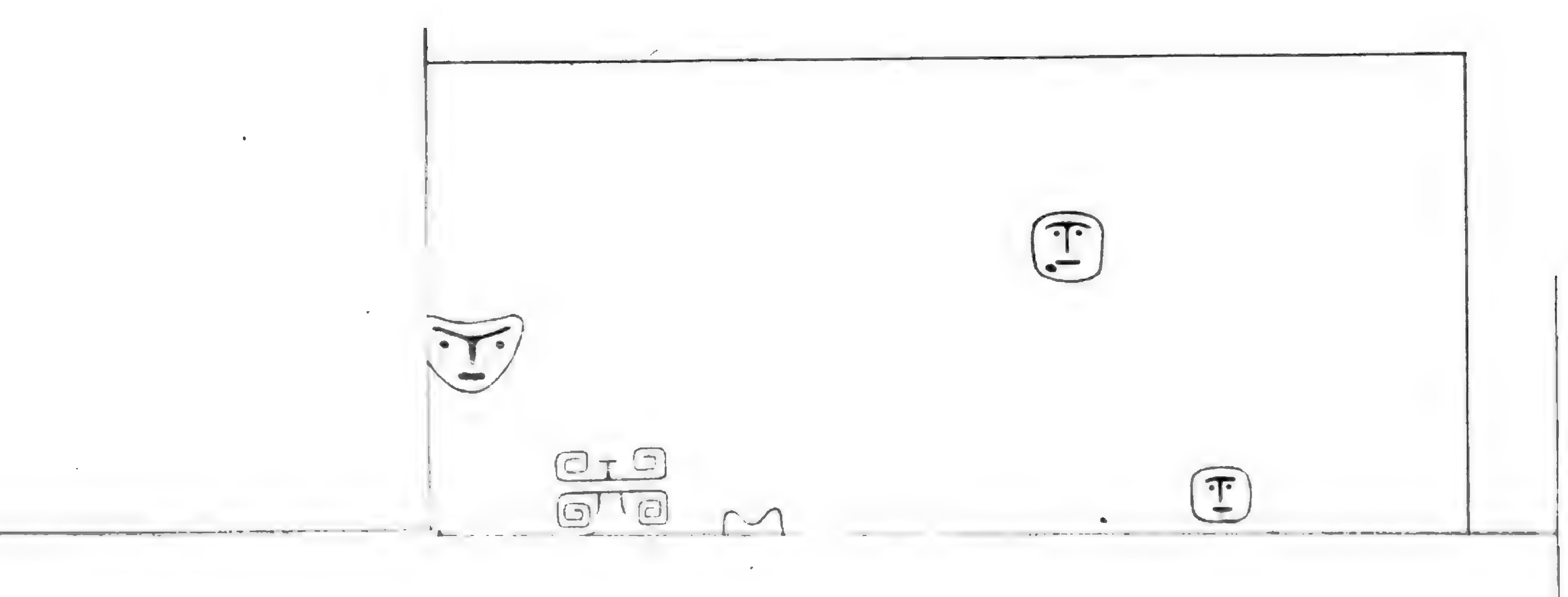
R.

Uebersichtliches Verzeichniß der Sterblichkeit in Georgetown in den Jahren 1838—1846 nach den Todtenlisten und anderen authentischen Daten:

Im Jahre:	Anzahl der Begräbnisse nach den Todtenlisten, mit möglichster Angabe des Geschlechts und des Vaterlandes der Gestorbenen: Geschlecht. Total-Summe der Männer.	Seeleute.	Männl. Einwohner.	Weibl. Einwohner.	Unbestimmt.	Total-Nummer der Einwohner.	Total-Nummer der Todesfälle.	Begräbnisse auf öffentliche Kosten.	Vaterland. Britisch Guyana.	Afrika.	Madeira u. Malta.	Ostindien.	Westindien.	Europa, excl. Seeleute.	Amerika.	Unbestimmt.	Anzahl der Todesfälle im Colonial-Hospital, nach den ärztlichen Listen. Geschlecht. Männer.	Frauen.	Total-Summe.	Vaterland. Britisch Guyana.	Afrika.	Madeira u. Malta.	Ostindien.	Westindien.	Europa.	Amerika.	Unbestimmt.	Bewohner von: Georgetown.	Vom Lande.	Unbestimmt.	Vorherrschende Krankheiten während des Jahres.
1838	628	305	323	246	126	695	1000	59	309	31	2	—	86	80	5	182	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	Gelbes Fieber, 1837 begonnen. Sehr schlimm in diesem Jahre für Europäer und Seeleute.
1839	410	155	255	208	152	615	770	158	219	38	9	4	44	52	3	246	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	Gelbes Fieber und Pocken.
1840	301	72	229	200	100	529	601	191	214	36	38	2	50	53	2	134	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	Gelbes Fieber.
1841	588	156	432	294	139	865	1021	306	454	75	99	—	105	81	7	44	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	Gelbes Fieber.
1842	596	136	460	315	187	962	1098	506	329	55	295	—	92	52	7	132	273	119	392	34	28	264	—	39	20	3	4	—	—	—	Gelbes Fieber, Masern, Pocken und Keichhusten.
1843	307	8	299	177	129	605	613	227	314	30	64	1	75	43	10	68	122	36	158	47	21	45	—	26	14	5	—	90	47	21	Pocken, Masern und Keichhusten.
1844	298	10	288	275	76	639	649	215	338	60	43	—	80	30	5	83	103	37	140	41	27	30	—	21	8	2	8	77	52	11	Pocken, Masern und Keichhusten, und Scharlachfieber (sehr heftig).
1845	420	14	406	274	51	731	745	288	401	103	32	7	99	35	8	43	152	52	204	75	44	22	11	32	8	4	8	104	94	6	Influenza im Juli und August.
1846	500	10	490	342	190	1022	1032	472	500	102	158	70	81	50	7	51	285	94	379	171	42	134	69	35	12	7	9	151	184	38	Keichhusten im Januar und Februar.

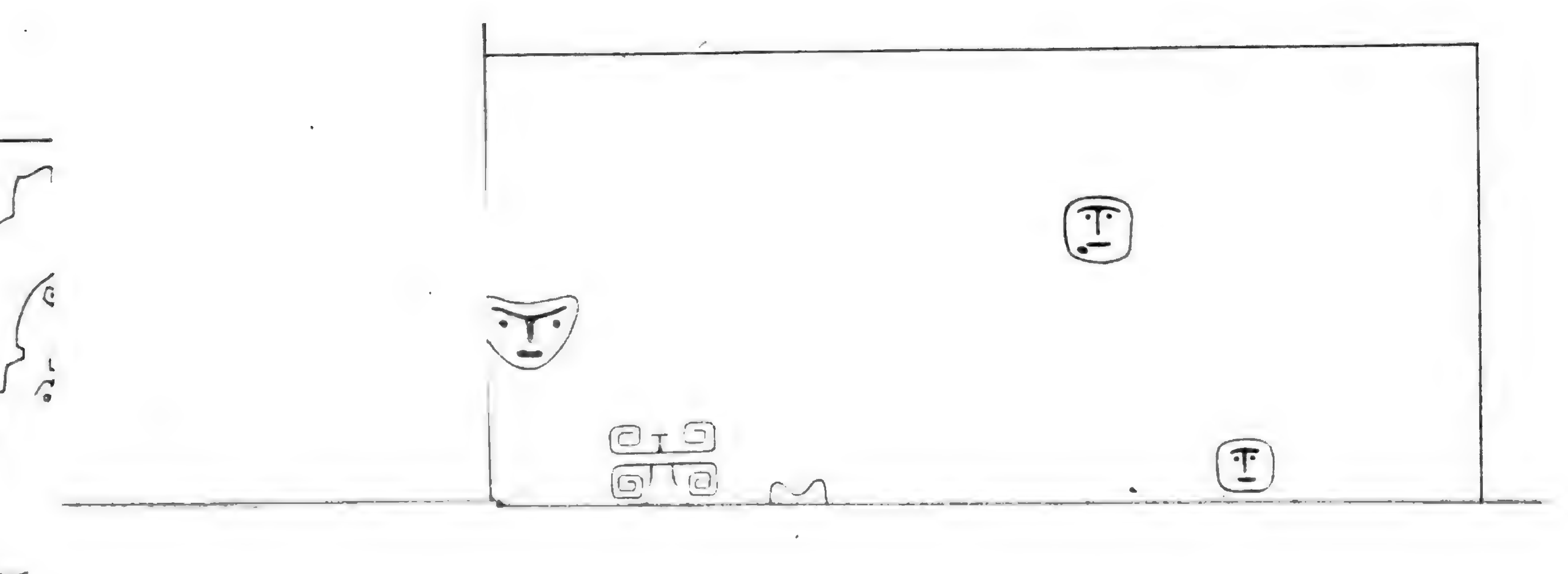
Die Einwohnerzahl von Georgetown betrug in den Jahren 1838—1846 ungefähr 25,500 Seelen.

Druck von Graichen & Riehl in Leipzig.

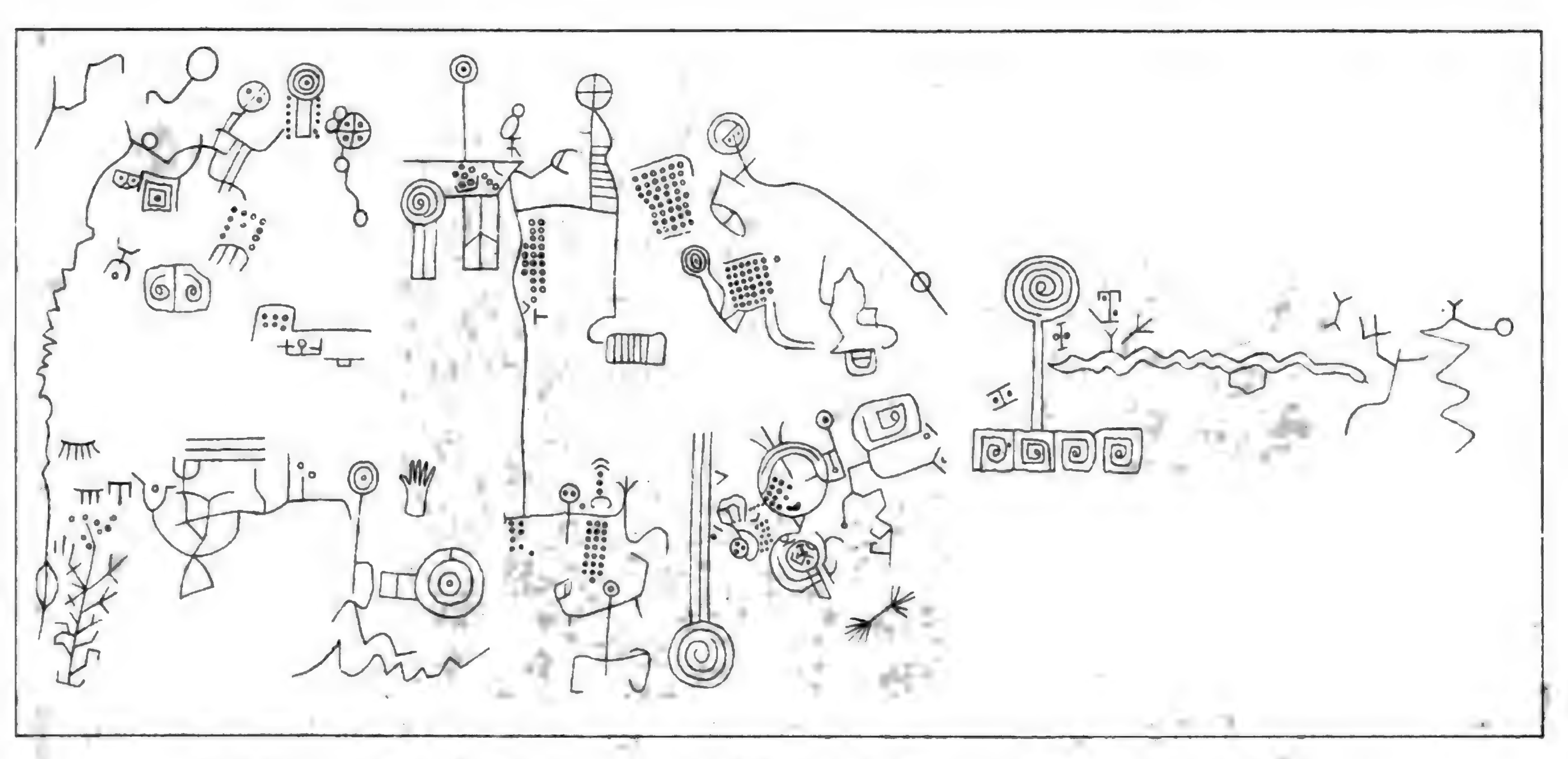


Alt-Indianische Bilderschrift an einem Felsen bei Mokatau in der Nähe von Watu-Ticaba am Rupununi in Britisch Guyana.

Druck von Graichen & Riebl in Leipzig.



Alt-Indianische Bilderschrift an einem Felsen bei Mokatau in der Nähe von Watu-Ticaba am Rupununi in Britisch Guyana.



Alt-Indiantsche Bilderschrift an einem Felsen bei Mokatau in der Nähe von Watu-Ticaba am Rupununi in Britisch Guyana.

Getreu nach dem Original copirt von C. F. Appun.

Berichtigungen.

Seite 22 Zeile 4 von unten lies: besonderes statt sonderes.
„ 106 „ 14 „ „ „ steifwebliger st. streifwebeliger.
„ 107 „ 12 „ „ „ mahagoniähnliche st. magahoniähnliche
„ 125 „ 13 „ „ und Seitenüberschrift lies: Phractocephalus st. Practocephalus.
„ 125 „ 5 „ „ ist zwischen und und wird das Wörtchen es zu ergänzen.
„ 210 „ 12 „ „ lies: wurden statt wurde.
„ 216 „ 13 „ oben „ aufgegebenes st. auf gegebenes.
„ 255 „ 13 „ unten „ Arrow-root st. Arrow-roat.
„ 306 „ 1 „ oben „ spätestens st. spätenstens.
„ 308 „ 13 „ „ „ das Gesicht st. den Kopf.
„ 335 „ 8 „ „ „ gefürchtet hatte st. hatte, gefürchtet.
„ 364 „ 1 „ „ „ fleischige st. fleischigen.
„ 439 „ 10 „ „ „ herrlichen st. riesigen.
„ 439 „ 11 „ „ „ riesigen st. herrlichen.
„ 452 „ 1 „ unten „ geheure st. eheure.
„ 496 „ 9 „ oben „ in der Sonne st. im Schatten.
„ 505 „ 14 „ „ „ sogar st. ogar.

